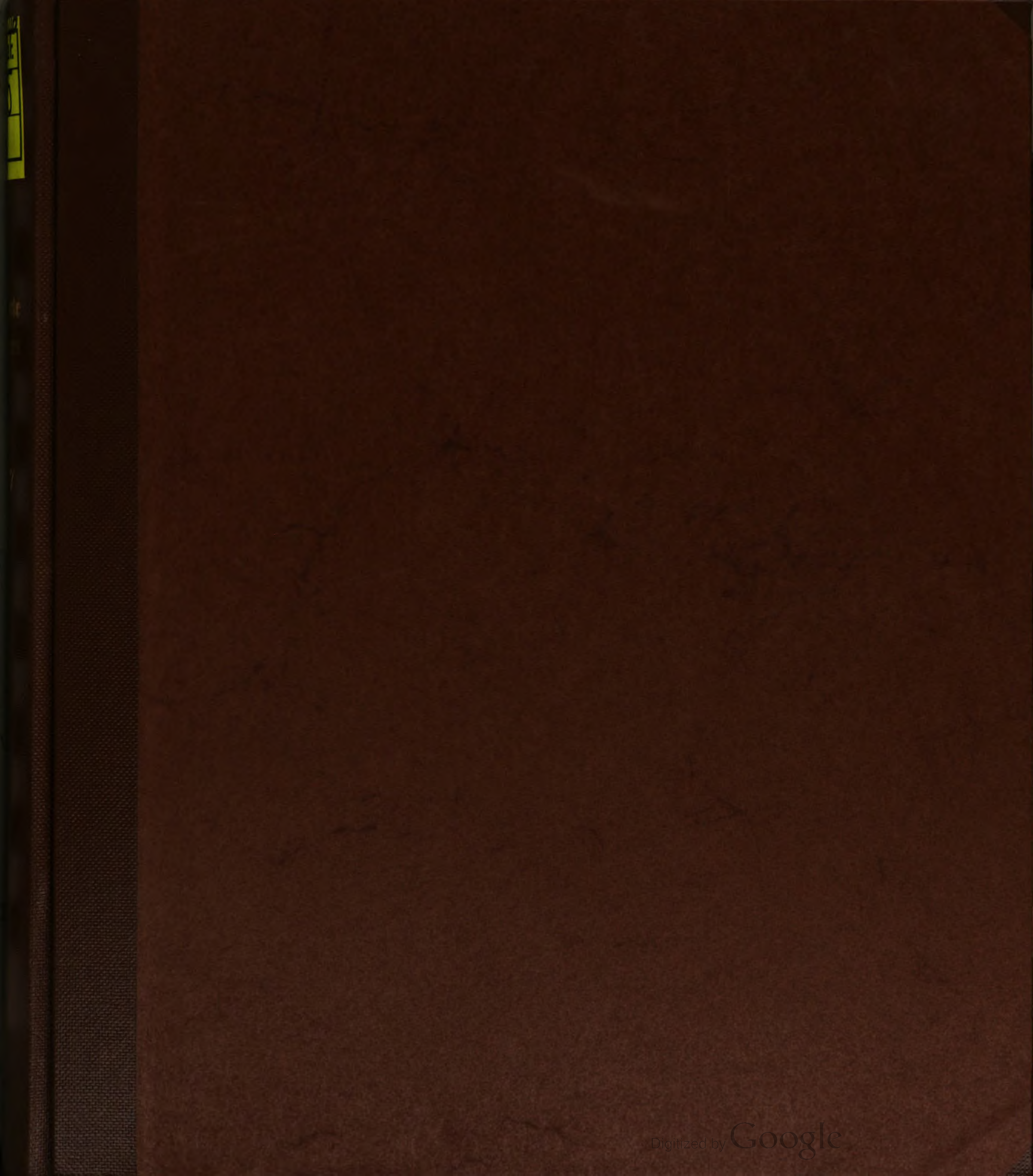




Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie
der Wissenschaften.

Vierundzwanzigster Band.

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

Gelehrte Anzeigen.

Januar bis Juny.

1847.

München,
im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1847 Nr. 1.

Gelehrte Anzeigen.

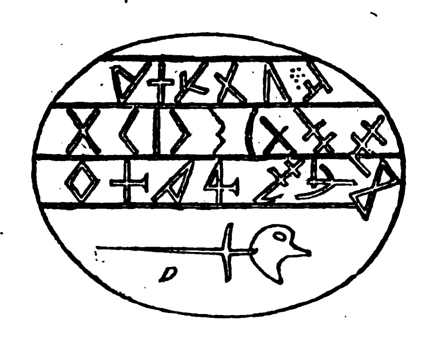
München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Januar.
Nro. 1. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung am 5. December v. J. las Hr. Professor Schmeller

Ueber einen in Nordamerika in einem Grabhügel am Ohio gefundenen Stein mit eingegrabenen Charakteren, nach einer von E. Fr. Jomard in der französischen Académie des Inscriptions et Belles-lettres gelesenen Notiz.



Unter die großen geschichtlichen Fragen, deren Lösung, wie schwer sie seyn mag, man doch nicht umhin kann immerdar in Aussicht zu halten, gehört auch die über den Zusammenhang der Urbewohner Amerika's mit denen der alten Welt.

Man hat in jener neuen Reste von Kunststraßen, von Bild- und Bauwerken mancher Art, ja von ganzen Städten gefunden. Es haben sich in diesen Monumenten Aehnlichkeiten mit entsprechenden theils der ägyptischen, indischen und anderen asiatischen, theils der nordeuropäischen Vorzeit nachweisen lassen. Allein alle Ueberbleibsel der Art, selbst die hieroglyphischen, die darunter mit vorkommen, sprechen weit weniger bestimmt, geben weit mehr nur bloße Vermuthungen zu lesen, als ein geschriebenes Wort dies thun würde. Und solcher Denkmale, die man schriftliche nennen könnte, sind bisher im genannten Welttheile, meines Wissens, keine gefunden worden. Denn die für Runen gehaltenen Zeichen auf Felsen im Bereiche des alten Winlands beziehen sich jedenfalls wohl nur auf den verhältnißmäßig kurzen Besuch der Normannen im zehnten Jahrhundert, die der Urbevölkerung gegenüber, nur als etwas frühere fremde Entdecker zu betrachten sind.

Um so höherer Werth scheint auf den kleinen Fund gelegt werden zu dürfen, der, im Jahre 1838 gemacht, nun zum zweyten Male von dem genannten französischen Forscher besprochen worden ist. Es ist ein flaches ovales Stück gemeinen grauen Sandsteins (grès), welches drey Zeilen fein eingegrabener Charaktere enthält. Gefunden ist es in dem größten der bisher bekannten nordamerikanischen Tumuli, der sich zu Grave-Creek unweit des Ohio 12 Meilen unter Wheeling in Form eines gestutzten Kegels, mit einem Umfang von 900 Fuß, 69 Fuß über die Fläche erhebt, und im J. 1811 unter andern noch einen Baum von 4 Fuß Durchmesser getragen hatte.

Obschon seit 1734 beachtet, wurde dieser augenscheinlich künstliche Hügel erst im J. 1838, und

zwar ganz bergmännisch, zuerst durch einen wagrechten Stollen, dann durch einen Schacht von oben nach unten geöffnet. Nach einer Arbeit von 60 Tagen traf man, als der Stollen 111 Fuß weit getrieben war, auf ein Gewölbe von 12 auf 8 Fuß inneren Raumes, worin Reste verkohlten Holzes und zwey Menschengerippe, eines von vielen Halsschnur-Ringelchen (grains de collier) umgeben. Durch den Schacht von oben herab gelangte man auf ein zweytes Gewölbe der Art, das, in schräger Richtung, 60—70 Fuß über jenem lag. Da zeigte sich abermals ein menschliches Skelett und, mit demselben eine ansehnliche Menge von Schmucksachen, nämlich nicht weniger als 170 Halsschnur-Ringelchen aus gebranntem Thon, 500 kleine Seemuscheln, 5 kupferne Armbänder, 150 Blättchen Glimmer (plaques de mica), Gegenstände von Elfenbein und andere ähnliche. Darunter das Steinchen mit den eingegrabenen Charakteren.

Ueber dieses an sich unscheinbare Steinchen nun hatte sich, mittels einer Zeichnung, bereits im Jahre 1831 der gelehrte Amerikaner E. A. Vail um Aufschlüsse an das Mitglied des französischen Instituts E. Fr. Jomard gewendet.

Jomard, als weiland Theilhaber an der gelehrten Commission, die höchst löblicher Weise dem Heereszuge Bonaparte's nach Aegypten beygegeben war, als eine der Hauptpersonen, die nach der Hand das große Werk über Aegypten ausgearbeitet haben, als Herausgeber der Reise Drovetti's nach der Oase Siwah, und als Verfasser mancher andern werthvollen Schrift verwandten Inhalts war gewiß vorzugsweise berufen, die neue Vorlage gehörig zu würdigen.

Ueberrascht von der Aehnlichkeit der amerikanischen Inschrift mit nordafrikanischen, mit denen er sich beschäftigt hatte, gab er ein Urtheil ab, das sofort in Vail's „Notice sur les Indiens de l'Amérique du Nord" Paris 1840 seine Stelle fand. Drey Jahre später erhielt Jomard durch Dr. Harlan in New-York eine vollkommnere Abbildung des Steines mittels Abdruckes in Gyps *). Und auf

*) In W. B. Hodgson's „Notes on Northern Africa" etc. New-York 1844 S. 46 findet sich eine nach einem Wachsabdruck gemachte Zeichnung dieser Charaktere.

sie, so wie auf spätere Forschungen gegründet, wurde von ihm im November 1845 diese zweyte Note über den Gegenstand vorgetragen, die im Drucke (30 Seiten in 8.) von einem Facsimile des Steines und einer Tabelle begleitet ist, auf welcher man die Zeichen desselben mit denen der bis jetzt bekannten afrikanischen Inschriften verglichen und deren muthmaßliche Geltung in Buchstaben des hebräischen und arabischen Alphabets ausgedrückt findet.

Dieses Schriftchen nun ist es, dessen Inhalt ich, obschon wenig befähigt meinerseits etwas hinzuzuthun, nicht für ungeeignet gehalten habe, auch in unsrer Mitte zur Sprache gebracht zu werden. Die eingangs erwähnte Frage ist ja eine derjenigen, die jedem Denkenden nahe gelegt sind, und willkommen heißt jeder Schimmer, der sie zu beleuchten verspricht.

Man wird es natürlich finden, daß Jomard, seinen vorausgegangenen Studien gemäß, seinen Standpunkt zur Betrachtung des kleinen amerikanischen Steinchens ohne weiters auf dem breiten afrikanischen Boden nimmt. Freylich geht er auch hier von einer Annahme aus, welche selber noch nicht ganz fest steht, nämlich einer libyschen oder numidischen Schrift. Und die Spuren einer solchen nachzuweisen ist seine erste Sorge.

Den ersten Fingerzeig auf das frühere und fortwährende Bestehen einer von der punischen und arabischen verschiedenen, einer eingebornen Sprache des nördlichen Afrika's im Westen von Aegypten hat die zwar schon 1631 durch Thomas v. Arcos in der Nähe von Tunis (Carthago) gefundene, aber erst zweyhundert Jahre später näher untersuchte Stein-Inschrift bey den Ruinen von Thugga (Tucca Terbinthiae) gegeben. Im Jahre 1815 nahm neuerdings Graf Camillo Borgia an Ort und Stelle eine Abbildung, die durch Münter, Humbert und Hamaker besprochen worden ist. Genauer war jene, welche Grenville Temple im J. 1833 lieferte, die aber von einer durch Honegger, einen Reisegefährten Thomas Read's, ge-



nommenen noch übertroffen wurde. Auf diese beyden hat Gesenius seine Auslegung des Denkmals gegründet.

Mit mehr Glück, wie es scheint, hat sich im J. 1843 der Erklärer der zweysprachigen Steinschrift von Rosette, F. de Saulcy, auch an diesen Stein gemacht, der, wahrscheinlich das Grabdenkmal eines Numiden, ebenfalls eine doppelte Inschrift, nämlich eine punisch-phönicische und eine zweyte sorgfältiger gehaltene darbietet, welche denkbarer Weise keine andere als eine in dem ältern Idiom des Landes verfaßte, also numidische seyn kann.

Aehnlicher bloß numidischer Inschriften wurden bald darauf durch Falbe und Grenville Temple noch mehrere entdeckt.

Nachdem Saulcy aus Vergleichung mit der punischen Uebersetzung den Werth von einigen unter den libyschen Zeichen sowohl der Thugga- als der weiter gefundenen Inschriften herausgebracht, wurde er von Constantine aus (durch Boissonnet) mit der Kunde überrascht, daß eine der von Thugga ähnliche Schrift noch bis heute bey einem Stamme der Berbern, den von Nord und Süden aus die Karawanen der Sahara brandschatzenden Tuariks unter der Benennung Tafinak im Gebrauche sey, und sich namentlich auch auf Felsen jener Gegenden angebracht finde. Es wurden ihm zwölf dieser Buchstaben mit ihrer Geltung im Arabischen mitgetheilt, so wie sich auch ergab, daß dieselbe Schrift unter dem Namen Romuz von den eigentlichen Arabern oft noch, mit verabredeter andrer Geltung der Zeichen, als eine Art Geheimschrift gebraucht werde.

Wenig würde indessen geholfen seyn durch den Nachweis einer Zusammenstimmung der Tuarikzeichen mit denen der alten Inschrift, wenn dieselben nicht auch einer gemeinschaftlichen Sprache oder doch den bloß durch Zeit und Ort modificirten Dialekten einer solchen angehörten. Daß nun aber dieß der Fall sey, daß es seit den Zeiten Herodots (auf dessen II. B. c. 42, IV. B. c. 181 — 185 in dieser Hinsicht verwiesen wird) eine von den Bewohnern Libyens vom Nil zum atlantischen Meere verstandene, eine gemeinsame libysche Sprache gegeben habe, und daß dieselbe, durch punischen, römischen, arabischen, wandalischen Einfluß nicht wesentlich verändert in der nach Verschiedenheit der Länder bald Schuyah, bald Schelluh, Tarbschi, Tawi, Siwahi, Erekiah u. s. f. genannten Berber- oder Kabaïlsprache fortbestehe, ist eines der Hauptargumente der vorliegenden Erörterung Jomard's.

Und nun läßt er sichs angelegen seyn, mit den also gewonnenen afrikanischen Zeichen jene des amerikanischen Steines zu vergleichen. Er findet Aehnlichkeit zwischen mehrern, und wagt sogar einigen ihre Geltung anzuweisen.

Ich, meinestheils, vermag ihm bey diesen bedenklichen Beginnen nichts weniger als auf dem Fuße zu folgen, und bescheide mich gerne, den verehrlichen Mitgliedern zu eigenem Urtheile, außer der Zusammenstellung Jomard's selbst, einige eben zu Gebot stehende von den die fragliche afrikanische Schrift betreffenden Hülfsmitteln vorzulegen, nämlich eine Abbildung der Thugga- und einiger ihr ähnlichen Inschriften, wie sie Gesenius (Paläologische Studien über phönizische und punische Schrift 1835. 4.) liefert, eine allem Anscheine nach hieher zu rechnende, die sich unter den Monumenten der Oase Siwah (tab. IX. fig. 5) findet; dann das Tuarik-Alphabet wie es, von Dr. Oudney aufgefaßt, in der Beschreibung, die er in den J. 1823—24 mit Major Denham und Capitän Clapperton ins Innere von Afrika gemacht (S. 65 der deutschen Uebersetzung), dargestellt ist.

Nicht verhehlen kann man sich bey Betrachtung solcher Charaktere, die zumeist aus geraden Linien bestehen, welche sich unter verschiedenen Winkeln berühren oder durchschneiden, daß Zeichen von was immer für einem Volke, in was immer für einer Sprache, die mit scharfer Schneide in den Stein gehauen werden, auf einen engen Kreis von Figuren beschränkt seyen, und daß die von hier denen von dort, obschon sie völlig Verschiedenes bedeuten, ziemlich ähnlich ausfallen müssen. Dies war auch, ich gestehe es, als ich Jomards Facsimile sah, mein erster Gedanke. Doch mußte ich, als ich die weniger einfachen Figuren, die darunter vorkommen und

sich zum Theil ganz gleich auch auf den afrikanischen Inschriften zeigen, in Betracht zog, ihn wieder so ziemlich aufgeben.

Unserne lag allerdings, in Erwägung jenes frühern normannischen Besuches, der Gedanke an germanische Runen. Und wirklich hatte, auf Anfrage Jomard's, Rafn in Kopenhagen sich für solche, und zwar für angelsächsische erklärt. Allein alle Arten dieser frühern germanischen Steinschrift, so weit sie bekannt sind, zeigen eine von unsern fraglichen zu merklich verschiedene Haltung, als daß man diesen so leicht denselben Ursprung zutrauen könnte.

Zwar in solchen Dingen ist das Urtheil schwierig, und während z. B. mir unter den in Rafn's Antiquitates Americanae abgebildeten Felseninschriften nur die der Portsmouthrocks auf Rhode Island (S. 397. 401. tab. XIII. fig. 1. 2. 3), da sie ebenfalls meist aus geraden Strichen besteht, die sich unter allerley Winkeln berühren, und durch Linien in Zeilen gesondert sind, mit einer bey Wilh. Grimm (Ueber deutsche Runen) vorkommenden einigermaßen vergleichbar geschienen, nimmt Jomard (S. 13. 29) die in den genannten Antiquitates S. 357 tab. X — XI. als Runenschrift aufgeführte am Tauntonflusse (Massachusetts) sogar unter seine libyschen mit in Anspruch.

Sey nun das anscheinend germanische Streiflicht, das von dieser Seite auf unsern Stein fallen könnte, zulässig oder nicht, so möge man einem Germanisten verzeihen, wenn er, ehe er von der Frage läßt, gleichwohl auf einer ganz andern Seite nach einem solchen sich umsieht.

Von der neuen Welt ab und nach der alten blickend gewahren wir 500 Jahre vor jenem nach Westen gerichteten Besuche nordischer Germanen einen weniger friedlichen, welchen ein anderer jedenfalls germanischer, wenn auch vielleicht gemischter Stamm, die Wandalen, dem nördlichen Afrika abgestattet haben. Nachdem sie von Spanien aus, in dessen schönster Provinz sie wenigstens ihren Namen (Vandalia, Vandalitia, Andalucia) zurück ließen, im J. 429 unter Geiserich über die Meerenge ge-

setzt, überwältigten sie und beherrschten bis 534 den Norden von Afrika. Von da aus ließen sie auch die europäischen Inseln und Küstenländer des Mittelmeeres, selbst Rom, nicht unbesucht, und es ist möglich, daß eben auch nach ihrem Namen von den im Stammlande Gebliebenen wie von den Angelsachsen jenes Meer lange die Wendelsee (Wendelsea, Wentilseo) genannt worden ist. Da wir über sie, die Barbaren und noch dazu arianische Ketzer, fast nur Nachrichten von Ueberwundenen und von Rechtgläubigen haben, so ist an ihrem Namen später und zum Theil wohl noch bis heute der Begriff ausgezeichneter Rohheit haften geblieben. Dem sey wie ihm wolle. Genug, sie haben sich über die hundert Jahre im Besitze Afrika's zu behaupten vermocht. Und wenn die Entscheidungsschlacht gegen Belisar sie ihren König und die Herrschaft gekostet, so ist wenig wahrscheinlich, daß sie dieselbe, wie Procopius nach einer den Alten geläufigen Redensart anzudeuten scheint, nicht überlebt haben sollten als Volk, wenn auch als ein nun seinerseits unterworfenes, gewaltsam oder freywillig unter die ältern Bewohner zerstreutes. Wenigstens weiß noch der freylich räthselhafte Geograph aus Ravenna, Buch III. Cap. XI., da wo von der Mauritania Gaditana die Rede ist, zu bemerken „ubi gens Vandalorum a Belisario devicta fugit et nusquam comparuit," was auf ein Zurückweichen ins Innere rathen ließe.

Wenn die Wandalen, wie Victor Vitensis in seiner um 487 geschriebenen Historia africana berichtet, bey der Ankunft auf dem neuen Boden, nach der Zählung, die Geiserich vornehmen ließ, mit Weib und Kindern achtzigtausend Köpfe stark waren, so ist, gegen eine Behauptung desselben Schriftstellers, zu vermuthen, daß die Zahl im Laufe von drey bis vier Generationen eher zu- als abgenommen habe.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1847. Nr. 2.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Januar.
Nro. 2. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung am 5. December v. J. las Hr. Professor Schmeller

Ueber einen in Nordamerika in einem Grabhügel am Ohio gefundenen Stein mit eingegrabenen Charakteren, nach einer von E. Fr. Jomard in der französischen Académie des Inscriptions et Belles-lettres gelesenen Notiz.

(Schluß.)

Jedenfalls aber, worauf es hier allein ankommt, kann der mehr als hundertjährige Aufenthalt dieses nordischen Volkes und seine wahrscheinliche Vermischung mit den frühern Bewohnern, mögen nun diese, nach Obigem, Mauritanen, Numiden, Libyer, Berbern, Kabylen oder wie immer genannt werden, kaum ohne allen Einfluß auf deren Sprache geblieben seyn. Freylich, in der jetzigen Berbersprache noch germanische Spuren herauszufinden möchte noch bedeutend schwieriger seyn als dies schon in Bezug auf das jetzige Spanische oder Italienische der Fall ist. Doch haben die jüngsten Ereignisse in den Ländern am Atlas die Möglichkeit, auch diese Art von Eigenheiten ihrer Bewohner genauer kennen zu lernen, um vieles näher gerückt, und schon steht endlich Venture's Wörterbuch der Berbersprache, das fünfzig Jahre lang als Ms. da gelegen hatte, und ein ums doppelte reicheres der ministeriellen Commission, zu Gebote.

Was sonstige Aeußerlichkeiten betrifft, aus denen man, als aus erblichen Kennzeichen auf diese oder jene Nationalität schließen zu dürfen glaubt, so haben, wie früher Bruce, Peyssonel, Shaw u. A., in jüngster Zeit Franzosen und Deutsche im Bereiche des weiten Kriegsschauplatzes am Atlas auf diesen Umstand ein Auge gehabt. (Ausland v. 1837 S. 1086. 1091, von 1846 S. 43. Allg. Zeitung v. 1839 Beylage S. 2495 — 6.) Es hat den Beobachtern nicht gefehlt an Kabylen mit flachsgelbem Haar und himmelblauen Augen, ja sogar nicht an einem solchen, der dem deutschen Frager mit deutscher Herzlichkeit sagte: ani ben ek bali (ich bin ein Sohn deiner Väter), und wie sein Stamm noch immer die Sage bewahre, daß er vor vielen, vielen Sommern aus des Fragers Lande gekommen. Doch, wie trüglich, besonders da, wo eine vorgefaßte Meinung sie in Beschlag nimmt, dergleichen Erscheinungen seyen, liegt am Tage. Einen ungleich sicherern Halt würde immer die Sprache gewähren, und diese hinwieder, je älter sie wäre. Und in solcher Hinsicht darf wohl gesagt werden, daß die Entzifferung der nicht punischen und nicht arabischen Stein-Inschriften, zu denen sich vielleicht auch noch anderes Schriftliches findet, neben dem unbestrittenen allgemeinen Interesse, für uns auch noch wenigstens einiges besondere haben könnte.

Doch zum Schlusse und von dieser germanischen Abschweifung zurück über Afrika zu unserm amerikanischen Steinchen! Aus seinen Charakteren, in welchen Jomard so viele Aehnlichkeit mit den afrikanischen

findet, schließt der greise französische Gelehrte nicht gerade auf afrikanische Herkunft ganzer Bevölkerungen des neuen Welttheiles, aber doch darauf, daß Theile Amerikas schon vor undenklicher Zeit von Afrikanern, wo nicht der Küste selbst, doch der kanarischen Inseln besucht worden seyen, und daß unser Stein und was sich sonst mit ihm begraben gefunden, irgend Einem, der nicht wieder heimgekehrt ist, angehört haben müsse.

Dies wäre freylich nur eine kleine Zuthat zu den Vermuthungen, auf welche längst manche andere Wahrnehmung geführt hat.

Und wenn ein besonderes etwa numidisches Alphabet kaum außer Zusammenhang mit dem ohne Zweifel frühern der erfinderischen und seegewaltigen Phönicier zu denken ist, so mögen jener Eine und wahrscheinlich mit ihm, vor ihm und nach ihm, viele andere, die hier nicht wie er ihr Grab gefunden, eben so leicht schon Phönicier oder Carthager als irgend spätere Nordafrikaner gewesen seyn.

Mathematisch-physikalische Classe.

In der Sitzung am 12. December v. J. legte der Classensekretär Auszüge aus zwey Briefen vor:

1) von dem Hrn. General Baron v. Eschwege aus Lissabon vom 28. Sept. v. J.

Von der Entdeckung des Guano an der portugiesischen Küste ist mir zur Zeit nichts zu Ohren gekommen.

Ueber die Kartoffelkrankheit habe ich heuer folgende Beobachtung gemacht. Sie stellte sich zu der Zeit ein, als das Kraut anfieng in Blüthen zu treten. Die Blätter wurden welk und überzogen sich mit einem weißen Schimmel, wovon die Portugiesen sagten: ar folhas mellarão, was so viel bedeutet, als: es sey ein Honigthau darauf gefallen. Allein man schmeckte doch nichts Süßes an den Blättern, wie es in Deutschland an den Linden oft der Fall

ist. Nachdem nun die Blätter getrocknet und geschimmelt, starben dann auch die Stengel völlig ab bis in die Erde hinein, wo die Wurzeln voller kleiner Kartoffeln hiengen, oft nur von Erbsengröße. Diese blieben von der Krankheit unangefochten und nahmen an Volumen zu, jedoch da ihnen der Nahrungsstoff der Stengel fehlte, wurden sie selten größer als eine große welsche Nuß. Die Krankheit aber theilte sich ihnen nicht mit; sie bekamen keine Flecken wie anderwärts und faulten nicht, und halten sich seit den drey Monaten, da sie eingeerntet worden, sehr gut. Allein sie kochen sich nicht mehlig und schmecken so zu sagen nach gar nichts. Seit vier Jahren habe ich auf der Burg Pena bey Cintra 24 verschiedene Sorten cultivirt, von den besten, die einmal der König von Frankreich zur Aussaat schickte, aber alle sind dieß Jahr mißrathen; die einen sind so insipide wie die andern. Ich hoffte in diesem Jahre wenigstens 1000 Algueires (Metzen) davon zu ernten, allein von 100 Alg. Aussaat habe ich nur 160 wieder erhalten. Ich machte die Aussaaten in verschiedenen Zeiten im Anfang März und in der Mitte April, allein die einen fielen so schlecht wie die andern aus. Auch machte ich einen Versuch, und schnitt an einigen Stellen das Kraut bis in die Erde hinein ab, so wie ich den Anfang der Krankheit daran bemerkte, um zu sehen, ob die Krankheit dadurch von den Kartoffeln abgehalten würde. Ich ließ sogar die Knollen bis vor einigen Tagen in der Erde; es fand sich aber, daß sie eben so klein wie die übrigen geblieben waren. Wenige Gegenden ausgenommen, hat sich die Krankheit über ganz Portugal erstreckt.

---

2) Von dem Hrn. Prof. Dr. Gust. Bischof in Bonn vom 14. Aug. v. J.

Seit einer Reihe von Jahren gieng ich mit dem Gedanken schwanger, eine Geologie nach chemischen und physikalischen Principien herauszugeben. Für diesen Zweck wurden Beobachtungen auf Reisen, besonders in meinen, in geologischer Beziehung so

interessanten nächsten Umgebungen gesammelt, und Versuche im Laboratorium angestellt, um der Natur in ihren Bildungen und Umwandlungen auf die Spur zu kommen.

Man wird zugestehen, daß es Noth thut, die Geologie von einer chemischen und physikalischen Seite zu bearbeiten; denn unsere Geologen sind meist keine Chemiker und Physiker, und ohne chemische und physikalische Vorbildung chemische Processe im großen Laboratorium der Natur erklären zu wollen, ist ein mißliches Bemühen. Werner versuchte alles auf neptunischem Wege zu erklären, zu einer Zeit, wo die Chemie noch gar nichts für Geologie gethan hatte. Sein System gieng unter; das Kind wurde aber mit dem Bade ausgeschüttet. Der Plutonismus trat an seine Stelle; aber peccatur intra muros et extra. Man gieng wiederum zu weit und schadete dadurch noch mehr, als die Wernerianer geschadet hatten. Ich werde in der zweyten Abtheilung des ersten Bandes zu zeigen mich bemühen, daß es ein vergebliches Bemühen ist, alles aus und durch das Wasser erklären zu wollen.

Nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft können wir nicht anders, als den krystallinischen Gebirgsarten einen feuerflüssigen Ursprung zuzuschreiben. Aber wir finden keinen Granit, keinen Basalt, keinen Diorit ꝛc. in seinem ursprünglichen Zustande; in allen hat das Wasser mehr oder weniger Veränderungen hervorgebracht. S. 233 — 243 enthält mehrere Beobachtungen über die Porosität der dichtesten Gesteine, in der zweyten Abtheilung wird das Specielle folgen. Das ganze Heer der Zeolithe, alle wasserhaltigen Fossilien, die Carbonate in den krystallinischen Gesteinen sind secundäre Bildungen aus ursprünglichen Fossilien derselben, bewirkt durch die Kohlensäure, den Sauerstoff und andere Bestandtheile in den Gewässern. Es ist aber einseitig, hierbey nur an Mineralquellen denken zu wollen, welche aus der Tiefe aufsteigen; die Tagewasser mit ihrer geringen Menge Kohlensäure und Sauerstoff haben das Meiste gethan und thun es noch. Durch vielfältige Beobachtungen und Vergleichungen wird dieß alles in der zweyten Abtheilung nachgewiesen werden.

Bey Bearbeitung meines Buches habe ich große Unterstützung durch die große Zahl von Thatsachen gefunden, welche die mineralogischen Chemiker zu Tage gefördert haben. Aber gerade bey solcher Gelegenheit stößt man auf viele Lücken, die noch auszufüllen sind. Meine Kräfte sind zu schwach, um sie allein auszufüllen; ich suche daher Hülfe.

Es läßt sich mathematisch beweisen, daß alle sedimentären Bildungen, die Gangmassen (mit Ausnahme der Granit-, Basalt- ꝛc. Gangmassen) und die Einschlüsse in den Blasenräumen von krystallinischen Gesteinen herrühren. Diese haben das Material dazu geliefert, und sowohl die Quarz-, Kalkspath-, Barytspath- und Erzgänge, wie jene Einschlüsse sind durch Gewässer in ihre jetzigen Lagerstätten geführt worden. In dem Mandelstein-Gebirge von Oberstein habe ich von Letzterem die volle Ueberzeugung gewonnen.

H. Rose sagte mir, wie er und seine Schüler, wenn durch die aufgeschlossenen und in Säuren aufgelösten Fossilien Schwefelwasserstoff geleitet wurde, häufig, fast immer, Reactionen wahrgenommen haben. Manchmal wurden diese Niederschläge untersucht, und rührten von Kupfer her. Da diese Niederschläge Minima sind, und nicht in die chemischen Formeln passen, so werden sie als unwesentliche Beymengungen vernachläßigt. In genetischer Beziehung sind aber diese Minima gewiß von der größten Wichtigkeit und es ist nur zu bedauern, daß die Sucht nach chemischen Formeln gewöhnlich größer ist, als die Ermittlung der, wenn auch in den geringsten Verhältnissen vorkommenden Beymischungen. Könnte z. B. nachgewiesen werden, daß in den Feldspatharten wie im Amazonensteine stets Kupfer und andere Metalle, wenn auch nur Milliontel davon, vorhanden wären: so würde nichts leichter zu erklären seyn, als der Ursprung der Erze in den Gangspalten, wenn man berücksichtigt, welche Massen von Feldspath durch Verwitterung zerstört worden sind.

Die Minima in Fossilien deuten gewöhnlich auch den Weg der Umwandlung an, den das Fossil zu nehmen im Begriffe steht. So deutet die geringe Menge Kali im Fahlunit den Uebergang in Glimmer an, und unterstützt die Schlüsse Haidinger's

von mineralogischer Seite. Wie wichtig würden deßhalb vergleichende Analysen von Condiorit, Fahlunit, Gigantolith, Pinit ꝛc. und Glimmer seyn, wenn in derselben krystallinischen Gebirgsart mehrere derselben zugleich angetroffen werden und in Umwandlung begriffen sind.

Wenn wir Baryt als fast beständigen Begleiter der Manganerze finden, wenn es nicht bezweifelt werden kann, daß das Mangan aus dem Gebirgsgesteine in die Gangspalten geführt worden ist: so muß da, wo wir Manganoxyd treffen, auch Baryt vorhanden seyn. Noch mehr werden wir zur Annahme gezwungen, daß auch in den Mandelsteinen Baryt als Silicat vorhanden seyn müsse, wenn wir in den Blasenräumen Barythermatom finden. In den Mandelsteinen von Oberstein, in deren Blasenräumen Barythermatom vorkommt, habe ich freylich bis jetzt noch keinen Baryt gefunden; aber sehr merkliche Spuren von Strontian.

Gewiß ist den Chemikern bey der Analyse von Fossilien Baryt häufig entgangen; er mag schon oft in überaus geringen Mengen im Kalke stecken geblieben seyn, und was kümmert sich der nach chemischen Formeln haschende Chemiker darum, wenn er nur die Resultate in sie gezwängt hat. Wenn ich über das Formel-Unwesen etwas losziehe, wird man dem Verf. einer Stöchiometrie wohl nicht Unkenntniß von der Sache vorwerfen. Wo wirkliche Gesetzmäßigkeit besteht, da sind die chemischen Formeln an ihrem rechten Orte. Lächerlich ist es aber, wenn man z. B. die Resultate der Analysen der Turmaline in eine Formel zwängen will.

Vielleicht daß die ausgezeichneten Analytiker in München bey ihren künftigen Mineral-Analysen auf die bezeichneten Gesichtspunkte, Prüfung durch Schwefelwasserstoff auf schwere Metalle, auf Baryt, Strontian ꝛc., Rücksicht zu nehmen sich geneigt zeigen.

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 12. December 1846 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von dem Herrn General-Lieutenant Pellet in Paris:

Relevé des Cartes du Dépot R. de la Guerre.
Nouvelle Carte de France. Titre, tables et tableau d'assemblage 110 Blätter.
Positions Géographiques. 10 Cahiers.
Carte du Département de la Seine. 10 Blätter.
Carte de France par Capitaine. 24 Blätter.
Carte d'Espagne par le même 13 Blätter.
Carte de la Corse. 6 Blätter.
Carte du Centre de l'Europe. 8 Blätter.
Atlas du 8e volume du Mémorial. 17 Blätter.
Bassin de la Méditerranée. 3 Blätter.
Carte générale de l'Algérie. 1 Blatt.
Carte de la province d'Algér. 2 Blätter.
Carte de la province d'Oran. 3 Blätter.
Carte de la province de Constantine. 2 Blätter.
Carte de la Régence de Tunis. 2 Blätter.
Carte de l'Archipel Toscan. 1 Blatt.
Carte de la Morée. 8 Blätter.
8 Volumes du Mémorial du Dépot de la Guerre.

Von der Boston Society of Natural History of Boston:

Boston Journal of Natural History. Vol. V. No. I. u. II. Boston 1845. 8.
Proceedings. Vol. I. 1841 to 1844. Pars I. 1845. 8.

Von der American Academy of Arts and Sciences of Cambridge:

Memoires. New Series. Vol. II. Cambridge 1846. gr. 4.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. XXIII. No. 13. 14. Paris 1846. 4.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Januar.

Nro. 3. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Historische und philologische Vorträge von B. G. Niebuhr. Erste Abtheilung: Römische Geschichte bis zum Untergang des abendländischen Reichs.

Auch unter dem Titel:

Vorträge über römische Geschichte, an der Universität zu Bonn gehalten von B. G. Niebuhr. Herausgegeben von M. Isler, Dr. Erster Band: von der Entstehung Roms bis zum Ausbruch des ersten punischen Krieges. Berlin, G. Reimer. 1846. XXII und 586 S. 8.

Die Veröffentlichung von Niebuhrs Vorträgen begann mit der Fortsetzung der römischen Geschichte vom ersten punischen Kriege an; darauf folgten die Vorlesungen über die Geschichte der letzten vierzig Jahre. Hier erhalten wir den ersten Band der Vorträge über Römische Geschichte von Gründung der Stadt bis zum ersten punischen Kriege, welche somit dem Inhalt des großen Werks parallel laufen; zugleich kündigt sich derselbe als Beginn einer planmäßigen von den Hinterbliebenen veranlaßten Gesammtausgabe sämtlicher Vorlesungen, welche Niebuhr vom Sommer 1825 bis zu seinem Tode (Januar 1831) an der Rheinischen Universität gehalten hat, und welche nunmehr in vier Abtheilungen, Römische Geschichte, Alte Geschichte, Ethnographie und Chorographie, Archäologie, zum Gemeingute gemacht werden sollen (S. 585).

Darf man den vorliegenden Band als Probe und Muster dieses Unternehmens ansehen (die Geschichte der letzten vierzig Jahre, welche doch einer erneuten und sorgfältigen Redaction so bedürftig wäre, ist leider von demselben ausgeschlossen), so mögen wir uns wenigstens dazu Glück wünschen, daß das, was sich nun einmal unsere an eigenen großen Erzeugnissen ärmere Gegenwart nicht länger vorenthalten lassen wollte, von befugten Händen und mit einer, Niebuhrs Manen, wenn diese über die Veröffentlichung des zur Oeffentlichkeit nicht bestimmten zürnen möchten, versöhnenden Pietät und Sorgfalt geboten wird.

Um nun aber diese Gabe eben so rein zu empfangen und zu genießen, müssen wir vor Allem eingedenk seyn, woran auch der Herausgeber mahnt, daß hier überall kein Buch in der gewöhnlichen Bedeutung des Worts vorliegt, sondern frey gesprochene, ohne alles Concept gehaltene Vorträge, welche von den Zuhörern, so gut es ihnen möglich war, nachgeschrieben wurden. Niebuhrs Vortrag war aber von der Art, daß auch das sorgfältigste Heft nur annäherungsweise das wiedergeben kann, was seinen vollen Gehalt erst durch die Persönlichkeit des Lehrers empfieng. Wir wissen von Niebuhrs Schülern*), daß in seinen Vorträgen ein wunderbarer Zauber lag, welcher die besseren Köpfe und die edleren Naturen unwiderstehlich ergriff und anzog. Dieser tiefe Eindruck war nicht die Wirkung einer hervor-

*) Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr, Bd. 3. S. 286 f.

ragenden persönlichen Erscheinung, nicht der Reiz eines frey und anmuthig fließenden Vortrags oder die Gewalt eines mächtig durchdringenden Organs. Es war nichts anderes, als daß in dem Lehrer der ganze Mensch den Zuhörern entgegen trat; es war die Berührung mit dem Genius, dessen Kräfte vor ihnen sich in vollem Leben entfalteten und arbeiteten; das Gefühl eines rein väterlichen Verhältnisses, die Wärme, die von dem liebenden, von seinem Gegenstand ganz erfüllten Herzen auf die Zuhörer überströmte, was dieselben noch nach Jahrzehnten zu sagen drängt, jene Vorträge gehört zu haben, mache das Glück ihres Lebens aus. Daß von alle dem kaum ein Schatten durch den gedruckten Buchstaben wiederzugeben möglich war, dieß bekennt unser Herausgeber an der Schwelle des Buches, den Wunsch hinzufügend, es möchten die Zuhörer, welche sich noch aus ihrer Erinnerung das Bild zu beleben vermögen, in seiner Arbeit treue und liebevolle Entäußerung finden, die übrigen Leser aber einen Maßstab anlegen, welcher mehr auf das Lehrverdienst als auf die wissenschaftliche Ausarbeitung gerichtet sey.

Dieß bescheidene Wort möge indessen Niemanden zu dem Irrthume verleiten, als sey es nur ein caput mortuum, nur ein tauber Niederschlag von dem Salze der mündlichen Vorträge, was uns hier in den geschriebenen und gedruckten erhalten ist. Es ist hier immer noch genug, woran wir uns erfreuen und erquicken können. Denn was von dem flüchtigen Wort festgehalten worden, ist nicht nur vollständig geeignet, uns die großen Vorzüge von Niebuhrs Vorlesungen klar zu machen, und uns ihr Wesen annäherungsweise zu vergegenwärtigen: der Stempel von Niebuhrs Genius ist auch dem stummen Buchstaben dieses Buchs überall deutlich genug aufgeprägt, und macht diese Reliquien zu einem theuern Vermächtniß. Der Verein aller der Eigenschaften, welche Niebuhr so unvergleichlich machten, durchdringt das Buch von Anfang bis zum Ende, und hält das lebhafteste Interesse des Lesers rege: wir meinen jene eigenthümliche Verbindung des kritischen Genies mit so viel schöpferischer Kraft der Intuition; jene Stärke der Empfindung, welcher die Geschichte mehr ist, als Hekuba dem Schauspieler, welche dieselbe in die Realität der Gegenwart verwandelt und sie mit allen Gemüthskräften, mit Haß und Liebe, Bewunderung und Zorn, ja selbst mit Furcht und Hoffnung wie von neuem durchlebt; jene Frische und Lebendigkeit der Anschauung und Auffassung, welche sich unter den Personen und Verhältnissen der entferntesten Zeiten heimisch fühlt und ihnen häufig mit der größten Wirkung Analogien aus nah und ferne anklingen läßt; und über das Alles den Adel der Gesinnung und den Ernst der Wahrhaftigkeit, welche die schöne, in diesen Vorträgen S. 75 niedergelegte Mahnung erfüllen, daß das Studium der alten Geschichte vor allen Dingen erfordert Gewissenhaftigkeit und Redlichkeit, fern von Schein und Eitelkeit, gewissenhaften Wandel vor Gottes Angesicht, nach dem Ausspruche der früheren Zeiten, daß Gelehrsamkeit eine Frucht der Redlichkeit und Frömmigkeit ist *).

Diese Wahrhaftigkeit prägt sich auch in Form und äußerem Zuschnitte dieser Vorträge aus. Dieser ist durchaus schlicht und einfach. Hier sind keine rhetorischen Künste, keine Schminke, weder in Wort noch in Gedanken. Es sind ächte Vorlesungen, in denen sich der Meister den Schülern wie jüngeren Freunden gegenüber fühlt, und beseelt von seinem Berufe lediglich bemüht ist, ihnen eine möglichst volle Einsicht und eine recht lebendige Ueberzeugung zu verschaffen. Hier ist Faßlichkeit und Klarheit die Hauptsache. Einfach und methodisch werden die Ergebnisse der Forschung und ihre Beweise vorgeführt, und der Zusammenhang offen gehalten. Wiederholungen und Abschweifungen lassen sich hiebey kaum vermeiden, sind jedoch selten; desto reicher aber ist der Gebrauch von Analogien aus allen Zeiten und von allen Völkern, durch welche ein oft etwas grelles Licht auf einen Punkt geworfen wird; so wenn bey Numa im Sinne der alten Sage auf Klaus von der Flüe, bey Ennius auf Klopstock, bey den alten Heldenliedern der Römer auf die Gesänge der Sandwichinsulaner hingedeutet wird (S. 24, 127, 12). In der Oekonomie des Ganzen endlich ist Ebenmaß nicht zu verkennen, wenn auch häufige Unebenheiten im Einzelnen nicht fehlen. Es ist in dieser Beziehung, wie wenn ein feines Thieres ganz

*) Vgl. auch die schöne Stelle in den Lebensnachrichten Bd. 2. S. 208.



mächtiger Reiter, der Erreichung seines Zieles ganz sicher, dasselbe bald sich freyer ergehen läßt, bald die Zügel wieder schärfer zusammen nimmt.

Damit ist in der Hauptsache auch schon das Verhältniß angedeutet, in welchem diese Vorlesungen zu Niebuhrs Hauptwerk stehen. Es wäre denkbar, daß Niebuhr in den ersteren seine Zuhörer noch tiefer in die Werkstätte seiner Forschung hineingeführt hätte, als dieß in dem großen Werke geschieht, daß er etwa in einer Reihe von Untersuchungen die entscheidenden und schwierigen Punkte ausführlich behandelt und so für einen erweiterten Unterbau seines Hauptwerks gesorgt hätte. Dieß ist nicht der Plan und Zweck der Vorlesungen. Sie sind nichts anders als eine freye Reproduction des Hauptwerks in verjüngtem Maßstab. Wir haben hier eine ausführliche aber doch in vielem abgekürzte Darstellung der Forschungen und Ergebnisse, welche in der „römischen Geschichte" erschöpfender durchgearbeitet und meist auch tiefer begründet sind. Darf man das große Werk mit einem Bilde vergleichen, welches in allen Theilen reich ausgeführt und keines Beywerks ermangelnd ist, so sind die Vorlesungen die mit Treue und Sorgfalt ausgeführte Skizze desselben. Auf jeden Band der „Geschichte" mag etwa ein Drittel des vorliegenden Buchs kommen. Natürlich aber ist die Verkürzung nicht gleichmäßig durchgeführt. Manches ist ausführlicher, anderes knapper behandelt. Die Hauptsache ist indessen, daß wir in den Vorlesungen nicht etwa einen Auszug des Hauptwerks, sondern durchaus eine freye Wiedererzeugung desselben haben. Diese bringt daher nicht nur vielfach eine andere Anordnung des Stoffs, sondern auch eine gewisse Selbständigkeit und damit in gewisser Hinsicht Neuheit in Auffassung und Darstellung hervor, welche den Vorlesungen einen bleibenden Werth neben dem großen Werke selber sichert. Es ist oft eine neue, eine andre Seite des Stoffes, welche sich dem Auge darbot und so stärker hervorgehoben wird. Neue Gründe, neue Analogien, neue Hilfsmittel der Erklärung und Ueberzeugung strömen dem durch die Mittheilung erregten Geiste des Lehrers zu, und so kommt es, daß hier oft ein Punkt in volle Helle gesetzt wird, der im Hauptwerk mehr im Schatten steht, das manches entschiedener ausgeprägt ist, daß endlich manchen Dingen den Lernenden gegenüber eine ausführlichere Erörterung und Erläuterung gewidmet wird, als ihnen das zu Kundigen redende Hauptwerk einräumen wollte oder konnte. Am meisten gilt dieß von dem Theil der Vorlesungen, welcher mit dem ersten und auch dem zweyten Bande des Hauptwerks zusammentrifft. Denn die Vorträge sind in den Jahren 1826 und 1828 gehalten, also in der Zeit, in welcher die unternommene und vollendete Ausarbeitung des ersten und zweyten Bandes Niebuhrs Geist so ganz erfüllte. Ihnen stehen in dieser Rücksicht die Vorträge nach, welche dem dritten Bande entsprechen. Namentlich fehlen hier die juristisch-politischen Ausführungen ganz oder sind doch viel dürftiger; so ist namentlich die große Reform der Centuriatcomitien ganz mit Stillschweigen übergangen: vielleicht, weil dergleichen den Vorlesungen über die römischen Alterthümer überlassen blieb!

Eben jenes Zeitverhältniß aber wird unsere Erwartung nach neuen Ansichten oder Forschungsergebnissen, was die beyden ersteren Theile der Vorträge betrifft, von vorne herein herabstimmen. Dennoch fehlt es nicht an mancher werthvollen Gabe.

So eröffnet gleich Anfangs die Vorlesungen eine Einleitung über die Quellen der römischen Geschichte und ihre Bearbeitung seit dem 16. Jahrhundert, welche auch Schmitz seiner Ausgabe der Vorlesungen vom punischen Kriege an vorausgeschickt hat. Die Hauptsätze Niebuhrs über die Glaubwürdigkeit der ältesten Quellen sind mit einfacher Präcision zusammengestellt. Diese Quellen sind die annales maximi, seltner annales pontificum genannt, deren Aufgabe war, Alles, was dem öffentlichen Andenken aufbewahrt werden sollte, zu verzeichnen. Ferner die commentarii pontificum, eine Sammlung von Rechtsfällen aus dem alten Staats- und Ceremonialrecht, zugleich mit den Entscheidungen der pontifices in den Fällen ihrer Jurisdiction, ähnlich den Entscheidungen der Juristen in den Pandecten und in ähnlicher Form wie die Sunnah und der Talmud. Die libri pontificum und augurales sofort, aus welchen die Historiker die Formeln der Kiegserklärung, der Bündnisse, der Provocationen, der Deditionen anführen. Endlich die laudationes funebres, Gedächtnißreden auf Verstorbene, welche

von deren nächsten Verwandten auf dem Forum gehalten wurden.

Hievon sind die ächten alten Annalen entschieden in dem gallischen Brande untergegangen und was die römischen Geschichtschreiber als solche vor sich hatten, konnten nur spätere Restitutionen seyn — Restitutionen, wie sie auch in andern Geschichten vorkommen, in der ältesten ägyptischen z. B., zum Theil auch in der jüdischen. Die Grundlage der commentarii pontificum ist ebenfalls in einer späteren Zeit gemacht, als darin angegeben ist, und eben so verhält es sich mit jenen libri pontificum und augurales. In den Leichenreden aber führte römische Familieneitelkeit zu vielen Verfälschungen, über welche sich Livius und Cicero beklagen.

So bildeten die Annalen im wesentlichen den einen Theil des Materials, als die ersten Geschichtschreiber auftraten. Neben ihnen aber gab es eine lebendige überlieferte Geschichte, bestehend aus Erzählungen und poetischen Ueberlieferungen, auf welche Alles, was in der älteren römischen Geschichte lebendig ist, was Saft und Kraft und Zusammenhang hat, zurückzuführen ist. Die Art und Weise der Abfassung der ältesten Geschichte war nun genauer die: man befragte die Annalen der Pontifices, und schrieb mit Treu und Glauben aus, was man darin fand, schob dann ein, was die Lieder boten, wo man glaubte, daß es passen werde, und unbekümmert, ob es sich genau anschloß oder nicht.

Eine genauere Erörterung dieser Heldenlieder und Sagen führt Niebuhr auf die Inschriften an den Särgen der (gegen die pelasgische Sitte begrabenen) Scipionen, und auf den saturnischen Vers (S. 90), über welchen eine ausführliche Abhandlung angekündigt und dessen durchgehender Charakter dahin bezeichnet wird, daß er aus einer feststehenden Zahl dreysilbiger Füße bestehe.

Mit besondrer Liebe ist die Charakteristik der alten Autoren gezeichnet, welche die ganze Römische Geschichte schrieben, von Cn. Nävius bis Zonaras; sie hat durch ihre Lebendigkeit und Frische einen bleibenden Werth, wenn auch die neueren Bearbeitungen der römischen Literaturgeschichte wie die Sammlungen von den Bruchstücken der alten Historiker manches hinzuzufügen und manches zu ändern Veranlassung geben mögen. — Die Einkerkerung des Nävius wegen einiger Schmähverse auf die Meteller wird als räthselhaft (S. 17) durch die Vermuthung erklärt, daß Nävius als Campaner den Metellern noxae deditus gewesen sey. Sollte nicht eine viel nähere Erklärung in der Strafbestimmung der XII Tafeln liegen, welche den Verfertiger eines carmen famosum mit Capitalstrafe bedrohte *)? — Gering genug wird die Autorität Cicero's angeschlagen: aus den Büchern de republica sehen wir, mit wie unglaublich wenigen Vorstudien er an die Darstellung der Verfassung ging; er scheine den Gracchanus, der unbedingtes Vertrauen verdiene, nicht benutzt, sondern seine Kenntniß hauptsächlich aus Polybius und vielleicht aus Atticus geschöpft zu haben. — Am ausführlichsten ist die Würdigung des Dionysius von H. und des Livius.

„Abgesehen davon, heißt es von dem ersteren, daß er die Zeit der Könige als historisch nimmt, so ist es ein Fehlgriff, daß er es unternommen, von den ältesten Zeiten an die Geschichte pragmatisch zu behandeln. Untersuchen wir das Werk aber sorgfältiger, um so achtungswerther erscheint uns Dionysius, um so mehr erscheint uns sein Buch als ein Schatz der gediegensten Nachrichten. Als solcher ist es erst von der wahren Kritik erkannt worden, es wurde früher als ein Gewebe von Thorheiten verschrieen. — Der sorgfältige Gebrauch, den er von seinen Quellen machte, macht ihn uns unschätzbar. — Wäre es ihm gelungen, Fabius' Sprachgebrauch zu verstehen, so wäre alles richtig gewesen.“ (S. 44.)

(Fortsetzung folgt.)

*) Cic. de rep. IV. ap. August. de civit. Dei lib. II. cap. 9.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Januar.

Nro. 4. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Historische und philologische Vorträge von B. G. Niebuhr.

Auch unter dem Titel:

Vorträge über römische Geschichte, an der Universität zu Bonn gehalten von B. G. Niebuhr.

(Fortsetzung.)

Ueber Livius wird ausgeführt, daß der Beginn seines Werks ins Jahr 740 d. St. zu setzen, daß vom 8. Buch an Dionysius benützt und daß es nicht von dem Verf. abgebrochen, sondern durch dessen Tod abgerissen worden sey.

„Wenn wir das Werk des Livius aufmerksam betrachten, so finden wir es erstaunlich ungleich gearbeitet. Die verschiedenen Dekaden sind wesentlich von einander unterschieden, und in der ersten Dekade das erste Buch von den übrigen. Dieses ist die Blüthe seiner Schreibart und beweist, wie unübertrefflich er bey einer kürzer gefaßten Geschichte gewesen seyn würde. Durch die erste Dekade herrscht durchgehends große Beredtsamkeit. In der dritten tritt dieser häufig die Gleichförmigkeit der Begebenheiten hemmend entgegen, trefflich sind noch die Schlachten am trasimenischen See und bey Cannä; hier ist der Wendepunkt. In der vierten nimmt die Perissologie immer mehr überhand, worin Spuren großen Alters zu erkennen sind. In der vierten und fünften hat er großentheils Polybius paraphrasirt. — Besonders merkwürdig ist aber das Fragment aus dem 91. Buche, welches so geschrieben ist, daß man es nicht für ein Werk des Livius halten würde. Hier sieht man, wie ein großer Schriftsteller alt wird und geschwätzig. — Die Alten haben durchaus dictirt, das merkt man an keinem deutlicher als an Livius. Er las die Ereignisse eines Jahrs, und dictirte dann wieder die Erzählung, indem er einen Annalisten vorzugsweise zu Grund legte. — Man überzeugt sich immer mehr, wie sehr Livius ein Talent der Darstellung und der Erzählung hat von der Art, wie es an den Romanschreibern unserer Zeit zu schätzen ist.“ (S. 47, 49, 50.)

Noch mögen hier zwey Aeußerungen über Vellejus Paterculus und Dio Cassius stehen:

„V. P. gehört zu den übelberufenen Schriftstellern und nicht zu läugnen ist es, daß eine traurige Zeit ihn und seinen unabhängigen Sinn überwältigt hat. — Aber man muß nicht verkennen, daß er geistreicher war als seine Zeitgenossen; er ist im höchsten Grad spirituell und seine Bemerkungen sind ausnehmend fein. — Er erinnert an die Schriftsteller aus der Zeit Ludwigs des XV.“ (S. 57.)

„D. C., weil er ein Staatsmann war, merkte auf vieles in der Geschichte, um das sich seine Vorgänger nicht gekümmert hatten. — Er ist in allem zu Hause, Gesetzen, Verfassung, Kriegswesen. Livius hat keine Idee von Staatseinrichtung noch von einer Schlacht. — Für die alleräAltesten Zeiten geht Dio Cassius an die Quellen, er schrieb ganz unabhängig von Livius aus Fabius, er hat die alte römische Verfassung völlig verstanden.“

Nicht minder anziehend ist der kritische Ueberblick über die Bearbeitung der römischen Geschichte von ihren ersten Anfängen bey Pomponius Lätus bis auf N. eigenes Werk. Es ist ein stolzes, aber durch den größten Theil der späteren Versuche gerechtfertigtes Wort, wenn es S. 74 heißt:

„Es ist nun für die alten Zeiten gegenwärtig, was darüber gewonnen werden kann, im Wesentlichen gewonnen, und es ist Zeit, daß diese Untersuchungen nicht zu sehr Mode werden, nicht als ob ich fürchtete,

daß die gewonnenen Resultate erschüttert werden könnten; aber da diese Arbeit durch den Umfang der Quellen beschränkt ist, so wird, bis sich andre Quellen ergeben, theils nichts zu vermissen theils nichts zu leisten seyn. Es ist zu wünschen, daß die Thätigkeit sich jetzt dahin lenke, wo bedeutende Resultate zu erwarten sind, namentlich in dem Umfange der späteren Zeiten."

Die Geschichte selbst beginnt mit einer Musterung der ältesten Einwohner Italiens, einer Episode über die Entstehung der lateinischen Sprache und Alba Longa. Die älteste Geschichte Roms wird mit großer Ausführlichkeit und entschiedener Vorliebe behandelt. Im einzelnen vermißt der Leser oft eine genauere Angabe, ob diese oder jene Stelle der Vorlesungen aus dem Jahre 1826 oder 1828 herrührt, d. h. ob sie in dem Hauptwerk absichtlich weggelassen oder ob in ihr eine Ergänzung und Fortführung dieses letztern zu suchen ist. Dieß gilt namentlich von folgender bedeutender Stelle (S. 128):

„Die nun folgende Geschichte (d. h. die der Königszeit) ist wie ein Bild von der Kehrseite betrachtet, wie Phantasmen; die Namen der Könige sind vollkommen ersonnen; wie lange die römischen Könige regiert haben, kann kein Mensch wissen, da kein Mensch weiß, wie viele regierten, denn nur der Zahl wegen hat man sieben angenommen. — Daher sind die chronologischen Angaben völlig nichtig. Man muß sich den Raum von der Entstehung Roms an bis zu den Zeiten, wo man die ungeheuren Werke ausführen konnte, die unter den Königen wirklich ausgeführt sind und mit den ägyptischen Werken wetteifern, nur in einer Reihe von Jahrhunderten denken, die Abzugsgräben, den Wall des Servius u. a. Vgl. S. 140, wo es von der Cloaca maxima heißt: Der Bau steht an Umfang und Masse den Pyramiden gleich, an Schwierigkeit ist er weit bedeutender. Es ist ein solcher Riesenbau, daß man es vollends nicht begreift, wenn man es sieht, die Wasserleitungen der Kaiser sind wahrlich nichts Großes dagegen. — Ein solches Werk konnte aber unmöglich von den Kräften des Staats ausgeführt werden, wie wir ihn in damaliger Zeit kennen, dessen Gebiet nicht so groß war wie das von Nürnberg. Hier sind sichtbar alle Mittelzustände übersprungen und wir sehen ein Reich vor uns, wo Rom weit und breit herrscht, ganz anders als das vorhergehende, oder wo Rom der Mittelpunkt eines fremden Reichs gewesen ist."

Die Erörterung der gentes und der plebs, Glanzpunkte in dem Hauptwerke, ist in den Vorlesungen trefflich reproducirt und ungern versagen wir uns, die Stellen zur Vergleichung mit der „Geschichte" herzusetzen (S. 159 und 165). — Bey der Schilderung der Centurienverfassung wird ein Punkt genauer ausgeführt, den N. nach seinem eigenen Geständnisse in der Geschichte auseinanderzusetzen versäumt hat. Nach den ursprünglichen Einrichtungen dienten hiernach die Geschlechter nicht bloß zu Roß wie in der Folgezeit, sondern auch zu Fuß; eben so auch ursprünglich in den deutschen Städten. Und zwar können wir annehmen, daß jedes Geschlecht mit einem Reisigen und zehen Fußknechten diente, woher die Erzählung bey Plutarch, daß die erste Stadt aus ungefähr tausend Hausgesinden bestanden habe. Das sieht historisch aus, aber solche Zusätze wie ungefähr sind bey Plutarch und Dionysius Dämpfer auf die Töne, die ihnen zu hell scheinen: die Erzählung ist recht alt, aber nicht sowohl historisch, als Einkleidung eines Rechtsverhältnisses. Im ältesten Rom waren hundert Geschlechter, also tausend Fußknechte, jeden betrachtete man als von einem Hause gestellt. Neben diesen diente die Landschaft, wahrscheinlich nach ihren Orten aufgeboten. Die neue Gesetzgebung bildete nun den Phalanx um, entledigte die Altbürger von der Pflicht des Fußdienstes und gab ihnen zum Roßdienst Begünstigungen. Indem sie nun den Plebejern die Last des Fußdienstes auflegte, gab sie ihnen zugleich entsprechende Vorrechte und dadurch ein Mittel ihre Freyheit zu behaupten. So betrachtete Servius die ganze Nation als exercitus vocatus, als classis (S. 177).

Ein besondres Interesse gewährt die Würdigung der Notizen über Cäles Vibenna und Mastarna d. h. über die etruskische Herkunft des Servius Tullius, welche eine auf den Lyoner Tafeln erhaltene Rede des Claudius aufbewahrt hat. Man weiß, welche übergroße Bedeutung für die Bildung des Römischen Staats Niebuhr dem etrurischen Elemente in der ersten Ausgabe eingeräumt hat. Er gesteht daher selbst (S. 192), von keinem literarischen Fund so überrascht worden zu seyn wie von diesem, und sich der Meinung hingegeben zu haben, daß sich von hier aus ein ganz neues Licht über die römische Geschichte verbreite. Um so entschiedener wird in den Vorlesungen aller und jeder Zusammenhang des

Servius Tullius mit Etrurien geläugnet. Wenn ich, heißt es S. 192,

„die Gesetzgebung, welche dem Servius Tullius zugeschrieben wird, untersuche, so ist, was auch von historischer Bestimmtheit davon abgezogen werden muß, dieselbe doch so friedlich und so frey, daß ich nicht denken kann, daß ein Condottiere, ein Heerführer von Banden sie so milde entworfen und die Monarchie in eine Republik hätte verwandeln wollen. Das ganze bürgerliche und politische Recht des Servius Tullius hat völlig latinischen Charakter."

Ausführlicher als in der Geschichte wird der sagenhafte Charakter des Porsena behandelt (Seite 210). Lars oder Lar Porsena wird hier geradezu für einen Helden-Namen erklärt, wie Herakles bey den Griechen, Rustam bey den Persern, Dietrich von Bern oder Etzel in deutschen Liedern. „Es mag einen historischen Porsena gegeben haben, der mythisch gemacht wurde, wie unser Sigfried, oder es gab einen mythischen Porsena, der in die Geschichte gebracht wurde."

Bey den Anfängen der Republik wird in den Vorlesungen eine Divination, welche die Geschichte nur als Vermuthung hinstellt, mit Entschiedenheit ausgesprochen und ausführlich entwickelt. Davon ausgehend, daß J. Brutus Plebejer und Tribunus celerum war, ferner davon, daß es mehrere Tribuni celerum gab, nimmt hier N. an, daß nach des Tarquinius Fall vier Tribuni celerum im Besitz der Herrschaft waren, wovon jeder einen Stand vertrat, Sp. Lucretius die Ramnes, Valerius die Tities, Collatinus die Luceres, Brutus die Plebejer, von welchen der erstere zugleich princeps senatus, der zweyte praefectus urbis gewesen. Die Tribuni celerum versammelten sich und beschlossen den Antrag auf die Abschaffung zu stellen, der Vorschlag gelangt durch den princeps senatus an den Senat, der Senat und die Curien beschließen es, dieß ist die lex curiata, welche zur Genehmigung auch noch an die Centurien kam. Daran reiht sich die weitere Bemerkung (S. 204), wie es gar nicht sicher sey, daß das Consulat augenblicklich nach Vertreibung der Könige eingesetzt worden, vielleicht stand Rom zuerst unter den vier Tribunis celerum; — und die Vermuthung (S. 208), daß wohl abwechselnd zwey und zwey, erst einer von den Ramnes und Tities, dann einer von den Luceres und ein Plebejer dem Staate haben vorstehen sollen. „Dieß können wir aber nicht weiter verfolgen."

Ueber das nexum sind die Vorlesungen aus Anlaß der ersten secessio ziemlich weitläufig (S. 231), sie möchten aber der in der Geschichte dargelegten Ansicht N. wenig Vorschub leisten. Denn wenn hier von dem nexus gesagt wird: trug er seine Schuld nicht ab, so war er dem Gläubiger verfallen, war Fiduciar in seinem mancipium, jener konnte aber doch nicht ohne weiteres manum injicere, sondern mußte ihn in jure vindicare mit den Worten: hunc ego hominem ex jure Quiritium meum esse ajo; — so ist die erstere Bezeichnung eben so monströs als die letztere Formel irrthümlich, da der nexus weder Civität noch Freyheit einbüßt und also nicht wie ein Sklave vindicirt werden kann.

So weit die Vorlesungen dem Inhalte des zweyten Bandes der Geschichte entsprechen (S. 241 — 465) kann von einer ergänzenden oder fortführenden Bedeutung derselben überall nicht die Rede seyn, da die zweyte Ausgabe des zweyten Bandes in das Jahr 1830 fällt. Um jedoch zu zeigen, wie gleichwohl auch hier den Vorträgen ein eigener Reiz zukommt, mögen ein paar Sätze angeführt werden, mit welchen die Erörterung der agrarischen Verhältnisse eingeleitet wird:

„Dieses jus agrarium ist für mich um so wichtiger, da es mich zuerst zu kritischen Untersuchungen über die römische Geschichte geführt hat, während ich mich früher mehr mit dem griechischen Alterthume beschäftigt hatte. Wie ich als Jüngling Plutarchs Parallelen und Appian las, war mir das Verhältniß der lex agraria ganz räthselhaft. Man hatte geglaubt, der Sinn derselben sey eine Verletzung des Eigenthums, ein Maß zu setzen für dasselbe, so daß man dem, der über 500 Jugera hatte, das Ueberschießende nahm und so eine Vergrößerung des plebejischen Besitzes auf Kosten des patricischen Eigenthums schuf. Diese Vorstellung fand vielen Beyfall: bey Machiavelli, da er in einer revolutionären Zeit lebte und der Zweck ihm die Mittel heiligte, bey Montesquieu hingegen nicht minder, denn dieser betrachtete die Wiederholung des Vergangenen für undenkbar, da in seiner Zeit jede Revolution so fern als möglich lag. Sein Beyspiel zeigt, wie verwegen speculative Köpfe in Ver-

hältnissen werden, die ihnen unbekannt sind und unmöglich scheinen, damals waren die revolutionären Ideen auf scheinbar ganz unschuldige Weise allgemein gangbar, selbst bey Männern, die in der Revolution zum absoluten Gegentheil übergingen" (S. 252).

Folgt die Geschichte des Spurius Cassius, der Auszug der Fabier, die publilischen Rogationen, wo die Verhaftung des Volero Publilius zu einer lebendigen Schilderung der römischen Realcitation Anlaß gibt:

„Publilius weigerte sich, die Consuln sandten ihre Lictoren, um ihn obtorto collo vor ihr Tribunal zu schleppen. — Die Toga war ein sehr weites Kleid aus einem Stück, in Form eines Halbzirkels, nichts war daran genäht, die Römer wickelten sich ganz hinein: sollte nun jemand vor die Obrigkeit geführt werden, so warfen die Schergen ihm den Zipfel der Toga um den Kopf und schleppten ihn so vor den Magistratus. Oft schnürten sie ihm den Hals dabey so zu, daß das Blut aus Mund und Nase floß. Wer so vorgeschleppt wurde, suchte sich zu wehren, indem er den Zipfel an sich zog und den Arm anstemmte: dann nahm der Lictor ein Messer und zerschnitt die Toga, er hatte dann eine Stelle, wo er hineingreifen und den Ergriffenen mitreißen konnte. Dieß hieß vestem scindere (S. 270)."

Der Uebermuth des Cäso Quinctius:

„So liefen die Pentaliden in Mitylene mit Keulen umher und mißhandelten die dortigen Plebejer; während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. sind noch solche Scenen in Paris vorgefallen, wo man nicht anders auf der Strasse ging als bewaffnet, weil man fürchten mußte, angegriffen zu werden; zur Zeit der Königin Anna war eine solche Bande vornehmer junger Leute in London, genannt Mohocks, die vermummt in den Strassen umherliefen; unter König Wilhelm gehörte Lord Bolingbroke zu einer solchen Bande, wie wir aus Swifts Correspondenz ersehen (S. 283).

Besonders sorgfältig ist die Sage vom Coriolanus, die Gesetzgebung der 12 Tafeln, die Wanderung der Gallier und die Eroberung Roms durch sie ausgeführt.

Von da an (S. 399 f.) betreten wir das Gebiet des dritten Theils der römischen Geschichte, welcher nach Niebuhrs Tod durch Classen herausgegeben und, so weit er uns angeht, aus zwey verschiedenen Bestandtheilen zusammengefügt ist: aus einem kleineren (bis S. 173), welchen Niebuhr kurz vor seinem Tode so wie er ist ausgearbeitet, und einen großen (S. 173—656), den N. im Winter 18$\frac{24}{25}$ niedergeschrieben hat.

Von dem letzteren Theile der Vorträge — von dem zweyten samnitischen Kriege bis zum ersten punischen — ließe sich somit am füglichsten auch in sachlicher Hinsicht Ausbeute erwarten. Diese Hoffnung wird auch keineswegs getäuscht: manches ist hier anders oder entschiedner, nicht weniges ist reicher und vollständiger, als in dem Manuscripte von 1826. Leider betrifft dieser Zuwachs politische und juristische Gegenstände am wenigsten; sehen wir ab von der Erklärung des hortensischen Gesetzes, welche die Vorlesungen (S. 543) im Einklange mit den Erörterungen der zweyten Ausgabe des zweyten Bandes geben, so ist andres nur ganz karg bedacht z. B. die Abschaffung des nexum auf einer halben Seite, und manches höchstwichtige ist übergangen, wie die Umgestaltung der Centuriatcomitien.

Darf als Beleg des oben angedeuteten Verhältnisses der Vorträge zu dem Hauptwerke einiges hervorgehoben werden, so wird in der Erzählung des ersten samnitischen Kriegs die Schlacht am Gaurus, welche in jenem an das Vorgebirg Misenum versetzt wird, in den Vorlesungen (S. 429) auf den Berg Gaurus bey Nuceria verlegt, indem die Römer von hier aus in Samnium eindringen, um Campanien zu schützen. —

(Schluß folgt.)



Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Januar.
Nro. 5. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

The History of the British Empire in India by Edward Thornton, Volume VI. London 1845.

Herr Thornton ist ein fleißiger Schriftsteller und gewandter Erzähler. Kaum hat er die Geschichte des britischen Reiches in Indien, die fünf dicke Bände umfaßt, vollendet, so erscheint ein sechster Band als Nachtrag, welcher die Darstellung der Ereignisse in Hindostan und den benachbarten Ländern, China allein ausgenommen, bis zur Abberufung des Lord Ellenborough (Juli 1844) herabführt. Sieht man nun, wie die Bände dieser indischen Geschichte, ich möchte sagen, den Ereignissen schnell auf dem Fuße folgen; sieht man, wie auch sonst in Großbritanien über alle Reiche und Länder Asiens jährlich eine große Anzahl geschichtlicher und urkundlicher Werke erscheinen; so könnte man versucht seyn zu glauben, es wäre eine gar leichte Sache, die Begebenheiten und Zustände der einheimischen Staaten und das Getriebe der Europäer im Morgenlande zu erforschen und darzustellen. Und doch ist dieß wohl das schwierigste Unternehmen auf dem ganzen großen Gebiete der Geschichte, sowohl in Betreff der Erforschung wie in der künstlerischen Behandlung des vielverzweigten Stoffes.

Wie der geschichtliche Stoff und seine Behandlung in Asien beschaffen ist, ward schon mehrmals in diesen Blättern angedeutet. Das Höchste, das in der Historiographie des Ostens erreicht wurde, sind die trockenen Jahrbücher der Chinesen, worin die wahren und amtlich erlogenen Thatsachen bunt unter einander gemengt erzählt werden, aller Anmuth der Rede, aller Umstände entkleidet, aus welchen sie hervorgingen und in welchen sie allein ihr richtiges Verständniß, ihre Begründung erhalten. Auf den Bewohner des Mittelreiches folgt alsbald der Araber, welcher die Schüler des Kongtse nicht selten sowohl in der Anordnung des Stoffes und in höherer Einsicht als in Betreff des universalhistorischen Blickes, weit übertrifft; man merkt es dem Araber sogleich an, daß er in der Schule der Griechen gesessen, ihr aber vor der Zeit entlaufen ist. Weit hinter beyden steht der geschwätzige, Phrasen drechselnde Perser, in dessen wässeriger, endloser Rednerey die Thatsachen so selten, gleichwie die Schiffe auf dem Weltmeere, einherschwimmen. Die christlichen Asiaten, die Armenier, Syrer und Georgier erreichen aber kaum die bessern Chroniken der Byzantiner.

(Fortsetzung folgt.)

Historische und philologische Vorträge von B. G. Niebuhr.

Auch unter dem Titel:

Vorträge über römische Geschichte, an der Universität zu Bonn gehalten von B. G. Niebuhr.

(Schluß.)

Das Gesetz, daß, wer einmal Militärtribun gewesen, nicht wieder Hauptmann werden solle, gibt

Anlaß zu Bemerkungen über das römische Militärwesen (S. 436):

„Die Einrichtung des Officiercorps gehört zu dem vortrefflichsten der Römer. Das langsame Vorrücken, die Verpflichtung der allmähligen Beförderung und die Versorgung der Officiere im Alter war den Römern fremd. Niemand war dem Rechte nach in beständiger Anstellung, jeder mußte tüchtig seyn, man hatte weder die Idee des allmähligen Ausdienens noch ein stehendes Officiercorps, jeder wurde nur auf das eine Jahr zum Militärtribun gemacht, zeigte er sich nicht tüchtig, so wurde er nicht wieder gewählt. — Ferner brauchte man nicht durch eine ganze Reihe subalterner Stellen zu gehen, der vornehme junge Römer diente als Ritter, der Consul hatte die ausgezeichneten in seiner Cohorte zur Ordonnanz, dort lernten sie genug und in ein paar Jahren konnte der Jüngling in der Fülle des Lebens Militärtribun werden."

Höchst lebendig und anziehend ist die Schilderung von Tarent und den Tarentinern (S. 462):

„Die Tarentiner waren durch Industrie und Handel, Wollfabriken, Färbereyen, auch durch Salzwiesen sehr reich, hatten große Schiffahrt, und außer Syrakus war von allen griechischen Städten wohl keine damals so reich wie Tarent, selbst Rhodus nicht. Diese Stadt war nach ihren Verhältnissen vollkommen friedlich, die Bevölkerung bestand aus vortrefflichen Seeleuten. Schiffahrt und Fischerey war gewiß wie noch jetzt ihr Element, dieses müssig geschäftige Leben ist die Freude des Griechen und südlichen Italiäners, der Neapolitaner ist ganz glücklich, wenn er sich in seinem Fischerkahn umherschaukelt. Die Natur hat dem tarentinischen Lande alles in Fülle gegeben. Die See ist wohl nirgends in Europa so reich an Fischen und Schalthieren als in der See von Tarent, da führt der arme Tarentiner ein wahres Fürstenleben im Müssiggang; er lebt nur von Brod, Salz und Oliven, die er sich immer leicht verschaffen kann. — Der lateinische Volksstamm, die Etrusker, Umbrer, Sabeller u. s. w. sind geborne Ackerleute; der ackerbauende Italiäner ist durchaus gut, wenn er erblicher Eigenthümer ist, brav und achtungswürdig, die Städter dagegen taugen nichts; der Italiäner, der nicht aus griechischem Stamme ist, paßt gar nicht zum Seeleben. — Der Grieche ist ein schlechter Landmann, auch im Alterthum, gar nicht mit dem Italiäner zu vergleichen, man sieht in Theophrasts Buche sehr viele Kenntnisse vom Landwesen, aber der Grieche hat sich nicht glücklich dabey gefühlt, er zieht gern den Oelbaum, die Rebe, nicht Korn."

Die Schwierigkeiten, welche die Erklärung der

Vorfälle nach dem caudinischen Friedensschlusse darbietet, werden in den Vorträgen (492) durch die entschiedene Annahme zu lösen versucht, daß auf die Rogation eines Volkstribunen die Tributcomitien den Friedensschluß wirklich sanctionirt hätten, um die Geiseln zurückzuerhalten; daß derselbe aber sofort mit treulosem Vorbedacht gebrochen und dafür die Consuln und Tribunen, welche die Motive an den Senat und an die Plebes gemacht hätten, als wären sie die Verräther, an die Samniter überliefert werden sollten. — Die Eroberung von Luceria durch die Römer, wo 7000 Samniter um freyen Abzug ohne Waffen und Gepäck capitulirten (Gesch. S. 262), wird in den Vorlesungen (S. 492) als eine offenbare Erfindung der Eitelkeit bezeichnet, welche die caudinische Schmach auf die Samniten zurückwerfen wollte. — Nach einer ausführlichen Schilderung der Verhältnisse und Folgen nach dem Siege von Lautulä, nach Diodor, wird die Periode des zweyten samnitischen Kriegs eingeleitet (S. 498):

„Nachdem die Schlacht bey Lautulä und ihre Folgen die Samniter auf den höchsten Gipfel gebracht hatte, gelang es den Römern, das Glück wieder auf ihre Seite zu bringen; wie überhaupt die Römer sich nie größer zeigen als nach einem Unglück, wie es bey Horaz heißt: Merses profundo, pulchrior evenit, sie haben nie den Kopf verloren, außer nach der Schlacht an der Alia. Mit dieser Entschlossenheit besiegt man die Welt unfehlbar; wer in sich einig und tüchtig sich seiner Kraft bewußt ist und dem anderen sich entschlossen entgegenstellt, der hat sicher immer gewonnen. Im nächsten Jahre schon paralysirte Rom seine Feinde durch seine Unüberwindlichkeit." —

Die Schlacht am See Vadimo, welche nach Livius Q. Fabius den Samnitern lieferte, von welcher aber Diodor nichts weiß, wird übergangen, offenbar absichtlich, wie aus einer Vergleichung mit der Geschichte S. 332 hervorgeht. — Durch gedrängte Uebersichtlichkeit zeichnet sich die Darstellung des dritten samnitischen Krieges aus (S. 526 f.). — Der Zeitraum vom dritten samnitischen Kriege bis zu des Pyrrhus Berufung nach Italien ist einer der wichtigsten der ganzen alten Geschichte, dessen genauere Kenntniß wir am schmerzlichsten entbehren. „Könnten wir etwas von den verlornen Schriften des Alterthums wieder heraufbeschwören, so wäre das eilfte Buch des Livius das belehrendste: früh oder

spät wird aber gewiß diese Geschichte noch einmal entdeckt." So wird in den Vortr. S. 541 die gegen Livius etwas unbillige Note der Gesch. S. 464 gemildert und geändert.

In dem Kriege des Pyrrhus, dann bey den Ereignissen in Sicilien geben die V. manchen Zug, den die G. nicht hat. Doch enthalten wir uns gerne weiterer Anführungen, um noch einigen Platz zu gewinnen für eine Auswahl bedeutender Worte von einem allgemeineren Interesse.

„Die ältesten Römer gebrauchten so wenig in der Sprache wie in ihren Bauwerken den Mörtel."

„Von den zwey Elementen der lateinischen Sprache, dem griechischen und dem nicht griechischen, entspricht letzteres der oskischen Sprache. Alle Wörter, die Ackerbau, Hausthiere, Früchte u. dgl. bezeichnen, sind griechisch oder mit dem Griechischen verwandt. Es zeigt sich ein unterworfenes ackerbauendes und ein erobernndes Volk aus den Bergen, das den Ackerbau nicht trieb (S. 106)."

„Alle Völker des Alterthums lebten in festen Formen, die bürgerlichen Vereine waren immer tief herabgegliedert. Wenn Städte sich zu Nationen erheben, so finden wir zuerst immer eine Eintheilung in Stämme (S. 121)."

„Die hundert (Senatoren der alten Zeit) müssen wir uns nicht als vornehme Herren denken, sondern es sind, wie in den kleinen Reichsstädten, die Bürger und Landleute, welche zusammentreten, patres pelliti heißen sie bey Properz; die Curie, die in Rom mit Stroh gedeckt war (recens horrebat regia culmo bey Virgil) ist eine treue Erinnerung an die Zeit gewesen, wo Rom in der Nacht der Geschichte begraben dastand, wie eine kleine Landstadt umgeben von einem Gebiet (122)."

„Bey Eroberungen, die ein schweres Joch auflegen, stirbt häufig die Sprache der Ueberwundenen ganz und gar aus; in Asien und in manchen andern Ländern war es verboten, die Landessprache zu gebrauchen, um Verrätherey zu verhüten. Die Mauren waren in vieler Hinsicht milde Herren in Spanien, das Land blühte unter ihnen; in Andalusien jedoch verbot ein König, als die Christen vordrangen, bey Todesstrafe lateinisch zu reden, so daß hundert Jahre später keine Spur mehr von dieser Sprache vorkommt u. s. w. (147)."

„Das Geheimniß des großen Staatsmanns, der eben so selten gefunden wird, wie jedes große Genie, ist eben das allmähliche Ausbilden und Verbessern der einzelnen Punkte einer bestehenden Verfassung, nicht das plötzliche Aufstellen eines vollendeten Werkes. (164)."

„Hätten die römischen Historiker die alten Rechtsbücher aufmerksam studirt, so hätten diese Dinge ihnen allerdings nicht dunkel bleiben können. Aber es sind auch noch nicht fünfzig Jahre seit Mösers ersten Arbeiten, durch deren Anregung auch wir erst in unsern einheimischen Verhältnissen klar sehen (177)."

„Man findet in der römischen Geschichte, so lange sich Leben im Volke zeigt, ein beständig lebendiges nie stockendes Fortbilden, ein beständiges Vorrücken des am Alten Angebildeten, wenn das Alte zerfällt; das römische Volk erfrischt und erneut sich immerfort, es ist der einzige Staat, der immer, was Montesquieu als die einzig wahre Bewegung im Leben der Staaten ansieht, auf seine Principien zurückkommt, bis ins fünfte Jahrhundert, so daß das Leben immer herrlicher und kräftiger wird (188)."

„Symmetrische Anordnungen finden sich überall in den alten Verfassungen wieder, daher läßt sich aus einem Gegebenen auf ein nicht Gegebenes schließen (242)."

„Ich fragte einst, als ich über diese Räthsel (den ager publicus) noch nicht im Klaren war, den großen F. A. Wolf darüber. Allein dieser hatte bey ausgezeichneten Geisteseigenschaften den Fehler, daß er in dem Glauben stehen wollte, Alles zu wissen, und nahm dann die Miene an, sich nicht verrathen zu wollen. Er wußte in diesem Punkt sich auch nicht zu helfen. — Ich kam zufällig an den Gegenstand. In Holstein wurde damals die Leibeigenschaft aufgehoben. — Bey dieser Gelegenheit kam ich auf die Untersuchung des lässigen Besitzes und verfolgte diese bey verschiedenen Völkern, das gab mir den Faden für das römische jus agrarium (254)."

„Zu den Nachtheilen einer freyen Regierung gehört die außerordentliche Schwierigkeit, einen begangenen Fehler wieder gut zu machen; die Bemühungen der Regierungen, ihn zu verbessern, werden vom Volke selten mit Anerkennung aufgenommen. Ein unabhängiger Fürst kann das, ohne sein Ansehen zu schwächen und ohne sich in Gefahr zu bringen. Anders in Republiken. Wenn eine Regierung gegen die, die sie beleidigt hat, etwas gut machen will, so ist der erste Schritt, den diese thun, sich zu rächen (261)."

„Die Ansicht der eben verflossenen Zeit, daß allgemeine Gesetzgebungen von einer großen Versammlung Rechtsverständiger ausgehen mußten, war den Alten ganz fremd, die wohl einsahen, daß nur einige Wenige sie berathen, die größere Versammlung sie nur annehmen oder verwerfen müsse. Das ist der natürliche Gang der Gesetzgebung und daher hatten die Alten den Grundsatz, daß Gesetzgebung ganz unabhängig von

Magistratur seyn müsse. In allen Republiken des Alterthums wurden Einer oder Wenige niedergesetzt, die Gesetze zu machen und das Volk sagte ja oder nein (281)."

„Man sah immer mehr ein, daß die Form allgemeiner Versammlungen ein bloßer Schein sey, zu sehr von Zufälligkeiten abhänge: supponirte Persönlichkeit bey Abstimmungen ist nur Einbildung; Impuls, Beyspiel thut Alles (S. 324)."

„Die Alten schrieben weit mehr als man sich gewöhnlich vorstellt, es geschah das mit einer Weitschweifigkeit, die mit zu den Staatsformen gehört (335)."

„Die Geschichte eines Pascha von Aleppo ist der des Sp. Mälius ganz ähnlich. Bey einer großen Theuerung beruft er die Angesehensten und läßt jeden alles Korn, das er vorräthig hat, angeben; dann reitet er nach den Magazinen und findet beym Nachmessen die doppelte Quantität von dem, was nach den Aussagen der Einzelnen aufgeschrieben war; er nimmt das Ueberschüssige und die Theuerung hört auf (341)."

„Wie der Künstler dadurch, daß er vor des Schülers Augen arbeitet, ihm das Auge schärft und ihn so am besten übt, so ist es auch in der Wissenschaft. Wer sein Lebelang geforscht hat, thut seinen Hörern gewiß einen Dienst, wenn er ihnen zeigt, wie er vorwärts gekommen und wie er auch zuweilen rückwärts gegangen ist (390)."

„Gewiß ist es nicht zufällig, wenn wir in der Geschichte bemerken, daß zu gewissen Zeiten in weit von einander entfernten Gegenden gleichartige Veränderungen vor sich gehen, die nicht eine durch die andre hervorgebracht seyn können wegen der Entfernung und der Gleichzeitigkeit und die eine neue Ordnung hervorbringen. Darin erkennen wir die Hand der Vorsehung, die die Schicksale der Menschen und die Entwicklung aller Völker als ein Ganzes leitet (458)."

Schließlich ist noch der Leistung des Herausgebers zu gedenken. Die römische Geschichte gehörte zu den wenigen Gegenständen, welche Niebuhr zu zwey verschiedenen Malen in Bonn vortrug, zuerst im Wintersemester 1826/27 bis zur sullanischen Zeit, und dann zum zweyten Male im Wintersemester 1828/29 bis zur Entstehung des Kaiserthums. Der Cursus von 1826/27 ging an manchen Stellen tiefer in die Kritik und Analyse des Stoffs ein und so gibt der Herausgeber im Wesentlichen die spätere Form, aber ergänzt mit allem Richtigen und Interessanten der früheren Darstellung, also in einer Zusammenfügung, wie sie nicht immer von Niebuhr herrührt, jedoch keinen Gedanken, ja fast kein Wort enthaltend, das er nicht wirklich gesprochen. Seine Arbeit dabey bezeichnet somit der Herausgeber als eine rein philologische, als lediglich gerichtet auf Constituirung eines wahren, möglichst ursprünglichen Textes aus einer ansehnlichen Anzahl von nachgeschriebenen Heften. Die eigene Zuthat beschränkt sich auf eine hie und da angefügte Anmerkung, welche mehr die eigentliche Redaction, etwaige Abweichungen der beyden Vortragscurse von einander, seltner die Ergänzung eines Citats betrifft. — Wie der Herausgeber hinsichtlich dieser Fassung seiner Aufgabe volle Zustimmung verdient, so ist die Ausführung derselben alles Lobes würdig. Es ist dem Herausgeber gelungen, durchaus einen lesbaren, fließenden, von Irrthümern rein gehaltenen Text herzustellen — eine Leistung, deren Verdienst am besten eine Vergleichung mit der Redaction der Geschichte der französischen Revolution würdigen läßt. Die wenigen Versehen, welche dem Ref. aufgestoßen sind, mögen größtentheils Druckfehler seyn. So bellum punicum posterior (S. 27); „später verlegen die Latiner dieses Nationaleigenthum in den Hain von Aricia," soll heißen Nationalheiligthum; S. 319 „nach unsern Begriffen muß auch über einen auf der That ertappten Menschen Gericht gehalten werden und man hält es für dessen Verpflichtung zu läugnen," muß heißen Berechtigung; S. 528 „die Vendeer gingen mit ihrer ganzen Bevölkerung über die Loire und gaben ihre Heimath der Bevölkerung Preiß" statt der Verwüstung; S. 472 „aber Klitarchus war ein eleganter Schriftsteller, er schrieb gleich nach Alexanders Tod," die Geschichte Bd. 3. S. 194 hat: „K. schrieb nicht lange nach Alexanders Tod," was wohl das seltsame Prädicat als Hörfehler erklärt.

Möge denn der zweyte Band bald folgen!

D.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Januar.

Nro. 6. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

The History of the British Empire in India by Edward Thornton.

(Fortsetzung.)

Ihre ältesten Annalen wurden überdieß von der christlichen Partheywuth und dem mönchischen Unverstande der spätern Jahrhunderte, welcher die unläugbarsten Neuerungen und Mißbräuche bereits den frühesten Jahrhunderten der christlichen Kirche aufbürden wollte, so vielfach verändert und verstümmelt, daß wir jetzt in vielen Fällen gar nicht unterscheiden können, ob wir die Urschrift oder einen frommen Betrug vor uns haben. Die Türken Mittelasiens und ihre Nachkommen in Hindostan haben allein von allen Völkern des Ostens einen gesunden, ich möchte sagen europäischen Sinn bewahrt. Des Padischah Baber Denkwürdigkeiten, so wie die statistischen und historischen Arbeiten des Abul Fasel, Minister und Freund des trefflichen Akber, reihen sich würdig an die vorzüglichsten Geisteserzeugnisse dieser Art in den westlichen Literaturen.

Der westliche Darsteller der östlichen Begebenheiten wird, abgesehen von diesen mangelhaften Quellen, überdieß in vielen, wenn nicht in den meisten Fällen, bloß auf Uebersetzungen und Bearbeitungen verweisen können. Schon die Quellenwerke zu erhalten ist schwer; sie aber sämmtlich in den Sprachen, worin sie geschrieben, zu lesen, scheint ganz unmöglich. Kein Menschenalter würde hinreichen, nur die Hauptsprachen des Ostens einigermaßen gründlich zu erlernen. Auch will man bemerkt haben, daß ein Sprachtalent nur selten die höhern geistigen Eigenschaften besitzt, welche zu einem Geschichtschreiber befähigen. Die Einsicht in die verschiedenen Staatsformen und mannigfachen Schichten des bürgerlichen Lebens, die Kenntniß der Grundbedingungen des Wohles und Wehes der Menschheit und die Gabe einer bewegten künstlerischen Darstellung werden schwerlich bey ununterbrochenen philologischen und antiquarischen Studien erworben oder gepflegt werden können. Die vielen Kleinigkeiten stören den Ueberblick des Ganzen, welchen der Geschichtschreiber niemals verlieren darf; die unabläßige Beachtung der Formen und des Wortvorrathes entfremdet der Wirklichkeit und befördert eine Pedanterie, welche den Menschen unfähig macht, sowohl im Leben handelnd aufzutreten, als die Handlungen anderer richtig aufzufassen und mit Wärme darzustellen.

Die Erforschung des Getriebes der Europäer im Morgenlande ist aber noch viel schwieriger. Wie Vieles ist hier nicht, namentlich in den frühern Zeiten, in Dunkelheit gehüllt; wie Vieles ist nicht absichtlich verborgen oder gar, was noch schlimmer ist, absichtlich falsch dargestellt worden. Wo es sich um das Staatsinteresse und um den Vortheil des Kaufmanns handelt, erlaubte und erlaubt man sich nicht selten Alles. Purchas sagt geradezu [1]), er lasse Manches in dem Reiseberichte des Kapitain Hawkins, des Gesandten König Jacob I. an den Padischah Dschehangir weg, namentlich was sich auf die Kastelle und Faktoreyen in Indien beziehe, weil nicht jeder es sehen solle (not fitting for

1) Rob. Kerr Collection of Voyages and Travels II. 245.

every eye). Hr. Thornton und einige andere neuere Geschichtschreiber machen es sich freylich sehr leicht. Sie beginnen mit einem Auszuge aus dem Freybriefe der ostindischen Gesellschaft, gegeben von Elisabeth am letzten Tage des sechszehnten Jahrhunderts, und reihen hieran einige allbekannte Bemerkungen über den Handel Indiens mit Europa. Sie erzählen den Kampf der Engländer und Franzosen auf der indischen Halbinsel, führen dann in einer fortlaufenden unerquicklichen Reihe die kriegerischen Begebenheiten und abschreckenden Gräuelscenen, an welchen, wie jeder weiß, die Geschichte Indiens so reich ist, von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag an unsern Augen vorüber, und bezeichnen dieß Alles mit der viel versprechenden Aufschrift: Geschichte des englischindischen Reiches. Mit Recht sagt Macaulay im Beginne der vortrefflichen Darstellung des Lebens und der Thaten Lord Clive's (Edinburgh Review Jan. 1840. Essays, critical and miscellaneous. By T. B. Macaulay. Paris 1843, 315), die Art und Weise der Geschichtschreiber ist Schuld daran, daß die gebildete Welt, selbst in England, so wenig Antheil nimmt an den großen Revolutionen, aufgeführt von einer kleinen Anzahl Europäer in allen Ländern des Morgenlandes. Der Mangel an Leben und malerischer Darstellung scheint aber nicht allein die Ursache, weßhalb das gewöhnliche lesende Publikum und selbst der denkende Theil der europäischen Bevölkerung an den einheimischen Begebenheiten Asiens, wie an den Thaten der westlichen Eroberer, so wenig Antheil nimmt. Diese weltgeschichtlichen Ereignisse sind niemals aus ihren Ursachen, ich möchte sagen aus ihrer natürlichen Nothwendigkeit dargestellt worden, wodurch es uns unmöglich war, ihnen ein geistiges Interesse abzugewinnen. Alle diese großen Thaten erschienen als eine unverständliche planlose Masse von Zufälligkeiten. Daß dieß aber keineswegs der Fall gewesen, daß die Geschichte keiner Zeit, keines Landes und keines Volkes aus einem verstandlosen Gehäufe von Ereignissen besteht, weiß jeder denkende Historiker. Die Geschichte der nordamerikanischen Pflanzstaaten ist früher in ähnlicher Weise behandelt oder mißhandelt worden. Deßhalb ward ganz Europa in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts von der Gründung des Freystaates der vereinigten Staaten wahrhaft überrascht und konnte gar nicht glauben, daß solch ein Staat Bestand haben würde. Ja heutigen Tags noch gibt es eine kleine Anzahl Unkundiger, die beym hellen Tage von der Errichtung europäischer Monarchien in der neuen Welt träumen können. Die staatlichen, religiösen und bürgerlichen Einrichtungen der englischen Pflanzstaaten jenseits des atlantischen Oceans mußten am Ende nothwendig zu einem freyen Gemeinwesen führen. Wer dieß noch nicht weiß, dem können die philosophischen Betrachtungen Tocqueville's und die geschichtliche Darstellung der einzelnen Staaten Nordamerikas in dem vortrefflichen Geschichtswerke Bancrofts (History of the united states. Boston 1838 und folg.) empfohlen werden. Zu einem dem nordamerikanischen ähnlichen großen Staatenverein wird seit dem Beginne des Jahrhunderts in Australien der Grund gelegt.

Es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß Herrn Thornton diese höhere Anschauungsweise des Lebens und der Geschichte ferne liegt, daß alle seine historischen Arbeiten bloß von dem gewöhnlichen Standpunkte eines Annalisten unternommen wurden. Die ostindische Gesellschaft, deren Freybrief in einigen Jahren zu Ende geht, hat guten Grund zu fürchten, der allen Besonder-Rechten feindliche, auf Gleichheit losstürmende Zeitgeist möchte auch noch den nicht unbedeutenden Rest ihrer Privilegien verschlingen; sie sucht sich nun bey der Nation in ein gutes Licht zu stellen. Mit Freuden mag sie einem ihrer alten Diener, welcher, mit großem Erzählertalente begabt, die Eroberung und Verwaltung Indiens in ihrem Sinne, zu ihrem Vortheile darstellt, die Hand geboten haben. Sie hat, ihre Bediensteten abgerechnet, wenig Freunde im Volke. Von dem Schlage, welche Adam Smith und seine ganze staatswirthschaftliche Schule ihr versetzten, vermochte sich die alte Dame (als solche erscheint sie dem gemeinen Hindu) niemals zu erholen und wird sicherlich gegen die zersetzende Richtung des Jahrhunderts nicht lange mehr mit Erfolg ankämpfen. Die Färbung der Begebenheiten, nach dem Sinne des ostindischen Hauses, leuchtet so sehr aus der Geschichts-Erzählung des Hrn. Thornton hervor, daß, wie der Verfasser in dem Vorworte zum vorliegen-

den Bande seiner Geschichte uns berichtet, mehrere Personen, die sich in seinen Büchern unfreundlich erwähnt fanden, bey dem Hofe der Directoren deßhalb Klage führten. Canning, der edle Canning könnte, wenn er noch lebte und es der Mühe werth achten würde, ebenfalls Grund finden, sich über einige Aeußerungen in dem sechsten Bande dieser Geschichte zu beschweren. Der „elegante Rhetor“ — so wird Canning genannt — hätte sich, wie uns (S. 24) erzählt wird, 1807 um die Stelle eines General-Statthalters in Indien beworben, sie aber nicht erlangt und auch nicht erlangen können, weil Rang und Familie ihm fehlten. War doch seine Mutter eine Schauspielerin, eine Frau dreyer Männer, wovon der erste selbst ein Schauspieler, der zweyte ein Landkrämer gewesen!

Eine erschöpfende, mit beurtheilenden Bemerkungen begleitete Darlegung der großen und folgenreichen Begebenheiten Hindostans in den letzten Jahrzehnten, welche hier sämmtlich berichtet werden, wäre kein Gegenstand einer Anzeige, sondern eines eigenen ziemlich umfassenden Werkes. Wir müssen uns hier auf einen kleinen Theil des Ganzen beschränken und wählen die Geschichte Ranadschit Singhs, seines Reiches und seiner Nachfolger, weil diese, durch die Tagesbegebenheiten in den Vordergrund gerückt, wohl eher als irgend ein anderes Bruchstück das allgemeine Interesse in Anspruch nimmt. Man ist so frey, die Bemerkung vorauszuschicken, daß dieser Abschnitt aus der neuern Geschichte des englisch-indischen Reiches sich nicht bloß auf die Erzählung des Hrn. Thornton gründet, sondern daß er im Gegentheile nach den Quellen bearbeitet wurde und auf Selbstständigkeit Anspruch macht, sowohl in der Darstellung wie in der Beurtheilung der Begebenheiten.

Die siebenjährige Regierung des Marquis Wellesley in Indien bildet in jeder Beziehung einen ruhmreichen Abschnitt der britischen Geschichte in Asien. Durch die Einsicht und die Thatkraft des Lords ward um diese Zeit der Schlußstein gelegt zur englischen Herrschaft im Osten; sie reichte im Süden bis zur äußersten Spitze der Halbinsel und im Westen zum Fünfflußgebiete. Tippu war gefallen und sein Reich zertrümmert; es waren jetzt nur noch der Peischwah und einige Häuptlinge der Maharatten übrig, welche in Dekkan und Hindostan einigermassen als bedeutende, selbstständige Herrschaften zählen konnten. Die ganze französische Parthey, Hauptleute und Gemeine, hatten sich nach dem Untergange des Staates Mahischor oder Maisor zu dem Maharattenfürsten Daulet Rao Sindia gewendet, welchem früher bereits ein gewisser de Boigne aus Savoyen einen großen Theil seines Heeres in europäischer Taktik und Kriegsführung unterrichet hatte[1]). Sindia besaß außer seinen irregulären Truppen ein geordnetes Heer von vierzigtausend Mann Fußvolk, mit gut besetzten und zahlreichen Artillerieparks versehen, eine Reiterschaar von achttausend Mann, theilweise von französischen Offizieren angeführt, an deren Spitze General Perron stand. Der Satthalter des brittisch-indischen Reiches setzte es sich jetzt zur Aufgabe, diese europäische Macht Hindostans zu vernichten; es sollte für alle Zukunft jeder fremde, namentlich französischer Einfluß ausgeschlossen und, was hieraus nothwendig folgt, die Herrschaft Großbritaniens theils in unmittelbarer, teils in mittelbarer Weise weiter ausgedehnt werden, vom Vorgebirge Komorin bis nach Katsch und von Katsch bis zu den westlichsten Alpengauen des Himalaja. Die Maaßregeln waren so gut getroffen, daß alle diese großen Plane in einigen Jahren, bevor noch Wellesley die Regierung seinem Vorgänger und Nachfolger, dem Lord Cornwallis, übergeben hatte, durchgeführt werden konnten. Wellesley's weitsehende, staatsmännische Maaßregeln wurden von der Beschränktheit seiner Umgebung und Zeitgenossen verkannt und von dem Krämergeiste der ostindischen Kompagnie vielfach angefochten. Die Verdienste dieses Mannes um Begründung der britischen Herr-

1) The Despatches of Marquess Wellesley. London 1837. III. Introduction 28. The Despatches of the Duke of Wellington 1834. London 1834. I. 87. Bey seiner Rückkehr nach Europa übergab de Boigne die disciplinirten Truppen einem gewissen M. Perron, welcher nach der vollkommenen Niederlage Sindia's im Jahre 1806 mit großen Reichthümern nach Frankreich heimkehrte. Napoleon, der damals viel mit asiatischen Planen beschäftigt war, hätte den General der Maharatten lieber in Indien gesehen. Perron ward deßhalb vom Kaiser schlecht empfangen.

schaft und der europäischen Civilisation in Indien sind aber nicht weniger groß, und überdieß mit geringerem Unrecht erkauft, als die des Lord Clive und Warren Hastings. Schon die folgende Generation kam zur besseren Erkenntniß; sie hat den greisen Marquis durch Wort und That reichlich belohnt.

Während dieser ganzen folgenreichen Zeit der Regierung Wellesley's (17. Mai 1798 bis 30. Juli 1805) sah Ranadschit mit lauernder Aufmerksamkeit auf die Kriegsläufe in den benachbarten Ländern, hielt es aber nach reiflicher Ueberlegung am Ende doch für das Geeignetste, vor der Hand bloß seine Plane zu verfolgen und sich nicht in fremde Händel zu mischen; er wußte sich zu halten, selbst zu der Zeit, als der unerschrockene Dscheswart Rao Holkar, der letzte Maharattenfürst, welcher den Engländern bedeutenden Widerstand leistete, von Lord Lake verfolgt, mit einer immer noch starken Truppenmacht gegen das Pendschab zog (October 1805), in der Hoffnung, die Sikh und Afghanen zu vermögen, sich mit ihm zu verbinden. Holkar ward bald enttäuscht und mußte sich den Bedingnissen fügen, welche die Feinde ihm vorschrieben. Dieses kluge Benehmen des Maharadschah legte den Grund zu einem freundlichen Einverständnisse zwischen den Engländern und den Sikh, welches zu keiner Zeit ernstlich gestört wurde.

Ranadschit fuhr fort, auf dem Wege der Usurpation und Gewaltthätigkeit, seine Macht über die benachbarten Gauen und Marken auszudehnen. Bald wurden sie unmittelbar mit den Besitzungen des Maharadschah vereinigt, bald auch den angestammten Sirdars als Lehen zurückgegeben, unter der Bedingung, den Gebieter von Lahor als ihren obersten Herrn anzuerkennen und eine Truppe bereit zu halten, die zu jeder Zeit in seinem Dienste aufsitzen könne. Alle Häuptlinge der Sikh, auch die östlich der Satledsch, so wie die zwischen diesem Flusse und der Dschamna, geriethen über diese schrankenlose Erweiterung der Herrschaft des Fürsten von Lahor in die größte Bestürzung; es blieb ihnen kein anderes Mittel, als sich an Großbritanien zu wenden, welches bereits seit längerer Zeit diese neue indische Macht mit Mißtrauen betrachtete. Schon

Warren Hastings war der Ansicht, die Vorsicht erheische es, sich mit den Maharatten gegen die Sikh zu verbinden. „Lasse man den Kriegerstaat heranwachsen, so könnte durch sie einstens die Sicherheit des englischen Reiches in Indien gefährdet werden [2].“ Die Handelsgesellschaft sah aber damals noch bloß auf Geldgewinn und glaubte thörichter Weise, dieser sey auch ohne Kriege und großen Länderbesitz, die nur Unkosten verursachen, möglich; sie war deßhalb jeder Ausdehnung der britischen Herrschaft in Asien entgegen und mißbilligte geradezu die kräftige entschiedene Politik des Marquis Wellesley. Sein Nachfolger, der alte kränkliche Lord Cornwallis, erhielt die gemessensten Befehle, wo nur immer ohne augenblicklich sichtbaren Schaden es anginge, die vor kurzem gemachten Eroberungen herauszugeben, dann die lästigen kostspieligen Allianzen mit den einheimischen Staaten aufzuheben und sich nicht mehr in ihre innern Angelegenheiten zu mischen [3]. Ranadschit benutzte diese kurzsichtige kaufmännische Staatsweisheit vortrefflich; unter den Augen der Briten erweiterte er seine Herrschaft nach allen Richtungen. Lord Minto zeigt, in einem Schreiben an den geheimen Ausschuß der ostindischen Compagnie, das Gefährliche dieser neutralen Stellung: es werde dadurch nur der Vergrößerungssucht des Maharadschah Vorschub geleistet; seine Länder würden bald, wenn man die Sikherrschaften östlich der Satledsch nicht in Schutz nähme, bis an das Gebiet des englischen Reiches sich erstrecken. Ranadschit, ward hinzugefügt, sey aber ein sehr unbequemer ehrgeiziger Nachbar [4].

(Fortsetzung folgt.)

2) The Despatches of Marquess Wellesley IV. 656.

3) Malcolm, Political History of India. London 1816. I. 385. Despatches of Wellesley IV. 230.

4) Malcolm a. a. O. S. 401.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Januar.

Nro. 7. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

The History of the British Empire in India by Edward Thornton.

(Fortsetzung.)

Diese gesunden staatsmännischen Ansichten drangen endlich durch; die Häuptlinge der Sikh wurden mit ihrem Gesuche freundlich aufgenommen und erhielten die Versicherung, man werde englischer Seits die Ausbreitung Ranadschit's östlich der Satledsch niemals zugeben. Die Verbindung der Sikh-Sirdar mit den Engländern war aber natürlich dem Gebieter von Lahor sehr verhaßt, was er alsbald durch Handlungen an den Tag legte. Der Maharadschah setzte, im Angesichte des englischen Abgeordneten Metcalff, der dagegen protestirte, mit einem bedeutenden Heere über die Satledsch und behauptete geradezu, nicht dieser Fluß, sondern die Dschamna bilde im Westen die Gränze der brittischen Besitzungen; ihn selbst müßten aber, sowohl als Statthalter von Lahor wie als Oberhaupt der Sikh, alle Sirdar seines Volkes, alle Häuptlinge der Muhammedaner bis zur Dschamna als Lehensherrn anerkennen. Man hatte jetzt die Ueberzeugung erlangt, nur die Entfaltung der englischen Streitkräfte könne das gewünschte Ziel herbeyführen. Oberst Ochterlony erhielt Befehl, mit einer Truppenmasse bis nach Lodianah, am östlichen Ufer der Satledsch, vorzurücken, worauf Ranadschit, der sich bewußt war, es mit der englischen Macht nicht aufnehmen zu können, über den Fluß zurückzog und sich den Wünschen Großbrittaniens fügte. Er hatte ja erst vor kurzem erfahren, wie sehr seine ungeordneten Haufen in jeder Beziehung hinter den Sipahis und europäischen Truppen zurückstehen. Die muhammedanische Schutzwache des englischen Abgeordneten feyerte nämlich, in der Nähe des Lagers der Sikh, das Todtenfest zu Ehren der beyden Söhne Ali's, was die Alkali so empörte, daß sie mit den Waffen in der Hand über die Moslem herfielen, um sie sämmtlich zu ermorden. Die Begleitung des Gesandten, bloß aus zwey Kompagnien einheimischer Infanterie und sechzehn englischen Reitern bestehend, rückte nun gegen die an Anzahl bey weitem überwiegenden Unsterblichen heran und tödtete alle, welche ihr Heil nicht in der Flucht suchten. Nach der Beendigung des kurzen aber blutigen Treffens kam Ranadschit alsbald in das Zelt des Abgeordneten und entschuldigte sich mit dem frevelhaften unbändigen Treiben der Alkali, welche auf keines Menschen Befehl achteten. Der Maharadschah wäre, so wird aus einer andern gleichfalls glaubhaften Quelle berichtet, anfangs entschlossen gewesen, nicht nachzugeben; aber die Vorstellungen seines Baders Hakim Asisedbin Fakir, sich den Wünschen der Engländer nicht zu widersetzen, hätten am Ende den Ausschlag gegeben. Es kam ein Vertrag zu Stande und Asisedbin ward, zur Belohnung seiner weisen Rathschläge, neben der Stelle eines Doktors auch die des ersten Diplomaten und Ministers der auswärtigen Angelegenheiten verliehen [5]). Nach diesem zu Amritsir (25. April 1809) geschlossenen Vertrage verspricht Ranadschit, seine Macht niemals östlich der Satledsch auszudehnen, noch mehr Truppen zu hal-

5) Moorcroft, Travels I. 94. Hügel (Kaschmir und das Reich der Siek, Stuttg. 1841, III. 393) nennt ihn einen klugen scharfsinnigen Muhammedaner.

ten, als es die Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung in seinen Staaten erheische; er werde die benachbarten Fürsten nicht mit Krieg überziehen noch eines ihrer Länder ihnen entreißen. England verpflichtet sich hingegen, den Maharadschah als seinen besten Freund zu behandeln und die Gebiete nördlich der Satledsch ihrem Schicksale zu überlassen. Alle Häuptlinge östlich des Flusses wurden jetzt von britischer Seite förmlich als Schutz- und Bundesgenossen aufgenommen; man hielt es für angemessen, sich vor der Hand nichts dafür zahlen zu lassen; nur sollten sie bey Kriegsläuften mit ihren Kontingenten herbeyeilen. Die Engländer ließen von nun an dem Fürsten des Pendschab ganz freyen Lauf und beschränkten ihre Verbindungen mit ihm auf formelle Schreiben und Staatsbesuche. Die Residenten und Agenten in der Nähe des Fünfflußgebietes erhielten aber den Auftrag, alle Bewegungen des unternehmenden Mannes mit aufmerksamen Augen zu verfolgen [6]).

Der Maharadschah wendete jetzt seine Macht gegen die nördlichen Gaugrafen und zwang einen nach dem andern, seine Oberherrlichkeit anzuerkennen. Die nähere Bekanntschaft mit dem englischen Kriegswesen erregte in ihm den Wunsch, ebenfalls geschulte Truppen zu besitzen. Zu diesem Endzwecke warb er eine Anzahl ausgedienter englisch-ostindischer Soldaten und bildete aus ihnen eigne Rotten. Auch ward ein besonderes Artilleriecorps errichtet, das unter einen eignen Darogha [7]) oder Kommandanten gestellt wurde. Bey diesen Beschäftigungen und Bestrebungen ward dem Gebieter von Lahor die frohe Kunde, der entthronte Herrscher von Kabal, Schah Schudschah, von dem Wesir Fateh Chan aus dem Lande gejagt, wende sich nach seinen Staaten, um hier Schutz zu erhalten. Der König ward von dem Gebieter der Sikh (1810) freundlich aufgenommen, blieb aber dieses Mal nicht lange in dessen Landen, sondern wendete sich wieder nach Peschawer, wo er anfangs mit Freuden empfangen, bald aber auch von hier vertrieben wurde. Mahmud, der neue Schah von Kabal, und sein Wesir folgten ihm (1811) auf dem Fuß, zogen von Peschawer herab zum Indus und setzten mit zwölftausend Afghanen über den Fluß. Bestürzung ergriff die Bewohner des Pendschab, und sie flohen in Massen von dannen.

Ranadschit stand alsbald von seinen gewöhnlichen Raub- und Streifzügen ab und eilte gegen den Indus, um die westlichen Gränzen des Landes zu decken. Unterwegs trafen ihn die Boten Mahmud's und brachten die freundlichste Botschaft von Seiten des Schah. Es seyen die Afghanen, hieß es, keineswegs gesinnt, den Maharadschah zu bekriegen; sie wollten nur die Befehlshaber Kaschmirs und der Feste Atak züchtigen, welche Schudschah in seinem Zuge gegen Peschawer unterstützt hätten. Die beyden Fürsten, Mahmud und Ranadschit, besuchten sich gegenseitig, wobey wahrscheinlich die Bedingnisse besprochen wurden, unter welchen man sich später zu gemeinschaftlichen Unternehmungen verbinden wolle. Im folgenden Jahre war Ranadschit mit der Unterjochung der Grafschaften innerhalb der südlichen Alpenlandschaften des Himalaja, namentlich Bhimbar und Radschaor beschäftigt, die er auch glücklich zu Stande brachte. Es ward hierauf (1812) die Uebereinkunft zwischen dem Fürsten von Lahor und dem Schah förmlich abgeschlossen. Ranadschit versprach den Afghanen alle Erleichterungen auf ihrem Zuge gegen Kaschmir zu gewähren und selbst ein Hülfscorps zu senden; dagegen verpflichteten sich diese, dem Maharadschah in der Eroberung Multan's beyzustehen und ihm einen Theil des Raubes, den man in Kaschmir machen würde, zu überlassen. Es sollte sich dieser wenigstens auf zweymalhunderttausend Gulden unseres Geldes belaufen [8]).

---

6) Treaties, India Board, 8. März 1839. Prinsep, Origin of the Sikh power in the Punjab. Calcutta 1834, 64 — 71. Malcolm a. a. O. I. 413.

7) Das Wort ist ursprünglich mongolisch und bedeutet einen Stellvertreter. Die Ilchane Persiens waren die Darogha des östlichen Chakans.

8) Prinsep 94. Hügel II. 134 folg. Es werden daselbst einunddreyßig verschiedene Herrschaften in den südlichen Alpenlandschaften des Himalaja aufgezählt. Burnes (Travels III. 238) setzt diese Vorfälle mit Unrecht ins Jahr 1811. Seine Darstellung der Geschichte Kabul's seit 1809 leidet noch an andern Unrichtigkeiten und ist im Ganzen zu skizzirt.

Die Verbindung war wohl von keiner Seite ernstlich gemeint; wie wäre auch zwischen Sikh und Muhammedanern eine dauernde Freundschaft nur denkbar! Die Hülfstruppen des Maharadschah konnten oder wollten den Wesir nur schlecht unterstützen. Kaschmir war bereits in den Händen des Fateh Chan, als die Sikh ankamen, und sie wurden nun, ohne den geringsten Antheil an der reichen Beute zu erhalten, heimgesandt. Der Wesir setzte seinen Bruder Asem als Statthalter ein, eilte dann schnell nach der Ebene zurück, wo Ranadschit die bedeutende Feste Atak durch Verrath in Besitz genommen hatte. Die Anstrengungen des Wesirs hatten anfangs einen glücklichen Erfolg, führten aber zu keinem Ziele. Atak blieb in den Händen der Sikh, und die Herrschaft der Afghanen östlich des Indus war zu Ende. Der Fürst von Lahor suchte nun, durch dieses Glück noch mehr ermuthigt, seine Macht auf Kosten des Durani-Reiches nach allen Richtungen zu erweitern; er wendete seine Waffen zuerst gegen Kaschmir. Der erste Zug dahin ist aber sehr unglücklich ausgefallen. Die verweichlichten Truppen des Pendschab waren nicht im Stande, die Anstrengungen und Entbehrungen, welche ein Marsch über so hohe Gebirgsländer erheischt, zu ertragen; sie sind großentheils von dem kräftigen, dieser Alpengegenden kundigen Feinde aufgerieben worden. Das Schlimmste war aber, daß diese Niederlage des Maharadschah auf die frühern Eroberungen zurückwirkte und von mehreren muhammedanischen Gebirgsfürsten zur Erlangung ihrer ehemaligen Unabhängigkeit benützt wurde. Es mußten nun zuvor diese Widerspenstigen unterworfen werden, ehe man an einen neuen Zug gegen Kaschmir denken konnte.

Als der Wesir des Mahmud Schah von Afghanistan in Kaschmir seinen Einzug hielt, fand er Schudschah in der Gefangenschaft des Ata Muhammed, eines Sohnes des ehemaligen Wesirs. Es hatte dieser Fürst furchtbare Mißhandlungen zu erdulden; der Stahl schwebte mehrmals über seinen Augen und er ward mit gebundenen Händen und Füssen über den Indus gehalten. Es wollte nämlich Ata den großen Edelstein, **Kohi nor**, der Lichtberg oder leuchtende Berg genannt, dessen Werth

auf mehr als vierzig Millionen Gulden geschätzt wird [9]), von dem Schah erpressen. Schudschah blieb standhaft; jetzt ließ er sich diesen Schatz nicht entreißen. Der Wesir Fateh Chan schenkte großmüthiger Weise, eine höchst seltene Eigenschaft der Afghanen, seinem Feinde die Freyheit und beschwor den entthronten Schah, sich nicht zu den Sikh zu wenden, sondern mit nach Kabal zu ziehen, wo reichlich für ihn gesorgt werden solle. Schudschah mißtraute, und dieß wohl mit Recht, diesen Versprechungen, und entschloß sich lieber mit dem Anführer der Sikh nach Lahor zu ziehen. Der geblendete Siman Schah war bereits mit seiner eigenen Familie und dem Harem Schudschah's seit einiger Zeit daselbst, und Ranadschit schien an dem Unglück

9) Der Kohi nor ist der größte bekannte Edelstein auf Erden, in der Form und Höhe eines halben Taubeneyes; er wiegt dreyundeinhalb Rupien, wovon 40 auf ein englisches Pfund gehen. Die Hindu erzählen, dieser Edelstein habe zuerst der fabelhaften Dynastie der Pandu gehört und sey später in die Hände der muhammedanischen Herrscher von Delhi gekommen. Hier sah ihn Tavernier, der eine Abbildung davon liefert in den „Sechs Reisen in Türkey, Persien und Indien." Genf 1681. II. 105. 141. Tavernier sagt, er habe die Form einer runden Rose, was wohl bloß von dem obern Theil zu verstehen ist, und sey von einem treulosen Minister des Königreichs Golkonda, der seinen Herrn verrathen hat, Schah Dschehan verehrt worden. Ungeschliffen wog er siebenhundert siebenundachtzig einhalb Karat; der unkundige Schleifer, ein gewisser Hortensio Borgis aus Venedig, hat den Stein so mißhandelt, daß er jetzt bloß zweyhundert achtzig Karat wiegt. Wenn Hortensio, sagt Tavernier, mit der Sache hätte umgehen können, so würde er von diesem großen Stein einige Stücke abgesondert haben; dem König wäre nicht Unrecht geschehen und der Stein hätte des Schleifens nicht bedurft. Nadir brachte den Kohi nor nach Persien, und bey der Plünderung seines Zeltes nach seinem Tode fiel er in die Hände Ahmeds Abdalli. Hough, der ihn 1831 in den Händen Ranadschits sah, sagt, er wäre auf drey und eine halbe Million Pfund Sterling geschätzt worden. Campaign in Afghanistan 398. Burnes Travels I. 144. Prinsep 97 Note sagt irrthümlich, dieser Edelstein habe sich an dem Pfauenthrone zu Delhi befunden.

der vertriebenen Fürsten innigen Antheil zu nehmen. Nach einer Angabe soll die Hauptfrau Schudschah's, ein kühnes entschlossenes Weib, ihn vermocht haben, der freundschaftlichen Einladung des Maharadschah Folge zu leisten; nach einer andern hätte sie ihn wiederholt gewarnt, diesem Heuchler, dem es nur um den Kohi nor zu thun sey, zu trauen. Diese Warnung war, wenn sie gegeben wurde, nur zu sehr begründet.

Kaum war der flüchtige Fürst in Lahor angekommen, so verlangte der Maharadschah die Herausgabe des Edelsteins; der König sollte dafür ein Lehen mit einem festen Kastelle erhalten. Man läugnete den Kohi nor zu besitzen. Ranadschit drohte nun mit den ärgsten Verfolgungen und begann damit, den unglücklichen Fürsten sammt seiner ganzen Familie zwey Tage lang Hunger leiden zu lassen. Durch diese und andere Peinigungen gelangte der räuberische Sikh, der sich nicht scheute, das im ganzen Morgenlande heilige Gastrecht in so schnöder Weise zu verletzen (1813), zu seinem Ziele. Dieser Raub sättigte aber keineswegs seine Habgier; der Maharadschah ließ den Harem Schudschah's plündern und alles Kostbare, selbst die Weiberkleider wegnehmen. Ward es doch dann dem gefangenen mißhandelten Afghanen überdieß zum Verbrechen angerechnet, daß er darauf sinne, sich aus den Banden des Tyrannen zu befreyen! Am Ende wird aber der listige Räuber von Frauenlist überwunden. Die Damen des Harems des gefangenen Schah verkleideten sich als Hindufrauen, entkamen so aus den Thoren Lahor's und gelangten glücklich nach Lodianah, wo sie von den Engländern zuvorkommend aufgenommen wurden. Ihnen folgte bald Schudschah; er stahl sich ebenfalls heimlich aus der Stadt und ging zu dem Gebirgsgrafen von Kischtawar, um mit dessen Hülfe einen Versuch auf Kaschmir zu machen. Die Jahreszeit war aber zu weit vorgerückt und der Pir Panschal oder heilige Paß bereits zugeschneit. Die kleine Mannschaft der ehemaligen Majestät Afghanistans zerstreute sich, wie dieß bey unglücklichen Kriegszügen im Osten gewöhnlich der Fall ist, auf der Stelle und der Schah war nun in der elendesten Lage. Dem Hunger, der Kälte und allen erdenklichen Mühseligkeiten ausgesetzt, irrte der Fürst lange Zeit innerhalb der Kuligebirge herum, bis er endlich die englische Station Sabathu an dem Fuße des Himalaja erreichte. Von hier begab er sich (1815) zu seiner Familie nach Lodianah, wo die britische Regierung ihm, gleichwie seinem geblendeten Bruder Siman, den Ranadschit, weil bey ihm nichts zu plündern war, freywillig hatte ziehen lassen, einen Jahresgehalt aussetzte. Die beyden Familien verlebten nun die glücklichsten, ruhigsten Tage ihres Lebens.

Die Nachbarn des Durani-Reiches, der Beherrscher der Sikh wie der Emir von Bochara, die Perser wie die Usbeg suchten die unglückseligen Zustände Afghanistans zu ihrem Vortheile auszubeuten. Nicht genug, daß sie die Eroberungen Ahmeds an sich rissen; sie strebten selbst, und zwar mit theilweisem Erfolg, im alten Heimathlande des Puschtu-Volkes festen Fuß zu fassen und einzelne freye Klane unter ein fremdes Joch zu beugen.

Asem Chan hatte den größten Theil der afghanischen Besatzung Kaschmir's mit nach Kabal genommen und seinem Bruder Dschabar nur eine geringe Mannschaft zurückgelassen. Dieß reizte den Maharadschah, noch einen Versuch zur Eroberung des Landes zu machen. Dewan Dschand, der Sieger von Multan, erhielt den Oberbefehl über das Heer, und der Fürst blieb im Pendschab zurück, um über die richtige Nachsendung der Lebensmittel für Menschen und Thiere zu wachen. Der Widerstand der Gebirgsgrafen von Radschaor und Pandsch war schnell gebrochen, und es erstiegen die Sikh ungehindert den Pir Pandschab Paß, auf dessen höchster Spitze ein Thurm, andere kleinere Gebäude und viele Pfähle errichtet sind, mit Weihgeschenken für die Berggeister umhangen [10]).

(Fortsetzung folgt.)

10) Moorcroft Travels II. 295. Moorcroft besuchte Radschaor, Bhimbar oder Bimber und die meisten Gebirgsorte, von denen in unserer Darstellung die Rede ist, und beschreibt sie ausführlich.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Januar.

Nro. 8. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

The History of the British Empire in India by Edward Thornton.

(Fortsetzung.)

Dschabar stellte sich mit seiner geringen afghanischen Mannschaft und dem in der Eile zusammengerafften Haufen elenden Kaschmirgesindels den eindringenden Sikh entgegen; er ward in einem Kampfe, der bloß einige Stunden dauerte, vollkommen geschlagen. Der Barakſi und seine Genossen flohen über die Gebirge gegen den Atak und ließen die Sikh in unbestrittenem Besitze des herrlichen Kaschmirthals (1819). Drey Nächte nach einander waren Lahor und Amritsir festlich beleuchtet; dann ward Mote Ram, der Sohn des Dewan Dschand, mit einer zahlreichen Sikh- und Gorkha-Truppe ausgerüstet, der neuen Eroberung als Statthalter vorgesetzt. Es ward ihm bedeutet, alle Forts, die sich noch nicht ergaben, zu brechen und die benachbarten Gebirgsherrschaften gegen den obern Lauf des Indus, wie Dhemtur und Derbend, der Oberherrlichkeit des Maharadschah zu unterwerfen. Der Statthalter war friedlichen, milden Geistes und deßhalb für ein vor kurzem erobertes Land wenig geeignet; bereits im folgenden Jahre trat Hari Singh an dessen Stelle, — ein Mann, der es ganz allein mit einem wilden Tiger aufnimmt und seiner Meister wird. Vergebens suchte der Maharadschah Asem Chan durch allerley Anerbietungen zu bewegen, den Ansprüchen der Afghanen auf Kaschmir zu entsagen; seit der Besitznahme dieses Landes gingen die Streitigkeiten zwischen dem Puschtu-Volke und den Sikhs niemals zu Ende.

Die Eroberung Kaschmir's hatte den Ruhm des Maharadschah sehr erhöht; sein Name ward über alle Länder des westlichen und Mittelasiens verbreitet. Die europäischen Staaten, welche auf die Theilung Asiens und die Schwächung der englischen Macht in Indien sannen, so wie die westlichen Reisenden und Abenteurer, die auf gut Glück das Morgenland durchzogen; sie alle wendeten ihre Blicke nach Lahor und bemühten sich um die Gunst des Fürsten. Unter diesen befand sich auch der Gestüts-Meister William Moorcroft, der von einer unwiderstehlichen Neigung zur Untersuchung unbekannter oder wenig erforschter Länder getrieben wurde. Ranadschit behandelte den Reisenden, wie durchgängig alle Europäer, mit der größten Zuvorkommenheit. Moorcroft erhielt (1820) die Erlaubniß, über Mundi und Kulu nach Ladakh zu gehen; im Falle es unmöglich wäre, von hier aus nach Bochara vorzubringen, so ward ihm selbst gestattet, mit einer Begleitung von zweyhundert Mann durch Kaschmir zu ziehen.

Die ersten europäischen Officiere, welche in Lahor ankamen (1822), waren die Herren Ventura und Allard [11]). Beyde standen früher unter Abbas Mirsa; sie verließen Persien, weil sie keine höhern Stellen erhalten konnten. Sie wanderten nun weiter gen Osten; zuerst nach Kabal und von hier

11) Allard kam im Jahre 1835 nach Europa und ging im folgenden Jahre mit dem Titel eines französischen Chargé d'affaires nach Lahor zurück. Er starb daselbst 1842. In demselben Jahre ist, öffentlichen Blättern zufolge, Ventura nach Europa zurückgekehrt.



aus zu dem Maharadschah im Pendschab. Hier baten sie um die Erlaubniß, dem ruhmreichen König von Lahor durch ihre militärischen Kenntnisse, die sie als höhere Officiere unter der unmittelbaren Anführung Napoleons erworben hätten, nützlich seyn zu dürfen. Ranadschit hegte anfangs großen Verdacht gegen diese Fremden. Der Barbar konnte nicht begreifen, was zwey tüchtige Männer vermögen könnte, ihr Vaterland zu verlassen und solche mühselige Reisen zu unternehmen, um einem auswärtigen, ihnen unbekannten Fürsten zu dienen. Erst nachdem er in Lodianah Erkundigungen eingezogen hatte, entschloß sich der Maharadschah, die fremden Krieger aufzunehmen und ihnen die Einrichtung eines Heeres auf europäische Weise anzuvertrauen. Es ward nun den Offizieren in der Hauptstadt eine eigene Hofhaltung eingerichtet und sie erhielten sehr hohe Besoldungen [12]). Dieß lockte alsbald mehrere unternehmende Männer und Abenteurer nach Lahor, worunter Avitabile, ein geborner Neapolitaner, der lieber Ranadschit dienen als unter der Regierung seiner Heimath leben wollte [13]), und Court, ein Zögling der polytechnischen Schule zu Paris. Beyde haben dem Fürsten der Sikh große Dienste geleistet.

Seit dem ersten Auftreten der Portugiesen in Indien war die Aufmerksamkeit der kundigen Europäer auf den Indus und das Fünfflußgebiet gerichtet; es ist dieß für alle Denkenden ein klassischer Boden, für den Gelehrten, wie für den Kaufmann und Krieger. Die Plane Napoleons gegen die brittische Macht in Asien trieben die Engländer zur Erweiterung und Befestigung ihrer Herrschaft auf dieser bedrohten Nordwestgränze des östlichen Reiches. Auch nach dem Verschwinden der Gefahr blieb der Blick des größten Handelsvolkes auf Erden unverrückt nach

12) Allard erhielt 80,000 bis 100,000 Franken jährlich. Jacquemont Voyage II. 171.

13) Der General Avitabile kehrte später, von Sehnsucht nach der Heimath getrieben, in das Vaterland zurück; es ward ihm aber der heimische Boden gar bald unerträglich. Hügel, Kaschmir III. 266. Jetzt lebt er wieder in Neapel, wohin ihm die indische Gesellschaft vor Kurzem, wegen seiner Verdienste um ihr indisches Reich, einen Ehrensäbel sandte.

diesen Gegenden gewendet. Man wußte, daß in alten Zeiten, vermittelst der Wasserstrasse des Indus, ein großer Verkehr zwischen dem südlichen und Mittelasien, zwischen dem Morgen- und Abendlande stattgefunden hatte, und suchte sie jetzt wieder zu eröffnen. Moorcroft hatte bereits seine Aufmerksamkeit auf den Strom gerichtet; ihm gebührt der Ruhm der Erste zu seyn, welcher in neuerer Zeit wieder auf den Indus aufmerksam machte. „Es' ist dieser Strom," sagt der umsichtige Reisende, „den Europäern nur wenig bekannt; seit Nearchus hat keiner denselben befahren noch untersucht; er trägt Fahrzeuge von beträchtlicher Ladung. Von seiner Mündung in das Meer aufwärts bis nach Atak steht der Schifffahrt kein wesentliches Hinderniß im Wege, und selbst oberhalb dieses Forts wird nicht bloß auf dem Hauptstrom noch eine Zeit lang der Transport fortgesetzt, sondern auch auf seinem Nebenflusse, dem Kabal, so daß die Waaren zu Wasser bis nach Sahiba Patar, welches nur einige Kos von Peschawer entfernt ist, gebracht werden können. Hier schiffen sich gewöhnlich die Afghanen ein, welche nach Mekka pilgern; sie fahren dann den Indus abwärts bis nach Karadschi oder einem andern Hafen Sindh's. Die vortheilhafte Lage Peschawers für den Handel mit den brittischen Besitzungen in Indien und den Ländern nördlich des Hindokuh ist bekannt; daß aber der obere Lauf des Indus für diesen Zweck benutzt werden könne, ist bisher nicht beachtet worden; deßhalb scheint es wichtig, diesen Umstand hervorzuheben, um hierauf das Augenmerk Großbritanniens zu richten." Die Aufmerksamkeit Englands war aber gerade damals von dem westlichen Gränzlande abgewendet; auch hatte man noch zu geringe Kunde von den Völkerschaften, welche die Ufer des Indus bewohnen, als daß man auf die Vorschläge des Reisenden hätte eingehen können. Die Plane Moorcrofts wurden mißachtet und selbst seine Absichten verdächtigt. Die Beschiffung des Indus ist nicht das Einzige, was dieser treffliche Mann anregte, dessen Durchführung er aber nicht erlebte; seine Ideen wurden später von Andern aufgenommen und ausgeführt. Die vergeßliche undankbare Welt hat ihnen allen Ruhm und alle Ehre zugeschrieben.

Um einen passenden Vorwand für die politisch-

commercielle Expedition an den Indus zu erhalten, schien es den Machthabern Hindostans am geeignetsten, eine Gesandtschaft an Ranadschit Singh zu senden. Umfangsreiche schwere Stoffe sollte sie als Geschenke nachführen, damit man mit gutem Scheine sagen könne: ein Landtransport ist unmöglich; die Geschenke müssen zu Wasser, den Indus aufwärts, gebracht werden. Man wählte nun, es scheint beynahe zur Verspottung des barbarischen Fürsten der Sikh, einige schwere englischen Zuchtstuten und eine große alterthümliche Staatskarosse [14]). Burnes, der sich schon früher durch treffliche statistische Arbeiten über Katsch, so wie bey verschiedenen andern Gelegenheiten durch sein kluges, muthvolles Benehmen als einen der tüchtigsten einsichtsvollsten Offiziere der ganzen Armee gezeigt hatte, ward von dem Generalgouverneur Lord Bentink zu diesem schwierigen Geschäfte auserkohren (1830). Der berühmte Geschichtschreiber, General Malcolm, war zu der Zeit Statthalter in Bombay; er lernte seinen Landsmann von sehr vortheilhafter Seite kennen und empfahl ihn der Centralregierung. Es würde, fügte Malcolm hinzu, ohne Zweifel Alles, was der junge Mann auf dieser Seite Indiens unternimmt, zum Vortheile des Staates ausschlagen; nur müsse man ihm die Freyheit gestatten, von seinen Vollmachten abzugehen und nach den Umständen zu handeln.

Die Beschiffung des Indus, hieß es in den Verhaltungsbefehlen des Gesandten, ist in jeder Beziehung von der größten Wichtigkeit; und doch haben wir hierüber, die Strecke von Thathah nach Haiderabad abgerechnet, keine zuverlässige Kunde. Die Richtung und die Breite des Stromes, die Tiefe des Wassers und die Schnelligkeit seines Laufes, welche Leichtigkeit er der Dampfschifffahrt gewähre und ob die Ufer Feuerungsmittel darbieten, die Verhältnisse und der Kulturzustand der benachbarten Fürsten und Stämme, — über dieß Alles wünscht die Regierung sichere Nachrichten zu erhalten. Die langsame Fahrt der Boote auf dem Indus wird wohl Gelegenheit darbieten, über diese und andere nicht minder wichtige Gegenstände Erkundigungen einzuziehen und Untersuchungen anzustellen.

14) Es klingt in der That naiv, wenn Prinsep und Hügel (III. 279) sich über diese sonderbaren Präsente lustig machen; sie glauben, es wäre der englischen Regierung mit diesen Geschenken wirklich Ernst gewesen.

Die umsichtigen Emire von Sindh durchschauten die Plane Englands und suchten dem Lieutenant Burnes alle nur ersinnlichen Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Zweymal mußte der Gesandte das Land verlassen; nur die ernstlichsten Drohungen konnten die Fürsten bey seinem dritten Erscheinen vermögen, ihm die Erlaubniß zu ertheilen seine Reise fortzusetzen. Die Bewohner von Sindh und aller andern Ufergebiete des Indus sahen in Burnes mit Recht, was der kluge rückhaltige Mann selbst später nicht zugeben wollte, den Vorläufer einer kriegerischen Expedition, die nächstens eintreffen und alles Land in Besitz nehmen werde. Es gehe ja, so hieß es längs des Flusses, schon lange eine Weissagung im Lande, sie sey selbst in den alten Büchern der Sternkundigen verzeichnet: die Engländer werden ganz Indien beherrschen; alle Himmel und alle Sterne verkünden das Glück dieses Volkes. Es sey dieß aber in der That nicht unverdient; denn die Britten sorgen nicht bloß für sich, sondern für das Wohl aller ihrer Unterthanen. Möchten sie nur bald kommen, fügte der Eine und der Andere halblaut hinzu, und das Land von dem Drucke der Emir befreyen. Treiben es diese Fürsten doch so arg, daß die fruchtbarsten Ländereyen, weil der Landmann die schweren Abgaben nicht erschwingen kann, brach liegen bleiben müssen!

Der Maharadschah hatte, so ungerne er es auch sah, daß sich die Engländer in Sindh festsetzten, seinen Gränzbeamten, namentlich dem Subahdar von Multan befohlen, die englische Gesandtschaft mit allen möglichen Ehrenbezeugungen zu empfangen. Die Reisenden erstaunten über die Aehnlichkeit, sowohl in dem Körperbau wie in dem Aussehen der Sikh; noch sind keine vier Jahrhunderte verflossen, seitdem diese religiöse Genossenschaft aus verschiedenen Stämmen zusammenfloß, und schon sind alle Mitglieder derselben auch äußerlich von ihren Nachbarn verschie-

den. So leicht wird der menschliche Körper durch eine eigenthümliche Kleidung, durch eine gewisse Beschäftigung und durch eine bestimmte, anhaltende geistige Richtung umgestaltet. Krieg und Landbau sind die einzigen Geschäfte des herrschenden Volkes; die Sikh sind deßhalb beynahe durchgängig schlanker Gestalt und starken Knochenbaues. Der Herrschaft sich bewußt, haben sie ein stolzes militärisches Aussehen; auch werden sie wegen ihrer Intoleranz und der vielen Bedrückungen von ihren muhammedanischen Unterthanen von ganzem Herzen gehaßt. Wenn doch die Frengis, hörte man diese häufig sagen, endlich kämen und diesen hochmüthigen unerträglichen Gebietern den Zaum des Gehorsams anlegen möchten.

Die Gesandtschaft ward zu Lahor mit großer Freundlichkeit empfangen. Der Maharadschah hatte selbst die Aufmerksamkeit, den englischen Agenten von Lodianah einzuladen, um Zeuge der Feyerlichkeiten zu seyn. Ranadschit fragte und sprach viel; er ging nach seiner Weise schnell von einem Gegenstande zum andern über. Kaschmir bildete, wie mit allen andern Fremden, einen Hauptgegenstand der Unterhaltung. „In dieses Land des Vergnügens und des Sinnengenusses," sagte er unter anderem, „kann ich Niemand mehr schicken; alle werden Schurken, die dahin gehen. Das Thal ist bey alledem eine wahre Goldgrube; es brachte dieses Jahr sechsunddreyßig Lakh Rupien ein, sechs mehr als im vorigen. Ich zahle meine Offiziere und Soldaten mit den Shawls und andern Erzeugnissen Kaschmir's. Bin ich jetzt, wo der Handel stockt, einem dreyhundert Rupien schuldig, so gebe ich ihm Shawls im Werthe von fünfhundert, und er ist natürlich damit sehr zufrieden." Obgleich der Maharadschah durch Unternehmungsgeist wie durch Klugheit weit über die andern Sirdar der Sikh hervorragt, so können wir doch einen Fürsten, der in dem Anschauen sinnlich reizender Tänze und in Saufgelagen einen großen Theil seiner Zeit hinbrachte, bloß als einen halbcivilisirten Barbaren betrachten. Dieß leuchtet auch aus seiner ganzen Verwaltung, aus allen seinen Unterredungen mit Europäern wie den zahlreichen Schilderungen hervor, die wir von ihm besitzen. Bat er doch, nachdem er früher bereits so viele Berührungen mit Europäern gehabt hatte, Baron Hügel um die Arzney, welche den Reisenden vor aller Krankheit schütze; freylich bloß unter der höchst bezeichnenden artigen Voraussetzung, wenn die Mittheilung an Fremde die Kraft des Geheimnisses für den ursprünglichen Besitzer nicht schwäche [15])!

Der Generalgouverneur war mit den Berichten, mit den Denkschriften und geographischen Karten, die Burnes ihm überreichte, äußerst zufrieden. Lord Bentinck, ein hochherziger, die Menschheit ehrender Charakter, der auf dem Throne der Großmongolen von Delhi wie ein Quäker Pennsylvaniens handelte und dachte, traf alsbald Vorbereitungen, um die Schifffahrt auf dem Indus zu eröffnen. Dazu bedurfte es aber auch eines Handelsvertrags mit dem Fürsten von Lahor, welchen dieser, wie man wußte, nur sehr ungerne gewähren würde. Die Zusammenkunft des Statthalters von Indien mit dem Maharadschah bey Rupur (1831) mochte in dieser wie in anderer Beziehung nicht ohne Einfluß gewesen seyn. Es wurdem „zu diesem glänzenden Begegnen in dem Garten der Freundschaft" die verschiedensten Truppengattungen an die Satledsch beordert. Man kannte die militärischen Liebhabereyen Ranadschits und wollte sie bey dieser Gelegenheit in vollem Maaße befriedigen.

(Fortsetzung folgt.)

15) Hügel, Kaschmir, III. 225.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Januar.

Nro. 9. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1817.

The History of the British Empire in India by Edward Thornton.

(Fortsetzung.)

Ranadschit Singh hatte in den folgenden Jahren, beynahe ohne alle Unkosten, aus der Unternehmung Schah Schudschahs gegen Afghanistan (1833) großen Gewinn gezogen. Die Länder, welche früher den Afghanen gehörten, wurden förmlich abgetreten und die Eroberungen dadurch in ein gesetzliches Besitzthum verwandelt. Es stand jetzt der Maharadschah auf dem Gipfel seiner Macht. Wäre er nicht im Grunde seines Herzens ein selbstsüchtiger Barbar gewesen, hätte er die benachbarten Engländer sich zum Muster genommen und seinen Staat nach der menschlichen Weise des Westens geordnet, das Reich der Sikh wäre nicht so schnell seiner Auflösung entgegen gegangen.

Der Maharadschah war kleiner, unansehnlicher Gestalt und vielleicht der häßlichste Mann des ganzen Fünfflußgebietes seiner Zeit; die geschmacklose Kleidung der Sikh von widerlich gelber Farbe erhöhte noch seine Häßlichkeit. In solchem Maaße verklärte aber sein Verstand die mißgestaltete Form, daß man dieß Alles vergaß, sobald er zu sprechen begann; Fragen und Antworten folgten rasch auf einander, und im Flusse der Rede flog er schnell von einem Gegenstande zum andern [16]). Die Zahl seiner Frauen und Beyschläferinnen wußte er wahrscheinlich selbst nicht anzugeben; sie bildeten ganze Regimenter, welche, nach seinem eigenen scherzhaften Ausspruche, allen Versuchen, sie zu discipliniren, einen erfolgreichen Widerstand entgegensetzten. An seine männlichen und weiblichen Lieblinge verschwendete Ranadschit ganze Fürstenthümer; er ließ Münzen in ihrem Namen schlagen und zog, von Liebe und Wein berauscht, mit ihnen in den Strassen Lahors herum. Der Maharadschah war jedoch fern von aller Freigeisterey; er widmete im Gegentheile mehrere Stunden des Tages der Andacht nach der Weise der Sikh. Bey ihm waren, wie sonst so häufig im Leben, Ausschweifung und Schlechtigkeit mit äußerlicher Frömmigkeit und Aberglauben innig verbunden. Einige Guru waren bestellt, ihm täglich eine Zeit lang aus der heiligen Schrift der Sikh vorzulesen; seine Verschwendung an diese Leute, an Bettelmönche und anderes faules Gesindel kannte selbst keine Gränzen. Hat er doch den großen Diamanten des Schudschah einem Sikhtempel vermacht, einem andern seine kostbare Perlenschnur und einem dritten sein schönstes Pferd mit einem reichen Gehänge, im Werthe von dritthalb Millionen unseres Geldes. Seine wiederholten Ausschweifungen wirk-

16) Hügel, Kaschmir III. 378. Abbildungen des Maharadschah finden sich in den Werken von Prinsep, Burnes, Osborne und Hügel (III. 395). Victor Jacquemont, dessen burschenhafte Briefe aus Indien, mit wenigen Ausnahmen, besser ungedruckt geblieben wären, gibt uns (Correspondence I. 374) eine lebendige, sicherlich aber sehr übertreibende Schilderung der Gespräche Ranadschits de omni re scibili et quibusdam aliis. „Es verdrieße Ranadschit, daß er nicht wie ein Fisch in einem fort saufen könne, ohne sich zu betrinken, daß er nicht wie ein Elephant sich vollfressen könne“ u. s. w.



ten aber auf den Fürsten, wie auf seine Nachkommenschaft höchst nachtheilig zurück. Die Gesundheit des Maharadschah nahm mit jedem Tage ab; er hatte schlagähnliche Anfälle und seine rechte Seite ward gelähmt. Sein einziger männlicher Sprosse, Charrak Singh, war fast blödsinnig; der Enkel Nu Nihal schien im Gegentheile ein feuriger, vielversprechender Jüngling. Von seinen beyden angenommenen Söhnen, Schir und Tara Singh [17]), wußte sich der Erstere durch sein offenes soldatisches Wesen, wie durch sein für einen Sikh sehr verständiges menschliches Benehmen bey den Truppen sehr beliebt zu machen.

Es ist unmöglich, in der Regierung des Staates der Sikh irgend ein vernünftiges Princip nachzuweisen; alle Anordnungen des Maharadschah sind entweder aus despotischer Selbstsucht, die allenthalben sich gleich bleibt auf Erden, oder augenblicklicher Laune und Unverstand hervorgegangen. Ranadschit war, gleichwie die meisten östlichen Eroberer, bloß ein Räuberhauptmann im Großen; wo Gewalt, List und Trug zum Ziele führen, nur so weit reichte seine Macht; sie betrat niemals die Schwelle des allgemeinen Wohles oder gar der höheren Menschlichkeit. Der allerhöchste Wille des Löwen von Lahor hat sich niemals einem Rechte, einem Gesetze untergeordnet; vom Rechte zu sprechen, galt schon für ein Verbrechen; selbst das Leben blieb dem Unterthan nur durch die Gnade des Fürsten. Es gilt jetzt im Lande der Sikh weder ein geschriebenes, noch ein mündlich überliefertes Recht; natürlich gibt es auch keine Gerichtshöfe. Die Versammlung des Gurumata verschwand, gleichwie alle andern volksthümlichen Einrichtungen früherer Jahrhunderte vor dem Angesichte der Willkührgewalt eines Einzelnen. Die letzte Maiversammlung der Sikh ward zu der

17) Suda Kunwar, eine der vielen Schwiegermütter Ranadschits, soll den einen von einem Zimmermann, den andern von einem Weber gekauft und sie dann ihrem Schwiegersohne als die Zwillinge seiner Gemahlin Mehtab Kunwar dargebracht haben. Mehtab war keine Heldin der weiblichen Tugend, und Ranadschit hielt es für das Beste, gute Miene zum schlechten Spiele zu machen. Prinsep 63. Hügel III. 389.

Zeit einberufen, als die brittischen Truppen den flüchtigen Holkar bis an die Gränze des Pendschab verfolgten. Ranadschit war noch nicht der Herr, sondern bloß der erste Häuptling der Nation. Damals war die Frage, ob die Sikh Parthey nehmen möchten am Kampfe, und man mußte dem Volke seine Angelegenheiten zur Entscheidung vorlegen.

Ranadschit begann damit, die alten einflußreichen Familien der Sikh auszurotten, sie an den Bettelstab zu bringen oder doch wenigstens aller staatlichen Macht zu berauben. Neue Leute, unbedingt gehorchende Werkzeuge, wurden zu den höchsten Stellen des Staates erhoben. Dhian Singh, ein tapferer einsichtsvoller Reitersmann, ist Hof- und Staatskanzler; er behauptet sich in dieser Stelle bis zum Tode des Gebieters und wird selbst den Nachkommen empfohlen. Seine Brüder und Vettern werden natürlich ebenfalls große Leute am Hofe und im Lande, unter welchen Gholab Singh [18]), eine tüchtige rohe Natur, besonders hervorragt. Es ist dieß der Eroberer Ladakh's und Baltistan's. Der Barbier Asiseddin besorgte, wie erwähnt, die auswärtigen Angelegenheiten und sein Bruder Nureddin wurde Kommandant von Lahor und der ganzen Artillerie, ein anderer zum Befehlshaber der Feste Gowindgerh in der Nähe von Amritsir erhoben. Alle diese Stellen sind natürlich nicht dem Verdienste, sondern bloß aus Gunst oder Laune verliehen worden. Man wundere sich jetzt noch über den schnellen Verfall der asiatischen Reiche!

Die bewaffneten Jünger des Guru Gowind sanken unter der Regierung des Maharadschah schnell zu einer Söldnertruppe herab, die keinen andern Willen hat als den Befehl des Herrn und, wie geborne Sklaven, hierin ihren Ruhm sucht; Gesindel, welches für hohen Sold das allgemeine Wohl wie das Leben eines jeden Einzelnen opfert, aber dessen ungeachtet keine deutschen Schläge duldet [19]). Das

18) Gholab Singh heißt zu deutsch Löwe des Rosenwassers (Ghol, Rose und Ab, Wasser). Jacquemont schildert ihn, Correspondence II. 2.

19) Ein Herr Mevius, der dieses Mittel der Disciplin einführen wollte, konnte nur durch die Flucht sein Leben retten. Aller Bitten ungeachtet ward er nicht

ganze Söldnerheer beläuft sich ungefähr auf zweyundachtzigtausend Mann aller Waffengattungen, und ist mit sieben bis achthundert großen und kleinen Kanonen versehen, wovon aber kaum fünfzig, im europäischen Sinne des Wortes, brauchbar sind. Durch diese Söldner wird das Volk in Zaum gehalten und jeder Widerstrebende zu Boden geschlagen. Dieses blinde Werkzeug dient auch zur Anfüllung des Schatzes; es wird nämlich die Truppe von Zeit zu Zeit im Lande herumgesendet, die Unterthanen auszuplündern. Man heißt dieß in civilisirten Staaten Steuern eintreiben. Das reine Einkommen des ganzen Staats wird auf zwey bis dreyunddreyßig Millionen unseres Geldes angegeben.

Das Pendschab ist das Paradies der Guru, Akali und Bettelmönche aller Farben. Sie verbreiten sich, durch Geschenke und Ehrenbezeugungen gewonnen, in Masse über das ganze Land und suchen das arme Volk zu bethören; sie preisen die Heiligkeit des Maharadschah; er stehe mit den Geistern im Bunde und besitze mächtige Talismane. Wehe dem, der nicht unbedingt gehorcht. Für die Leiden der Gegenwart, die nicht zu läugnen sind, versprechen aber die Ausleger des heiligen Buches Granth der betrogenen Leichtgläubigkeit volle Entschädigung, ja alle möglichen Freuden im Paradiese.

Eine eigentliche Verwaltung des Pendschab und der eroberten Provinzen ist nicht vorhanden; was man so nennt, ist ein regelmäßig eingerichtetes Raubsystem. Die Abgaben der Gauen und Länder werden zu Lahor öffentlich versteigert und den Meistbietenden zugeschlagen; diese Generalpächter dürfen dann, wenn sie nur die versprochenen Summen einliefern, von den armen Unterthanen erpressen, so viel sie wollen oder können; sie mögen selbst mit dem Leben und dem Eigenthum des armen Unterthanen nach Belieben schalten und walten. In welchem fürchterlichen Grade diese gefühllosen Menschen ihre Macht mißbrauchen, sieht man an Kaschmir. Der arbeitsamen Bevölkerung dieses paradiesischen Landes wird nicht so viel gelassen, daß sie sich ordentlich kleiden und nähren kann; sie bietet ein wahrhaft Schrecken erregendes Bild dar von Armuth und Entbehrung. Die Bevölkerung der muhammedanischen Herrschaften auf dem westlichen Ufer des Indus widersetzt sich aber dieser Tyranney aus allen Kräften. Sie zieht sich in die Gebirge zurück und jagt die Blutsauger des Maharadschah in die Ebenen hinab, deren sie allein Herr werden können [20]). Ist es nun nicht natürlich, daß alle diese Länder von Peschawer und Ladakh, von Kaschmir und Multan, daß namentlich die drey Millionen Muselman und Hindu mit Sehnsucht nach Hindostan blicken und wünschen, England möchte sie endlich aus dem Elende befreyen? Der Binnenhandel des Pendschab ward zwar mit keinen großen Abgaben belegt, doch erklärte der Maharadschah nach Belieben bald diesen bald jenen Artikel als ein Monopol der Regierung. Wer diesen Befehlen entgegen handelt, wird zur Bezahlung großer Geldsummen und Körperverstümmlung verurtheilt. Ranadschit sah es gerne, wenn Karawanen durch sein Land zogen; die Zölle im Pendschab sind mäßig und die Kaufleute werden gut behandelt. Dieß geschieht aber nicht aus Menschlichkeit; Eigennutz ist die Triebfeder dieser Handlungsweise. Die kleinen Despoten des Morgenlandes berauben die Kaufleute, welche ihre Länder besuchen, nur eines Theiles des Gewinnstes; denn sie wissen, daß diese, würden sie zu sehr mißhandelt, nicht nochmals kämen, was dann auf ihre Einnahmen höchst nachtheilig zurückwirkte. Auch die besten dieser barbarischen Despoten sind die Feinde des menschlichen Geschlechts; sie sollten alle, gleichwie Nero, außerhalb des Gesetzes erklärt werden. Hat doch Ranadschit, der noch einer der besten war, absichtlich keine regelmäßigen Strassen anlegen lassen: durch die Erleichterung des Verkehrs, meinte der Maharadschah, und die Verbindung der Menschen unter einander könnten leicht staatsgefährliche Genossenschaften entstehen; auch einem auswärtigen Feinde würde dadurch der Zutritt ins Land erleichtert werden.

Die Unabhängigkeit der Fürsten des Pendschab von dem brittisch-indischen Reiche war nur schein-

---

mehr in die Dienste Ranadschit's aufgenommen. Jacquemont Voyage II. 171.

20) Cabool. By Burnes, 100 folg., wo die kleinen, großentheils von Afghanen bewohnten Herrschaften jenseits des Indus beschrieben sind.

bar[21]); wir haben gesehen, daß der Maharadschah bereits seit mehreren Jahren sich allen Anforderungen Englands, so unangenehm sie ihm seyn mochten, fügen mußte. Er betrachtete es als die größte Schmeicheley, wenn man ihm sagte, die Freundschaft der Kompagnie mit der Regierung von Lahor werde ewig dauern; sie werde, wie das Licht der Sonne, noch in den fernsten Jahrhunderten die Welt erleuchten und erwärmen. Diese abhängige Stellung des Herrn der Sikh zu dem brittischen Reiche in Asien zeigte sich am deutlichsten bey den Vorbereitungen zu dem Zuge gegen Afghanistan. Von den benachbarten einheimischen Reichen besaß aber keines Kraft genug, dem Maharadschah und selbst seinen schwachen Nachfolgern die Ausbreitung ihrer Herrschaft nordöstlich der Satledsch und jenseits des Himalaja zu wehren. Afghanistan ist immer durch Partheyungen und Bürgerkriege zerrissen; die westlichen tübetanischen Fürstenthümer, Baltistan und Ladakh, ermangelten aber der Macht, um den Sikh einen ernstlichen Widerstand zu leisten. Ladakh mußte schon in den letzten Regierungsjahren Ranadschits (1835) den Sikh Tribut entrichten und, sobald es verlangt wurde, sein Kontingent stellen. Es ist dieß Land, wenigstens seit dem siebenzehnten Jahrhundert, als ein Anhang von Kaschmir betrachtet worden, dessen Schicksal es gewöhnlich theilte.

Als Orangsib (1635) diese nördliche Markgrafschaft seines Reiches besuchte, sandte ihm der Radschah von Ladakh, das benachbarte indische Heer fürchtend, eine Botschaft, um einen Frieden zu unterhandeln. Der buddhaistische Fürst gab zu, daß in der Hauptstadt seines Landes eine neue Moschee erbaut werde, worin die Bekenner des Islam ungestört sich dem Gebet überlassen könnten. Es ward überdieß versprochen, die Münzen künftig im Namen des Padischah von Hindostan zu schlagen und jährlich einen Tribut zu entrichten. Ob nun auch in der Folge die Fürsten Mitteltübets die Oberhoheit der Timuriden anerkannt haben, kann weder behauptet noch verneint werden; es finden sich hierüber keine Angaben in den uns zugänglichen Quellen. Bekannt ist bloß, daß die Afghanen, als sie Kaschmir besassen, auf ein altes Herkommen sich stützend, von Ladakh die Entrichtung eines Tributes verlangten. Ebenso machten die Sikh, nach der Besetzung des Kaschmirthales, auf diese Zahlung Anspruch. Es ward in späterer Zeit ein Heer dahin gesandt und das Land in Besitz genommen.

Ein gleiches Schicksal wie Ladakh traf auch Baltistan, gemeinhin Iskardo oder auch Kleintübet genannt, welches in früheren Jahrhunderten ebenfalls den Großmogolen Hindostans zinspflichtig war. Zur Zeit, als die brittischen Kundschafter in diese Gebirgsgegenden vordringen, lernen wir hier einen muselmanischen Beherrscher des Landes kennen, milder, wohlwollender Gesinnung, der sich Achmed Schah nannte. Aus Furcht, die fanatischen Sikh möchten sein Fürstenthum besetzen, suchte er vergebens seit mehreren Jahren die Engländer zu bewegen, ihn als Bundesgenossen oder Lehensträger einzureihen. Um diese Gunst zu erlangen, diente er ihnen selbst als Kundschafter aller Ereignisse in Mittelasien, so daß er sogar regelmäßig Berichte an Kapitän Wade über Aufstände im chinesischen Turkestan einsandte.

(Schluß folgt.)

---

21) Trevelyan, Sekretär in der Abtheilung für die auswärtigen Angelegenheiten (was man Political Departement nennt) zu Calcutta, sprach im Jahre 1840 folgende Worte als Zeuge vor einem Ausschusse der Lords über die indischen Angelegenheiten. „Unsere Verbindungen mit allen einheimischen Staaten Indiens bestehen in einer abhängigen Allianz von ihrer Seite; sie haben in ihren Besitzungen vollkommene Autonomie; sie können aber ohne unsere Erlaubniß mit keinem auswärtigen Staate in Unterhandlungen sich einlassen oder gar einen Vertrag abschließen. Sindia und der Fürst des Pendschab sind dem Namen nach unabhängig; ihre wahre Stellung gegen uns ist aber von der der andern gar nicht verschieden.“ Report from the Select Comittee of the House of Lords. Gedruckt auf Befehl des Hauses der Gemeinen, am 4. Juni 1840. S. 85 Frage 756.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Januar.

Nro. 10. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

The History of the British Empire in India by Edward Thornton.

(Schluß.)

Achmed Schah, der sein Geschlechtsregister bis auf Joseph, den Sohn des Patriarchen Jakob, zurückführt, heißt gewöhnlich bloß Herr der Gebirge; seine Unterthanen geben ihm jedoch den tübetanischen Titel Gelpho, König. Dessen ungeachtet haben sich die Sikh (1840) auch seines Landes bemächtigt und Achmed einen bedeutenden Tribut auferlegt. Der Fürst von Iskardo hat kein stehendes Söldnerheer. Wenn er einer bewaffneten Macht bedarf, so wird, wie in Ladakh, der Heerbann aufgeboten, wozu alle größern Grundbesitzer und Lehensträger gehören. Im Nothfalle kann der Gelpho selbst alles Volk zu den Waffen rufen.

In der neuesten Zeit drangen die Sikh selbst gegen Lassa vor, und hatten bereits die Provinz Ngari in Besitz genommen, als die Chinesen gegen sie anrückten und das Raubgesindel mit leichter Mühe aus dem Lande jagten. Von der Beute, die auf diesem Zuge gemacht wurde, schreibt sich wahrscheinlich der große Reichthum her, welchen Gholab Singh besitzt, der öffentlichen Nachrichten zufolge auf sieben Millionen Pfund Sterling gerechnet wird. Es ist ein eigenes Schauspiel zu sehen, daß die Söhne der Mitte, während sie in ihrem eigenen Lande wie eine Heerde Schafe von den Engländern hin und hergetrieben und gemordet wurden, ihrerseits die feigen Sikh aus den tübetanischen Gränzprovinzen jagten und sogar bis in die Umgegend von Leh streiften, wohin Gholab Singh von Kaschmir aus zum Schutze des Lehenstaates mit einer Truppe eilen mußte. Die Chinesen, welche nicht erobern, sondern bloß abwehren wollten, hatten sich aber bereits vor seiner Ankunft zurückgezogen.

Ranadschit hinterließ einen, im Verhältniß zu den benachbarten östlichen Reichen, ziemlich geordneten Staat mit fünfthalb Millionen Seelen und einem jährlichen Einkommen von ungefähr dreyßig Millionen Gulden. Das Heer belief sich, wie gesagt, über achtzigtausend Mann aller Waffengattungen, wovon ein Drittheil in europäischer Kriegskunst und militärischer Ordnung herangebildet. Die Sikh stehen aber, wie unbefangene kundige Offiziere schon früher behaupteten und die letzten Schlachten an den Ufern der Satledsch hinlänglich zeigen, in jeder Beziehung weit hinter den indischen Truppen der Britten zurück. Dieses Heer des Maharadschah war mit einem großen Artilleriepark versehen, von ungefähr vierhundert Kanonen; die kleinen auf Kamelen transportirten nicht mitgerechnet, welche sich auf dieselbe Anzahl belaufen mochten.

Der Tod des Fürsten (Juli 1839) brachte Anfangs keine Aenderung in die Stellung des Reiches zu dem der Britten. Es fehlte zwar nicht an wiederholten Reibungen und Verdrießlichkeiten von Seite der schnell wechselnden Gebieter des Pendschab; die Furcht vor der Uebermacht der Engländer hat diese aber immer, bey allem Hasse in ihrem Herzen, von offenen Feindseligkeiten abgehalten. Der halb blödsinnige Charrak war jetzt Großfürst an der Stelle des Vaters und ward von den Engländern, welche

sich für ihre Zwecke keinen bessern Gebieter der Sikh wünschen konnten, alsbald anerkannt. Dhian hoffte nun, was ihm unter dem kräftigen schlauen Ranadschit unmöglich war, der allgewaltige Hausmeier des Pendschab zu werden. Charrak hatte aber seine besondern Lieblinge und Vertrauten, welche bald alle Macht an sich rissen. Unter diesen ragte ein Mann hervor niedriger Herkunft und niedrigen Wesens.

Nu Nihal hatte kaum die Nachricht von dem Tode des Großvaters erhalten, so eilte er an der Spitze seiner Truppen nach Lahor. Es ward vorgegeben, er wolle seinen Vater begrüssen; in Wahrheit aber gedachte der tüchtige Prinz in dessen Namen die Regierung des Reiches zu führen. Fürsten, welche weder durch Gesetze, durch mächtige Genossenschaften oder eine öffentliche Meinung im Zaume gehalten werden, sind namentlich im Morgenlande schnell zu jeder Gräuelthat entschlossen. Nihal verband sich alsbald mit den Dschambufürsten, mit Dhian und seinen Brüdern Gholab und Satschet, ermordete die Getreuen seines Vaters (Okt. 1839) und verurtheilte ihn selbst zu einem ewigen Gefängniß. Der ehrgeizige Sohn ergriff nun, zuerst im Namen des Schattenfürsten seines Vaters, nach dessen gewaltsamem Tode (Nov. 1840) aber als Maharadschah der Sikh mit fester Hand die Regierung des Reiches. Hätte Nihal das Leben erhalten, so wäre es höchst wahrscheinlich damals schon zu einem Kriege mit den Engländern gekommen; denn er und Dhian waren von innigstem Hasse gegen die Frengis erfüllt. Nihal hatte aber nach dem Verlaufe weniger Tage, man weiß nicht ob durch Zufall oder durch Verrath, das Leben verloren. Als nämlich der junge Fürst, auf einem Elephanten sitzend, durch die Citadelle von Lahor ritt, stürzte die Brustwehr zusammen und begrub ihn in ihren Trümmern. Die Dschambufürsten, in deren Händen jetzt das Schicksal des Staates lag, wagten es noch nicht, im eigenen Namen als Herrscher aufzutreten. An Schir Singh wurde deßhalb eine Botschaft entsandt, ihn einladend, nach Lahor zu kommen und sich an die Spitze der Regierung zu stellen. Ihm stellte sich aber die Mutter des Nihal, Maia Tschand Kunwar geheißen, ein kühnes sittenloses Weib entgegen; sie verstand

es auch, sich eine mächtige Parthey zu verbinden, an deren Spitze ihr Geliebter war, Adschit Singh Sindawala. Beyde Partheyen bekämpften sich nun mit furchtbarer Wuth; es herrschte mehrere Wochen lang die größte Verwirrnng in Lahor und in allen Ländern des Pendschab. Die Rotten des Schir Singh behielten endlich die Oberhand; Maia Tschand mußte sich (Jan. 1841) unterwerfen und hat bald hernach auf eine furchtbare Weise ihren Tod gefunden. Gegen ihre Anhänger und alle Bewohner der Hauptstadt ward mit unmenschlicher Grausamkeit verfahren.

Schir Singh ward von Jugend auf mit einer Anzahl gemeiner Europäer befreundet, in deren Gesellschaft er von Grund aus verdorben wurde. Die Zeit wurde mit Trinkgelagen und Ausschweifungen aller Art hingebracht, während Dhian die Staatsgeschäfte überlassen blieben. Manchmal erwachte jedoch der Maharadschah aus seinem Rausche, wollte dann plötzlich den Fürsten spielen und fühlte sich nun durch die Macht seines Wesirs niedergedrückt. Dieß gab zu wiederholten Streitigkeiten Veranlassung, so daß am Ende Schir den verzweifelten Entschluß faßte, sich in die Arme der Engländer zu werfen. Die Dschambufürsten, hievon unterrichtet, beschlossen ihm zuvorzukommen und Dhalip Singh, welchen Ranadschit für seinen Sohn erkannte, an die Stelle des widerspenstigen Maharadschah auf den Thron zu erheben. Eine Verschwörung ward eingeleitet und Adschit Sing, der alte Gegner des Schir, ermordete (Sept. 1843) den Fürsten sammt seinem jugendlichen Prinzen. Doch auch der listige ränkevolle Dhian, welchem Alles mißtraute, ward von dem wilden Adschit ebenfalls und zwar noch an demselben Tage niedergestossen. Eben so schnell hat den Mörder und seine nächsten Genossen in den widerlichen, ununterbrochen auf einander folgenden Blutscenen die Rache ereilt. Sie wurden von Hira Singh, dem Sohne und Erben des Dhian, gefangen genommen und dem Henkerbeile übergeben. Dhali ward jetzt auf den Thron erhoben und Hira, während der Unmündigkeit des Maharadschah, als Regent ausgerufen. Die Chalsa, d. h. die auserwähltent Truppen, wie sich die Sikhsoldaten zu nennen be-

lieben, hatten bey allen diesen wiederholten Umwälzungen bloß Raub und Plünderung, und die wiederholten Geschenke, welche sie von den neuen Herrschern erhielten, oder richtiger sich ausbedungen, im Sinne. Ihnen ist es gleichviel, ob dieser oder jener Häuptling gebietet, nur soll er den reichlichen Sold nicht vorenthalten und in keinem Falle zu lang regieren. Die Schwelgerey des Heeres verlangt einen raschen Wechsel der Herrschaft, erheischt wiederholte Geschenke.

Der jugendliche Regent hatte von seinem Vater den Haß gegen die Frengis geerbt, und man wurde in Kalkutta gar bald von den Umtrieben und den kriegerischen Vorkehrungen der neuen Sikherrschaft unterrichtet. Die Engländer haben jedoch diesem allen ruhig zugesehen und das Trauerspiel in Pendschab, ohne gewaltsam einzugreifen, bis ans Ende spielen lassen. Sobald Hira nicht mehr im Stande war, die Habsucht seiner Horden zu befriedigen, ist auch er (Dez. 1844) von den meuterischen Prätorianern geopfert worden. Die Wesirstelle des Reiches ward alsdann, gleichwie manchmal in der römischen Kaiserzeit geschehen, zu Lahor förmlich versteigert. Dschowahir Singh, ein Onkel des Dhalip, erhandelte sie um einen Preis, den er nicht bezahlen konnte, weßhalb er gleich anfangs bey den Janitscharen des Pendschab Widerwillen und Murren erregte. Rani Tschanda, die Mutter Dhalip's und die Schwester des neuen Wesirs, ist die Tochter eines armen Pächters in Kaschmir. Bezaubert durch ihr heiteres, geistvolles und unverschämtes Wesen wurde der in Ausschweifungen ergraute Löwe von Lahor vermocht, das sittenlose Weib in seinen Harem aufzunehmen und in den letzten Jahren allen andern Beyschläferinnen vorzuziehen. Dhalip, dessen Vater unbekannt, ist, wie früher viele andere Knaben, aus Liebe zur Mutter von dem Maharadschah als Sohn angenommen worden; der Fürst hatte aber sicherlich niemals daran gedacht, daß solch ein Sprosse sein Nachkomme werden könnte. Rani Tschanda und Dschowahir führten jetzt ein gräuelhaftes Leben; der Hader hörte nicht auf zwischen dem Wesir und den zahlreichen Liebhabern seiner Schwester. Dieß schändliche Regiment brachte Heerführer und Truppen, aus welchen vorzüglich die Nation der Sikh besteht, zur Besinnung; sie selbst ergriffen das Ruder und suchten mit bewunderungswürdig sicherer Hand das Staatsschiff vor dem nahen Untergange zu bewahren. Ein Pant d. h. ein Pantschayat oder Kriegsrath wurde gewählt, dessen Anordnungen sich das ganze Reich und seine scheinbaren Gebieter unbedingt fügen mußten. Es war dieß bloß eine Erneuerung der ehemaligen Regierungsform der Nation vor der Alleinherrschaft des Ranadschit.

Diese neue Ordnung der Dinge im Pendschab erregte bey der Regierung zu Kalkutta Mißtrauen und Besorgniß. Man konnte mit gutem Grunde befürchten, die kriegslustige gebietende Soldateska werde nächstens einen Kampf hervorrufen. Major Broadfort, der sich in Dschellalabad und bey andern Gelegenheiten während des afghanischen Krieges ausgezeichnet hatte, war zu der Zeit Resident in Lahor. Ihm wurde der Auftrag, von Dschowahir und der Rani die Entlassung eines großen Theiles des Heeres zu verlangen; überdieß sollte der Strich Landes, welchen die Sikh östlich von der Satledsch besitzen, abgetreten, dadurch die Gelegenheit zu Reibungen vermieden und eine festere Scheidewand zwischen beyden Staaten hergestellt werden. Dann, hieß es, könne ein neues Offensiv- und Defensiv-Bündniß mit dem Staate von Lahor, nach der Weise des mit Ranadschit abgeschlossenen Vertrages, auf sicherem Grunde errichtet werden. Der Wesir, welcher selbst den Truppen mißtraute, schien diesen Vorschlägen nicht abgeneigt; der Ausschuß der regierenden Offiziere war ihnen natürlich entgegen. Da erging (17. Sept. 1845) eine Botschaft an die Rani, welche die Auslieferung des Verräthers der Nation und der Selbstständigkeit des Reiches verlangte. Die Regentin bot alles auf, um ihren Bruder zu retten; doch die Bitten und Ausflüchte waren vergebens. „Ein Vertrag mit den Engländern,“ erklärte der Pant, „würde unfehlbar die Ermordung der Rani und ihrer ganzen Familie zur Folge haben. Man wisse wohl, daß in den Adern des Dhalip kein Tropfen Blut des alten Ranadschit

fließe; viele andere Prinzen, wie namentlich ein Sohn des Schir Singh, haben dieselben Ansprüche auf den Thron. Es komme die Regentin mit allen ihren Angehörigen in das Lager, um sich vor dem Heere zu rechtfertigen. Geschähe dieß, so wolle man vor der Hand noch Gnade für Recht ergehen lassen."

Der verworfene Hof von Lahor mußte sich der Nothwendigkeit fügen. Die Rani, Dhalip und Dschowahir zogen ins Lager, wo der letztere alsbald (21. Sept.) nebst zweyen seiner Günstlinge ermordet und in Stücke gehauen wurde. Nur mit Widerstreben ward der Rani gestattet, den Leichnam ihres Bruders mit allen herkömmlichen Ceremonien zu verbrennen; vier seiner Frauen haben zu gleicher Zeit den brennenden Scheiterhaufen bestiegen. Die Rani, der Maharadschah und alle Sikhgläubigen stürzten vor ihnen nieder und baten um ihren Segen. Diese bethörten oder gewaltsam gemordeten Geschöpfe, welche in allen Ländern der Hindu als Heilige verehrt werden, erhoben ihre Stimme, segneten die Familie Tschansa und verwünschten das Heer. „Ehe das Jahr zu Ende geht," sprachen die Wittwen des Wesirs, wird das Fünfflußgebiet der Freyheit beraubt und die Religion unterjocht seyn; die Frauen der Chalsatruppen beweinen den Tod ihrer Männer, die Rani und ihr Sohn führen ein ruhiges und langes Leben unter fremder Oberherrlichkeit." Diese Weissagung, fügt Major Broadfort seinem Berichte hinzu, welchem wir diese Einzelnheiten entnehmen, machten auf die abergläubische Menge einen tiefen Eindruck. Sie verdient auch vom geschichtlichen Standpunkte unsere Beachtung, weil sie wahrscheinlich ein Wiederspiel ist der Ueberzeugung und der geheimen Wünsche des Hofes und seiner Umgebung [22].

22) Nach den im Febr. 1846 dem Parlamente vorgelegten Papieren.

Die nachfolgenden Ereignisse so wie der Friedensschluß sind aus den Zeitungen hinreichend bekannt, und so mag nur noch darauf hingedeutet werden, wie nach diesen Verträgen den Jüngern des Nanak kaum ein Schatten der Selbstständigkeit geblieben ist. Und doch wünschte England in der That den Sikhstaaten eine Art beschränkter Landeshoheit zu bewahren und zwar aus höhern staatlichen Rücksichten. Es haben nämlich Großbritanien und Rußland ein gleiches Interesse, daß eine Anzahl Länder zwischen Indien und dem kaspischen Meere von der unmittelbaren europäischen Herrschaft frey bleiben und einer traurigen Unabhängigkeit genießen; sie sollten gleichsam zwischen beyden Staaten eine neutrale Scheidewand bilden. Sich nicht in Mittelasien zu berühren und zu reiben, ist, nach der Erklärung des Grafen Nesselrode, die unumgängliche Bedingung einer dauernden Freundschaft zwischen Großbritanien und Rußland [23]). Der Drang der Verhältnisse ist aber stärker, als der Wille der Menschen; er ist mächtiger, als die Gewalt der Fürsten. Engländer und Russen müssen durch solche unberechenbare Ereignisse, wie sie die Sikh herbeygeführt haben, getrieben, ihre asiatischen Besitzungen nach allen Himmelsgegenden ausdehnen. Immer näher und näher rückt der unvermeidliche Kampf zwischen den Slaven und Sachsen über die Herrschaft des Morgenlandes.

Neumann.

23) Diese denkwürdigen Worte sind einer Großbritanien überreichten russischen Staatsschrift (vom Okt. 1838) entnommen.



Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Januar.

Nro. 11. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Travels through the Alps of Savoy and other Parts of the Pennine Chain, with observations on the Phenomena of Glaciers, by James Dr. Forbes, Professor of natural-philosophy in the university of Edinburgh. Edinburgh 1845.

Dieses Werk fand in seinem Vaterlande, so wie auf dem dießseitigen Festlande so viele Leser und Freunde, daß es bald nach seinem Erscheinen in dem näheren Kreise des englischen Buchhandels ganz vergriffen war, und erst in der zweyten, neu überarbeiteten Auflage bis zu uns gelangen konnte. Diese Theilnahme an einem Buche, dessen Titel und Inhalt für die große Mehrzahl der deutschen Leser nur wenig Anziehendes haben könnte, wird Jeder, der die vorherrschend wissenschaftliche Richtung der geistig gebildeteren Engländer auf das Thatsächliche, in seinem weitesten, großartigsten Umfange kennt, leicht begreiflich finden. Es ist nicht die reiche Ausstattung des Buches mit acht Abbildungen der majestätisch herrlichsten, großentheil noch in keinem Werke dargestellten Gegenden aus der Region des ewigen Schnees und Eises der Penninischen Hochalpen, nicht die Zugabe von neun überaus genauen topographischen Skizzen und zwey Karten, wodurch dasselbe das Wohlgefallen jedes sinnvollen Lesers erregt, sondern vor allem ist es der Geist, ist es der Scharfblick des Verfassers, der wie ein Adler über jenen Höhen eines uralten Räthsels der Geschichte der Erdenschöpfung schwebt, welcher Gefühle der Ehrfurcht und der Bewunderung wecket, denen man gern sich hingiebt.

Professor Forbes hatte schon in seiner frühen Jugend die Alpen besucht und seit dieser ersten Bekanntschaft mit ihnen einen solchen Zug nach einem öfteren, längeren, genaueren Wiedersehen und Durchforschen derselben mit sich davon getragen, daß er seitdem immer von neuem nach seiner geliebten penninischen Alpenkette, wie nach einer zweyten Heimath zurückkehrte. Sieben und zwanzig Mal hat er den Zug der Alpengebirge durchkreuzt, und zwar auf drey und zwanzig verschiedenen Pässen, welche er fast durchgängig zu Fuß überstieg, weil ja ohnehin die meisten von ihnen nur in dieser Weise oder auf Saumrossen bereist werden können. Indem er bey dieser Gelegenheit seine Wanderung auch nach beyden Seiten hin in die Thäler und auf die Höhen ausdehnte, blieb fast kein einziger bedeutender Punkt, kein einziges Hauptthal des Hochrückens der Alpen von der Provence an bis nach Oesterreich von ihm unbesucht und undurchforscht.

Vor allem waren es die Gletscher, welche seine aufmerksamste Beobachtung an sich zogen. In diesem Gebiet der Geologie ist de Saussure für alle spätern Forscher ein fast unerreichbarer Vorgänger gewesen. Die glückliche Stellung dieses Mannes: die Nähe seines Wohnortes (Genf) an dem Hauptgebiet der Gletscher, die äußeren Mittel, welche ihm zu Gebote standen, seine seltnen Kenntnisse als Physiker, sein ruhig prüfender Blick haben es ihm möglich gemacht, in seiner Beschreibung der Alpen ein Meisterwerk zu liefern, das in seiner allseitigen Vollendung nichts zu wünschen übrig läßet.



Saussure hatte es, von Genf aus, in seiner Gewalt, jederzeit die günstigste Witterung zur Besteigung der Alpen sich auszuwählen, 10 bis 12 ortskundige, rüstige Männer begleiten ihn auf seinen mit großer Umsicht unternommenen Wanderungen über die Gletscher, 4 bis 6 Maulthiere trugen die physikalischen Apparate, die Mundvorräthe und all die Dinge, die einen mehrtägigen Aufenthalt in der Region des beständigen Schnees erträglich machen können. Nur auf diese Weise wurde es ihm möglich, 17 Tage lang auf dem Col du Geant zu verweilen und die Mühseligkeiten seiner vielen Alpenreisen so gut zu vertragen, daß sie ihm bey manchen Dispositionen zu leichten Kränklichkeiten, welche er ihnen zuschrieb, den Genuß eines kräftigen Greisenalters bereiteten.

Saussure ist der erste gewesen, der über das Vorrücken, über die Veränderung der Gestalt und Richtung der Gletscher vollkommen sichere Nachweisungen gegeben hat. Er ahnete nicht, welche weit ausgedehnte Anwendung einige Jahrzehende nachher von dem zeitweisen Vorrücken und Zurückweichen der Gletscher gemacht werden sollte, um zur Erklärung einer der räthselhaftesten Erscheinungen im Gebiet der Geologie zu dienen: zur Erklärung des Vorkommens jener ausgewanderten Felsenblöcke, welche sich in weiter Ferne von ihrem heimathlichen Gebirgsstamme auf Höhen und Tiefen umhergestreut finden. Ueber die sogenannte Vereisungstheorie der Erdoberfläche ist in diesen Blättern schon bey mehreren Gelegenheiten die Rede gewesen. Ueber die Frage, wer der Erfinder derselben gewesen? hat sich zwischen einigen namhaften Gelehrten ein Streit erhoben. Dieser Ruhm gebührt ohne Zweifel, wie dieß Forbes behauptet, dem Engländer Playfair, der schon im Jahre 1802 in seinen Illustrations of the Huttonian Theorie mit klaren Worten es aussprach, daß die wirksamste Naturkraft zum Fortbewegen großer Steinmassen über weite Strecken des Landes bis hin zur Küste, ja bis in die Tiefe des Meeres, jene des fortrückenden Gletschereises oder des Treibeises sey. Als Playfair dieses aussprach, da fehlte ihm noch die eigene Anschauung jenes Theiles der Alpengebirge und ihrer Nachbarschaft, welcher für das Fortbewegen der Felsenmassen durch vormalige Gletscher das augenfälligste Zeugniß giebt; die Gelegenheit hierzu bot sich ihm auf seiner Reise in die Schweiz im Jahre 1816 dar. In den öffentlich mitgetheilten Bemerkungen über diese Reise schreibt er das Vorkommen der Felsenblöcke, die man ihrer Art und Beschaffenheit nach als losgerissene Stücke des Urgebirgsrückens der Alpenkette betrachten muß, die sich aber sehr weit von ihrem ursprünglichen Gebirgsstamme auf den Höhen des Juragebirges abgelagert finden, der forttragenden Gewalt des Gletschereises zu, denn nur dieses könne jene Trümmer über die Thäler, die von ihm ausgefüllt waren, hinüber, auf jenseits gelegene, hohe Stellen hingeführt haben, und zwar nicht in abgerundeter Form, wie das fortrollende Gewässer sie den Steinmassen mittheilt, sondern mit all ihren scharfen bey ihrem Abbruch entstandenen Kanten und Ecken.

In der That dieß ist eine Erscheinung, welche das Nachsinnen und den berechnenden Scharfsinn der Geologen in nicht geringerem Maaße in Anspruch genommen hat, als das Vorkommen der aus der Luft herabgefallenen Massen des gediegenen Eisens oder andrer Meteorsteine, die man in den Ebenen wie auf den Gebirgshöhen der verschiedensten Erdgegenden gefunden hat; aufliegend, oder durch die Kraft ihres Herabsturzes eingebettet, hier auf festem Felsenboden, dort auf den Sand der jüngsten Anschwemmungen, ja selbst auf den Boden der neulich von Menschenhand gepflügten Aecker oder angebauten Weinberge. Und viel eher noch sind die hypothetischen Ansichten der Gelehrten in Beziehung auf die Meteorsteine zu einem Abschluß gekommen, als in Beziehung auf die fernher gewanderten Felsenblöcke, denn jene sieht man noch immer von Zeit zu Zeit aus der Luft herabstürzen und kann wenigstens den letzten Theil, wenn auch nicht den Anfang und Umkreis ihrer geheimnißvollen Bahn verfolgen. Anders ist dieß bey den Wanderblöcken. Von diesen kennt man mit ziemlicher Sicherheit die Gegend, aus der sie ihre Wanderung antraten, man sieht den Ort, wo sie am Ende jener Wanderung seit Jahrtausenden ihren Ruhepunkt gefunden haben; in welcher Weise aber die Versetzung von dem einen Ort zum andern geschehen sey, das ist eine Frage, die wir noch keineswegs für beantwortet halten können.

Wir verweilen zuerst bey dem bekanntesten, am meisten durchforschten Feld der großen Erscheinung. Der Blick auf irgend eine Gebirgskarte des Schweizerlandes zeigt uns, daß dasselbe aus 3 sehr wesentlich verschiedenen Theilen bestehe: aus der hohen Alpenkette, deren Kern vorherrschend die granitartigen Felsenbildungen sind; aus dem großentheils ebenen Tiefland, auf dem sich zahlreiche Seen finden, und aus der Kette des Juragebirges, welche in gleichartiger Richtung von Südwest nach Nordost mit dem Zug der Alpen verläuft und von ungleich geringerer Höhe ist als diese. Das Tiefland, das zwischen beyden Bergketten, begränzt von ihnen, eingebettet liegt, bildet ein großes Thal, dessen Breite man, im Mittel, zu 30 englischen Meilen anschlagen kann, während die Entfernung der Alpengipfel, von denen die Wanderblöcke herkamen, von der Höhe des Juragebirges, auf der sie aufliegen, in gerader Richtung 80 englische Meilen beträgt. Da, wo das Thal der Rhone nach dem Genfersee seinen Verlauf nimmt, bildet dasselbe in der Hauptkette der Alpen eine große Oeffnung. Dieser Oeffnung fast gerade entgegengesetzt findet sich der Neufchateller See, umschlossen von Gebirgen des Kalksteines der Oolithengruppe, die sich bis zu einer Höhe von 3000 Fuß über die Fläche des Thales erheben. Am Abhange dieses secundären Kalkgebirges, der Mündung des Rhonethales gegenüber, liegen in bedeutender Höhe über dem Spiegel des Sees die eckigen, scharf kantigen Trümmermassen eines granitischen Gesteines, das unter dem Namen Protogin bekannt ist, und von dem gemeinen Granit dadurch sich unterscheidet, daß bey ihm der Talk die Stelle des Glimmers vertritt. Diese Gebirgsart ist nirgends, weder in der Jurakette, noch irgend wo anders in der Nachbarschaft zu Hause; der nächste Punkt, an welchem sie noch wirklich anstehend gefunden wird, ist die östliche Fortsetzung der Montblanckette, deren Abstand in gerader Linie auf 60 bis 70 Meilen, selbst von seiner nächsten Gränze an, geschätzt werden muß. Ein großer Gürtel dieser Felsenblöcke breitet sich meilenweit, fast in gerader Linie, in einer ohngefähren Höhe von 800 Fuß über dem Spiegel des Neufchateller Sees, an dem Bergabhange aus, oberhalb so wie unterhalb der erwähnten Linie nimmt ihre Menge in augenfälliger Weise ab, obgleich hin und wieder noch einzelne derselben sich zeigen. Der größte und merkwürdigste unter jenen Blöcken ist der Pierre à Bot, den bereits Leopold von Buch beschrieben und genau vermessen hat. Er liegt, von Gehölz umgeben, nahe bey einem Meierhofe, zwey Meilen westwärts von Neufchatel, hat eine Länge von 50, eine Breite von 20, eine Höhe von 40 Fuß, bildet mithin eine Masse von 40,000 Cubikfuß, deren ohngefähres Gewicht sich auf 7,480,000 Pfund beläuft.

Fassen wir noch weiter zusammen, was sich über die Wanderblöcke im Allgemeinen, namentlich aber über die nordwärts von der schweitzerischen Alpenkette verstreuten sagen läßt, dann finden wir zuvörderst, daß die Ablagerung derselben auf ihrem jetzigen Ruhepunkt in einer Zeit geschehen seyn müsse, in welcher die Gestaltung der jetzigen festen Erdoberfläche schon ganz vollendet war, in eine Zeit, welche die Geologen als die neueste, jüngste zu bezeichnen pflegen. Seitdem diese Trümmermassen zum Theil auf die nächst ihnen jüngsten und letzten Niederschläge des Urgewässers sich niederließen, kann weder eine große, allgemeine Fluth, noch eine andre große Katastrophe die Oberfläche des Planeten betroffen haben, denn ein solches Ereigniß würde an den regelrecht gebildeten Wällen der Felsentrümmer, welche großentheils dem Pierre à Bot ungemein weit an Masse nachstehen, nicht spurlos vorübergegangen seyn; eine, später als die Niederlassung der Wanderblöcke eingetretene, allgemeine Fluth würde sie mit Niederschlägen ihres Gewässers bedeckt haben, von denen ihre Oberfläche völlig frey ist. Ein andrer bemerkenswerther Umstand, der das Vorkommen der Wanderblöcke begleitet, ist der, daß die Felsenmassen eines und desselben Stammes und örtlichen Herkommens meist beysammen gefunden werden, eine Anordnung, welche eben so, wie die eckige, nicht durch das Fortrollen abgerundete Form nur dadurch sich begreiflich finden läßt, daß dieselben nicht durch leicht bewegliche Wasserwogen fortgewälzt, sondern schon neben einander ruhend auf einer festen Unterlage, wie die des Eises ist, von einem Punkt zum andern getragen wurden.

Einen Fingerzeig über die Weise, in welcher dieß geschehen konnte, giebt uns die Betrachtung der Wirksamkeit der Gletscher an die Hand. Diese tragen noch jetzt bey ihrem Fortrücken aus der Höhe nach dem Thale die herabgestürzten und abgerissenen Trümmer der Felsen, aus deren Nachbarschaft sie herkommen, mit sich hinweg; Massen, zum Theil von einem Gewicht, welches Hunderte, ja Tausende der Centner beträgt. An jedem Sommertage kann man das Ablösen der Felsenstücke von den Bergwänden, zwischen denen der Gletscher sich ausdehnt, beobachten; das Getöse, mit welchem sich die größten Blöcke hinabstürzen auf das Eis, wird wie ein ferner Donner weit umher gehört; die herunter rollenden Trümmer streuen sich über die ganze Breite des Eisstromes aus und bey seinem weiteren Fortrücken dem Thal entlang schiebt der Gletscher auch solche Felsenstücke vor sich her, welche, ehe er noch dahin kam, dort am Boden herabgerollt lagen. So bedeckt sich der Saum des Gletschers mit einer Reihe von Steinen, welche, wenn eine periodische Abnahme seiner Ausdehnung in der Länge nach dieser Richtung hin eintritt, als eine Art von Mauer oder Wall stehen bleibt, die von den französisch redenden Bewohnern der Schweitz Moränen, von den deutschen Gufferlinien genannt werden. Dergleichen Gufferlinien bilden sich nicht nur am äußersten unteren Ende, sondern auch an beyden Rändern der Gletscher, wenn diese, wie dieß häufig der Fall ist, im Verhältniß zu der Mitte sich abwärts senken oder vertieft sind. Wenn dann im Sommer, unter der Einwirkung der Sonnenstrahlen, das Eis an der Oberfläche des Gletschers hinwegschmilzt und dieser an seiner Höhe so wie an Breite abnimmt, was zuweilen im Verlauf eines einzigen Tages einen Fuß betragen kann, dann bleiben die Steinwälle der Gufferlinien auch an diesen Stellen, zuweilen sehr hoch über oder fern von dem jetzigen Rande des Eisstromes stehen, als Zeichen seiner vorigen Erstreckung nach dieser Richtung hin.

So werden uns die Moränen zu Denksteinen, welche jene Veränderungen bezeugen, die sich in der Region des beständigen Eises, so wie in ihrer Nachbarschaft, seit einer Reihe von Jahrhunderten zugetragen haben. Jedes einzelne Felsenstück kann zu einem Zeitenmesser werden in der Geschichte der Alpengebirge. Denn wenn man, nach einer ohngefähren Voraussetzung, das Fortrücken eines größeren Gletschers in der penninischen Alpenkette im Verlauf eines Jahres zu 500 Pariser Fuß anschlägt, dann ist ein Felsentrümmer, der von einer Gebirgswand abstammt, welche etwa 4 geographische Meilen oberhalb seines jetzigen Auflagerungspunktes stehet, vor fast 200 Jahren in die fortrückende Bewegung des Eises aufgenommen worden, und bey manchen Bestandtheilen der Moränen scheint der Anfang des Fortrückens von ihrem ursprünglichen Felsenstamme über Jahrtausende hinanzugehen. So wissen wir noch nicht, in welcher Höhe und Ferne der Felsenstamm des Gabbro von Saas sich finde, den der Gletscher von Allalein, in den Vallais, nahe beym Monte Rosa mit sich herabgeführt hat in das den Menschen zugängliche Alpenthal.

Nur im Vorübergehen erinnern wir übrigens daran, daß schon Saussure aus dem Ergebniß dieser Zeitenmesser in der Geschichte des Alpengebirges den Schluß gezogen hat, daß der jetzige Zustand unsrer Erdoberfläche nicht so alt seyn könne, als einige voreilige Schriftsteller dieß angenommen hatten (de Saussure voyages §. 625).

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Januar.

Nro. 12. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Lehren der Alten über die Dichtkunst durch Zusammenstellung mit denen der besten Neueren erklärt von J. A. Hartung. Hamburg und Gotha, bey Fr. und A. Perthes. 1845. S. VI u. 288.

Es ist ein glücklicher Gedanke, der sich in vorliegender Schrift verwirklicht hat, die aristotelische Poetik gleichsam als den Kanon der alten Theorie, der bekanntlich auch auf die neuere Poesie eine weitgreifende und lang dauernde Herrschaft ausgeübt hat, zum Mittelpunkte einer Reihe von Betrachtungen über die Dichtkunst zu machen, und dabey die Aussprüche und Ansichten der bewährtesten Meister und Kenner der neueren Zeit theils zur Bestätigung und Erläuterung, theils zur Berichtigung und Vervollständigung der dort vorgetragenen Lehren zu benützen. Der Verf. gibt zu erkennen, daß er bey dieser Arbeit hauptsächlich die Dichter und Kunstrichter der Gegenwart im Auge gehabt habe und diesen eine nützliche Gabe darzubringen beabsichtige; weßwegen die Worte des Aristoteles nicht in dem griechischen Urtexte, sondern in deutscher Uebersetzung vorgeführt werden. Eine weitere Folge dieser Tendenz des Buches war die Nothwendigkeit, sich nicht an die gewöhnliche Capiteleintheilung zu halten, sondern die im Wesen des Gegenstandes begründeten Abschnitte aufzusuchen und herzustellen. Letzteres Geschäft ist schwieriger, als es auf den ersten Anblick scheinen mag; denn es handelt sich dabey nicht etwa bloß um eine Versetzung der Zahlen, sondern in den meisten Fällen zugleich um eine oft weit greifende Umstellung des Inhaltes. Der Verf., dem Scharfsinn und Entschlossenheit nicht abzusprechen sind, scheute nicht die Schwierigkeit dieser Aufgabe. Vielmehr kam er zu der Ueberzeugung, durch die von ihm gemachten Umstellungen zugleich die ursprüngliche Anordnung wieder hergestellt zu haben. Hr. H. ist nämlich der Ansicht, daß die Schrift des Aristoteles nicht als vollständiges Werk auf uns gekommen sey, sondern in lauter Fragmenten oder Excerpten bestehe, welche noch zum Theil sehr bunt unter einander geworfen seyen. Was uns dabey gewundert hat, ist dieß, daß der Verf. diese seine Ansicht als eine ganz neue, und eben durch ihre Neuheit auffallende und zum Widerspruche reizende betrachtet, da sie doch in allen wesentlichen Theilen bereits früher dagewesen und von Hrn. H. höchstens auf die Spitze getrieben oder consequenter durchgeführt erscheint. Entbehrte der Verf. auch vielleicht an seinem gegenwärtigen Wohnorte, über dessen Abgeschiedenheit und Entblößung von literarischen Hülfsmitteln er schon bey einer früheren Gelegenheit klagt, mancher wichtiger Werke der älteren Literatur und selbst der Denkschriften unserer Akademie der Wissenschaften, aus denen die gründlichste Belehrung zu erholen gewesen wäre, so waren ihm doch jedenfalls Hermann's und Ritter's Ausgaben zur Hand, welche beyde hinlänglich darthun, daß man bisher keineswegs die überlieferte Gestalt der Schrift so gar arglos und ohne allen Anstoß hingenommen hat, wie uns der Verf. glauben lassen will. Denn schlagen wir nur die im Anfange dieses Jahrhunderts geschriebene Vorrede Hermanns nach, so begegnen wir gleich in dem ersten Satze folgender Aeußerung: „Qui ad nostram aetatem pervenit Aristotelis liber de arte poetica, quum diversus sit a majoribus libris, quos

de eodem argumento composuisse Aristotelem accepimus, visus est quibusdam excerpta ex illis libris continere. Hermann theilt bekanntlich diese Ansicht nicht, sondern hält die Schrift für einen ersten Entwurf des Urhebers mit einzelnen Nachträgen und Verbesserungen, jedoch ohne gehörige Verarbeitung des Textes. Aus diesem Umstande glaubt er sowohl die Unvollständigkeit der Untersuchung als auch die theilweise Unordnung herleiten zu müssen. Schon daraus sieht man, daß der Gedanke keineswegs neu ist und höchstens die Weise der Durchführung auf diesen Namen Anspruch machen kann. Wie weit dieselbe dem Vorsatze entsprechen mag, damit die ursprüngliche Anordnung des Schriftstellers wiederherzustellen, lassen wir billig ununtersucht, nachdem ein so gründlicher Kenner der aristotelischen Schriften nicht nur in den erwähnten Denkschriften der Akademie, sondern auch in diesen Blättern (Jahrg. 1839 Nr. 47 ff.) und an anderen Orten sich wiederholt über diese Frage ausgesprochen hat. Wir halten uns lieber an den anderen Gesichtspunkt, dessen Berechtigung wir dem Verf. zugeben, nämlich die Fragmente so zu ordnen, wie er sie seinem Zwecke gemäß brauchen konnte.

Die ganze Schrift des A. erscheint demnach in drey Theile getheilt, wovon der erste „von der Dichtkunst und ihren Arten im Allgemeinen," der zweyte „von der Tragödie," und der dritte „von der epischen Dichtung" handelt. Der erste Theil zerfällt wieder in drey Capitel: 1) Von den Dichtarten. 2) Vom Wesen der Dichtkunst. 3) Von der Entstehung der Dichtkunst; jedes unter vier Abschnitten mit besonderen Ueberschriften; wozu noch ein viertes Capitel kommt: „Von den Wirkungen der Gedichte," dieses als Ergänzung einer in der aristotelischen Schrift angenommenen Lücke. Der zweyte Theil enthält außer einem vorausgeschickten Abschnitte über das „Verhältniß der Tragödie zum Epos" drey Capitel, das erste: „Von den Theilen der Tragödie" mit sechs, das zweyte: „Ueber Anlegung der Handlung und Ausprägung der Charaktere" mit neun, und das dritte: „Ueber die Gedanken und ihre Einkleidung" wieder mit sechs Abschnitten. Dem dritten Theile in fünf Abschnitten folgen ein „Fragment über die Komödie" und „Fragmente über die Redetheile."

Daß der gelehrte Herausgeber die Absicht gehabt habe, durch seine Uebersetzung das an manchen Stellen schwierige Verständniß der Schrift zu fördern, läßt sich von selbst erwarten und wird von ihm ausdrücklich versichert. Doch will es uns bedünken, als habe Hr. H. eine zu übertriebene Vorstellung von der Mangelhaftigkeit fremder und dem Fortschritte eigener Einsicht, woraus es sich erklären mag, daß er bisweilen nicht nur zu unnöthigen, sondern auch zu falschen, den Sinn entstellenden Vermuthungen sich verleiten läßt, wovor ihn ein Blick in eine der genannten Ausgaben hätte bewahren können. Wir haben schon einige derartige Fälle in der Anzeige des Euripides restitutus erwähnt, und begnügen uns, hier nur auf ein recht augenfälliges Beyspiel hinzuweisen. Dasselbe findet sich S. 170 in dem Abschnitte „Ueber das Tragische," der in den gewöhnlichen Ausgaben das dreyzehnte Capitel ausmacht.

(Fortsetzung folgt).

Travels through the Alps of Savoy and other Parts of the Pennine Chain, with observations on the Phenomena of Glaciers, by James Dr. Forbes etc.

(Schluß.)

Außer den Moränen hinterlassen die Gletscher, wenn ihre Eismassen im Sommer zum Theil hinwegschmelzen, oder wenn sie periodisch sich zurückziehen, an den Stellen, über welche sie ausgebreitet waren, ein andres Denkzeichen ihrer Wirksamkeit, das sich mit tiefen Zügen in die Felsenwände zu beyden Seiten eingräbt. Die Rollsteine, welche auf das Eis herabstürzen, werden, wenn sie am Rande des Eisstromes, da wo dieser durch die mittlere Wärme des Felsbodens hinwegthaute und eine leere Spalte ließ, in welche jene Steine hinabsinken konnten, so zerstäubt und zermalmt, daß sie wie ein

Polirsand auf die Seitenwände und auf den Boden des Gebirges wirken und diesen, zusammen mit der Reibung, die der Druck der ungeheuren Eislast erzeugt, eine Glätte oder Politur mittheilen, welche in unverkennbarer Weise den vorherigen Durchbruch des Gletschers durch eine Felsenkluft nach der Ausdehnung seiner Höhe, Tiefe und Breite andeuten. Man kann diese vom Eise geglätteten Flächen der Felsenwände im Verlauf jedes Sommers beobachten, wenn man auf einem durch eine enge Kluft hindurch gepreßten Gletscher steht, dessen Höhe um diese Zeit durch die Einwirkung der Sonnenwärme um ein Merkliches abgenommen hat.

Die enge Felsenkluft, durch welche die Rhone bey St. Moritz hindurchbricht, ist Allen, welche die Schweitz bereist haben, bekannt. An ihren Felsenwänden so wie an ihrem Felsenboden, namentlich zwischen St. Moritz und Bex finden sich Stellen, welche aussehen, als wären sie angeschliffen und die an der östlichen Wand, Bex gegenüber, bis zu einer bedeutenden Höhe hinanreichen. Jenes Engthal mündet in ein weites Bassin, welches zum Theil durch das Illierseitenthal gebildet wird. An der Nordwestseite dieses Thales sieht man deutlich einen Gürtel von Felsenblöcken in einer Höhe von 500 Fuß über dem Rhonespiegel sich hinziehen, den man für nichts Andres halten kann als für eine Randmoräne, welche das Gletschereis an der einen Seite seines Verlaufes absetzte. Meilenweit zieht sich der Gürtel dieser Felsenblöcke am Abhange fort, welche aus Granit bestehen und davon die meisten 30, 40, 50 und 60 Fuß im Längendurchmesser haben. Als hätte sie die Hand eines Riesen spielend über einander gethürmt, so daß hin und wieder ein solcher ungeheurer Block auf einem kleineren so künstlich balancirt ist, daß nur eine geringe Kraft dazu gehörte ihn hinabzustürzen, anderwärts einer der Länge nach, gleichsam auf dem Kopfe steht, so finden diese Trümmermassen sich zusammengruppirt.

Das eben erwähnte Engthal der Rhone war schon von mehreren andren Geologen als ein Beweis für die Wirksamkeit der Gletscher betrachtet worden in Gegenden, die fern und tief unter der Region des bleibenden Schnees und Eises liegen; Forbes hat die Zahl dieser Beweise vielfach durch die von ihm gemachten Beobachtungen vermehrt, unter denen einige ihm allein und vorzugsweise angehören. Ein mühsames Steigen aufwärts am jähen, 1500 Fuß hohen Felsenabhang führt den Forscher bey dem Wasserfall der Pissevache, an welchem sich die Salenche herabstürzt, aus dem Thal der Rhone hinauf zu dem tief in den Felsengrund eingeschnittenen Bette der Salenche und hier sieht man Spuren von der Wirksamkeit des Gletschereises, wie sie nirgends deutlicher seyn konnten.

Eine alte Moräne in einem Abstand von 6000 Fuß vom Mer de Glace zeigt durch ihre Form deutlich, daß der Gletscher hier durch das Aufthürmen seiner Eismassen im Chamounithal einen See gebildet habe, welcher in unbekannter Zeit von dort seinen Durchbruch machte. Ueberhaupt sind es die Umgegenden des Mer de Glace, welche über die Veränderungen, die sich mit der Gestalt, mit der Ausdehnung und mit der Richtung eines Gletschers zutragen, die meiste Auskunft geben können. Forbes faßte diesen Gegenstand in ganz neuer Weise und mit einer Genauigkeit auf, wodurch er alle seine Vorgänger in diesem Gebiet der Beobachtung weit übertraf. Er fand zuerst, daß die fortrückende Bewegung des Gletschers am Mer de Glace in seinem oberen Verlauf langsamer als an seinem unteren, am langsamsten aber in der Mitte jenes Verlaufes sey. Er fand ferner, daß, wenn man die fortrückende Bewegung der einzelnen Theile eines Gletschers, welche nicht der Länge, sondern der Breite nach in einer Linie liegen, beobachtet, als Resultat es sich ergebe, daß der mittlere Theil der Oberfläche schneller vorwärts schreitet als die beyden Seiten und die Masse, die den Grund bedeckt.

Was den Betrag dieses Fortrückens im Verlauf einer bestimmten Zeit betrifft, so weichen die Angaben der Beobachter in dieser Beziehung ganz auffallend von einander ab. Ueberhaupt findet die Ausdehnung der Gletscher der Länge nach vorzugsweise während der vier wärmsten Monate des Jahres statt und erleidet während der kälteren Zeit des Jahres eine Hemmung, keineswegs aber einen eigentlichen Stillstand. Den Aargletscher fand Forbes in einer

Zeit von 14 Jahren um mehrere tausend Fuß vorgeschritten. Aus einer 9jährigen Beobachtung dieses Gletschers schätzte Hugi das Anwachsen desselben im Verlauf eines Jahres auf 240 Fuß. Aus Forbes genauen, mittelst eines fest nach einer Richtung hin gestellten Teleskopes angestellten Beobachtungen ergab sich, daß die Zunahme einiger Gletscherstellen am Mer de Glace von den letzten Tagen des Juni bis in den September 132 Fuß betrug. Im Ganzen steigert sich zwar die Zunahme im Sommer mit der Luftwärme zugleich und verringert sich auch mit derselben, doch wird dieselbe durch warmen Regen und Thauwetter, bey einer Temperatur, die nur wenig den Thaupunkt übersteigt, ebenso begünstigt als durch die Sonnenhitze und, wie dieß aus den neuesten Beobachtungen hervorgeht, sie schreitet auch im Winter fort. Nach einer dieser Beobachtungen hatte sie an einer Stelle des Mer de Glace im Sommer, wie bereits erwähnt, vom 29. Juni bis 28. Sept. 132 Fuß betragen, vom 20. October bis zum 12. December belief sie sich auf 70, vom 12. Dec. bis zum 17. Febr. auf 76, vom 17. Febr. bis 4. April auf 66. von da bis zum 8. Juni auf 88 Fuß. In 322 Tagen hatte dieselbe mithin 432 Fuß erreicht, was für ein ganzes Jahr 483 Fuß ergiebt.

Aus Forbes Beobachtungen des Fortrückens des Eisstromes in seiner Mitte, im Vergleich mit dem der beyden Seiten, so wie aus allen seinen Berechnungen geht hervor, daß die Bewegung der Gletscher jener einer halbflüßigen, klebrigen Substanz gleich ist. Eine Folge dieser halbflüßigen, klebrigen Beschaffenheit ist die venöse Structur des Gletschereises und überhaupt die gänzliche Abweichung dieser innern Structur von der krystallinischen Gestaltung.

Wenn wir dann alles das, was Forbes so wie andre, mit seinen Ansichten übereinstimmende Beobachter über das Entstehen, über die innere Beschaffenheit, über die Bewegung des Gletschereises und ihren jährlichen Betrag gesagt haben, zusammenfassen, wenn wir das aus unmittelbaren Erfahrungen bekannte Maaß der Wirksamkeit der Gletscher an jene Erscheinungen anlegen wollen, von denen wir oben sprachen: an das Vorkommen der Moränen auf dem Juragebirge, dann ergeht es uns auf ähnliche Weise als Jenen, welche eine Parallele zwischen den Naturverhältnissen der Erde und des Mondes ziehen wollen, die bey manchen einzelnen Zügen der Uebereinstimmung dennoch unvergleichbar weit im Ganzen von einander abweichen. Daß zur Erklärung der Ablagerung der Wanderblöcke an Orte, welche ungemein weit von dem Gebirgsstamm derselben entfernt sind, die Annahme einer großen, weithingehenden Fluth, oder des Durchbruches von hochgelegenen Wasserbassins nicht ausreiche, fällt nur zu deutlich in die Augen, wohl aber läßt sich eine vereinte Wirksamkeit des Gewässers und des auf seiner Oberfläche schwimmenden Gletschereises denken; eine große Fluth, welche gleichzeitig mit einer Steigerung der inneren Temperatur der Erdveste eintrat und welche die tausendjährigen Bande der Auflagerung des Eises auf den Gipfeln der Alpen löste, so daß dieselben mit den auf ihnen liegenden Felsentrümmern zugleich von der Ostseite der Montblanckette, dem Rhonethal entlang, bis zum Abhang und Gipfel des Jura von der hoch anschwellenden Fluth getragen wurden. Nicht das Wasser, sondern das mit ihm zugleich fortgestossene Eis mag dann die Spuren an den Felsenwänden hinterlassen haben, welche den Gletschern allein zugeschrieben wurden. Das Ereigniß, mit dem wir uns hier beschäftigen, gehörte dann freylich in eine Zeit, welche, im Vergleich mit der, in welcher die Gebirge sich bildeten, als eine sehr neue, ja als die jüngste und neueste betrachtet werden müßte. Die mittlere Temperatur der Erde ist in feststehende Gränzen geschlossen, weil sie mit den astronomischen Verhältnissen unsres Planeten, namentlich mit seiner Rotationsbewegung in genauester Beziehung steht. Diese Verhältnisse erscheinen aber schon deßhalb als unverrückbar feststehende, weil sie nur das einzelne Glied einer großen Kette sind, die durch das ganze Gebiet unsres Sonnensystemes sich erstrecket.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Januar.

Nro. 13. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1847.

Lehren der Alten über die Dichtkunst durch Zusammenstellung mit denen der besten Neueren erklärt von J. A. Hartung.

(Fortsetzung.)

Aristoteles hat früher einfache und verwickelte Fabeln unterschieden und bezeichnet mit ersterem Namen diejenigen Handlungen, die sich in einem einfachen Verlaufe von Leiden erfüllen, während in den verwickelten Handlungen die Katastrophe auf einer Schicksalsumwandlung oder einer Erkennung beruht. Nach dem gewöhnlichen Texte nun gibt Aristoteles der letzteren Art den Vorzug, wogegen Hr. H. für nöthig erachtet, die überlieferte Lesart, μὴ ἁπλῆν ἀλλὰ πεπλεγμένην in ἁπλῆν μᾶλλον ἢ πεπλεγμένην umzugestalten, um folgenden Sinn zu gewinnen: „Sintemal also der Plan der schönsten Tragödie mehr einfach als verwickelt seyn und dieselbe Furcht- und Mitleid-Erregendes nachahmen muß“ u. s. w. Allein was folgt weiter, und zwar auch in der Anordnung des Hrn. Herausgebers, da dieser doch Vorder- und Nachsatz nicht zerreißen und verschiedenen Fragmenten zutheilen wollte? Antwort: Nichts anderes, als Lehren, welche die verwickelte Fabel betreffen und unmöglich durch eine solche Phrase, wie in der angeführten Uebersetzung, eingeleitet werden konnten. Ob Herr H. dabey vergessen, was er S. 123 niedergeschrieben in der Uebersetzung von Cap. VI. „Außerdem sind die wichtigsten Dinge, mit denen die Tragödie bezaubert und fesselt, Bestandtheile der Fabel, nämlich Umschwünge und Erkennungen“ — also Eigenschaften der verwickelten Fabel — oder ob er aus diesen Worten nichts für die vorliegende Frage entnehmen zu können meinte, lassen wir ununtersucht; obwohl auch andere Aeußerungen des Schriftstellers und schon die verschiedene Ausführlichkeit in der Behandlung dieser und jener Art aufmerksam machen konnten. Wir brauchen diesen Spuren darum nicht weiter nachzugehen, da wohl Niemand außer Hrn. H. an dem überlieferten Texte Anstoß nimmt, und der Grund dieses Anstoßes lediglich in einer irrigen Auffassung der Ausdrücke διπλῆ σύστασις und διπλοῦς μῦθος besteht, die keineswegs gleichbedeutend sind mit der πεπλεγμένη σύνθεσις oder πρᾶξις, wie Hr. H. glaubt und auch andere durch seine falsche Uebersetzung der Worte ὥσπερ τινές φασιν (wie einige die verwickelte nennen) glauben machen will. Den Unterschied, welcher von Hermann richtig auseinander gesetzt wird, lehrt Aristoteles ganz deutlich selbst und zwar in demselben Capitel, welchem Hr. H. durch seine Aenderung einen eingebildeten Widerspruch ersparen will, um ihm einen desto ärgeren wirklichen aufzubürden. Wo nämlich Aristoteles der einfachen Anlage vor der doppelten den Vorzug gibt, erklärt er und zwar in demselben Satze als die schönste Anlage diejenige, in welcher weder ein ganz guter noch ein ganz schlechter Mensch eine Schicksalsumwandlung von Glück in Unglück erfährt — also eine περιπέτεια, wie aus dieser Stelle in Zusammenhalt mit Cap. XI. unwidersprechlich hervorgeht — woraus weiter folgt, daß die hier erwähnte Einfachheit des Mythos oder der Anlage eine verwickelte Handlung in dem oben bezeichneten Sinne nicht ausschließt, sondern vielmehr unter dieselbe zu subsumiren ist. Kurz, es ist nicht eine einfache Handlung ohne

Peripetie zu verstehen, im Gegensatze von einer doppelten Peripetie, wo die Guten ein glückliches und die Bösen ein unglückliches Ende nehmen, wie dieß wenige Zeilen weiter unten auseinander gesetzt wird. Die besondere Gunst und Vorliebe, welche dieser Anlage zu den Zeiten des Aristoteles zu Theil geworden zu seyn scheint, sieht dieser für einen Beweis von der Schwäche des Publikums an, welches für die höchste tragische Wirkung — worin diese besteht, ist oben gesagt worden — nicht mehr fähig oder empfänglich war.

Zeigt uns dieser Fall wie noch einige andere, daß Hr. H. bisweilen zu rasch und ohne die nöthige Besonnenheit und Umsicht zu beobachten, momentanen Eingebungen folgt, so fehlt es zum Glück auch nicht an solchen Stellen, wo sein Scharfsinn von besserem Erfolge begleitet ist. Wir erwähnen die auf S. 138 mitgetheilte Vermuthung, welche vor denen der früheren Bearbeiter allerdings den Vorzug verdient. Aristoteles spricht im 18. Cap. von vier Arten der Tragödien, die er einzeln benennt und durch Hinweisung auf Beyspiele erläutert. Daß die erste Art ohne Beyspiel erklärt wird, macht nur eine scheinbare Ausnahme, da von der verwickelten Tragödie, welche Umschwung und Erkennung hat, schon vorher ausführlich gehandelt und Beyspiele angeführt sind. Um so auffallender ist, daß für die vierte Art zwar Beyspiele genannt, aber kein Name angegeben wird. Die Art, wie frühere Herausgeber diesem Uebelstande abzuhelfen gesucht haben, unterliegt vielfachen Bedenken; zunächst die von Victorius aufgefundene und von Hermann angenommene Lesart einer Handschrift τὸ δὲ τέταρτον ὁμαλόν, deren Unbrauchbarkeit Ritter genügend dargethan hat. Besser könnte in Rücksicht auf Cap. XXIV., wo das Uebereinstimmende der epischen und tragischen Poesie auseinander gesetzt wird, die Vermuthung sich zu empfehlen scheinen, daß der vierten Gattung der Name der einfachen zukommt. Offenbar wäre dieser Name dann in bloß negativem Sinne zu verstehen und würde die Gattung bezeichnen, welcher die Eigenschaften der drey anderen fehlen, wie dieß bereits Hermann scharfsinnig angedeutet hat. Allein höchst merkwürdig wäre doch dieß, daß, also durch einen bloßen Zufall, gerade solche Beyspiele angeführt werden, denen auch eine positive Verwandtschaft nicht abzusprechen ist, und zwar eine solche, die noch überdieß A. selbst andeutet durch den Beysatz καὶ ὅσα ἐν ᾅδου (alles, was im Hades vorgeht). Dieses Gemeinsame hat Hr. H. ebenso richtig erkannt als treffend ausgedrückt durch Vergleichung mit dem, was wir romantisch nennen und der Grieche etwa als das Abenteuerliche oder Wunderbare bezeichnen konnte. Nicht minder scharfsinnig ist die Weise, wie Hr. H. diese Bezeichnung in den griechischen Text einzuführen versucht, indem er das vermißte Wort aus dem τὸ δὲ τέταρτον herausliest, nämlich ἡ τερατικὴ, wobey es nicht einmal nothwendig wäre, das erstere zu entfernen. Und sollte selbst die sprachliche Herstellung zweifelhaft erscheinen, so behielte die Erklärung immerhin ihren Werth, indem für den negativen Ausdruck des ἁπλοῦν jedenfalls das richtige positive Merkmal gefunden wäre. Denn daß dieser Begriff eine den drey genannten Arten ebenbürtige abgibt, dieß zeigen nicht bloß die von A. selbst angeführten Tragödien, zu denen der Herausgeber noch die „Seelenwägung" des Aeschylus fügt, sondern beynahe noch einleuchtender die aus der neueren Poesie entlehnten Beyspiele, wie mehrere Dichtungen Byron's und die allen Deutschen wohlbekannte unseres Göthe. Uebrigens leidet diese Stelle noch an einer andern sehr bedenklichen Schwierigkeit, die uns weder Hrn. Hartung's Erörterung noch selbst Spengel's oben erwähnte Abhandlung befriedigend zu lösen scheint. Beyde gehen nämlich von der Ansicht aus, daß die vier Arten der Tragödien in keinem inneren Zusammenhange stünden mit den vier Theilen der Tragödie, auf welche A. hinweist. Unser Herausgeber, um die Vierzahl zu sichern, denkt an die quantitativen Theile, die im XII. Cap. aufgeführt werden. Da wüßte man aber gar nicht, was A. durch diese Hinweisung bezweckte, die nicht bloß eine müssige, sondern störende wäre. Jedenfalls müßte man daher an jene Theile denken, welche A. im VI. Cap. aufzählt mit der Bemerkung, daß sie die Beschaffenheit der Tragödie bestimmen. Diese meint denn auch Spengel, und weiß durch eine wohl angestellte Combination aus den dort genannten sechs Theilen die hier verlangten vier zu gewinnen. Aber dann tritt auch die For-

derung eines inneren Zusammenhanges zwischen den hier genannten Arten der Tragödie und jenen qualitativen Theilen, auf welche A. zu verweisen Ursache findet, mit dem entschiedensten Nachdrucke hervor, der noch durch den sprachlichen Ausdruck verstärkt wird, zwar nicht in der Uebersetzung Hrn. H.'s, die so lautet: „die Tragödie hat vier Arten, eben so viele, als wir (quantitative) Theile angegeben haben“ — aber desto mehr in den eigenen Worten des Aristoteles: τοσαῦτα γὰρ καὶ τὰ μέρη ἐλέχθη. Allein, wie diese Uebereinstimmung zu gewinnen ist, so daß die einzelnen Arten den einzelnen qualitativen Theilen entsprechen, bleibt eine große, noch nicht gelöste Schwierigkeit. Da Spengel die von uns gemachte Forderung überhaupt nicht anerkennt, so ist vorauszusehen, daß die von ihm nachgewiesenen vier Theile auch nicht das Geforderte leisten. Denn wenn die erste und dritte Art auch dem μῦθος und ἦθος entsprechen, so sieht man doch nicht wohl ein, wie die zweite und vierte durch die διάνοια und λέξις repräsentirt werden sollen. Nun bietet Aristoteles selbst einen sehr willkommenen Anhaltspunkt durch die von ihm gemachte Unterscheidung, wornach von den aufgezählten sechs qualitativen Theilen drey als der Gegenstand der Nachahmung, die drei andern dagegen als die Mittel und Weise der Nachahmung bezeichnet werden. Dadurch sind wir von der für unsere Stelle unbrauchbaren λέξις befreit, da wir uns offenbar an die Theile zu halten haben, welche den Gegenstand der Nachahmung betreffen, also die Handlung, auf welche sich unzweifelhaft die vierfache Artunterscheidung bezieht. Gehen wir also davon aus, daß die verwickelte und ethische Gattung die entsprechenden Qualitäts-Theile der Tragödie bereits gefunden haben, so fragt sich zunächst, welcher Theil der pathetischen entspricht. Offenbar das πάθος, das wir nur in der angeführten Eintheilung gänzlich vermissen, und zwar nicht bloß unter den drei gegenständlichen Theilen, die uns hier zunächst angehen, sondern auch unter allen sechs Qualitätstheilen. Man könnte daher nur denken, daß Aristoteles das πάθος unter einem anderen Theile mitbegriffen habe. Nun läge die Vermuthung nahe, daß das πάθος zu dem ἦθος gehören, wie diese beyden Begriffe in der Rhetorik zusammengenommen werden z. B. bey Cicero und Quintilian, welcher letztere im zweyten Cap. des sechsten Buches, nachdem er die Affectus bereits erwähnt, fortfährt: „Horum — — duae sunt species: alteram Graeci πάθος vocant — —, alteram ἦθος u. s. w.,“ wie auch Aristoteles selbst beyde hinter einander im zweyten Buche der Rhetorik behandelt. Und in der That gäbe es wohl schwerlich einen anderen Ausweg, wenn A. hier in der Poetik das Wort in demselben Sinne gebraucht wie in der Rhetorik, nämlich in dem Sinne von affectus, Leidenschaft. So scheint es auch wirklich genommen zu werden, wenigstens von Hr. H., wie aus der beygefügten Erläuterung zu ersehen ist. Allein ganz anders erklärt das Wort Aristoteles selbst am Schlusse des XI. Cap., in einer Stelle, die Ritter daher auch dem Interpolator zuschreibt und unser Hrsgbr. weiter unten S. 163 richtig erklärt, nämlich nicht als Leidenschaft sondern als Leiden, d. h. verderbliche und schmerzliche Vorgänge. Warum will man es aber nicht auch an unserer Stelle so nehmen? oder passen etwa die angeführten Beyspiele der Tragödien Ajas und Ixion weniger zu dieser als zu jener Bedeutung? Wir dächten nicht, sondern glauben vielmehr, daß durch die von A. gegebene Erklärung der unterscheidende und hervorstechende Charakter beyder Stücke oder Handlungen viel treffender ausgedrückt wird als durch die andere Auffassung des Wortes πάθος im Sinne von Leidenschaft. Darnach ist es aber klar, daß πάθος unter dem μῦθος mitbegriffen ist, wie es ja auch an der erwähnten Stelle und weiter unten noch einmal ausführlicher im Zusammenhange mit der περιπέτεια und ἀναγνώρισις behandelt wird und also mit diesen zwey Arten oder Theile des μῦθος ausmacht. Noch bleibt aber die letzte und schwierigste Frage. Da nämlich für die vierte Gattung nur die διάνοια übrig bleibt, so entsteht die Aufgabe, den Zusammenhang beyder nachzuweisen. Hier kommt uns nun eine treffliche Bemerkung unseres Herausgebers zu Statten, der S. 139 sich über das Eigenthümliche dieser Gattung folgendermaßen ausspricht: „Nothwendig ist also bey dieser, über alles Historische hinweggehobenen, Gattung der philosophische Gehalt von größerer Wichtigkeit, als bei den anderen, indem die höchsten und geheimnißvollsten Beziehungen der Menschheit zu den Göttern

und dem Schicksale in den mythischen Personen und Begebenheiten veranschaulicht werden." Gewinnt auf solche Weise unsere oben ausgesprochene Vermuthung von materieller Seite einige Wahrscheinlichkeit, so ist selbst die Ordnung, in welcher hier die vier Arten der Tragödie aufgeführt werden, nicht ohne Bedeutung, da dieselbe nunmehr vollkommen naturgemäß und der Ordnung, in welcher die oben erwähnten qualitativen Theile auf einander folgen: μῦθος und 1) zwar περιπέτεια und ἀναγνώρισις, 2) πάθος, dann 3) ἦθος und 4) διάνοια — entsprechend erscheint. Jedenfalls aber muß man eine gewisse Ungenauigkeit des Ausdrucks oder Mangelhaftigkeit unseres Textes zugeben, wodurch die ganze Verwirrung veranlaßt worden ist. Vielleicht könnte zur Beleuchtung des Gegenstandes am meisten eine Vergleichung mit der rhetorischen Technik dienen. Denn offenbar entsprechen die von Aristoteles aufgestellten sechs Theile der Tragödie jener Eintheilung der alten Rhetorik, von welcher Quintilian im dritten Buche handelt, erwähnend, daß man über den Namen zweifelhaft gewesen sey, ob man sie Theile oder Werke oder Elemente zu nennen habe. Am richtigsten würde man demnach die sechs Theile des Aristoteles als die Theile oder Stücke der tragischen Kunst bezeichnen, so daß die λέξις mit der μελοποιία und ὄψις zusammen der elocutio und pronunciatio samt der memoria entsprechen, und die σύνθεσις τῶν πραγμάτων d. h. die Zusammenfassung der darzustellenden Vorgänge zu einer Handlung (πρᾶξις und μῦθος) die inventio und dispositio in sich begreift. Mit der Handlung, deren Unterabtheilung oben angegeben ist, aber auf's engste verbunden sind ἦθος und διάνοια, Charakter und Gedanke, als nothwendige Attribute der Handelnden, wie dieß A. selbst im sechsten Cap. angibt. — Wir wünschen, daß die vorgetragene Ansicht, welche, wenn sie richtig ist, eine wichtige und vielbesprochene Stelle der aristotelischen Poetik von einem doppelten, sprachlichen und sachlichen, Mißverständnisse nebst daran sich knüpfenden anderweitigen Schwierigkeiten befreyen würde, die Zustimmung sowohl unseres Herausgebers als auch und namentlich des genannten gelehrten Kenners der aristotelischen Schriften, auf dessen Urtheil wir besonderes Gewicht legen, finden möchte.

Um den Werth der Uebersetzung als solcher zu beurtheilen, müssen wir auf das Mittel verzichten, welches Hr. H. selbst angewendet wünscht, nämlich durch Vergleichung mit seinen Vorgängern, da uns die einzige Uebersetzung aus diesem Jahrhundert, welche uns dem Titel nach bekannt ist, die von Weise, nicht zu Gebote steht. Dieß hat in dem vorliegenden Falle darum weniger zu bedeuten, weil die Forderung einer künstlerischen Nachbildung des Originals, welche man sonst an Uebersetzungen gegenwärtig zu stellen pflegt, hier überhaupt nicht anwendbar ist und die Leistung des Uebersetzers daher nicht nothwendig an dem Maaßstabe einer relativen und stetig fortschreitenden Annäherung an dieß nie vollkommen zu erreichende Ideal gemessen werden muß, sondern sich einfach durch Vergleichung mit dem Originale beurtheilen läßt. Wir erkennen demnach ohne Bedenken das Recht des Uebersetzers an, auf nichts anderes auszugehen, als immer das bezeichnendste und treffendste Wort zu wählen und den Sinn der einzelnen Fügungen und Verbindungen richtig wiederzugeben. Wir nehmen daher weder an modern gefärbten Ausdrücken, wenn sie die Bedeutung kürzer oder energischer ausdrücken als die wörtliche Bezeichnung, noch auch an paraphrastischen Wendungen im Sinne der Garveschen Uebertragungen, wenn sie den Sinn bestimmter und klarer hervortreten lassen, Anstoß. Dennoch fiel uns manche Ausdrucksweise als unnatürlich oder unzweckmäßig auf. Um das Lästige und Langweilige solcher Anführungen zu vermeiden, erwähnen wir bloß die sonderbare Uebersetzung von κομμός als zerfällter Gesang. Nach der Bemerkung auf S. 130 sollte man beynahe vermuthen, der Uebersetzer habe den wörtlichen Sinn ausdrücken wollen durch eine Bezeichnung, welche ebensowenig der eigentlichen Bedeutung des Wortes als dem deutschen Idiome angemessen ist, denen beyden durch Klaggesang oder Wechselklage besser genügt würde.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Januar.

Nro. 14. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Polybii historiarum excerpta gnomica in Palimpsesto Vaticano LXXIII. Ang. Maii curis resignato retractavit Theodorus Heyse. Berolini ex libraria G. Reimeri. MDCCCXLVI. Typis academicis. IV. 96.

Das bedeutendste was Ang. Mai in seiner bändereichen Collectio nova scriptorum veterum graecorum neues gegeben hat, waren die im zweyten Theile mitgetheilten Stücke aus Polybius, nicht aus einer einst vollständigen Handschrift dieses Geschichtschreibers, sondern aus der auf Befehl des Constantinus Porphyrogenetus verfaßten Encyclopädie, zu deren Verfertigung man die verschiedenen griechischen Historiker in einige fünfzig Rubriken *) zerstückelt hatte; davon hat Mai einen neuen bey dem unbekannten Artikel περὶ γνωμῶν aufgefunden, also gerade einen, der am wenigsten historische Ausbeute versprach. Dieser Palimpsest, dessen zweyte Schrift nicht wie sonst gewöhnlich christliches, sondern Platons Gorgias und Einiges vom Rhetor Aristides enthält, ist schwer zu lesen, auch hatte Mai, wie er selbst an manchen Stellen zu verstehen gibt, nicht die erforderliche Zeit und Mühe verwendet, um überall das einzelne, so weit es möglich ist, diplomatisch genau anzugeben, überdieß ist die Handschrift, aus einem fehlerhaften Exemplare genommen, selbst fehlerhafter als man glauben möchte, geschrieben. Dennoch haben diese Auszüge des Polybius die Aufmerksamkeit der Philologen erregt, Jac. Geel schon im folgenden Jahre 1829 eine neue treffliche Bearbeitung in Leyden geliefert, Lucht 1830 sie in Deutschland verbreitet, andere wie Orelli haben gelegentliche Beyträge dazu gegeben; aber die Nothwendigkeit einer nochmaligen genauern Revision des Codex wurde allgemein anerkannt, und durch Imm. Bekker aufgefordert hat H. Heyse sich dieser Mühe unterzogen; auf 96 Quartseiten genau den Zeilen der Handschrift entsprechend ist der Text dieser Excerpta Vaticana mitgetheilt.

*) Den Namen eines bisher unbekannten Artikels dieser Sammlung περὶ ἥττης hat H. Heyse p. 88 aus der Handschrift veröffentlicht.

Wer sich mit diesem Funde neuerer Zeit früher etwas eindringlicher beschäftigt und Gedanken und Sprache des Polybius aufzusuchen bestrebt hat, kann seine Versuche jetzt prüfen, von deren Erfolge sich überzeugen, theils jetzt erst den früher betretenen Weg mit größerer Sicherheit weiter verfolgen. Der Gewinn nämlich besteht nicht in neu aufgefundenen Blättern, sondern in der Berichtigung des von seinem Vorgänger gegebenen. Seite 89 sind sechzehn neue Zeilen, Seite 94 neun gewonnen. Vergl. S. 62. 87. Mai hat die Excerpte der ersten fünf Bücher, welche wir vollständig besitzen übergangen, H. H. aber mit Recht (p. 1—24) auch diese aufgenommen; man findet hierin manche Vermuthung des Casaubonus, Reiske u. a. bestätigt, — eine besondere Aufmerksamkeit auf das Eigenthümliche der Sprache des Polybius, der so oft in seinen Gedanken sich wiederholt, läßt mit Sicherheit vieles herstellen, und braucht nicht erst die Genehmigung und Autorität

dieser kaiserlichen Encyclopädie einzuholen — aber man lernt daraus, und dieses ist für die verlornen Bücher nicht unwichtig, wie diese Auszüge nicht von sehr kundiger Hand stammen und öfters unerwartete Mißgriffe auftreten. Referent hatte diese zu kennen Gelegenheit, da er von den andern Titeln die Auszüge der ersten fünf Bücher nach dem Münchner Manuscript zu seinem Gebrauche verglichen hat.

Ungeachtet der großen Sorgfalt Heyse's darf man doch nicht glauben, daß das richtige bereits überall vorliege. Abgesehen davon, daß die Handschrift selbst viele Fehler an sich trage, haben umgeschriebene Codices, wie leicht zu erklären ist, vielfach verwischte Buchstaben, deren Züge vielen andern ähnlich sehen, daher leicht eine Verwechslung zulassen und somit ein ganz anderes Wort bilden als ursprünglich dasteht. Das richtige muß der Zusammenhang, die Sprache, der Gedanke an die Hand geben; wer darauf nicht achtet, wird leicht fremdartiges unterschieben. P. 54 findet sich am Rande die Bemerkung, daß man schon damals in Constantinopel kein vollständiges Exemplar des Polybius vorfand, und in dem gebrauchten 30 Blätter fehlten, welche das 14. Buch füllten; diese lautet bei Mai und Heyse: ἰστέον ὅτι τὸ προοίμιον μόνον διεσάφει τοῦ τεσσαρτοκαιδεκάτου λόγου, τὰ δ' ἐφεξῆς ἐνέλειπεν μέχρι λ' φύλλων. Die Sprache lehrt, daß διεσάφει nicht stehen kann, die Palaeographie, daß dieses kein Fehler des Abschreibers sondern der Leser sey; das richtige kann nur seyn was Bekker erkannt hat διεσώθη, und ω ist für α, θ für φ, η für ει in jener Schrift gehalten worden. So viele Gebrechen auch die Handschrift in sich trägt, so kann ich doch vieles dem Abschreiber nicht zur Last legen, und bin vielmehr überzeugt, daß der unleserliche Zustand des Palimpsestes manches richtige verhüllt, was jetzt unrichtig gelesen wird; auch mag die Anwendung chemischer Hilfsmittel des Vorgängers dem neuen Herausgeber, das wahre zu finden, erschwert haben. Versehen wie 37, 6. 9. συνῆθες (37, 13 τοὺς ἐπανόδους mag Druckversehen seyn, wie 33, 9 καθώρθωσαν, 40, 4 καθωρθώθη, cf. 51, 31. 52, 26. 56, 7. u. a.) 78, 10 μεγαλομέρη, 82, 7 πολεμοῦ, 89, 17 Σπαρτιαταὶ darf man keinem griechischen Abschreiber zumuthen; p. 10, 1 lesen wir πολεμεῖ τοὺς πέλας, aber wahrscheinlich steht τοῖς daselbst, so wie 63, 6 πρὸς τούτους οὓς πολεμοῦσι, obschon es alle Herausgeber unbemerkt gelassen, in οἷς zu verwandeln. Nicht viel anders wird es p. 43, 4 seyn: ὅταν δὲ τὴν περὶ Λεῦκτρα μάχην ἐξηγῆται Θηβαίων καὶ Λακεδαιμονίων ἢ τὴν ἐν Μαντινείᾳ πόλει τῶν αὐτῶν τούτων, ἡνίκα μετήλλαξε τὸν βίον Ἐπαμινώνδας. Nicht ἡνίκα hat die Handschrift, was in diesem Sinne auch wenig paßt, sondern ἔνηκα (wofür Mai ἕνεκα gibt); ich halte diese Buchstaben für vollkommen richtig und glaube, daß ein jetzt nicht mehr sichtbarer Strich das ganze unkennbar gemacht hat; ich finde nämlich in jenem das erforderliche ἐν ᾗ καί. Selbst ob πόλει in der Handschrift steht, kann bezweifelt werden; wenigstens hat Bekker mit πάλιν das richtige getroffen, und die Worte mögen in einem solchen Codex schwer zu unterscheiden seyn.

(Schluß folgt.)

Lehren der Alten über die Dichtkunst durch Zusammenstellung mit denen der besten Neueren erklärt von J. A. Hartung.

(Schluß.)

Der wichtigste Theil der Arbeit besteht jedenfalls in den beygefügten theils eigenen theils aus fremden Schriftstellern entlehnten Erläuterungen. In letzterem Falle ist es natürlich die Auswahl, welche das Verdienst des Herausgebers ausmacht. Hr. H. gibt über den dabey beobachteten Gesichtspunkt selbst genügenden Aufschluß, indem er erklärt, daß es ihm nicht um irgend eine Vollständigkeit zu thun gewesen, sondern nur um solche Stellen und Aussprüche, in denen sich sein eigenes Urtheil am richtigsten ausspräche. Er hat sich zu diesem Zwecke einen gewiß ehrenwerthen Kreis von Mitarbeitern gebildet, indem von den Alten vorzüglich Aristoteles, Horaz, Longin und Plutarch; von den Neueren Lessing, Göthe, Schiller, Humboldt beygesteuert

haben. Er hat dabey die Dichter und Kunstrichter unserer Zeit im Auge, denen er gerne einen nützlichen Dienst erweisen möchte, indem er sie, die nur zu häufig als bloße Naturalisten oder Dilettanten ohne Einsicht und feste Grundsätze im Finstern herumtappten, wieder auf die wesentlichsten Lehren und Erfordernisse der Kunst aufmerksam zu machen sucht; befürchtet aber, daß seine Worte nur geringes Gewicht bey denselben haben würden, dagegen zu hoffen sey, daß, wenn ihnen anders beliebe, von dieser Schrift Notiz zu nehmen, „die absichtslose Zusammenstimmung so bedeutender Männer aus alter und neuer Zeit über alle die wichtigsten Punkte, wie eine Art von Phalanx, einigen Eindruck machen werde.“ Doch verfehlt der Herausgeber nicht, selbst auch aus dem eigenen Vorrathe einige kräftige und originelle Aeußerungen einfließen zu lassen. Manche derselben sind in gegenwärtiger Zeit wahrhaft verdienstlich, z. B. wo er gegen die Formlosigkeit neuerer Stücke, gegen die Uebertreibungen unserer Shakespearomanen u. s. w. eifert, mit einigen wohlangebrachten Bemerkungen zu Gunsten der in unserer Zeit zu gering geschätzten Classiker der Franzosen. So äußert der Hrsgbr. in dem Abschnitte, wo die quantitativen Theile der Tragödie von A. angegeben werden:

„Diese und andere Formen der Tragödie, welche A. ihre quantitativen Theile nennt, schuf der griechische Kunststyl, und sie erscheinen auch vollständig erst auf der Höhe, welche die Tragödie durch Sophokles und Euripides erreicht hat. Das Schauspiel der Deutschen kennt, seitdem es sich an Shakspear angelehnt hat, weder diese Formen (mit Ausnahme der Eintheilung in Akte) noch von den qualitativen diejenigen, welche die Mittel betreffen. Denn seitdem Lessing die Prosa und den sogenannten fünffüßigen Jambus empfohlen hat, herrscht im Schauspiel wie im Epos (dem Roman) die Prosa und die Kotzebue's haben goldene Zeit. Wären jene Formen nicht wenigstens zum Theil im Wesen der Sache begründet, so würden die Spanier nicht unabhängig von den Griechen darauf gekommen seyn. Freylich sind sowohl die Spanier als die Franzosen in Manier hineingerathen: aber auch Shakspear, so groß er durch Natur ist, ist doch dabey auch nicht ohne Manier in seinen Witzeleyen und seiner Ueberladung mit Bildern, die oft ebenso weit hergeholt sind wie die Wortspiele. Wie sticht dieser Ungeschmack von der edlen Einfachheit der Alten ab! Der Natur läßt sich nichts abborgen. Kein Wunder also, daß seine Nachahmer gewöhnlich auf's Manierirte verfallen. Es kann zu Shakspears Zeit mit dem englischen Theater noch nicht um so gar viel besser gestanden haben, als zur Zeit des Ritters Philipp Sidney, der sich darüber (bey Lessing) also äußert;“ folgt die Stelle, worauf der Hrsgbr. mit Rücksicht auf die Vernachläßigung der wesentlichsten Kunstgesetze und dagegen übermäßige Begünstigung unwesentlicher Attribute, fortfährt: „Zu dieser Kindheit der Bühne zurückzukehren, ist ein Ruhm, welcher für Berlin zu erreichen übrig bleibt. Wer weiß, was noch geschieht? Denn die Extreme bedingen sich, und die phantastische Uebertreibung der Ballete und Opern, welche nichts als die Sinne ergötzen, und für Herz und Kopf nicht das Mindeste bieten, lassen diesen Rückfall fast mit Bestimmtheit erwarten. Als Göthe seinen Götz, mit welchem die Shakspear-Nachahmung in Deutschland begann, an Gotter schickte mit der Ermahnung, ihn vor die Weiblein zu bringen ohne Gestank, war dieser doch in großer Verlegenheit,

Wie er die Thäler und die Höhn,
Die Wälder, Wiesen und Moräst,
Die Warten und die Schlösser fest,
Und Bambergs Bischofs Zimmer fein,
Und des Thurmwärters Gärtlein klein
Soll nehmen her und so staffiren,
Daß Hocuspocus all changiren u. s. w.

Und was geschieht nicht alles bey Shakspear auf der Bühne!“ (Die folgende nicht sehr wohl gewählte Uebertreibung übergehen wir.) „So konnte Shakspear allerdings zur Natur und Wahrheit zurückführen:

„Verbannet ist der Sitten falsche Strenge,
Und menschlich handelt, menschlich fühlt der Held.
Die Leidenschaft erhebt die freyen Töne,
Und in der Wahrheit findet man die Schöne.“

Aber mit der Natur drängte auch sogleich „das rohe Leben“ sich heran, die Wahrheit verbannte die Decenz, und alle geheimen Winkel wurden den neugierigen Augen der Zuschauer aufgedeckt. Der Erzähler kann viel wagen, wie denn auch Homer weder den Scandal auf dem Ida noch den im Bette des Hephästos gescheut hat. Aber darstellen soll man dergleichen so wenig als das Sterben und das Gebären u. s. w. Auf der griechischen Bühne erschienen die Menschen freylich nicht in Reifröcke eingeschnürt; aber durch den Talar, den Kothurn, den Kopfaufsatz, die Brustfütterung und die Maske war auch dafür gesorgt, daß „der Schein nie die Wirklichkeit erreichte:“ und nirgends geschieht etwas auf der Bühne, was man nicht auch im öffentlichen Leben zu erblicken ge-

wohnt war. Auf „rednerisches Gepräng" der Worte ist es nirgends abgesehen, und die Sprache des Euripides z. B. ist so einfach, daß jeder meint so schreiben zu können: aber nicht allein, daß die Personen alle gewählter, geordneter und gefeilter sprechen als im wirklichen Leben, auch die Nachahmung der öffentlichen Reden ist am Platze und stimmt zum Ganzen, das sich durchweg in bestimmten Formen bewegt und der platten Wirklichkeit nirgends Eingang verstattet. Was konnten die französischen Dichter dafür, daß die Etikette der Rococo-Zeit so sehr von Natur und Wahrheit entfernt war und so weit hinter dem honestum der Alten zurückstand! Auch wird ihnen mit Recht vorgeworfen, daß sie sich dem Gesetze der Einheit sclavisch unterworfen haben. Aber wenn die difficulté vaincue auch keinen poetischen Werth hat, so hat sie doch einen technischen, und bleibt immer ein würdiges Ziel zum Streben:

„Denn was dem Stümper mag gefährlich scheinen,
Das muß den Meister göttlich offenbaren,"

sagt Göthe; und ferner sagt er: „die Kunst bedarf einer gewissen Beschränkung, wenn sie sich wahrhaft concentriren soll, worauf zuletzt alles ankommt. Auch im Drama müßte eine poetische Form als wesentlich festgesetzt werden. Es kann dem Genie kein größerer Dienst erzeigt werden, als es zur höchsten Vollendung anzureitzen. Die höchste Vollendung der Form ist Schönheit selbst mit der Kunst in Eins zusammen."

In dieser Vollendung der Form stimmt der Franzose mit dem Griechen überein:

„Ein heiliger Bezirk ist ihm die Scene:
Verbannt aus ihrem festlichen Gebiet
Sind der Natur nachläßig rohe Töne,
Die Sprache selbst erhebt sich ihm zum Lied;
Es ist ein Reich des Wohllauts und der Schöne,
In edler Ordnung greifet Glied in Glied,
Zum ernsten Tempel füget sich das Ganze,
Und die Bewegung borget Reitz vom Tanze."

Dadurch ist auch den französischen Tragikern bey allen ihren mit Recht gerügten Mängeln ihr Reitz gesichert. Die Völker haben immer Recht, wenn sie lange Zeit mit Liebe und Bewunderung an Kunstschöpfungen hängen, was auch die Kritik dagegen einwenden mag. Göthe's vollendetere Tragödien sind für die Masse zu hoch und entbehren zu sehr der Künste, mit welchen man ein Theaterpublikum fesseln und erschüttern kann. Sonst aber enthalten sie alle Vorzüge der französischen Tragödien ohne ihre Mängel, und zeichnen sich besonders durch hohe Decenz aus. Man wird sie stets mit Rührung lesen, einer Rührung die nicht sowohl aus den Affekten und Situationen als aus dem Schönen entspringt; stets werden die goldnen Worte sich an die Herzen legen; nie wird das Bild des Sittlichschönen seine veredelnde Wirkung auf die Gemüther verfehlen."

In dem Abschnitte: „Ueber die Gedanken und ihre Einkleidung" — sagt der Verf.:

„Das Mittel zur Nachahmung ist für den Dichter die Sprache, wie für den Mahler die Farbe: Sprache aber ist Ausdruck des Gedankens, und somit unzertrennbar von Reflexion. In der Weise also, wie die bildenden Künste, kann die Poesie schlechterdings nicht gegenständlich sein. Darum bleibt für den Dichter die ewige Gefahr, mit dem Philosophen und dem Redner in Eins zusammenzufallen und bloß durch die Form sich von ihm zu unterscheiden, und fast alle Fehler, die er begehen, alle Ausartung, welcher seine Kunst erliegen kann, liegen auf dieser Seite. Um aber recht zu dichten, kommt alles darauf an, daß Sprache und Reflexion bloß als Mittel der Nachahmung gebraucht und nicht zur Hauptsache gemacht werden. Daß Aristoteles diesen Punkt so richtig erkannt und so sicher überall durchgeführt hat, macht ihm große Ehre, und seine Lehren verdienen um so mehr von den Neueren gekannt und beherzigt zu werden, je mehr sie stets zu den Fehlern, vor denen er warnt, geneigt sind, und durch die ganze Richtung der neueren Zeit dazu hingerissen werden."

Diese Stellen werden hinreichen, die Behandlungsweise des Verfs. zu zeigen, und sicherlich beytragen, durch die originelle Frische und Lebendigkeit der Auffassung recht viele Leser zu gewinnen, die wir dem Buche trotz der mehrfachen Mängel namentlich in der Kritik und Erklärung des Textes um des vielen Guten und Trefflichen willen und in Rücksicht auf das Verdienstliche der ganzen Absicht auch von Herzen wünschen.

Eron.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Januar.

Nro. 15. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Das Grundprincip der Philosophie, kritisch und speculativ entwickelt von Dr. Hermann Ulrici. Erster Theil. Geschichte und Kritik der Principien der neueren Philosophie. Leipzig. Th. O. Weigel. 1845.

Der im Gebiete der Literaturgeschichte und namentlich durch sein ausgezeichnetes Werk über Shakespeare viel verdiente Hr. Verfasser hat schon vor mehreren Jahren durch seine in den gelehrten Anzeigen von dem Ref. gewürdigte Schrift über Princip und Methode des Hegel'schen Systems, auch in dieser Beziehung sein Talent bethätigt.

Das vorliegende Werk, dessen erster Theil als kritische Darstellung der Geschichte der Philosophie ein selbständiges Ganzes bildet, ist ein neues Document des Geistes ernster, wissenschaftlicher Forschung, der, wie der Verfasser S. VI bemerkt, allerdings jedem Kundigen meist auf den ersten Blick erkennbar ist und kein Unbefangener wird in Abrede stellen, daß auch sein vorliegendes Werk das Resultat langjähriger, unermüdlicher Studien, vom redlichsten Streben nach wissenschaftlicher Erkenntniß ausgegangen und durchdrungen ist.

Der Verf. hat das Verdienst, durch sein umfassendes Werk die innere Wahrheit der Systeme rein dialektisch und mithin im eigentlichen Sinne philosophisch dargestellt und geprüft zu haben und Ref. ist seiner Geschichte und Kritik des Dogmatismus und der Reflerionsphilosophie mit innerster Zustimmung gefolgt. Ob er aber die speculativen Systeme eben so vollkommen entwickelt und beurtheilt habe, diese Frage kann, Angesichts der Größe der Aufgabe, verneinend beantwortet werden, ohne daß hiemit das Verdienstliche seiner Bemühungen geläugnet wird.

Der Mangel einer wahrhaft speculativen Auffassung der Geschichte der Philosophie zeigt sich schon in der von dem Verfasser versuchten Eintheilung, indem die Principien „des reinen Realismus, des reinen Idealismus, des Dogmatismus, des Kriticismus und Dialekticismus" sich nicht als Momente einer organischen Entwicklung der neuern Philosophie erweisen lassen und zu formell sind, um Ausgangspunkte einer objektiven Charakteristik der von dem Verfasser darunter subsumirten Systeme bilden zu können. Mit so vielem Rechte er einen Baco von Verulam als Anfangspunkt des reinen Realismus bezeichnet, so unwahr subsumirt er einen Descartes unter das allgemeine Princip des reinen Idealismus, der in seiner „noch dualistischen, mit dem Realismus gemischten Gestalt," eben kein Idealismus ist. Das Hauptprincip desselben ist jedoch die Gewißheit des Selbstbewußtseyns — cogito ergo sum — und die dadurch begründete Realität des in jenem mitgesetzten Bewußtseyns Gottes und der Welt. Daher seine Regel, alles für real zu halten, dessen er sich so gewiß sey, wie seiner selbst.

Malebranche, der nach dem Verf. den Uebergang zum reinen Idealismus, als dessen Repräsentanten er Spinoza betrachtet, bilden soll, dachte jedenfalls idealistischer als dieser, welchem Schelling mit mehr Recht einen einseitigen Realismus vorwirft. Wenn Spinoza gleich das Absolute eben so

wohl als res cogitans wie als res extensa definirt, wornach es in den Grundbestimmungen der Welt: in räumlicher und geistiger Form existirt, und in der Liebe und Erkenntniß der Individuen sich selbst ewig liebe und erkenne, so geht er doch durch die Erfassung der Substanz als an sich besinnungslosen gemeinschaftlichen Grundwesens oder als bloßer Indifferenz von Denken und Ausdehnung zu der einseitig realistischen oder naturalistischen Betrachtung derselben über, wornach sie ihm „natura naturans" der Dinge und Individuen ist, so daß er die Personen als wesenlose, unfreye Accidentien der erstern von den Naturwesen nicht wahrhaft unterschied, und deßhalb die ethische Freyheit der Naturnothwendigkeit opferte, von welcher er die Entschließungen und Gedanken abhängig erklärte. Leibnitzens System bezeichnet der Verfasser einseitig als reinen Spiritualismus, statt seine Monadenlehre aus den ihr immanenten Principien der Individuation und Specification und der Repräsentation oder der Intelligenz speculativ zu reconstruiren, ein Versuch, durch welchen Feuerbach eine weit lebendigere, geistvollere Anschauung von demselben hervorbringt, als der Verfasser, der mit Unrecht Erdmanns Darstellung der Leibnitzischen Philosophie den Vorzug der Objektivität gibt und über einer Menge von untergeordneten Rücksichten und Ausstellungen und Consequenzen, die Leibnitz selbst nicht machte *), nicht zur innern Entwicklung der Monadenlehre kommt. So sehr wir mit dem Verf. bedauern, daß Feuerbach in seinen neuesten Werken „bis auf den gemeinen Materialismus zurücksinkt," so müssen wir doch seinem Versuch, „das Ganze von Leibnitz's Philosophie als Ganzes frey aus der Grundidee zu reconstruiren," den Vorzug vor Erdmanns subjektiver Construction derselben einräumen, da der letztere diesen, nach Feuerbachs offnem Geständnisse, theistischen Denker auf Kosten des Grundgehalts seiner von Guhrauer trefflich erwiesenen theokratischen Weltanschauung zum Pantheisten und zum modernen Polytheisten in dem Sinne umwandelt, als ob er die Subjekte als schlechthin selbständige Principien ihrer Existenz betrachtet hätte. „Die verdeckten Winke und zerstreuten Hinweisungen" in Leibnitzens Schriften, an welche sich Erdmann in seiner Geschichte der Philosophie nach dem Verf. hält, sind eben keine dicta probantia, vielmehr bilden Leibnitzens principia philosophiae, durch die er seine Monadenlehre in reflectirender Methode exponirt, die wahrhaften Ausgangspunkte der innern, organischen Entwicklung seiner Grundanschauung. Halten wir den Verf. der wohl von keinem einzelnen Denker vollkommen zu lösenden Aufgabe einer speculativen Entwicklung der erwähnten Philosophie nicht völlig gewachsen, so scheint er uns dagegen die innern Widersprüche von Kants Kritik der reinen Vernunft auf spekulativem Standpunkt mit großer dialektischer Kunst erwiesen zu haben, eine Dialektik, welche der Verfasser durch mehrere Bogen durchführt und die wir, um den Raum der Anzeige nicht zu überschreiten, in ihrem vielseitigen Zusammenhange nicht verfolgen können. Des Verf. wahrhaft und durchaus vernünftige Kritik von Kants abstrakt verständiger Kritik der theoretischen Vernunft wendet sich hauptsächlich gegen die widersprechende Annahme, daß es „die reine Vernunft seyn soll, welche sich in der Ueberzeugung von der objektiven Wahrheit der ihr wesentlichen Ideen nothwendig täusche."

„Gesetzt aber auch," fährt der Verfasser S. 331 fort, „die Vernunft irrte sich — wie wollen wir ihr den Irrthum beweisen, da alles Beweisen doch wiederum nur Entwicklung derselben immanenten Denknothwendigkeit ist? Oder ist etwa die transcendentale Kritik ein übervernünftiges Vermögen, das die vernünftige Denknothwendigkeit durch einen Machtspruch zum Schweigen zu bringen berechtigt wäre? Ist sie nicht vielmehr in Wahrheit nur das verkappte, empirische (sinnliche) Bewußtseyn mit sei-

*) Sehr wahr bemerkt Hegel in der Vorrede zur zweyten Ausgabe seiner Encyklopädie, „das Verfahren, Consequenzen in Beziehung auf speculative Systeme zu ziehen, welche die Urheber derselben nicht selbst gezogen haben, sey eben deßhalb ungehörig, weil ihnen bey solchem ihnen fremden Schließen ein Geltenlassen und ein Gebrauch von Gedankenverhältnissen der Endlichkeit angemuthet werde, welche ihrem Sinne gerade zuwider seyen und die philosophische Idee trüben und vereinseitigen.

nem Gehülfen, dem reflectirenden Verstande, der sich anmaßt, die Vernunft nach seinen angeblichen Thatsachen und Grundsätzen zu meistern?“ — Doch hätten wir gewünscht, daß der Verf. auf Kants Kritik der praktischen Vernunft tiefer eingegangen wäre und seine Kritik der Urtheilskraft, in welcher Kant nach dem Principe des anschauenden Denkens den Grund zur speculativen Wissenschaft der Kunst und namentlich der Natur legte, gewürdigt hätte.

Eben so trefflich, wie Kants Kriticismus, widerlegt der Verf. Fichte's und Herbart's Systeme durch die Nachweisung ihrer innern Widersprüche. Dessen ungeachtet können wir damit nicht einverstanden seyn, daß er diese Systeme wie die von Schelling und Hegel unter das allgemeine Princip des Dialekticismus subsumirt, indem dadurch nur die Form derselben bezeichnet wird. Hätte er Fichte's Princip nicht nur als dialektischen, sondern bestimmt als subjektiven Idealismus und Schellings erste Philosophie als absoluten Idealismus der intellektuellen Anschauung und Hegels System als absoluten Idealismus des Begriffs bezeichnet *), so hätte er die Unterschiede dieser Systeme adäquater erfaßt. Uebrigens sind wir der Ansicht, daß sich die Systeme durch solche abstrakte Begriffsbestimmungen überhaupt nicht vollkommen charakterisiren lassen und durch den Versuch des Verf., dieselben nach den erwähnten Principien einzutheilen, wird ihre objektive Auffassung beeinträchtigt.

Der Mangel einer wahrhaft spekulativen Erfassung und Entwicklung spekulativer Systeme zeigt sich, wie in seiner Darstellung und Beurtheilung von Leibnitz, so auch in der Art und Weise, in welcher er über Schellings und Hegels Philosophie referirt und urtheilt, indem er weder auf des erstern Principien mit dem innern Antheil des Geistes eingeht, den dieser geniale Denker verdiente, noch Hegels dialektische Gänge und Irrgänge durch alle wesentlichen Gebiete der Wissenschaft in der objektiven Methode beleuchtet, durch welche tiefe und reiche Resultate vermittelt würden. Er entschuldigt zwar seine Abneigung, Hegels System einer tieferen und umfassenderen Würdigung zu unterwerfen durch die Bemerkung: er habe dasselbe in seiner oben erwähnten Abhandlung schon beurtheilt und möge sich nicht selbst abschreiben, auch ist er so billig, den Kritiken anderer Denker alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wenn wir aber erwägen, daß die Macht von Hegels Princip und Methode sich in der dialektischen Entwicklung einer concreten, allseitig bestimmten Weltanschauung erweist, welche die Grundlage der Manifeste der literarischen Helden des herrschenden Zeitgeistes bildet, und erwägen, daß ein organischer Fortschritt zu einer tieferen und reicheren Gestaltung des Wissens nur durch die vollkommene Sichtung der noch immer in den mannichfachsten Weisen und Beziehungen sich geltend machenden Hegel'schen Philosophie möglich wird, so können wir des Verf. abstrakt formelle Darstellung und Kritik Hegels der objektiven Aufgabe seines Werkes nicht angemessen erkennen. Der Verf. könnte etwa einwenden, wenn irgend einer Philosophie, so komme in Hegels System, welches er als „formelle Vollendung des Dialekticismus“ bezeichnet, alles auf die Kritik der Methode an, da diese Hegeln Ein und Alles ist. Ganz richtig; aber eben weil Hegeln die Dialektik des Denkens: Weltdialektik, die Methode: die Selbstentwicklung der Gegenstände ist, so verdient seine concrete Dialektik der bestimmten Sphären des Universums eine allseitige Beleuchtung und erst nachdem man die vielen und großen Resultate seiner organischen Constrüktionsversuche, in welchen er seine abstrakte, formelle Dialektik überwindet, erkannt hat, ist man vollkommen befähigt und berechtigt, die letztere, so weit sie von Hegel geltend gemacht wird, ihrer Subjektivität und Inproduktivität zu überweisen.

(Schluß folgt.)

*) Wenn Schelling seine Philosophie in ihrer ersten Gestalt selbst als System der absoluten Identität bezeichnete, so hat er hiemit ihren Charakter noch bestimmter ausgedrückt als durch seine Bestimmung der wahrhaften Philosophie als absoluten Idealismus.



Polybii historiarum excerpta gnomica in Palimpsesto Vaticano LXXIII. Ang. Maii curis resignato retractavit Theodorus Heyse.

(Schluß.)

Zahllose Fehler, welche mäßige Kenntniß der griechischen Sprache berichtigen konnte, füllen Mai's Text, und sind jetzt, nachdem die folgenden Herausgeber schon vieles entfernt haben, wie zu erwarten stand, auf die Autorität der Handschrift gehoben; aber da die Angaben der Editio princeps von dem was geschrieben steht, so abweichend lauten, z. B. οὐδενὸς für οὐδεὶς ἂν, θεραπεῖν für θηρεύσειν, δεινὰ für δοῦναι u. d. gl., so wurde es schwer stets das richtige zu finden; hier überall so weit es möglich ist das in der Handschrift befindliche angegeben zu haben, ist das Verdienst unsers Herausgebers, den größere Kenntniß der Grammatik vor seinem Vorgänger vortheilhaft unterscheidet.

H. Heyse wollte zugleich eine eigene Recension liefern und änderte was ihm nicht haltbar schien. Wären diese Versuche als solche nur in den Anmerkungen angezeigt, so würde es wenig befremden; da sie aber im Texte selbst erscheinen, so müssen wir dieses Verfahren mißbilligen; der Herausgeber ist viel zu rasch in seinen Aenderungen, und hat nicht selten statt Emendationen nur Interpolationen gegeben, die den philologischen Leser stören, und welche zu entfernen oft nicht minder mühsam ist als Mai's corrupten Text sich verständlich zu machen; was dieser zu wenig, hat H. H. zu viel gethan. Selbst Lücken, welche der Abschreiber in seinem Exemplare gefunden und getreulich beybehalten hat, wurden ausgefüllt, wie p. 67; liegt auch der Gedanke offen da, so ist es doch mißlich, die Worte des Autors wiedergeben zu wollen, zumal wenn selbst das erhaltene geändert werden muß, wie daselbst 67, 10 ἕνα in Ἕλληνες, was gar nicht befriedigt, da der Gedanke vielmehr Ἀχαιοὶ fordert. Eben so wenig kann v. 16 ἀπροφασίστως ἐπιτελοῦντας, was H. H. aus ἀχαρίστως ὁμιλοῦντας bildete, auch nur dem Sinne nach genügen. Von dieser Seite wird sich der Herausgeber am wenigsten des Beyfalls der Philologen erfreuen; manches kann ihn, der in Rom von allen Hilfsmitteln entblößt war, die Bekkersche Ausgabe lehren; Referent muß gestehen, daß seine Versuche von denen Heyse's oft weit abgehen, und ihm die Heilung nahe zu liegen scheint, wo jener sie von Ferne sucht; zu p. 71, 24 καὶ ποτὲ δὲ τοὺς ἄρχοντας μεγάλα βλάπτεσθαι διὰ τὰς ἀκαίρους εὑρεσιλογίας· πάσης γὰρ διαβολῆς ἐχούσης ὀξύ τι καὶ κινητικόν, ὅταν προκαταληφθῇ τὸ πλῆθος ἐκ τῆς συνεχοῦς λαλίας εὐκαταφρόνητος γίνεσθαι τοῖς ἐχθροῖς sagt H. H. post λαλίας librarius aliquot versus videtur transiluisse, und Mai ließ einen leeren Raum, so daß man auf eine Lücke schloß. Aus Heyse lernen wir, daß im Manuscripte keine Andeutung davon vorhanden ist, und da der Nominativ jeder Structur widerspricht, durch die Aenderung εὐκαταφρονήτους aber alles in Ordnung kommt — die Feldherrn, ἄρχοντες, werden nämlich den Feinden verächtlich —, so ist wohl möglich, daß das grammatisch richtige, der Accusativus, im Codex selbst, wenn auch etwas undeutlich, geschrieben stehe.

Haben diese Excerpte auch wenig historischen Werth, so sind sie in anderer Beziehung wichtig; man findet hier gewissermassen zusammengestellt, welches die ethischen Ansichten des Polybius sind, und dieses ist bey ihm nicht eine Nebensache, sondern etwas durchgreifendes; das zwölfte Buch aber gibt eine scharfe Kritik der Geschichtsbücher des Timäus vom pragmatischen Standpuncte des Verfassers aus, und enthält Lehren, die für Geschichtschreibung von allgemeiner Bedeutung sind; darum war auch dieser Fund neuerer Zeit, den wir Ang. Mai verdanken, willkommen; Herrn H. aber gebührt das Verdienst, durch genaue Revision des Codex den Inhalt verständlicher gemacht zu haben, wenn auch der Kritik noch manches nachzuholen übrig bleibt.

L. Spengel.

Gelehrte Anzeigen.

München.	herausgegeben von Mitgliedern	22. Januar.
Nro. 16.	der k. bayer. Akademie der Wissenschaften	1847.



Die ägyptische und die zoroastrische Glaubenslehre, als die ältesten Quellen unsrer speculativen Ideen. Von Dr. E. Röth. Auch unter dem Titel: Geschichte unsrer abendländischen Philosophie etc. Erster Band: die ältesten Quellen unsrer speculativen Ideen. Mannheim, Bassermann. 1846. X und 461 S. Text und 291 S. Noten.

Die Philosophie der orientalischen Völker pflegt von den Geschichtschreibern der Philosophie nicht das beste Schicksal zu erfahren. Einige derselben halten sie gar keiner Aufmerksamkeit würdig, weil in ihr nichts geleistet seyn könne, und dieß einzig und allein aus dem Grunde, weil sie Nichts von ihr verstehen und es ihnen doch höchst unangenehm und für ihre Bequemlichkeit störend seyn würde, wenn sie auf einmal ihre Aufmerksamkeit einem Gegenstande zuwenden sollten, der ihnen nicht geläufig ist und es ihnen erst nach manchen Anstrengungen werden würde. Viel leichter ist es natürlich, sich mit dem Gedanken zu trösten, daß es sich der Mühe nicht verlohne, diese Beschwerlichkeiten zu überwinden. Andere stellen keineswegs in Abrede, daß die orientalischen Philosophien der Beachtung werth seyen, glauben dieselben aber mit der Bemerkung von der Hand weisen zu können, daß die orientalische Philosophie der occidentalischen zu ferne liege und keinen Einfluß auf sie geäußert habe, und daß deßwegen die Berücksichtigung derselben nicht am Platze sey. Noch Andre endlich sind ehrlich genug einzugestehen, daß sie selbst nicht Kenner der betreffenden Sprachen seyen und klagen — und dieß zwar mit einem gewissen Rechte — über die Unzulänglichkeit der Hülfsmittel, durch die sich auch der Nichtphilologe eine Kenntniß der orientalischen Philosophie verschaffen könnte.

Mit denen, welche ihre Augen verschließen, weil sie nicht sehen wollen, ist natürlich kein Wort weiter zu verlieren. Die engherzige Ansicht ferner, als ob uns nur das wichtig seyn dürfe, was unmittelbar auf uns Bezug hat, wird sich in unserer Zeit schwerlich mehr lange halten lassen. Allerdings kann aber, wenigstens bey der jetzigen Lage der Dinge, einem Geschichtschreiber der Philosophie nicht zugemuthet werden, sich aller hier einschlagenden orientalischen Sprachen in dem Grade zu bemächtigen, daß er eine Geschichte der orientalischen Philosophie aus den Quellen schreiben könnte. Vor der Hand ist es hauptsächlich Aufgabe des orientalischen Philologen, das Studium und die Kenntniß der verschiedenen orientalischen Philosophien zu fördern. Es ist dieß auch in der That jetzt die lohnendste Arbeit. Die Theilnahme, welche das größere Publikum der schönen Literatur des Orients, angezogen durch die Arbeiten von Fr. Rückert, A. W. v. Schlegel u. A. zugewendet hatte, ist derselben so ziemlich wieder entgangen durch die Menge mittelmäßiger oder gar schlechter Uebersetzungen oft nur halb verstandener orientalischer Dichter, die in der Art, aber nicht im Geiste jener berühmten Schriftsteller abgefaßt, den deutschen Büchermarkt überschwemmten. Es möchte daher gegenwärtig selbst einer gelungenen Arbeit — falls sie nicht schon einen berühmten Namen an

der Spitze trägt — schwer werden sich Geltung zu verschaffen. Diese Theilnahme aber, welche der schönen Literatur der Orientalen entzogen worden ist, wird diesen Studien wieder reichlich ersetzt durch den Antheil, den man neuerdings an der Wissenschaft des alten und mittleren Orients nimmt. Hier nimmt nun die Philosophie die erste Stelle ein, aber freylich wenig ist es noch, was verhältnißmäßig für die orientalische Philosophie geschehen ist. Im Gebiete der indischen Philosophie stehen die Abhandlungen von Colebrooke und die Geschichte der Philosophie von Windischmann noch immer als die einzigen Quellen da, an die man sich mit Zuversicht wenden kann, wenn man etwas Zuverläßiges über dieselbe erfahren will. Noch schlimmer steht es mit den philosophischen Ansichten der Perser. Der feste Grund, den man hier so lange durch Anquetils Uebersetzung zu haben glaubte, ist durch Burnoufs Forschungen untergraben und noch ist kein neues Gebäude aufgeführt. Eben so schlimm steht es mit der chinesischen Philosophie und der Scholastik der Araber.

Alle Gebiete des Orients, dessen Kreis sich neuerdings so sehr erweitert hat, gleichmäßig zu umfassen, liegt nicht in der Macht des Einzelnen, Viele müssen dazu beytragen, wenn wir zu dem schönen Ziele einer genauen Kenntniß der Cultur und des Bildungszustandes von Asien in den verschiedenen Zeitaltern gelangen wollen. Als einen neuen Mitarbeiter auf diesem noch so wenig betretenen Felde glaubte Ref. auch den Hrn. Verfasser des vorliegenden Werkes begrüßen zu können. Dem ist jedoch nicht so. Die abendländische Philosophie ist der Hauptgegenstand des vorliegenden Werkes, nur die dem Verf. eigenthümliche, von den gewöhnlichen Ansichten abweichende Ueberzeugung, daß die Quelle der europäischen Speculation im Oriente und zwar in Aegypten und Persien zu suchen sey, haben denselben bestimmt, die Religion und Speculation der genannten Völker im ersten Bande seines Werkes abzuhandeln. Nur diese sind es demnach, welche in diesem Werke ihren Platz finden können, die orientalische Philosophie um ihrer selbst willen, also die indische, chinesische, arabische rc. sind nach dem Plane des Werkes gänzlich ausgeschlossen. Doch wir nehmen auch das Gegebene um so dankbarer an, da wir aus den Ansichten, welche sich der Hr. Verf. über die Geschichtschreibung der Philosophie gebildet hat, abnehmen können, daß uns hier auf eigne Studien gegründete Resultate gegeben werden. Indem nun dieses Werk als eine zum erstenmale aus den Quellen gezogene Darstellung der Glaubenslehre zweyer orientalischer Völker sich gibt, fällt dasselbe hauptsächlich der Beurtheilung der Philologen anheim und deßwegen hat es auch Ref. übernommen, hauptsächlich vom philologischen Standpunkte aus die Resultate zu prüfen, zu denen unser Verf. gelangt ist. Was dieser von dem ersten Theile seiner Arbeit über den ägyptischen Glaubenskreis ausdrücklich wünscht: daß sich auch ägyptisch-Gelehrte mit seiner philologisch-grammatischen Interpretation der ägyptischen Texte beschäftigen möchten, selbst wenn ihnen der Hauptzweck des Buches ferner liegt (p. 127), das kann ihm auch bey dem zweyten Theile derselben über den zoroastrischen Glaubenskreis nicht unerwünscht seyn, zumal da ihm bey diesem Theile seiner Arbeit nicht so reiche Quellen geöffnet gewesen zu seyn scheinen wie bey dem früheren. Ohne philologische Kenntnisse aber in den hier einschlagenden Literaturen bleibt dem Leser nichts übrig, als Hrn. Röths Resultate entweder auf Treu und Glauben anzunehmen oder dieselben, je nach seinem subjectiven Gefühle dafür oder dagegen zu billigen oder zu verwerfen.

Man mag übrigens über die Resultate des Hrn. V. urtheilen wie man will, das wird ihm von Freund und Feind zugestanden werden müssen, daß es ihm mit seinem Gegenstande vollkommen Ernst ist und daß ihm ein sehr reiches Wissen und in verschiedenartigen Gebieten zu Gebote steht. Eben so wenig wie die Gelehrsamkeit wird auch Jemand den Scharfsinn des Hrn. V. oder die Eigenthümlichkeit des Werkes in Abrede stellen wollen, das, wenn es den darin vorgetragenen Ansichten gelingt, sich Geltung zu verschaffen, nothwendig eine vollkommne Umwälzung in der Geschichte der alten Philosophie, vornehmlich der älteren griechischen, hervorbringen muß. Um so mehr ist es zu bedauern, daß es nur Wenige geben wird, welche alle die verschiedenen Kenntnisse in sich vereinigen, die nöthig sind, um das Werk des Hrn. Verf. im Ganzen zu

beurtheilen. Welche verschiedenen Kenntnisse werden nicht bloß für die Beurtheilung des vorliegenden ersten Bandes erfordert! Ref. gesteht offen, daß er für eine Hauptabtheilung des Buches, für die Literatur Aegyptens nicht die nöthigen hieroglyphischen Studien gemacht hat, um Hrn. R. controliren zu können, dagegen glaubt er durch seine Studien über das Zendavesta befähigt zu seyn, die Ansichten des Hrn. Verf. über die zoroastrische Speculation in einigen wesentlichen Punkten zu berichtigen. Indem also Ref. sich begnügen wird, bloß den Inhalt des ersten Theils für diejenigen Leser, welche sich für denselben interessiren, ohne weitere Bemerkungen anzugeben, unterwirft er dagegen den zweyten einer ausführlicheren Kritik. Diese allgemeinen Bemerkungen schienen dem Ref. nothwendig zu seyn, ehe er zur Beurtheilung des Werkes selbst überging.

Außer der Einleitung zerfällt nun das vorliegende Buch in zwey Hauptabtheilungen, von welchen die erste den ägyptischen Glaubenskreis und die Abkömmlinge desselben, den griechischen und phönicischen versteht. Hiermit soll nicht gesagt seyn, daß diese beyden Religionen keine andren Götter gehabt hätten als solche, die sie aus Aegypten entlehnt hätten, im Gegentheil Phönicier und Griechen sollen eigne Göttervorstellungen gehabt haben, welche Bestandtheile des ältesten indo-germanischen Glaubenskreises waren — die Griechen als Angehörige des indo-germanischen Stammes selbst, die Phönicier aber durch Entlehnung. Zu diesen dürftigen Göttervorstellungen kam nun aber nach Ansicht des Hrn. V. — auf welche Weise, werden wir später sehen — die große Masse der ägyptischen Anschauungen hinzu. Indem aber diese wenn auch rohe ägyptische Religion zu einem weniger gebildeteu Volke kam, wie die Griechen damals waren, ging der speculative Gehalt der Mythen verloren, die im Aegyptischen bedeutsamen Namen waren unverständlich und wurden zu bloßen Eigennamen, mehrere sich ursprünglich fremde Götterbegriffe schmolzen in Eins zusammen und so entstand die griechische Mythologie (p. 339 ff.). Ein so entstandener Glaubenskreis konnte nun aus sich keine Speculation entwickeln, sie mußte vom Auslande eingeführt werden (p. 346.). Diese Ansicht von der Entstehung der griechischen Religion und Speculation läßt den Verf. (p. 23) den kühnen Satz aufstellen, „daß nicht bloß in dem pythagoräischen Systeme, sondern auch in denen der folgenden Denker, Plato mit eingeschlossen, alle Hauptlehren, an deren Vorbereitung sich erst das wissenschaftliche Denken der Griechen entwickelte, entweder dem ägyptischen oder baktrisch-persischen Sagenkreise entnommen seyen.“ Diese ganz abweichende Ansicht, auf welche Hr. R. noch mehrmals zurückkommt, verräth jedenfalls ein großes Zutrauen des Hrn. Vf. in Betreff seiner Resultate über die ältere griechische Philosophie, zumal da der Vf. gewiß selbst überzeugt ist, daß der Widerspruch dagegen nicht ausbleiben werde. Die Entwicklung der griechischen Philosophie ist übrigens erst Aufgabe des folgenden Bandes, den zweyten Hauptheil des vorliegenden aber bildet eine Darstellung der Religionsansichten der alten Perser. Nur einzelnen Lehren dieses Glaubenskreises scheint der Hr. Vf. Einfluß auf die Entwicklung der abendländischen Philosophie zuzuschreiben.

Da uns der Hauptgegenstand des vorliegenden Werkes selbst längere Zeit beschäftigen wird, so müssen wir darauf verzichten, ausführlicher auf die Vorbemerkungen des Hrn. Vf. einzugehen, welche derselbe dazu benützt, den jetzigen Geschichtschreibern der Philosophie mehrere unangenehme Wahrheiten zu sagen. Nur das mag hier angeführt werden, daß sich hier Hr. R. — und zwar mit vollem Rechte — gegen diejenigen verwahrt, welche von ihrem modernen Standpunkte aus über die Speculationen der alten Völker absprechen, denen sie eben durch ihren Standpunkt unendlich ferne stehen, die sie eigentlich gar nicht kennen und darum auch nicht zu beurtheilen vermögen. Er weist ferner treffend nach, daß die ganze alte Speculation auf einer ganz andern Weltanschauung beruhe als die jetzige, einen andern Inhalt habe und endlich durch die ganze Art des Denkens verschieden gewesen sey. — Eine Abweichung des Vf. von den andern Geschichtschreibern der Philosophie ist es, daß er die Geschichte der Philosophie nicht mit den abgeschlossenen Systemen, sondern mit der Religion beginnt. Daß übrigens bey den meisten Völkern des Alterthums die Anfänge der Phi-

losophie schon in der Religion liegen, wird wohl von Niemand geläugnet werden.

Ehe nun Hr. R. die Darstellung der Speculation selbst beginnt, erzeigt er seinen Lesern den gewiß sehr nützlichen Dienst, ihnen einen kurzen Ueberblick über die historischen Verhältnisse derjenigen Völker zu geben, welche in seine Darstellung verwebt werden sollen, dieß sind die drey großen Völkerstämme der Arier (Inder und Perser), Aegypter und Semiten. Hinsichtlich der arischen Völkerschaften ist es die gewöhnliche Ansicht der neueren Forscher geworden, die Heimath derselben in den Ebenen von Hochasien zu suchen, von welchen herabsteigend sie sich am Indus niederließen und sich von dort weiter gegen den Euphrat und Tigris hin verbreiteten. Dieser Meinung pflichtet auch unser Verf. bey und sie läßt sich allerdings aus den ältesten Urkunden der arischen Völker wahrscheinlich machen. Von den Aegyptern nimmt Hr. R. an, da von einem Staate in Meroe berichtet wird, der noch älter gewesen seyn soll als der zu Theben, sie seyen aus Mittelafrika in Aegypten eingewandert. Die Wanderung der arischen Völker gegen den Euphrat und Tigris hin, sagt Hr. R. weiter (p. 87), war eine Art Völkerwanderung, durch welche mehrere semitische Völker von ihren ursprünglichen Sitzen verdrängt und gegen das mittelländische Meer hin getrieben wurden. Dort an den Küsten dieses Meeres wurden sie erst zu einem Fischerey und Handel treibenden Volke. Es ist wohl zu bedenken, daß alle diese Ereignisse in einer Zeit vor sich gegangen seyn müssen, die viel früher ist als unsere Geschichte beginnt. Denselben Wanderungen der semitischen Völker, die mehrere Jahrhunderte gedauert haben können, schreibt unser Verf. die Unterjochung Aegyptens und die Begründung einer semitischen Herrscherdynastie daselbst zu, welche unter dem Namen der Hyksos bekannt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Das Grundprincip der Philosophie, kritisch und speculativ entwickelt von Dr. Hermann Ulrici.

(Schluß.)

Hätte der Verf. (sey es auch mit Uebergehung mancher unphilosophischen oder wenig philosophischen Versuche) durch die innere Entwicklung und positive Kritik aller wesentlichen Gestaltungen von Hegels Dialektik der Natur, des subjektiven, des objektiven und des absoluten Geistes die wissenschaftliche Erkenntniß der Wahrheit dieser Sphären erwiesen, so wäre das Resultat seines Werkes um eben so viel größer, als die Vermittlung vielseitiger wäre, aus der es durch die Beleuchtung des ausgebildetsten, umfassendsten Systemes hervorginge.

Doch sind wir weit entfernt, über den unvermeidlichen Mängeln eines Werkes seine Vorzüge zu übersehen, freudig bereit, die trefflichen Beyträge des Verf. zur wissenschaftlichen Verständigung über die neuere Philosophie anzuerkennen, und wir bedauern nur, daß wir, um nicht zu weitläufig zu werden, die vielen scharfsinnigen Urtheile des Verf. nicht im Zusammenhange mittheilen können, daher wir uns darauf beschränken müssen, sein Werk, das eine ausgezeichnete Stelle in der Geschichte und Kritik der Philosophie einnimmt, dem philosophirenden Publikum dringend zu empfehlen. Es ist ganz geeignet, J. H. Fichte's geistvolle Charakteristik der neueren Philosophie zu ergänzen und wird von keinem Leser ohne reiche und gründliche Belehrung studirt werden. Wir zweifeln nicht, daß der zweyte Theil, welcher als selbständiges Ganze eine besondere Würdigung verdient, einen wichtigen Beytrag zur Philosophie der Gegenwart enthalten wird.

Fischer.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Januar.

Nro. 17. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Die ägyptische und die zoroastrische Glaubenslehre als die ältesten Quellen unsrer speculativen Ideen.

(Fortsetzung.)

Fünf Jahrhunderte lang blieben diese Semiten als der herrschende Stamm in Aegypten, bis sie endlich von den Aegyptern erst auf das Nildelta zurückgedrängt und endlich ganz vertrieben wurden. An diese Semiten knüpft nun Hr. R. eine sehr folgenreiche und auch gewiß sehr scharfsinnige Hypothese. Manetho nennt diese Semiten Φοίνικες ἀλλόφυλοι, mit demselben Namen werden bey den Alexandrinern die Philister bezeichnet. Philisti heißt nun im Hebräischen Auswandrer, eine gleiche Bedeutung sucht nun der Verf., auf die Etymologie gestützt, auch noch den hebräischen Worten Krethi, Plethi und Kari nachzuweisen. Da nun Herodot (II. 128) sagt, daß die Pyramiden von einem Hirtenvolke Philitis erbaut worden seyen, so schließt Hr. R., daß die Semiten unter dem Namen Pelasger (= Plethi), Kreter und Carier die griechischen Inseln und Theile des Festlandes besetzt hätten. Man sieht, dieß ist eine andere und zwar wahrscheinlichere Wendung einer Ansicht, welche neuerlich auch von einem andern Gelehrten aufgestellt worden ist. Nur werden dort die Philister der Pelasger wegen, mit welchen sie identificirt werden, zu Indo-Germanen gemacht, während hier umgekehrt die Pelasger zu Semiten werden. Nicht aber bloß nach Griechenland, auch nach Italien und Afrika sind Phönicier gewandert und Carthago ist ein solcher phönicischer Staat. Dieser Grund der Ausbreitung der Phönicier scheint dem Verf. wahrscheinlicher als die Annahme von bloßen Handelscolonien.

In Aegypten wurde nach Vertreibung der Phönicier die einheimische Dynastie, die sich übrigens während der ganzen Fremdherrschaft auf einem kleinen Gebiete erhalten hatte, wieder kräftig. Unter Aseth wurde das frühere Jahre von 360 Tagen um 5 Schalttage vermehrt und Biot hat aus astronomischen Gründen dargethan, daß dieß um das Jahr 1780 vor unsrer Zeitrechnung geschehen seyn müsse. In den folgenden Jahrhunderten erreichte Aegypten den höchsten Gipfel seiner Blüthe, und Sesostris soll sogar bis Indien vorgedrungen seyn und diese weit entfernten Länder seiner Herrschaft unterworfen haben. — Von den übrigen Culturvölkern dieser alten Zeit haben wir weniger genaue Nachrichten. Wahrscheinlich ist es allerdings, daß die Assyrer und von den Babyloniern wenigstens der Stamm der Chaldäer zu den indo-germanischen Völkerschaften gehört haben (wenn sie auch keine Slaven waren, wie dieß neuerdings behauptet worden ist), allein erwiesen ist es noch nicht. Die Entzifferung der verwickelten Arten von Keilschrift in Ninive und Babylon werden uns wohl auch darüber Gewißheit bringen. Das letzte dieser alten Weltreiche endlich ist das der Perser, und über dieses haben wir genauere Nachrichten.

Die Darstellung der Speculation beginnt nun Hr. R., wie billig, mit den Aegyptern, weil sie theils das älteste, theils das einflußreichste unter den genannten Völkern sind. Daß die Aegypter eine große Literatur und besonders Darstellungen ihrer Glau-

benslehre gehabt haben, kann nach den Berichten der Alten, vornehmlich nach einer Stelle des Clemens Alexandrinus, welche Hr. R., anführt, nicht bezweifelt werden. Eine andere Frage ist nun freylich, ob es uns möglich sey, uns eine Vorstellung von dem Inhalte dieser Literatur zu machen, da sowohl die Schriften der Aegypter selbst als die der Griechen über diese Gegenstände verloren gegangen sind. Bey diesem Mangel sucht Hr. R. nun durch Sammlung vereinzelter Aeusserungen, welche sich über ägyptische Glaubenslehren bey griechischen Schriftstellern erhalten haben und durch Erklärung einer beträchtlichen Anzahl hieroglyphischer Texte, welche die obigen Nachrichten theils bestätigen, theils ergänzen, abzuhelfen und uns eine Darstellung der hauptsächlichen Lehren der ägyptischen Religion zu geben. Diese bloss aus Quellen geschöpfte Darstellung der ägyptischen Religion, welche hier zum erstenmale erscheint, ist demnach ein bleibendes Verdienst dieses Werkes.

An der Spitze des ägyptischen Systems steht eine Urgottheit, die, wiewohl aus vier Theilen zusammengesetzt, doch wesentlich Eines ist. Es besteht diese Urgottheit nämlich aus Geist (Kneph) und Materie (Neith), aus Zeit (Sevech) und Raum (Pascht). Hierbey muss bemerkt werden, dass man mit dem Worte „Geist" nicht den neueren Begriff zu verbinden hat, die Aegypter verstehen darunter vielmehr ein luftartiges, räumliches Wesen, wie denn auch das Wort, wie in anderen alten Sprachen, von einer Wurzel im Aegyptischen abstammt, welche „wehen" bedeutet. Es ist ferner zu bemerken, dass Sevech, die Zeit, in ihrer bösen, zerstörenden Eigenschaft aufgefasst ist, dass demnach nach ägyptischer Ansicht der Grund des Bösen schon in der Urgottheit liegt. Aus dieser Urgottheit, welche zusammengenommen Amun (verborgen) genannt wird, entwickelt sich die Welt oder, wie die Aegypter bildlich sagen: „aus dem Munde des Amun ging das Weltey hervor." Da demnach die Urgottheit nicht innerhalb der Welt ist, so bleibt nichts übrig, als sie das All umfassend und umschliessend zu denken. Innerhalb des Weltalls entwickeln sich nun acht grosse Gottheiten, die zwar unsterblich, aber doch entstanden sind. Unter ihnen steht Pan oder der zweyte Kneph als innenweltlicher Schöpfungsgeist oben an. Dieser in die Welt eingeströmte Schöpfungsgeist, der geistige Urheber der Erzeugung der Dinge, bringt nun Pthah, die Urwärme, den materiellen Weltbildner hervor. Erst nun, nachdem diese beyden Principien vorhanden sind, kann die eigentliche Weltschöpfung beginnen. Es entwickelt sich, und zwar aus der Neith oder Urmaterie, Pe oder das Himmelsgewölbe, ein festes Kugelgewölbe, in dessen Mitte Anuke die Erde befindlich ist. So weit geht nach den Aegyptern die erste Schöpfungsperiode.

In der zweyten Schöpfungsperiode entstehen Re die Sonne und Joh der Mond, ferner Sate der erleuchtete Weltraum (Oberwelt) und Hathor der dunkle Weltraum (Unterwelt). Hiermit ist die Schöpfung der nicht innenweltlichen Gottheiten geschlossen. — Jetzt erst erhielt die Erde ihre jetzige Gestalt und die vier Theile der Urgottheit so wie die eben genannten acht emanirten Gottheiten stiegen auf dieselbe herab und verkörperten sich als zwölf irdische Götter, nämlich Kneph und Neith als der Nil und dessen Flussgöttin, Sevek als die irdische Zeit und Pascht als Reto oder Hüterin der Weltordnung. Die acht grossen Gottheiten aber verkörperten sich folgendermassen: 1) Tat - Hermes als Vorsteher der Priesterwissenschaft. 2) Chaseph-Mnemosyne als Vorsteherin der Gelehrsamkeit und Schreibekunst. 3) Imuteph-Asklepios und 4) Nehimeu-Hygiea die Vorsteher der Arzneykunst. 5) Mui-Phoebus und 6) Taphne - Daphne als Gottheiten der Dichtkunst. 7) Pharmuthi - Prometheus von unbekannter Bedeutung. 8) Tme - Themis als Vorsteherin der Rechtspflege und Göttin der Gerechtigkeit. Ein zahlreiches Göttergeschlecht entstand nun auf Erden und wohnte dort unter der Herrschaft des Okeamus (Nil). Diess ist nach ägyptischer Ansicht das goldne Zeitalter. Dieses Zeitalter nahm aber sein Ende, indem sich das böse Princip der Gottheit, die Zeit, gegen den Herrscher empörte, dessen Zeugungen hemmte und auch das bereits Bestehende wieder zu vernichten suchte. Ein Kampf begann zwischen den aufrührerischen und den treu gebliebenen Göttern, in denen die ersteren zuletzt unterlagen, die Herrschaft der Zeit wurde, wenn

auch nicht vernichtet, doch beschränkt und die Ordnung wieder hergestellt. Um aber die Erde von dem geschehenen Frevel zu sühnen, ließ der weltschöpferische Geist eine reinigende Fluth (κατακλυσμός) über dieselbe kommen. Die großen Gottheiten beschlossen ferner, irdische Leiber zu bilden und die gefallenen Geister in dieselben einzuschließen, um dadurch dieselben wieder zu ihrer früheren Reinheit zurückzuführen. So entstand das Menschengeschlecht. Die Hütung desselben wurde den zwölf Göttern und deren Nachkommen übergeben. Diese Nachkommen, die dritte Generation der geschaffenen Götter, sind längst bekannte Gestalten wie Osiris, Isis etc.; nach H. R.'s Darstellung sind dieß bloße sagengeschichtliche Gottheiten, welche die Welt eine Zeitlang beherrschen, dann verschwinden und an die sich die ältesten Königsreihen anschließen.

Die Menschen werden nach ihrem Ableben in die Unterwelt geführt, wo sie von 42 Todtenrichtern gerichtet werden. Die oben genannten sterblichen Götter versetzen die Aegypter nach ihrem Ableben in die Gestirne und dadurch bildete sich bey fortschreitender Beobachtung des Himmels nach Hrn. R.'s Ansicht eine neue Classe von Gottheiten, die Gestirngottheiten. Den Aegyptern schreibt Hr. R. auch die Erfindung der Sternbilder zu, die er mit ägyptischen Gottheiten identificirt (p. 173), ohne jedoch der interessanten unseres Wissens noch nicht zum Schlusse gediehenen Streitfrage zu gedenken, welche Letronne angeregt hat, ob nämlich der Zodiacus griechischen Ursprungs sey, oder einem anderen noch älteren Volke angehöre. Nicht aber bloß den Zodiacus schreibt unser Verf. den Aegyptern zu, sondern auch viele andere astrologische Kenntnisse und glaubt, daß mancher fast noch bis auf den heutigen Tag fortbestehender Aberglaube, wie Tagwählerey, Stellung der Nativität u. s. w. schon in den Lehren der Aegypter ihren Ursprung habe, daneben auch noch mancher andere Gebrauch, wie die Benennung der Wochentage. Aber auch wichtige Lehren sollen bey den Aegyptern ihren Ursprung haben z. B. die von der Präexistenz der Seelen, die bey Plato vorkommt. Wir haben oben bereits gesagt, daß nach der Lehre der Aegypter die Menschen in irdische Leiber eingeschlossene Dämonen waren, und daher schreibt sich nach unserm Verf. die obige Lehre Plato's. Auch die Lehre von der Seelenwanderung weist Hr. R. bey den Aegyptern nach. Ueber die zukünftigen Schicksale der Welt nach Ansicht der Aegypter sind die Berichte der Alten verschieden; das Wahrscheinlichste ist jedoch, daß sie als nach einer gewissen Anzahl von Jahren vergehend gedacht wurde, da die Reinigung der bösen Geister, wenn sie auch noch so lange dauerte, doch ein Ende nehmen mußte und die Erde demnach unnütz gewesen wäre.

Im dritten Capitel (p. 186 ff.) bekämpft der Verf. zuerst die Ansicht, als sey die Religion der Aegypter aus dem Thierdienste hervorgegangen, er zeigt vielmehr, daß die anscheinend phantastischen, aus Menschen- und Thierleibern gemischten Göttergestalten der Aegypter eine Folge der Hieroglyphenschrift und daß vielmehr umgekehrt der Thierdienst erst aus diesen Göttern hervorgegangen sey. Hierauf sucht Hr. R. einige weitere Anhaltspunkte für die Entwicklung der ägyptischen Götterlehre zu geben; denn daß sie nicht gleich anfangs in der oben angegebenen Gestalt vorhanden gewesen sey, sondern sich erst nach und nach ausgebildet habe, versteht sich von selbst. Nicht alles in diesem Glaubenskreise ist, nach Ansicht des Verfassers, Eigenthum der Aegypter, ein Theil desselben ist dem arischen Glaubenskreise entnommen und durch die Phönicier nach Aegypten gebracht worden. Wir haben schon oben gesagt, daß Hr. R. annimmt, die semitischen Völkerschaften und also auch die Phönicier hätten ihre ältesten Göttervorstellungen dem arischen Glaubenskreise entlehnt. Eine historische Andeutung vom Kampfe dieser beyden Glaubenskreise liege, glaubt der Verf., noch in dem Mythus vom Götterkampfe. Da nun die phönicische Religion nach unserm Verf. fast nur eine Copie der ägyptischen ist, so glaubt sich derselbe zu dem Schlusse berechtigt, daß die ganze ägyptische Glaubenslehre zur Zeit der Herrschaft der Phönicier über Aegypten schon ausgebildet gewesen sey, bis auf die Lehre von der Seelenwanderung, weil sich diese in der phönicischen Religion nicht wieder vorfindet, also erst später entstanden seyn muß. Wie freylich diese Lehre entstanden sey, ist eine schwer zu beantwortende Frage und man könnte sogar versucht seyn, dieselbe als aus Indien

eingewandert zu betrachten, z. B. bey Gelegenheit des Zuges von Sesostris. Indeß ist doch diese Lehre mit den übrigen ägyptischen Mythen so genau zusammenhängend, daß es Hr. R. wahrscheinlicher findet anzunehmen, diese Lehre habe sich unabhängig sowohl bey den Indern als den Aegyptern entwickelt. — Im vierten Capitel endlich gibt Hr. R. einige Andeutungen über die Wichtigkeit der ägyptischen Lehren für die Entwicklung der abendländischen Philosophie, auf welche hier einzugehen um so weniger an der Zeit seyn würde, als die ausführliche Darlegung erst den folgenden Bänden vorbehalten ist. Nur einer dieser Ansichten werden wir in der Folge entgegen zu treten haben, der nämlich, daß die Lehre von der Viereinigkeit, welche von der pythagoräischen Schule angenommen worden war, von Plato nach dem persischen Ideenkreise umgewandelt worden sey (p. 226).

Nach Beendigung der Darstellung der ägyptischen Glaubenslehre läßt nun Hr. R. die Abkömmlinge des ägyptischen Glaubenskreises, die Religionen der Phönicier und Griechen folgen, bey denen wir jedoch dem Verf. nicht mehr Schritt für Schritt folgen können wie wir dieß bisher gethan, um diese Anzeige nicht zu sehr auszudehnen. Schon aus dem oben gegebenen geschichtlichen Ueberblick hat man den historischen Weg entnehmen können, auf dem nach Ansicht des Hrn. Vfs. die Religion der Aegypter zu den Griechen gekommen ist. Durch den nachgewiesenen längeren Aufenthalt der Phönicier in Aegypten fällt die Schwierigkeit weg, welche sonst der Annahme entgegensteht, wie ein so abgeschlossenes Volk wie doch die Aegypter waren, ein fremdes bewegen konnte, seine Religion mit der ihrigen zu verschmelzen; es wird im Gegentheil höchst begreiflich, wie ein so gebildetes Volk wie die alten Aegypter waren auf die Phönicier, die doch auf einer viel niederern Stufe der Cultur standen, einen geistigen Einfluß ausübte. Durch die Einwanderung ganzer Volksstämme — nicht bloßer Handelscolonien — nach Griechenland und Italien und zwar erst, wie der Vf. annimmt, nach deren Vertreibung aus Aegypten, wird es ferner erklärlich, wie diese nun herangebildeten Phönicier auf die ungebildeteren Griechen und gleichfalls Italer einen Einfluß ausübten. Von geschichtlicher Seite steht also nichts im Wege, und der Vf. versucht nun nachzuweisen, daß diese Annahme eine Thatsache sey, und geht deßhalb die beyden Glaubenskreise nach Anleitung der ägyptischen durch, wobey jedoch hauptsächlich für die phönicische Religion die Beweisführung höchst schwierig wird, da die Hauptquelle die wir haben, Philo von Byblus, von vielen Fehlern nicht freyzusprechen ist, denn seine Darstellung ist unvollständig, nicht frey von Mißverständnissen und selbst von wissentlicher Täuschung, und endlich ist uns selbst sein Buch nicht einmal vollständig erhalten. Mit einer Ansicht des Vf. kann sich Ref. ohnehin nicht befreunden, nämlich mit der Annahme, daß die frühesten Religions-Ansichten der semitischen Völker von den Ariern entlehnt seyen. Diese Annahme ist vom Vf. noch keineswegs zur Evidenz gebracht und Ref. bezweifelt daß sie es je werden wird. Ein Volksstamm ohne alle eignen Göttervorstellungen, zumal wenn er solche unbestreitbare Anlage zur Entwicklung besitzt wie der semitische, stünde wohl einzig in der Geschichte da. Von den Phöniciern soll nach unserm Vf. die Kenntniß von den Urtheilchen der Materie zu den Griechen gedrungen seyn und daraus Demokrit seine Atomenlehre entwickelt haben (p. 257). In dem Abschnitte über die griechische Religion stützt sich der Verf. vornehmlich auf die Localculte, die er für die treuesten Bewahrer des ursprünglichen Gottesdienstes hält. Diese Localculte nun geht er wie oben die phönicische Religion nach Anleitung des ägyptischen Glaubenskreises durch und weist das Uebereinstimmende in beyden Religionen nach.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Januar.

Nro. 18. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Die ägyptische und die zoroastrische Glaubenslehre, als die ältesten Quellen unsrer speculativen Ideen.

(Fortsetzung.)

Ref. wendet sich nun zu dem zweyten Theil des Buches, über den zoroastrischen Glaubenskreis zu dessen Kritik er durch eigne Studien und ein reiches ihm zu Gebote stehendes Material selbst befähigt zu seyn glaubt etwas beyzutragen. Je weniger sich nun Ref. mit den Resultaten des H. V. einverstanden erklären kann, um so mehr glaubt er demselben einen Dienst zu erweisen, daß er dieselben gleich jetzt am Beginne des Werkes als unhaltbar zurückweist und den Verf. vielleicht abhält, weitere Folgerungen aus unrichtigen Voraussetzungen zu ziehen.

Die allgemeinen, in den Vorbemerkungen ausgesprochenen Ansichten können wir in folgende Sätze zusammenfassen: Im sechsten Jahrhundert v. Ch. lebten drey große Religionsstifter, Confucius, Buddha (nämlich Cakyamuni) und Zoroaster; hieraus folgt, daß diese drey Völker um diese Zeit auf gleicher Stufe der Gesittung standen; daß diese drey Gesetzgeber in einem geistigen Verkehr gestanden haben, kann nicht nachgewiesen werden, von Confucius ist es unwahrscheinlich, wahrscheinlich ist aber allerdings daß Zaroasters Religion in Indien bekannt wurde und die ein halbes Jahrhundert später fallende buddhistische Religionsstiftung veranlaßte.

Mit allen den eben ausgesprochenen Ansichten des Hrn. Vf. kann sich nun Ref. durchaus nicht einverstanden erklären. Betrachten wir des Verfs. Ansichten über Indien. Alle Vorstellungen von dem hohen Alterthume der Indier sind, so meint er, durch Nichts beweisbar, die Vedas seyen frühestens in das sechste Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung zu setzen, die andere Literatur der Inder falle aber erst in die Jahrhunderte um Chr. Geb. (p. 354). Wir könnten zwar diese Ansicht kurzweg als unrichtig bezeichnen und auf die neuesten Forschungen z. B. auf Lassens treffliche Archäologie verweisen. Indeß, damit uns der Vf. nicht vorwerfe, wir suchten, um unsre Lieblingsmeinung vom Alterthume der Inder nicht aufgeben zu müssen, seine uns unangenehmen Zweifel mit einer Autorität niederzuschlagen, gehen wir etwas ausführlicher auf seine Ansicht ein. Wir geben daher jetzt seinen Satz in vollem Umfange zu: die indische Literatur reiche fast in das Mittelalter herein und in ihren ersten Producten nur wenige Jahrhunderte vor Chr. Geburt hinaus. Nun aber entsteht uns eine Schwierigkeit. Es ist eine nicht bezweifelte, durch Inschriften erwiesene Thatsache, die Sanskritsprache sey einige Jahrhunderte vor unsrer Zeitrechnung schon ausgestorben gewesen und durch prakritische Dialecte ersetzt worden. Wir hätten demnach eine Literatur in einer Sprache vor uns, welche analog der lateinischen oder hebräischen im Mittelalter blos als Gelehrtensprache noch zu literarischen Werken verwendet wurde. Wir müssen also annehmen, nicht, daß die ersten Anfänge der Literatur Indiens in die Zeit um Chr. Geb. fallen, sondern daß die frühere unbedeutende Literatur untergegangen sey. So weit ist auch Alles von dem Gelehrten, auf den Hr. R. sich vornehmlich beruft, zugegeben worden (Vgl. Benfey in Ersch und

Grubers Encyclopädie Artikel Indien p. 246). Wenden wir uns nun zu einem anderen Punkte. Es ist als ziemlich bestimmt anzusehen, daß der indische Grammatiker Pânini ungefähr 350 Jahre vor unserer Zeitrechnung gelebt habe. In eine viel spätere Zeit kann er nicht gesetzt werden, denn er bezieht sich offenbar auf die noch lebende Sanskritsprache. Bey Pânini ist das grammatische System der Inder vollkommen ausgebildet, er muß also nicht der erste gewesen seyn, der sich mit Grammatik beschäftigt hat, er muß Vorgänger gehabt haben, wie er denn auch solche mit klaren Worten oft citirt. Ein Vorgänger Pâninis ist Yâska, wie man daraus sieht, daß er das grammatische System noch nicht in der Vollständigkeit kennt, wie jener spätere Grammatiker. Setzen wir diesen nur 50 Jahre früher, so haben wir das Jahr 400. Aber auch Yâska erwähnt wieder Vorgänger, die es nothwendig machen, die Grammatik des Veda und mithin auch die Sammlung dieser Schriften noch weiter hinaus zu schieben. Wegen einer genaueren Darlegung der zwingenden Ursachen verweisen wir Hrn. R. auf Rud. Roth: zur Literatur und Geschichte des Veda (Stuttgart 1846) p. 16. ff. Es bleibt also vor der Hand dabey, der Veda ist etwa 1400 v. Chr. entstanden, wie es denn von den Brahmanen unabhängige astronomische Angaben (Vgl. Colebrooke Miscell. Essays I. p. 109). — deren Entkräftung man wenigstens von H. R. erwartet hätte — wahrscheinlich machen. Somit wäre es denn aus sprachlichen Gründen unthunlich, die Entstehung der Vedas erst in das 5—6. Jahrh. vor unsrer Zeitrechnung zu setzen. Wenden wir uns nun zur Entwicklung der indischen Lehre. Einen wichtigen Abschnitt in dem Entwicklungsgange derselben bildet die Entstehung der buddhistischen Religion. Den Stifter dieser Religion setzt Hr. R., übereinstimmend mit der gewöhnlichen Ansicht in das sechste Jahrhundert vor Chr. Geb. und dieß ist auch die Ansicht des Ref. Seitdem der erste Band von Burnoufs Introduction à l'histoire du Buddhisme indien erschienen ist, sehen wir auch auf diesem Gebiete klarer und sind vor allem zur Erkenntniß gelangt, daß in den ältesten Schriften der Buddhisten schon der ganze spätere Glaubenskreis der Brahmanen vorhanden erscheint. Das Nähere darüber ist bey Burnouf in dem erwähnten Werke p. 129 ff. zu finden. Da nun dieser ganze Glaubenskreis von dem der Vedas wesentlich verschieden ist, so wird man auch von dieser Seite genöthigt, die Abfassung der Vedas um ein Bedeutendes früher anzusetzen.

Sind wir aber nun genöthigt, die Abfassung der Vedas höher hinauf zu rücken, so wird das Nämliche der Fall mit den zoroastrischen Religionsurkunden seyn müssen. Hiefür spricht zunächst ein sprachlicher Grund, die enge Verwandtschaft des Zend gerade mit dem Sanskrit der Vedas. Es spricht dafür ferner ein geographischer Grund, das Vorkommen Indiens unter dem Namen hapta hendu, was, wie H. R. selbst sieht, identisch mit dem vedischen sapta sindhavas ist, der Bezeichnung Indiens als dem Lande der sieben Flüsse d. h. des Pentschâb mit Hinzufügung des Indus und Cabul. Für das spätere Indien würde diese Bezeichnung gar nicht mehr passen, da bekanntlich das Pentschâb als von Unreinen bewohnt betrachtet wurde.

Dieser Annahme würden freylich immer noch beträchtliche Schwierigkeiten in den Weg treten, wenn es dem Vf., wie er sich im zweyten Capitel seiner Darstellung wahrscheinlich zu machen bemüht, gelungen wäre, die Lebenszeit Zoroasters im Laufe des 6. Jahrhunderts unbestreitbar nachzuweisen. Fassen wir daher diesen Punkt etwas näher ins Auge. Die Quellen für die Geschichte Zoroasters sind die der persischen Geschichte und diese theilen sich in zwey Hauptabtheilungen, griechische und orientalische. Zwischen beyden findet nun eine so gewaltige Differenz statt, daß alle noch so scharfsinnigen Versuche eines Malcolm, v. Hammer u. A., die beyderseitigen Nachrichten auszugleichen, entschieden unglücklich ausfielen. Nachdem nun die Entzifferung der altpersischen Keilschriften die Wahrhaftigkeit der griechischen Berichte so glänzend bestätigt hatte, die Forschungen über das Zendvesta auch zeigten, daß die Anfänge jener persischen Sprachen schon in deren heiligen Büchern liegen, hat man die Ansicht gewonnen, daß die persischen Sagen dem baktrischen Sagenkreise angehören, mit der eigentlich persischen Geschichte aber nicht das Mindeste zu schaffen hätten. Die ältere Dynastie dieses persischen Sagenkreises, die Pischdâdier (die paoiryô-tkaêshas des

Zendavesta) ist rein mythisch und enthält Persönlichkeiten, welche dem indischen und persischen Sagenkreise gemeinschaftlich angehören. Solche Persönlichkeiten sind; Jemschid, (zd. yima) der Yama der Inder (cf. Nalus ed. Bopp. p. 203, Lassen ind. Archaeologie p. 517.) Feridun, der Sohn des Abtin, der Thrâctâno des Zendawesta, Sohn des Athwyanô ist Trita, der Aptya (Colebr. Misc. Ess. I. p. 28). Ja selbst Guerschasp, der nach Einigen der letzte der Pischdadier, nach Andern sogar ein Feldherr unter den ersten Kaianiern war, der zendische Kërëçâçpa ist Niemand anders als der Kriçâçva der Brahmanen, der auch bey ihnen als waffenkundig dargestellt wird (cf. Ramay: I. 31. 10. ed. Gorr. Vishnu-pur: p. 123). Ob die Dynastie der Kaianier historische Personen enthält, kann gleichfalls als zweifelhaft gelten, für unsern Zweck mag es genügen, bemerkt zu haben, daß die Namen derselben im Zendavesta die nämlichen sind wie bey Firdosi: Kava. us. = Kâus, Kava. huçrava = Kai Chosru, Kava Vîstâçpa = Gustâçp. (Cf. Burn: Yaçna pag. 427 sqq.). Zum Ueberflusse will Ref. noch anführen, daß er den Vîstâçpa-Yecht im Zend besitzt und daß in dieser Schrift gleichfalls Andeutungen vorkommen, welche uns die Gewißheit geben, Vîstâçpa sey mit dem Gustâçp der Orientalen identisch.

Nach dem Gesagten wäre es nun so ziemlich gewiß, daß Vîstâçpa der Gustâsp der Orientalen sey, und wenn auch der Name deutlich genug das griechische Hystaspes ist, so fragt sich doch noch sehr, ob dieser Hystaspes der Vater des Darius sey. Der Hr. Verf. gleichfalls anerkennend, daß eine Vereinbarung der orientalischen Mythen mit den Berichten der Griechen bisher mißlungen sey, macht gleichwohl einen neuen Versuch. Die Griechen, sagt er pag. 389 ff., haben uns einfach berichtet, wie die persischen Könige auf einander folgten. Darius konnte nun die früheren Könige von Persien zwar als seine Vorgänger auf dem Throne betrachten, seine Ahnen aber waren sie nicht, dieß waren vielmehr die Herrscher von Baktrien. Letztere zählen nun die orientalischen Sagen auf, daher die Abweichung in den beyderseitigen Angaben. Dieser Ausweg würde, so scheint es wenigstens dem Ref., nur dann vollkommen genügend seyn, wenn die beyden Berichte von Gustasp einander gleich wären. Allein die orientalische Sage erwähnt einen Darius als Sohn des Gustasp gar nicht, sondern macht zu dessen Sohn und Nachfolger den Behmen mit dem Beynamen دراز دست oder Langhand, was auf Artaxerxes Longimanus führen würde. Nach Behmen setzen aber die orientalischen Berichte nur noch drey Namen, Humâi, die Gemahlin des Behmen, und zwey Dârâ, von denen wir den zweyten nothwendig mit Darius Codomanus gleichsetzen müssen.

Aus diesen Angaben scheint dem Ref. hervorzugehen, daß wir nach den Berichten der Orientalen keineswegs berechtigt sind, den Gustasp mit dem Vater des Darius zu identificiren. Betrachten wir die andern Angaben. Von occidentalischen Schriftstellern setzen nur zwey späte — Agathias und Ammianus Marcellinus — den Zoroaster unter Hystaspes. Von diesem Hystaspes sagt nun Agathias ausdrücklich, es sey zweifelhaft, ob er der Vater des Darius sey — sehr natürlich, denn zu seiner Zeit war die persische Sage schon vollkommen ausgebildet. Von Ammianus, einem gleichfalls späten Schriftsteller, kann es aber sehr zweifelhaft seyn, ob er die Worte Darii pater nicht aus eigener Machtvollkommenheit beygesetzt habe, weil er wußte, daß der Vater des Darius Hystaspes geheißen habe. Noch weniger Gewicht hat uns das Zeugniß muhammedanischer Schriftsteller, da diese, wie der Verf. selbst angibt, durch dogmatische Interessen bestimmt wurden, die Zeit Zoroasters 1000 Jahre vor Muhammed zu setzen. Aus welchen Quellen endlich Eutychius und Abulfaradach schöpften, ist uns unbekannt, wahrscheinlich waren es doch orientalische. Doch, selbst wenn Zoroaster in das sechste Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung gesetzt wird, wird man zugeben müssen, daß seine Lehre älter sey.

Indem wir uns nun zur Darstellung der zoroastrischen Lehre durch den H. Vf. wenden, gestehen wir, daß wir hier eben so wenig mit ihm einverstanden seyn können, als bey seinen historischen Untersuchungen. Wir müssen bedauern, daß der H. Vf. diesem Theile seiner Arbeit nicht dieselben gründ-

lichen Quellen-Studien hat zu Theil werden lassen wie dem ägyptischen Glaubenskreise. Diese Quellen-Studien zu machen wäre aber dem H. Vf. während seines Aufenthaltes in Paris etwas Leichtes gewesen, zumal da es für die Zwecke des Vf. nicht nöthig war, den ganzen Zendavesta durchzulesen und er doch Studien über das Zend gemacht hat. Die Unzuverläßigkeit der anquetil'schen Uebersetzung ist dem Vf. gleichfalls nicht unbekannt, doch tröstet er sich damit, daß die Nachrichten der Griechen die Mängel dieser Uebersetzung berichtigen und ergänzen würden (p. 374). Allein mit den Nachrichten der Griechen ist es nicht besser bestellt als mit denen über Aegypten, denn theils sind die Hauptwerke der Alten über Persien verloren, theils sind die gelegentlichen uns erhaltenen Notizen aus verschiedener Zeit, so daß wir uns aus ihnen ein vollständiges Bild der persischen Lehre zusammenzusetzen nicht getrauen dürfen; denn daß die persische Religion sich in verschiedenen Zeiten verändert habe, wissen wir. Das Alter der Quelle, aus der man schöpft, darf dem nicht gleichgültig seyn, der eine Lehre in ihrer ältesten Gestalt darstellen will; und wenn wir auch zugeben wollen, daß spätere Bücher ältere Lehren enthalten können, so muß dieß doch noch besonders gezeigt werden. — Für die griechischen Quellen wird aber das folgende zeigen, daß sie erst durch richtige Interpretation der Zendtexte recht verständlich werden.

An die Spitze des zoroastrischen Systemes setzt Hr. R. nach Anquetil eine Urgottheit, die anfangslose Zeit. Schon Anquetil klagt über die Kargheit und Seltenheit der Notizen über diese Urgottheit im Zendavesta. Nun hat aber ein neuerer Parse den Glauben an diese Urgottheit bey den Parsen gänzlich in Abrede gestellt und erklärt, Zervâna-akarana sey bloß ein Attribut Ormuzds, von dem Niemand wisse, wann er hervorgebracht ward und wann er aufhört. (Vgl. Wilson the Parsi religion unfolded p. 121.) Fast zu gleicher Zeit hat Hr. Prof. Müller in den Abhandlungen der bayerischen Akademie der Wissenschaften erwiesen, daß an einer Hauptstelle Anquetils für die Lehre von der unendlichen Zeit, am Anfange des Bundehesch, diese Lehre nicht vorkomme, vielmehr dort und an andern Stellen der späteren persischen Schriften bloß als untergeordnete Gottheit genannt werde. Demnach müßten wir annehmen, die Lehre von der unendlichen Zeit sey in Vergessenheit gekommen, wenn sie wirklich in den Zendschriften vorhanden war. Allein bey genauerer Ansicht der Hauptstelle, welche Anquetil für seine Ansicht anführt, zeigt es sich als gewiß, daß diese nicht das heißen kann, was sie nach ihm sagen soll. Sie lautet nämlich Cod. haon. nr. 1. Rsk. fol. 310. acto.) dathat. çpeñtô. mainyus. dathat. zrunê (leg. zrvâne) akaranê. fradathĕn. amĕshâo.
sh
spĕñta. hukhsathra. hudâoñghô. Jeder Kenner des Zend wird dem Ref. zugeben, daß die Stelle unmöglich das heißen könne, was sie Anquetil sagen läßt, nämlich: L'être absorbé dans l'excellence t'a (n. Ahriman) donné, le tems sans bornes t'a donné, il a aussi donné avec grandeur les Amschaspands, qui sont de pures productions et de saints Rois. (ZAv. I. 2. P. p. 414). Sie heißt vielmehr: Es schuf Ormuzd, er schuf in unendlicher Zeit, es schufen die Amschaspands, die guten Könige, die Weisen. Es ist kaum anders möglich. Anquetil muß geglaubt haben, dathat sey so viel als das neupersische داتن, er würde sonst diesen Fehler nicht begangen haben. Alle die anderen Stellen enthalten aber bloße Anrufungen und beweisen bloß, was gar nicht bezweifelt werden kann, daß die unendliche Zeit von den Persern verehrt, nicht aber daß sie über Ormuzd gesetzt wurde. — Auch die Nachrichten der Griechen sprechen durchaus für unsere Behauptung. Es fällt zuerst der Vorwurf weg, den Hr. R. dem Plutarch macht, als ob dieser die Lehre der Perser unvollständig darstelle, weil er die Lehre von der unendlichen Zeit nicht erwähnt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Januar.

Nro. 19. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1847.

Peru. Reiseskizzen aus den Jahren 1838 — 1842 von J. J. Tschudi. 2. Bände. St. Gallen 1846.

Der Verfasser dieses Werkes ist den Freunden der Naturgeschichte bereits durch seine Fauna peruana und durch mehrere sehr gehaltvolle Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften aufs rühmlichste bekannt. Diese Arbeiten hatten die Erwartung erregt auf eine umfassendere Schrift aus derselben Feder, darinnen nicht allein die Thierwelt, sondern die gesammte großartige Natur des Landes, in welchem Hr. Tschudi fast fünf Jahre gelebt hatte, in der nämlichen treuen Weise geschildert werden sollte, womit dieß bey einem Theil seiner lebenden Bewohner geschehen war. Jene Erwartung ist nun durch die „Reiseskizzen" aufs vollkommenste befriedigt worden.

Herr Tschudi hatte die Seereise auf einem französischen Kauffahrteyschiffe gemacht, welches größtentheils mit Erzeugnissen der schweizerischen Industrie befrachtet war. Nach einer Fahrt von 99 Tagen (vom 27. Febr. bis 5. Juni 1838) auf dem meist stürmischen Meere, betrat er zuerst zu San Carlos auf der Insel Chiloë wieder das Land. Allerdings ist dieser Landungsplatz zu keiner Zeit des Jahres, am wenigstens aber im angehenden Winter der südlichen Halbkugel geeignet, dem Europäer den Eintritt in die neue, ferne Zone annehmlich zu machen, denn man hat von Chiloë das Sprüchwort, daß es daselbst sechs Tage in der Woche regne und daß am siebenten der Himmel trübe sey. Mag dieses auch für die Zeit des Sommers etwas übertrieben seyn, wo es allerdings einzelne, selten aber mehrere auf einander folgende heitre Tage giebt, und wo die heißen Strahlen der Sonne von Zeit zu Zeit stundenlang durch das Regengewölk brechen, so bleibt es doch im Ganzen wahr, daß unter allen Inseln der Gruppe, zu welcher Chiloë gehört, hier der Hauptsammelplatz der aus dem Meere steigenden Dünste sey, die fast ohne Aufhören in den dichten Urwäldern bald da bald dort als Regen sich ergießen. Einem solchen Klima mag schon die Bauart der armseligen Hütten angemessen seyn, welche der größere Theil der Chiloenser bewohnt. An diesen giebt es keine Fenster, denn wer möchte gerne auf den niederstürzenden Regen und auf den Morast der ungepflasterten Strassen hinausschauen; das Tageslicht fällt in den Innenraum des nur einstöckigen Hauses, der zugleich Wohn- und Schlafzimmer so wie Küche ist, durch den oberen Theil der Hausthüre herein, der sich für sich allein öffnen läßt, während der untere verschlossen bleibt. Nur die hohen Bäume in den Urwäldern und solche Gewächse, welche die Nässe lieben, gedeihen auf Chiloë in beträchtlicher Weise; die Aussaaten des Getreides reifen nur selten der Ernte entgegen, meist fault der Saame gleich beym Aufkeimen in der Erde; der Mais, der hiervon noch eine günstige Ausnahme macht, treibt dennoch zwischen seinem üppigen Blattwuchs nur sehr kleine Kolben. Dagegen gedeiht eine Art von Kartoffeln, so wie das Geschlecht des Kohls.

Denselben ungünstigen Einfluß, den das Klima auf die meisten Culturgewächse hat, äußert es auch auf die Entwicklung der Hausthiere, so wie des

Menschen. Stiere und Schafe bleiben bey all der Fülle des saftvollen Futters, das sie genießen, dennoch verkümmert und klein, weil diesem Nahrungsstoff seine rechte Kraft fehlt; auch die Pferde, die man hier zieht, sind klein von Gestalt, dabey aber ziemlich muthig, und die Schweinezucht ist so einträglich, daß die Schinken nebst den Kartoffeln einen Hauptartikel der sonst unbedeutenden Ausfuhr bilden. Der hiesige Volksschlag besteht meist aus Mischlingen von Weißen und von Indianern, aus dem Stamme der Araucaner, von dem sich nur noch an der Südseite der Insel ein kleiner, unvermischter Rest erhalten hat. Jene Mischlinge aber, die man namentlich in St. Carlos sieht, sind im Allgemeinen von kleiner, untersetzter Statur, aufgedunsenem Angesicht, kleinen, matten Augen, langem, schlichtem, grob anzufühlendem Haar. Die tiefe Armuth, in der sie leben, mag zum Theil jener Unreinlichkeit zur Entschuldigung dienen, die man an ihrer ungraziösen, meist wollenen Kleidung, so wie in ihren den Viehställen gleichenden Wohnungen bemerkt; eine Hauptvergnügung gewährt ihnen der Genuß des Paraguaythees, dessen Aufguß vom Morgen bis zum Abend bereitet und aus einem Röhrchen eingesogen wird, das nach unten in einer Art von Seiher endigt. Armselig wie das Volk selber, sind die Arten des Betriebes der Gewerbe und bürgerlichen Geschäfte; der Boden des Landes wird durch einen spitzigen Stecken zum Behuf der Aussaat umgepflügt, den ein Mann in das Erdreich hineindrückt, während ein andrer Mann mit seinem in die Quere gehaltenen Stecken jenen seltsam einfachen Pflug mit sich fortzieht. Mehr denn dieß Alles ist der, namentlich in den Hafenplätzen überhand nehmende moralische Verfall des hiesigen Volkes zu beklagen, welcher großentheils dem häufigen Besuch und dem oft ziemlich langen Verweilen der rohen Wallfischfänger zuzuschreiben ist, die aus Europa und den Seefahrt treibenden Küstengegenden des nordöstlichen Amerikas kommend hier landen, um sich auf wohlfeile Weise mit Lebensmitteln zu versorgen.

Obgleich Valparaiso durch seine meist baum- und strauchlose einförmige Felsenküste von fern gesehen keineswegs den Eindruck eines Paradieses macht, wie dieß sein Name anzudeuten scheint, war der dortige Aufenthalt dennoch für unsern Reisenden ein sehr angenehmer, durch die Menge der deutschen Landsleute, die er da fand. Valparaiso ist an Zahl der Häuser wie der Bewohner im Zunehmen begriffen; sein Handelsverkehr und mit diesem zugleich der Wohlstand eines Theiles seiner Bürger heben sich je mehr und mehr; die im Ganzen gesunde Lage des Ortes, die Leichtigkeit der Zufuhr aller Lebensbedürfnisse ziehen viele Fremde dahin. Die Handelshäuser der verschiedensten Nationen machen diese Stadt zu einem Ort des friedlichen Begegnens der Reisenden wie der Geschäftsleute aus allen gebildeten Ländern der Erde; Schiffe aus den asiatischen wie aus den australischen und afrikanischen Colonien liegen neben europäischen und nordamerikanischen vor Anker. Namentlich finden sich viele junge Deutsche, aus den Seestädten der Nordsee und Ostsee, so wie selbst aus den innern Provinzen unsres Vaterlandes und aus der Schweiz als Kaufmannsdiener und als Geschäftsführer in Valparaiso; diese bilden einen engeren geselligen Kreis, in welchem es allen gebildeten Deutschen wohl zu werden vermag, weil sich derselbe durch sittliche Haltung und freundliches Zusammenstimmen vor der größeren Masse der andren Europäer und Creolen sehr vortheilhaft auszeichnet. Auch die Engländer haben ihre eigenen Clubbs.

An der Küste bey Callao, welche in alter wie in neuer Zeit von den furchtbarsten Erdbeben heimgesucht worden ist, beschäftigte sich Hr. Tschudi mit der Betrachtung jener Stellen, an denen Senkungen so wie Erhebungen des Landes stattgefunden zu haben scheinen. Das Erdbeben von 1746 versenkte die damalige Stadt Callao in das Meer; eine andre Strecke des Landes, die zwischen der Insel San Lorenzo und zwischen der Küste von Callao lag, und die wegen ihres reichen Kartoffelbaues berühmt war, ist durch ein ähnliches Ereigniß untergesunken und bildet jetzt eine nur durch kleine Fischerboote befahrbare Untiefe des Meeres.

(Fortsetzung folgt.)



Die ägyptische und die zoroastrische Glaubenslehre als die ältesten Quellen unsrer speculativen Ideen.

(Schluß.)

Es spricht für diese Behauptung ferner eine Aeußerung des Aristoteles (welche Hr. R. für seine Ansicht citirt), wie dieß Müller schon dargethan hat (a. a. O. p. 631). Es spricht dafür ferner eine Stelle des Diogenes Laërtius, welche Hr. R. in den Noten p. 272 anführt und nach der Aristoteles von den Magern sagt δύο κατ' αὐτοὺς εἶναι ἀρχὰς ἀγαθὸν δαίμονα καὶ κακὸν δαίμονα. Gleichsam aber als wolle uns Diog. Laërt. ganz genaue Nachricht über diesen Punkt geben, fährt er noch fort: φησὶ δὲ τοῦτο καὶ Ἕρμιππος ἐν τῷ πρώτῳ περὶ μάγων καὶ Εὔδοξος ἐν τῇ περιόδῳ καὶ Θεόπομπος ἐν τῇ ὀγδόῃ τῶν Φιλιππικῶν. Die Lehre von zwey Principien bestätigen demnach die Schriftsteller des Alterthums, welche über diesen Gegenstand am besten unterrichtet waren. Es ist demnach klar, daß die Lehre von der unendlichen Zeit als Grundprincip nicht im Zendavesta begründet ist. Dagegen kann nicht geläugnet werden, daß dieselbe in später Zeit — unter den Sâsâniden — Ansicht einer Secte war, von der uns spätere Schriftsteller wie Photius, der Armenier Eliseus, der Araber Schahristâni berichten. Diese Secte mag sich eine Zeitlang der Gunst des persischen Hofes erfreut haben, wie auch die mazdakitische oder Mani; dieß war aber nur vorübergehend.

Mit der Lehre von der unendlichen Zeit fällt auch das Befremdende eines Schöpferwortes. Eine unendliche Zeit, die spricht, ist allerdings ein Unding; dagegen kann ein so persönlich gedachter Gott, wie Ormuzd ist, recht wohl sprechen. Ich kann aber auch durchaus nicht finden, daß Zervana dieses Wort ausgesprochen und durch dasselbe geschaffen habe, selbst nicht einmal in der Uebersetzung Anquetils, welche, wie sich von selbst versteht, an vielen Ungenauigkeiten leidet, noch weniger im Grundtexte selbst. Daß dieses Schöpferwort als vor allem Bestehenden vorhanden gedacht wird, scheint dem Ref. durchaus nichts Befremdendes zu haben, im Gegentheil sehr natürlich, daß das Wort, durch welches Alles wurde, früher vorhanden war als das Geschaffene.

Wir gehen nun zur Kosmogenie fort und betrachten hier vornehmlich die Schöpfung der Sinnenwelt. Plutarch berichtet uns, daß sich die Parsen wie auch andere alte Völker die Welt unter der Gestalt eines Eyes dachten. Von dieser Ansicht glaubt Ref. eine Spur im Texte des Vendidad zu finden, die wir jedoch hier übergehen, weil dieselbe noch nicht sicher genug ist. Gewiß aber kommt diese Lehre in einem späteren Buche der Parsen, dem Minokhered vor, in welchem es heißt, Himmel und Erde und Wasser seyen dem Eye eines Vogels vergleichbar, in der Mitte liege die Erde wie der Dotter im Ey (p. 319 ff. der pariser Handschrift). — Nach der von Hrn. Prof. Müller theils in seiner oben erwähnten Abhandlung, theils in seinem Essai sur le Pehlvi berichtigten Stelle am Anfange des Bundehesch wissen wir, daß die Parsen sich Ormuzd im höchsten Lichte, Ahriman dagegen in der tiefsten Finsterniß wohnend dachten. Zwischen diesen beyden, nehmen sie an, sey ein leerer Raum, den man Andervâi, das Zwischenvai, nannte. Etwas weitläufiger ist der Minokhired (p. 113 ff.) in seiner Auseinandersetzung, wie man sich jetzt das Verhältniß denkt, nachdem die Schöpfung der Welt vollendet ist. Nach diesem Buche gibt es vier Himmel, nämlich 1) von den Sternen bis zum Monde, 2) vom Monde bis zur Sonne, 3) von der Sonne bis zum Gorothman, 4) den Gorothman selbst, den Sitz Ormuzds. Im Gegensatze dazu gibt es vier Abtheilungen der Hölle; in der vierten, der absoluten Finsterniß, ist der Wohnsitz Ahrimans. Von der Erde bis an die Sterne aber geht eine Welt, welche der Minokhired Hamégtegân nennt. Zwar gehört der Minokhired nicht zu den frühen Schriften, ich glaube jedoch, daß die angeführte Ansicht älter ist, wegen einer ähnlichen, die in den Vedas vorkommt. „Drey Welten gibt es, heißt es in einem Hymnus des Rigveda (XXXV. 6. ed. Rosen), zwey in der

Nähe der Sonne, die dritte im Hause des Yama.“ Nach dem Scholiasten tâyana (Cod. Chambers. 446. Lect. 3. fol. 18. vso.) sind die beyden Welten in der Nähe der Sonne Himmel und Erde, die dritte und mittlere aber ist die Luftwelt, antarikhsaloka.“

Noch in einem wichtigen Punkte können wir mit dem Hrn. Verf. nicht einverstanden seyn, nämlich in der Lehre von der Auferstehung. Zwar leidet es keinen Zweifel, daß diese Lehre wirklich persisch ist, auch kennt sie vielleicht — wiewohl dieß nicht gerade nothwendig ist — schon Theopompos, allein zoroastrisch ist sie nicht. Dieß ist aber nicht etwa eine neue, erst vom Ref. aufgestellte Ansicht, der größte Kenner des Zend, Eugen Burnouf in Paris, hat dieß im zehnten Bande des Journal asiatique schon klar ausgesprochen. Anquetil hat die Zendworte yavaê. yavataê tê immer ausgedrückt jusqu'à la résurrection, wobey er aber, wie aus seiner Note zu Zd. Av. I. 2. p. 162 hervorgeht, die Parsen-Tradition keineswegs für sich hat. Die Worte heißen bloß „immerfort,“ wie Burnouf dargethan hat. Hiezu läßt sich noch fügen, daß Neriosengh in seiner Sanskritübersetzung des Yaçna die Worte durch sadâ sadaiva pravrittim ausdrückt, in späteren Parsenbüchern aber, wo neben dem oben genannten Ausdrucke die Worte „bis zur Auferstehung“ wirklich vorkommen, durch das sanskritische: yâvat çavotthânam wiedergibt. Eben so wenig findet sich in den Worten, welche Anquetil übersetzt „wenn die Gebeine und die Gelenke neu wachsen werden“ eine Andeutung der Auferstehung. Es sind dieß weiter nichts als die Worte açtaçcha baodhaçcha. vî. urvaitis, deren Erläuterung wir jedoch übergehen können, da schon Burnouf (Yaçna p. 321) das für die genannte Ansicht nöthige bemerkt hat. Dagegen kennt aber Zoroaster sehr wohl eine Entrückung der Seele zum Himmel unmittelbar oder vielmehr am dritten Tage nach dem Tode, wie sich dieß aus mehreren Stellen darthun läßt.

Ref. hat absichtlich nur solche Sätze aus der parsischen Lehre aufgezählt, in denen er durch seine Studien über die Texte des Zendavesta zu Ansichten geführt worden ist, welche auch von anderen Gelehrten getheilt werden und ausführlicher bewiesen worden sind, ohne daß jedoch diese höchst wichtigen Forschungen, wie es scheint, dem Hrn. Vf. bekannt geworden sind. Manches könnte Ref. noch aus seinen eignen Studien hinzufügen; doch würden solche Erörterungen theils für eine bloße Anzeige zu weitläufig, theils ohne Hinzufügung des Grundtextes und der Varianten unthunlich werden. Zum Glücke sind aber in obigen Forschungen gerade die Punkte festgestellt, aus welchen der Hr. Vf. Hauptstützen zu seinen folgenden Entwicklungen zu machen beabsichtigt. — Die Noten, welche für sich ein Buch bilden, würden zu mancher Bemerkung Anlaß geben, die wir jedoch Anderen überlassen, da wir schon bey dem Texte des Werkes lange verweilt haben. — Druck und Papier sind anständig, wie es das Werk verdient; nur einen Wunsch kann Ref. nicht unterdrücken, den nämlich, daß die in dem Werke gebrauchten Zendtypen zum letzten Male angewandt werden möchten. Wir behaupten zuversichtlich, daß auch solche, welche sich andauernd mit den Zendhandschriften oder anderem Drucke beschäftigt haben, nicht im Stande seyn werden, die Geltung einzelner Zeichen wie ç, h, d etc. zu erkennen. — Wir scheiden übrigens mit vollkommener Achtung von dem Werke des Hrn. Verf., dem man das Zeugniß reicher Studien und eines ernsten Strebens nach einem schönen Zwecke geben darf.

Friedrich Spiegel.



Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Januar.

Nro. 20. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Peru. Reiseskizzen aus den Jahren 1838 — 1842 von J. J. Tschudi.

(Fortsetzung.)

Die vormals so starke, durch ihre mächtigen Wälle, ihre Mauern, ihre Gräben, die sich vom Meere aus füllen ließen, geschützte, durch ihr furchtbares Geschütz kräftig vertheidigte Festung Callao steht jetzt großentheils nur als stattliche Ruine da. In ihr hielt der spanische General Rodil zur Zeit des Kampfes um die Unabhängigkeit eine anderthalbjährige Belagerung aus; während bereits das ganze spanische Südamerika zur republikanischen Verfassung gelangt war, hielt sich noch allein auf diesem Castell die königlich spanische Flagge. Leider kann man nicht sagen, daß jener General aus Patriotismus und lobenswürdiger Tapferkeit den ungleichen Kampf gegen Lord Cochranes Geschwader und gegen des General Bartolome Salom Landtruppen geführt habe, sondern sein sehr hartnäckiger Widerstand gieng aus sehr unlautern Absichten hervor. Zu ihm in die Festung hatten sich gegen 4000 Spanier, großentheils aus den ansehnlichsten und reichsten Familien des Landes, mit all ihrem baaren Gelde und ihrer Kostbarkeiten geflüchtet. Rodil sahe ruhig dem steigenden Mangel in der umlagerten Festung zu. Als aber Alles, was zum Genuß taugte: Pferde, Esel, Maulthiere sammt dem Brode verzehrt und selbst die Ratten selten geworden waren, da that er seine zusammengescharrten Vorräthe auf, ließ sich alle Lebensmittel in einem solchen Verhältniß bezahlen, daß er z. B. für ein Huhn 12 bis 16 Louisdor nahm, und die Reichen, um nicht zu verhungern, wogen ihm willig ihre Goldstangen dar; die Armen waren verhungert oder er hatte sie, wie einstmals 400 Frauen, aus der Festung hinaus jagen lassen. Von den 4000, die sich in seinen Schutz begaben, überlebten nur 200 die Belagerung. Er selbst, der General, nachdem er die ausgehungerte Festung, in deren Mauern nur die 400 Kanonen für die Sieger von Werth waren, unter ehrenvollen Bedingungen übergeben, schiffte sich mit den Schätzen, die er den Verhungerten und Hungernden abgenommen, nach Spanien ein, wo er als Lohn für seine „Tapferkeit" zur Stelle eines Generalcommandanten der Garde-Infanterie befördert wurde.

Auch zu der Zeit, als Tschudi hier war, befand sich die Festung, die seitdem öfters der Herd von Meutereyen und als solcher mehrmalen zerstört und wieder aufgebaut worden war, in einem Zustand der Belagerung. Republikanische Peruaner und Chilener, jene als Belagerte, diese als Belagerer, standen jetzt einander gegenüber. Freylich waren weder der Angriff noch die Vertheidigung von solcher Bedeutung und kräftiger Art als zu den Zeiten des sogenannten Freyheitskrieges, denn die Festung zählte nur noch 80 eigentliche Kanonen, welche so schlecht bedient waren, daß ihre Kugeln meist über die feindlichen Schiffe hinwegflogen, während sie die neutralen in Gefahr setzten, so daß die Befehlshaber der letzteren der peruanischen Artillerie zuweilen ein Schweigen auferlegten, welches diese, der fremden Uebermacht gegenüber, sich gefallen lassen mußte.

Von dem Verdeck des Schiffes, auf welchem unser Reisender verweilte, so wie von jedem freyen

Punkt am Strande, konnte man die Thürme und Kirchen der vormals königlichen Hauptstadt Lima sehen, die nur 2 Leguas (gegen 3 Stunden Weges) von Callao entfernt liegt. Hinter ihr erheben sich in riesenhafter Form die Bergreihen der Cordilleren, welche mit dem üppig grünenden Vordergrund eine Landschaft bilden, der an erhabener Schönheit nur wenig andre auf Erden gleich kommen mögen. Aus dem kriegerischen Lärmen des Hafens und aus dem engen Gewahrsam des Schiffes hinweg sehnte sich der Reisende nach einem Ort des freyen Bewegens, nach dem Verweilen in den großen, weiten Räumen der Hauptstadt und ihrer Umgebung. Pferde und Wagen konnte er in diesem Augenblick nicht in Callao haben, er mußte den Weg mitten durch das Artilleriefeuer der Peruaner und das Kleingewehrfeuer der chilenischen Plänkler zu Fuß antreten. Einige Cuirassire der letzteren hatten ihn als verdächtig ergriffen; sie schleppten ihn von Vorposten zu Vorposten, bis ein junger Offizier aus ihren Händen ihn befreyte, dem er vor einigen Wochen an der Wirthstafel den Schädel nach Gall's Theorie durchmustert und ihm gesagt hatte, daß er das Organ der Mathematik in ausgezeichnetem Maaße besäße. In der Mitte des Weges von Callao nach Lima, der durch tiefen Sand führt, gewähret das Gemäuer eines verlassenen Klosters und der Innenraum einer Kapelle den einzigen schattigen Ruhepunkt; eine halbe Legua vor Lima beginnt die schöne Allee: das Werk des Marques de Osorno, eines gebornen Irländers, der sich vom Stand eines Kleinkrämers bis zu der Würde eines Vicekönigs emporgeschwungen hat. Im Schatten der Bäume sind dort, in regelmäßigen Abständen von einander, Ruheplätze angebracht; zu beyden Seiten liegen die herrlichsten, mit allen Gewächsen der Tropenzone gezierten Gärten.

Ehe wir zu des Verfassers sehr lebendiger Schilderung von Lima und seiner Umgebung übergehen, entlehnen wir zuerst seinem Werke in kurzem Auszug einen Bericht über die Vorgänge in der bedauernswürdigen sogenannten Republik, davon er selber zum großen Theil Augenzeuge war. Es ist dieses ein treues Bild der innern Zerrüttung eines Landes, in welchem nicht Gesetz noch Ordnung, sondern das niedrigste Privatinteresse von Gewalthabern die Herrschaft führt, welche, selbst von der Gesinnung und Bildung des geistig niedrigsten Pöbels, die große Masse eines grundverdorbenen Volkes zu ihren Zwecken aufzuregen wissen; eine Masse, welche wie die Meereswoge, die der Wind bewegt, jetzt der einen, dann gleich nachher einer andren ganz entgegengesetzten Richtung sich hingiebt. So schaudererregend auf der einen Seite die Züge dieses Bildes sind, so lehrreich können sie zugleich in einer Zeit werden, welche so häufig dem Fiebertraum von falscher Freyheit, von der Entbundenheit von aller göttlichen wie menschlichen Ordnung dahingegeben ist.

An der Spitze jener Expedition, welche damals (1838) die Chilenos gegen den Freystaat von Peru und Bolivia unternommen hatten, stand der vier Jahre vorher aus Peru vertriebene Präsident Gamarra, ein Mensch, der jeder edleren, besseren Gesinnung unfähig, nur von Privatrache, Herrschsucht und niedrem Eigennutz zu all seinen Unternehmungen getrieben wurde. Ihm gegenüber stand als Protector der Conföderation von Peru und von Bolivia der Präsident Santa Cruz, ein Bolivianer, unter den damaligen Gewalthabern der südamerikanischen Freystaaten einer der besseren und verständigsten. Er hatte durch seine Einrichtungen die Einkünfte des Landes, den Wohlstand des Handels gehoben, hatte für innere Ordnung und Ruhe gesorgt und durch seine Mäßigung sich die Achtung der Fremden so wie des besseren Theiles der Eingebornen erworben. Zu Theilnehmern an der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten hatte der Protector in Nordperu den Marschall Riva Aguero, in Südperu den Marschall Orbegoso, beyde unter dem Titel von Präsidenten ernannt. Orbegoso mißbrauchte alsbald das in ihn gesetzte Vertrauen; er warf sich zum Machthaber von ganz Peru auf, unterstützt in seinem Unternehmen durch den General Nieto, der noch ein größerer Verräther war als sein neuer Machthaber. Denn als es in dem Augenblick der Landung von Gamarras Truppen ein leichtes gewesen wäre, diese ganze Macht der Feinde zu vernichten, weil die Pferde, wenn sie die Schiffe verlassen, gleich wie betrunken und zum Dienste untauglich sind, während die Artillerie noch an Bord, die Infanterie noch in Un-

ordnung ist, widersetzte er sich diesem Plane des erfahrenen Bolivianer Generals Necochea und gieng bald nachher mit seiner ganzen Cavallerie, mitten in einer entscheidenden Schlacht, zu den Feinden über. Gamarra zog als Sieger in Lima ein, verjagte die besten, der Ordnung und dem Frieden geneigten Männer aus der Stadt, schrieb eine Contribution von 4 Millionen spanischen Thalern aus, und machte Miene, sich auch der in der Douane von Callao gelegenen Güter und Kaufmannswaaren der fremden Handelshäuser, so wie des Eigenthumes der Fremden in der Hauptstadt zu bemächtigen, als der Commandant der englischen im Hafen liegenden Kriegsschiffe dadurch, daß er die kleine chilenische Flotte in Blokadezustand versetzte, für das Recht der Fremden den Ausschlag gab. Indeß hatte Nieto einen neuen Verrath geübt. Er, wenige Wochen vorher noch im Dienst des Protectors, dann Parteygänger des Orbegoso, dann, diesen verlassend, des Gamarra, warf sich jetzt selber zum Machthaber von Nordperu auf.

Der größere Theil der Fremden in Lima gehörte zu den Anhängern des Santa Cruz, unter welchem sie doch Ruhe und Sicherheit genossen. Gamarras Anhänger wußten dieß, sie suchten die Hefe des Volkes, vor allem die Neger und Zambos (Abkömmlinge von Negern und Mulatten) zu blinder Wuth aufzureizen. In öffentlichen Blättern so wie in gedruckten und geschriebenen Anschlägen wurden die Einwohner der Stadt aufgefordert, sich von diesen Fremden, welche den Handel und die Reichthümer des Landes an sich reißen, durch Wiederholung einer Bartholomäusnacht oder einer sizilianischen Vesper zu befreyen. Die Fremden versahen sich mit Waffen, sie wollten wenigstens ihr Leben theuer verkaufen; der aufgewiegelte, laut tobende Pöbel erwartete vergeblich das Zeichen zum Beginn des Blutbades; die Furcht vor den Kanonen der fremden, an der nahen Küste gelegenen Kriegsschiffe hielt Gamarras Partey im Zaum, bis nach etlichen Wochen abermals Santa Cruz an der Spitze eines kleinen, tapfern Heeres der Bolivianer die Feinde aus Lima verscheuchte und mit Jubel in der geängstigten Stadt empfangen wurde. Aber auch die Dauer dieser seiner zweyten Herrschaft war nur sehr kurz. Verrätherey und Empörungen erhoben sich, durch Männer angeregt und geleitet, davon keiner sonst dem andern traute, weil jeder nur für sich selber nach Herrschaft und Reichthümern strebte, die aber dann, wenn es galt einen geistig überlegenen, besseren Mann, als sie waren, zu stürzen, alle einig waren. Seine Generale waren uneins, ein Theil des kleinen Heeres durch übertreibende Gerüchte von der Macht der fernen wie nahen Feinde entmuthigt; die Chilenos besiegten ihn in einer Schlacht, Gamarra zog abermals in Lima ein.

An all solchen Zerrüttungen des innern Friedens sind die entarteten Offiziere schuld. Wenn einer von diesen zum Rang eines Obristen gelangt ist, will er auch Machthaber seyn, nicht zunächst um der Herrschaft willen, sondern um Gelegenheit zu haben Contributionen auszuschreiben und Reichthümer für sich zu sammlen, während die gemeinen Soldaten in Hunger darben. Und dennoch wären diese vielleicht vor allen Soldaten der südamerikanischen Staaten einer besseren Behandlung werth. Ganz besonders gilt dieß von den Gebirgsindianern, aus denen zum großen Theil die peruanische Infanterie besteht. Diese sind gehorsam und tapfer, zum Ertragen aller Entbehrungen und Beschwerden willig und geschickt. Man weiß, daß einzelne Bataillone dieser Leute, im Lauf der Füsse mit ihren berittenen Offizieren wetteifernd, einen ununterbrochenen Marsch von 10 bis 12 deutschen Meilen gemacht und am Ende desselben die Feinde geschlagen haben. Doch muß diese ihren Führern, wenn solche nur einigermaßen menschlich sind, kindlich treu ergebene Schaar tapfere Offiziere haben; diesen folgen sie blindlings in die größten Gefahren und halten bis zum letzten Mann aus, während sie, wenn ihr Anführer feig entflieht, alsbald die Waffen wegwerfen und selbst entfliehen.

(Fortsetzung folgt.)

The life of the Right-Honourable George Canning by Robert Bell. London 1846. 368 S. 8.

Georg Canning, dessen Hintritt vor zwanzig Jahren, bald nachdem er den ersten Platz in dem engli-

schen Ministerium eingenommen, durch ganz Europa eine so weit reichende Theilnahme, wie nur selten ein anderer Todesfall, gefunden hat, war der Sohn eines Advocaten zu London, der, anstatt seinem Berufe nachzugehen, vielerley unglücklich trieb und bey seinem frühen Tode Frau und Kind in tiefster Armuth hinterließ. Die Frau wußte sich nicht anders als damit zu helfen, daß sie Schauspielerin wurde. Sie verehlichte sich bald darauf mit einem Mitgliede der wandernden Bühne, von der sie aufgenommen war. Der Stiefvater, ein lasterhafter Mann, wäre das Verderben des Knaben geworden, hätte sich nicht ein anderer Schauspieler, Namens Moody, seiner angenommen. Dieser schrieb an Canning's Oheim, einen Londoner Kaufmann, der Knabe, damals acht Jahre alt, zeige die herrlichste Anlage, sey aber auf dem Wege zum Galgen, wenn er bey dem Stiefvater bleibe. Auf das Zureden anderer Verwandten entschloß sich der Oheim, der sich einzumischen Anfangs nicht geneigt war, seinen Neffen abzufordern und einer Landschule zu übergeben, deren Vorsteher in hoher Achtung, zugleich aber in dem Rufe furchtbarer Strenge stand. Canning bewahrte ihm nur Dankbarkeit und bezeugte sie ihm in der Folge, als erster Minister, damit, daß er ihn zum Domherrn in Winchester machte. Trefflich vorbereitet kam er nach einigen Jahren auf die berühmte Mittelschule Eton. Schon da erregten seine glänzenden Gaben, die er namentlich durch gehaltvolle Beyträge zu einer Zeitschrift nach Art von Addison's Zuschauer bewährte, viel Aufmerksamkeit; noch weit mehr auf der hohen Schule Oxford, wo er, eine große Auszeichnung, durch ein Gedicht: Iter ad Meccam, den ersten Preis in der lateinischen Poesie davon trug. Dort schloß er auch bedeutende Freundschaften für das ganze Leben.

Als er seine Studien beendigt hatte, trat er zu London in eine der für Rechts-Schulen geltenden Innungen von Rechtsgelehrten, um sich zum Sachwalter auszubilden. Geübt in Rede und Gegen-Rede schon von Eton her, wo begabte Jünglinge mit viel Geschick und Feuer Parlament zu spielen pflegten, war er willkommen in einer der zahlreichen Abend-Gesellschaften, wo die großen Fragen der Zeit auf das freyeste besprochen wurden. Es war nicht die berüchtigte Gesellschaft, die sich „Freunde des Volkes“ nannte; (diese mied er, obgleich dringend eingeladen;) aber doch eine von denen, welche die Maßregeln der Regierung, besonders gegen das Umgreifen revolutionärer Lehren, scharfem Tadel unterwarfen. Canning, den die Häupter der Opposition im Unterhause bereits kennen und so schätzen gelernt hatten, daß ihm schon ein Sitz an ihrer Seite zugedacht war, schien der Richtung, welche diese nahmen, zu folgen. Seine Reden in der Abend-Gesellschaft machten großes Aufsehen und begründeten die Erwartung, er würde einst als der entschiedenste Gegner Pitt's auftreten. Eines Tages bekam er von einem Manne, den er nur wenig kannte, eine Zuschrift, worin sich dieser auf den folgenden Morgen zu einem Besuche wegen einer höchst wichtigen Sache anmeldete. Dieser Mann, ein Schriftsteller, Namens Godwin, stand bey seiner Parthey damals in großem Ansehen. Alsbald nach seinem Eintritt ergoß er sich, wie gegen einen Gleichgesinnten, in den heftigsten Ausdrücken über die Bande, die von einer verdorbenen Regierung dem Volke angelegt worden seyen; aber diese Bande zu brechen sey das Volk entschlossen und bereit; der Tag nahe, der entscheiden werde; und zum Anführer des Aufstandes berufe allgemeines Vertrauen — Canning. Die Eröffnung that eine ganz andere Wirkung als der Mann erwartete. Nachdem Canning sich desselben mit einer unbestimmten Antwort entledigt hatte, zog er die Vorstellung in Betrachtung, welche von ihm Leute hegten, deren auf die Umkehrung der Staatsordnung gerichtete Absicht ihm jetzt erst kund geworden war. Mit Abscheu wendete er sich davon ab und faßte schnell den Entschluß, der Regierung seine Kraft zu widmen. Pitt nahm ihn freundlich auf und verschaffte ihm, der noch nicht das vier und zwanzigste Jahr zurückgelegt hatte, einen Sitz im Unterhause.

Von da an ist seine Laufbahn bekannt genug und Neues darüber findet sich in vorliegendem Buche nicht. Doch will Ref. daraus noch zwey minder bekannte Züge ausheben. Canning's Mutter blieb noch lange, nachdem sie von ihrem unwürdigen Gatten sich getrennt hatte, Schauspielerin; sobald aber ihr Sohn zu eigenen Mitteln kam, wandte er diese dazu an, daß er ihren Unterhalt sicher stellte. Er war ihr so zärtlich ergeben, daß er jede Woche bis an ihren Tod, der dem seinigen nur um wenige Monate vorherging, einen Brief an sie absandte. Canning's zahlreiche Reden sind, wie in dem englischen Parlamente alle, aus dem Stegreife; wurden sie aber nach den Aufzeichnungen der Schnellschreiber gedruckt, so feilte er daran mit einer für die Drucker lästigen Sorgfalt; oft fanden sie es leichter, einen ganz neuen Satz zu machen, als in den alten die Menge der Abänderungen, die er angab, aufzunehmen. Ursache war sein feiner und strenger Geschmack, den er, vornehmlich durch nie aufgegebenes Lesen der großen Alten, immer frisch erhielt.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Januar.

Nro. 21. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1846.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

A. E. Egger, Latini sermonis vetustioris reliquiae selectae. Par. 1843.

Q. Fl. Horatius, Epistola ad Pisones ed. P. Hofman Peerlkamp. Leidae 1845.

M. T. Cicero, Paradoxa, ed. G. Moser. Goetting. 1846.

M. T. Ciceronis opera quae supersunt omnia ex rec. J. C. Orellii. Editio altera emendatior. Curavit J. C. Orellius et J. G. Baiterus. T. 1. 2. Turici 1845.

C. Cornel. Taciti Opera quae supersunt ad fidem Codicum Mediceorum ab J. G. Baitero denuo excussorum, rec. J. C. Orellius. Vol. I. Turici 1846.

Cosmographie d'Ethicus, trad. en Français par L. Baudet. Par. 1843.

Ahron ben Ascher, Konters hamassoneth, herausg. von Leop. Dukes. Tübingen 1846.

Araham Aben Esra, Ki Nechoscheth. Königsberg 1845.

Aabu Zskariya Yahya El-Nawawi, The biographical dictionary, ed. by F. Wüstenfeld. P. VII. VIII. Gotting. 1845.

Vajasaneya-Sanhitae. Specimen cum commentario primus edidit Dr. A. Weber. Bresl. 1846.

J. Gregg, Karawanenzüge durch die westlichen Prairien und Wanderungen in Nord-Mejico. Th. 1. 2. Dresden 1845.

Th. Mügge, Streifzüge in Schleswig-Holstein und im Norden der Elbe. Bd. 1. 2. Frankfurt 1846.

Ch. de L'Escalopier, Notice sur un manuscrit intitulé: Annales mundi ad annum 1264. Par. 1843.

E. Gerhard, Ueber Venusidole. Berl. 1845.

M. H. E. Meier, Die Privatschiedrichter und die öffentlichen Diäteten Athens so wie die Austrägalgerichte in den griechischen Staaten des Alterthums. Halle 1846.

L. Lacroix, Recherches sur la religion des Romains d'après les Fastes d'Ovide. Par. 1846.

Dr. M. J. Henry, L'Egypte pharaonique ou histoire des institutions des Egyptiens sous leurs rois nationaux. Vol. 1. 2. Par. 1846.

Monumenti inediti publicati dall' instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1844. Fasc. 1. 2. Roma.

Annali dell' instituto di correspondenza archeologica. Vol. 16. Roma 1844.

P. C. F. Daunou, Cours d'études historiques. T. 13 — 14. Par. 1846.

A. Ranieri, Prolegomeni di una introduzione allo studio della scienza storica. Firenze 1844.

H. Schuermans, Histoire de la lutte entre les patriciens et la plébe à Rome depuis l'abolition de la royauté jusqu'à la loi Licinia. Bruxelles 1845.

M. Mignet, Antonio Perez et Philippe II. Paris 1846.

Bened. Varchi, Storia Fiorentina. Vol. 1—5. Milano 1803.

Nic. Corcia, Storia delle due Sicilie dall' antichità più remota al 1789. Fasc. 20—24. Neap. 1845.

Archivio storico italiano. Disp. 17. Narrazioni e documenti sulla storia del regno di Napoli dall' anno 1522 al 1667 raccolta da Fr. Palermo. Firenze 1846.

M. A. v. Bethmann-Hollweg, Ursprung der lombardischen Städtefreyheit. Bonn 1846.

Ludw. von Simonni, Geschichte des Lombardisch-Venetianischen Königreichs (von 1300 vor Chr. Geb. bis 1402 nach Chr. G.). Mailand 1846.

J. H. Schnitzler, Statistique génénerale méthodique et complète de la France, comparée aux autres grandes puissances de l'Europe. Vol. 1 — 4. Par. 1846.

Th. Gautier, Précis de l'histoire de la ville de Gap. Gap. 1844.

C. A. Moët, Antiquités de Noyon. Rennes 1845.

Almanach royal et national pour l'an 1846. Paris 1846.

A. Gérard, Quinze ans de la vie de Marie-Thérese de France fille de Louis XVI. Par. 1846.

Baudin et Moutte t, Histoire de Louis Philippe I., Roi des Français. Livr. 1 — 21. Par. 1846.

Des Allemands. Par un français. Par. 1846.

Dr. Th. Jos. Lacomblet, Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins. Bd. 2. von dem Jahre 1201 — 1300. Düsseldorf 1846.

J. G. Eben, Versuch einer Geschichte der Stadt Ravensburg. Bd. 1. 2. Ravensburg 1835.

H. F. Maßmann, Der Egsterstein in Westfalen. Weimar 1846.

U. Fr. Ch. Manecke, Beschreibung der Stadt Lüneburg. Hannover 1846.

Fr. Krügelstein, Nachrichten von der Stadt Ohrdruf und deren nächsten Umgebung. Heft. 1. 2. Gotha 1846.

K. Klunzinger, Geschichte der Stadt Lauffen am Neckar. Stuttg. 1846.

Dr. E. Huhn, Quellen der badischen Geschichte. I. Chronicon Meissenheimense. Heidelb. 1844.

F. J. Mone, Quellensammlung der badischen Landesgeschichte. Bd. I. Lief. 1. Karlsruhe 1845.

A. M. Meyner, Geschichte der Stadt Wittenberg aus archivalischen Quellen geschöpft. Wittenberg 1846.

G. v. Velsen, Die Stadt Cleve. Cleve 1846.

Das Herzogthum Salzburg und seine Angränzungen. Heft 1 — 3. Salzburg 1846.

Dr. G. N. Schnabel, Statistik der landwirthschaftlichen Industrie Böhmens. Prag 1846.

Ursprung und Schicksale der ehemaligen berühmten Wallfahrt auf der Waldrast in Tyrol. Innsbruck 1846.

Dr. E. Helwing, Geschichte des brandenb. preußischen Staates und Zeitalter des großen Kurfürsten. Lemgo 1846.

W. Dieterici, Neueste Uebersicht der Bodenfläche, der Bevölkerung rc. des preußischen Staates. Berlin 1846.

Aug. Boeckh, Ueber Friedrichs des Großen classische Studien. Berlin 1846.

Dr. C. A. W. Kruse, Preußens Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Elberfeld 1845.

Chr. S. Ulrich, Beschreibung der Stadt Wriezen. Berlin 1830.

Fr. Tschischka, Geschichte der Stadt Wien. Lief. 1 — 9. Stuttg. 1846.

J. Schöller, Statistik der Stadt Passau. Passau 1846.

H. v. Pechmann, Der Ludwigs-Canal. Nürnberg 1846.

Zeuß, Die freye Reichsstadt Speier vor ihrer Zerstörung. Speier 1843.

J. Fazy, Essai d'un précis de l'histoire de la république de Genève. T. I. Genève 1838.

Beyträge zur Geschichte der Literatur vorzüglich aus den Archiven und Bibliotheken des Kantons Aarau. Herausg. von Dr. H. Kurz und Pl. Weissenbach. Bd. I. 1. Aarau 1846.

L. P. Gachard, Collection de documents inédits concernant l'histoire de la Belgique. Vol. 1 — 3. Bruxelles 1835.

Th. Juste, Histoire de la révolution Belge de 1790. Vol. 1 — 3. Bruxelles 1846.

J. Logan, The Clans of Scottland. Part 16 — 19. London 1846.

Journals of the Lords. Vol. 68 — 77. Session 1836 — 1845. London.

Th. Campbell Foster, Letters on the condition of the people of Ireland. London 1846.

Th. Carlyle, Oliver Cromwell's letters and speeches, with elucidations. Vol. 1 — 3. London 1846.

E. G. Geijer, Des Königs Gustav III. nachgelassene Papiere. Th. 3. Abth. 2. Schluß des Werkes. Hamburg 1846.

J. G. Kohl, Die Marschen und Inseln Schleswig und Holstein. Th. 1 — 3. Dresden 1846.

P. Tham, Göthiska Monumenter. Stockholm 1794.

Dr. Fr. Kruse, Urgeschichte des Esthnischen Volksstam-

mes und der K. Ruſſ. Oſtſeeprovinzen Liv-, Eſth- und Curland. Moskau 1846.

J. A. Buchon, Histoire des conquêtes et de l'établissement des Français dans les états de l'ancienne Grèce sous les Villehardouin à la suite de la quatrième croisade. T. I. Par. 1846.

Wilh. Richter, Serbiens Zuſtände unter dem Fürſten Miloſch bis zu deſſen Regierungs-Entſagung im Jahre 1839. Leipzig 1840.

Documens sur l'histoire, la géographie et le commerce de la partie occidentale de Madagascar, recueillis et rédigés par M. Guillain. Paris 1845.

M. de Chavannes de la Giraudière, Les Chinois pendant une période de 1458 années. Tours 1846.

History of the Punjab and of the rise, progress and present condition of the sect and nation of the Sikhs. Vol. 1. 2. Lond. 1846.

K. D. Fr. v. Schütz, Texas. Wiesbaden 1846.

Dr. J. M. Joſt, Neuere Geſchichte der Iſraeliten von 1815 — 1845. Abth. 2. Berlin 1847.

M. Flourens, Eloge historique d'Aubert-Aubert Du Petit-Thouars. Par. 1846.

Reuß, Walther von der Vogelweide. Würzburg 1843.

G. E. Guhrauer, Nachträge zu der Biographie Gottfr. Wilh. Frhr. von Leibnitz. Breslau 1846.

Graf C. D. v. Blücher-Altona. Das Leben desſelben in ſeinen Hauptmomenten dargeſtellt. Altona 1846.

C. de Merode-Westerloo, Mémoires. Vol. 1. 2. Bruxelles 1840.

Dr. G. Jäger, Ehrengedächtniß des K. Württembergiſchen Staatsraths von Kielmeyer. Bonn 1845.

W. von Rahden, Wanderungen eines alten Soldaten. Th. 1. Befreiungskrieg von 1813 — 1815. Berlin 1846.

Syl. Poggioli, Simple récit des négociations infructueuses qui ont précédé l'évasion de Napoleon-Louis Bonaparte. Par. 1846.

K. H. F. Pölitz, Dr. Fr. v. Reinhard nach ſeinem Leben und Wirken. Th. 1. 2. Leipz. 1813 — 15.

R. Wolf, Johannes Geßner, der Freund und Zeitgenoſſe von Haller und Linné. Zürich 1846.

W. N. Welsby, Lives of eminent English Judges of the 17 and 18 centuries. Lond. 1846.

Galileo Galilei, Le opere. Vol. V. p. 1. Firenze 1846.

Dr. Fr. Hecht, Lehrbuch der Markſcheidekunſt. Freiberg 1829.

M. A. Stern, Combinatoriſche Bemerkungen. Göttingen 1846.

El. Wartmann, Mémoire sur deux balances à réflexion et sur quelques recherches auxquelles on peut les employer. Genève 1841.

F. Geier und R. Görtz, Denkmale romaniſcher Baukunſt am Rhein. Lief. 1. Frankf. 1846.

A. L. Crelle, Einige techniſche Nachrichten von den Entwürfen zur Verbindung des Mittelmeeres mit dem rothen Meere bey Suez und des Atlant. Meeres mit dem ſtillen Meere bey Panama. Berlin 1846.

Dr. Reinhold, Hiſtoriſch-hydrographiſche Nachrichten von den Häfen und andern Schifffahrtsanſtalten in Oſtfriesland. Berlin 1846.

C. L. E. von Littrow, Annalen der k. k. Sternwarte in Wien. Neue Folge. Bd. 5. 6. Wien 1846.

B. Goldſchmidt, Unterſuchungen über die magnetiſche Declination in Göttingen. Göttingen 1846.

G. Biſchof, Lehrbuch der chemiſchen und phyſikaliſchen Geologie. Bd. I. 1. Bonn 1846.

J. W. Lubbock, On the heat of vapours. Lond. 1845.

A. Perrey, Mémoire sur les tremblements de terre ressentis dans le bassin du Rhône. Lyon 1845.

C. Löwig, Chemie der organiſchen Verbindungen. 2te Aufl. Bd. 1. 2. Zürich 1845 — 46.

L. Agassiz, Nomenclator Zoologicus. Fasc. 9 — 11. Soloduri 1846.

— —, Iconographie des Coquilles tertiaires. Neuchatel 1845.

Van Beneden, Recherches sur l'anatomie, la physiologie et l'embryogénie des Bryozoaires qui habitent la côte d'Ostende. Bruxelles 1845.

Gugl. Gasparrini, Nuove ricerche sulla struttura dei Cistomi. Napoli 1844.

Dr. H. Hoffmann, Schilderung der deutſchen Pflanzenfamilien vom botaniſch-deſcriptiven und phyſiologiſch-chemiſchen Standpunkte. Gießen 1846.

L. Secretan, Mycographie Suisse. T. 1 — 3. Genève 1833.

Dr. F. Unger, Grundzüge der Anatomie und Phyſiologie der Pflanzen. Wien 1846.

Dr. E. Beyrich, Unterſuchungen über die Trilobiten. Berlin 1846.

Chr. G. Giebel, Beſchreibung und Abbildung zweyer in den Gypsbrüchen des Seveckenberges bey Quedlinburg ausgegrabenen coloſſalen Rhinoceros-Schädel. Merſeburg 1846.

C. Fr. H. Credner, Ueber den Bau der Erde. Gotha 1846.

Dr. Bernh. Cotta, Grundriß der Geognosie und Geologie. Dresden 1846.

J. G. Kurr, Beyträge zur fossilen Flora der Juraformation Württembergs. Stuttg. 1846.

F. X. M. Zippe, Anleitung zur Gestein- und Bodenkunde. Prag 1846.

Dr. F. X. Hlubeck, Die Landwirthschaftslehre. Bd. 2. Lief. 2 — 10. Schluß. Wien 1847.

Amtlicher Bericht über die im Jahre 1845 zu Breslau abgehaltene neunte Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe. Breslau 1846.

R. André, Darstellung der vorzügl. landwirthschaftlichen Verhältnisse. 5. verb. Aufl. Prag 1846.

K. Fr. Schenk, Der Wiesenbau in seinem ganzen Umfange insbesonders der Kunstwiesenbau des Siegener Landes. Siegen 1846.

Vict. Schölcher, L'Egypte en 1845. Par. 1846.

Al. Barba, Arte de los metales en que en enseña el verdadero beneficio de los de oro y plata por azogue. Mad. 1729.

F. Restelli, Dell' influenza delle associazioni industriali e commerciali sulla prosperità pubblica e dei più congrui mezzi per tutelarle. Preisschrift. Milano 1845.

Mongalvy et Germain, Analyse raisonnée du Code de commerce. T. 1. 2. Par. 1824.

G. E. Schulze, Psychische Anthropologie. 3. Aufl. Götting. 1826.

Fr. C. Zimmermann, Das Leben des Menschen in aufsteigender Linie. Wien 1821.

Dr. P. Volkmuth, Wissenschaft der empirischen Psychologie in genetischer Entwicklung. Trier 1846.

B. S. Ingemann, Grundtraeck til En Nord-Slavisk og Vendisk Gudelaere. In dbydelsesskrift. Kjöbenhavn 1824.

Th. Wrigt, St. Patrick's Purgatory: an essay on the legends of Purgatory, Hell and Paradise, current during the middle ages. Lond. 1844.

C. Otto, Leitfaden der Mnemotechnik. Stuttg. 1846.

J. Kay, The Education of the Poor in England and Europe. Lond. 1846.

Dr. A. F. C. Vilmar, Schulreden über Fragen der Zeit. Marburg 1846.

Dr. G. Schilling, Leibniz als Denker. Leipzig 1846.

Dr. F. Lott, Zur Logik. Göttingen 1845.

J. A. Hartung, Lehren der Alten über die Dichtkunst. Hamburg 1846.

Rügelieder der Troubadours gegen Rom und die Hierarchie. Original und deutsche Uebersetzung von Dr. E. Brinckmeier. Halle 1846.

J. M. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen. Bd. 2. 1. Berlin 1846.

N. Martin, Les poëtes contemporains de l'Allemagne. Par. 1846.

Doktor Johannes Faust. Puppenspiel in 5 Aufzügen. Hergestellt von K. Simrock.

E. Tegnér, Frithiofssage. Herausg. von Gottfr. von Leinburg. Urschrift und Uebertragung in Prosa. Frankf. 1846.

Wocel, Labyrint slawy. Des Ruhmes Labyrinth. Prag 1846.

Lettres inédites des Feuquières, tirées des papiers de famille de Mad. la Duchesse Decazes et publiées par Et. Gallois. T. 3. 4. Par. 1846.

Dr. J. J. Ebers und Dr. A. Kahlert, Briefe von Göthe und dessen Mutter an Fr. Frhrn. v. Stein. Leipzig 1846.

Briefe Josephs II. 3. Aufl. Leipzig 1846.

J. Niederer's Briefe von 1797 — 1803 an seinen Freund Tobler. Genf 1845.

Th. Bangius, Phosphorus inscriptionis hierosymbolicae augusta coronae regis Friderici III. Hauniae 1648.

Michelangelo Gualandi, Nuova raccolta di lettere sulla pittura, scultura ed architettura scritte da più celebri personaggi del secoli XV. à XIX. Vol. II. Bologna 1845.

Dr. J. Ch. M. Augusti, Beyträge zur christlichen Kunstgeschichte und Liturgik, herausg. von Dr. C. J. Nitzsch. Leipzig 1846.

J. Michelet, Le peuple. Paris 1846.

Dr. R. Wagner, Lehrbuch der speciellen Physiologie. 3. verb. Aufl. Leipzig 1846.

Dr. Fr. Groos, Ueber das Wesen der Seelenstörungen. Heidelb. 1827.

Dr. G. Fr. B. Adelmann, Beyträge zur medicinischen und chirurgischen Heilkunde. Bd. 1. 2. Marburg 1840.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Januar.

Nro. 22. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Uebersicht
der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Viertes Quartal. October — December 1846.

Dozy, Dictionnaire détaillé des noms des vêtements chez les Arabes. Amsterd. 1845. — Journ. asiat. 1846. Oct.

Forbes (Duncan), A grammar of the Hindûstânî language. Lond. 1846. — Ebendas.

Wey, Remarques sur la langue française au XIX siècle. 2 Vols. Par. 1845. — Nouv. Rev. encyclop. 1846. Oct.

Théatre d'Eschyle par Fr. Robin. Paris 1846. — Ebendas.

Racine, Observations inédites sur les tragiques grecs. — Ebendas.

Histoire du Khalife abbaside Al-Mo'tassem, extraite de l'ouvrage intitulé: Traité de la conduite des rois et histoire des dynasties musulmanes, par Mohammed-ben-Ali-ben-Thaba-théba, connu sous le nom d'Ibn-Thafthafa; traduite en français par Cherbonneau. — Journ. asiat. 1846. Oct.

Der Frühlingsgarten ou le Beharistan de Djami. Texte persan, traduit par le baron de Schlechta-Wessehrd. Vienne 1846. (Livr. III.) — Ebendas.

Rochet, Manuel, pratique de la langue chinoise vulgaire. Paris 1846. — Ebendas.

Bland, Lettre au sujet du véritable auteur du Dabistan. — Ebendas.

Reinaud, Relation des voyages faits par les Arabes et les Persans dans l'Inde et à la Chine, dans le IX. siècle de l'ère chrétienne. Texte arabe imprimé en 1811 par les soins de feu Langlès etc. Paris, 1845. 2 Vols. — Journ. des Sav. 1846. Nov.

Didron, Promenade en Angleterre. — Annal. archéol. T. V. Livr. 5

Gueyton, Excursion en Belgique et sur les bords du Rhin. — Ebendas. Dec.

Santarem, Notes sur la veritable date des instructions données à un des premiers capitaines qui sont allés dans l'Inde, après Cabral, publiées dans les Annales maritimes de Lisbonne. Cah. no. 7 de 1845. — Bull. de la Soc. de géogr. 1846. Sept.

Jomard, Traversée du desert de Nubie. — Ebendaselbst.

Fresnel, Inscriptions trilingues trouvées en Mai 1846 à Lebdah (Leptis Magna) dans la régence de Tripoli, sur deux pierres calcaires etc. — Journ. asiat. 1846. Oct.

Jugement lombard rendu en l'an 762. — Bibl. de l'écoles des chartes. T. III. Livr. 1. (Sept. — Oct. 1846.)

Serradifalco, Le antichità della Sicilia. T. IV. V. Palermo 1840. 1842. — Journ. des Savans 1846. Nov.

Deloye, Des chartes lapidaires en France. — Bibl. de l'école des chart. T. III. Livr. 1. (Sept. Oct. 1846.)

Répression de désordres aux environs d'Agde. — Ebendas.

Warnkönig, Französische Staats- und Rechtsgeschichte. Basel, 1846. Ebendas.

Colombel, Des institutions de la France, considérées au double point de vue civil et politique. — Revue de droit français et étranger. T. III. Livr. 10.

Fréville, Rouen et son commerce maritime depuis Rollon jusqu'à la prise de la ville par Philippe-Auguste. — Bibl. de l'école des chart. T. III. Liv. 1. (Sept. Oct. 1846.)

Souvenir de l'empire. Un épisode du blocus continental. — Bibl. univ. 1846. No. 10. (Litt.)

Le Tyrol. Innsbruck. (Suite et fin.) — Ebendas.

Visit to the Vladika of Montenegro. — Blackw. Mag. 1846. Oct.

Boré (Eug.), Histoire des Aghovans. (Suite et fin.) — Univ. cath. 1846. Sept.

Reinaud, Extrait d'un mémoire géographique, hist. et scientif. sur l'Inde, antérieurement au milieu du XI. siècle de l'ère chrétienne, d'après les écrivains arabes, persans et chinois. — Journ. asiat. 1846. Oct.

Mallat, Les Philippines. 2 Vols. (Par. 1846.) — Bullet. de la Soc. de géogr. 1846. Sept.

Bancroft, Histoire des Etats - Unis. (3 art.) — Bibl. univ. (Litt.) 1846. No. 10.

Wailly, Notice sur Guillaume Guiart. — Bibl. de l'école des chartes. T. III. Livr. 1. (Sept. Oct. 1846.)

Titres concernant Raimond du Temple, architecte du roi Charles V. — Ebendas.

L'abbé Coyer. — Bibl. univ. (Litt.) 1846. No. 10.

Clinchamp, Notices biographiques et littéraires sur Jacques Tahureau (poëte du XVI. siécle). — Bulletin du Bibliophile 1846. Sept.

La Roquette, Notice nécrologique sur M. Eyriès. — Bull. de la Soc. de géogr. 1846. Sept.

Histoire littéraire de Fénélon, ou revue hist. et analyt. de ses oeuvres. Par. 1845. — Corresp. T. XVI. Livr. 21.

Carné (L. de), Suger. — Ebendas.

Faugère, Notice sur Turgot. — Ebendas. Livr. 22.

Marlborough's dispatches. 1710 — 1711. — Blackw. Mag. 1846. Nov. Dec.

Mohan Lal, The life of the Amir Dost Mohammed Khan of Kabul. Lond. 1846. — Ebendas.

Flottes, Etudes sur Pascal. Montpellier 1846. Nouv. Rev. encyclop. 1846. Oct.

Voltaire et Rousseau — par Henri Lord Brougham. — Ebendas.

Mignet, Antonio Perez et Philippe II. 2. éd. Par. 1846. — Ebendas.

Hearn, On the composition and resolution of forces. — Phil. Mag. 1846. Oct.

Hamilton, On quaternions, or on a new system of imaginaries in algebra. (Cont.) — Ebendas.

Biot, Sur la planète nouvellement découverte par Le Verrier, comme conséquence de la théorie de l'attration. (art. 1. 2.) — Journ. des Sav. 1846. Oct. Nov.

Notice sur la découverte de la planète Le Verrier. Nouv. Rev. encyclop. 1846. Oct.

Ladame, Observations sur le passage de la neige farineuse à la neige grenue et de celle-ci à la glace compacte, suivies d'applications à la théorie des glaciers. — Bibl. univ. (Arch. des sc. nat.) 1846. No. 10.

Bravais, Observations de l'intensité du magnétisme terrestre en France, en Suisse et en Savoie. — Annal. de Chim. et de Phys. 1846. Oct.

Pilla, sur le tremblement de terre qui vient de bouleverser une partie de la Toscane. — Ebendaselbst. Nov.

Biot, Rapport sur un appareil construit par M. Ruhmkorff, pour faciliter l'exhibition des phénomènes optiques produits par les corps transparents, lorsqu'ils sont placés entre les pôles contraires d'un aimant d'une grande puissance. — Ebendas.

Daubeny, On the site of the ancient city of the Aurunci and on the volcanic phenomena which its exhibits; with some remarks on craters of elevation, on the distinctions between plutonic and volcanic rocks, and on the theories of volcanic action which are at present most in repute. — Edinb. new philos. Journ. 1846. Oct.

Escher de la Linth, On certain phenomena presented by the glaciers of Switzerland. — Ebendas.

Meikle, On the limits of the atmosphere and on compensation pendulums. — Ebendas.

Faraday, On the magnectic affection of light. (Contin.) — Phil. Mag. 1846. Oct.

Braconnot, De l'action délétère produite sur la végétation par les acides très-étendus etc. — Annal. de Chim. et de Phys. 1846. Oct.

Malaguti, Note sur l'amidon normal des toiles de chanvre. — Ebendas.

Gerhardt (Charl.), Faits pour servir à l'histoire des nitrates et des nitrites. Recherches sur les combinaisons du phosphore avec l'azote. — — Ebendas.

Bineau, Recherches sur les relations des densités de vapeurs avec les équivalents chimiques. — Ebendas.

Margueritte, Mémoire sur un nouveau procédé de dosage du fer par la voie humide. — Ebendaselbst.

Cahours, Recherches sur de nouvelles combinaisons sulfurées du méthyle et de l'éthyle. — Ebendas. Nov.

Laurent, Recherches sur les combinaisons azotées. — Ebendas.

Maumené, Note sur l'action réciproque des métaux et de l'acide sulfurique concentré. — Ebendas.

Millon, Recherches chimiques sur le mercure et sur les constitutions salines. — Ebendas.

Davy (John), Miscellaneous observations, chiefly chemical. — Edinb. new philos. Journ. 1846. Oct.

Alison, Observations on the principle of vital affinity, as illustrated by recent discoveries in organic chemistry. — Ebendas.

Anderson, On the constitution and properties of picoline, a new organic base from coal-tar. — Ebendas.

Robiquet, Recherches sur le suc d'aloès. (Suite et fin.) — Journ. de Pharm. et de Chim. 1846. Oct.

Smith, Observations sur un nouvel antidote de l'acide prussique. — Ebendas.

Girardin, Analyse de plusieurs produits d'art d'une haute antiquité. — Ebendas. Nov.

Reinsch, Sur l'ignition des fils d'archal dans l'alcool en vapeur. — Ebendas.

Malapert, Mémoire sur la saponine et sur une matière colorante propre à déceler des quantités extrêmement petites d'alcalis et d'acides. — Ebendaselbst.

Selmi, De l'action de l'iode sur le sublimé corrosif. — Ebendas.

Griffin, On the constitution of aqueous solutions of acids and alkalies. — Philos. Mag. 1846. Oct.

Muspratt and **Hofmann**, On nitraniline, a new product of decomposition of dinitro-benzole. — Ebendas.

Pictet, General considerations on the organic remains, and in particular on the insects which have been found in Amber. — Edinb. new philos. Journ. 1846. Oct.

Duméril, Eléments des sciences naturelles. Par. 1846. — Nouv. Rev. encyclop. 1846. Oct.

Selys Longchamps (Edm. de), Revision of the British Libellulidae. — Annals and Mag. of nat. hist. 1846. Oct.

Gray, On the arrangement of the hollow-horned ruminants (Bovidae). — Ebendas.

Alder and **Hancock**, Notices of some new and rare British species of Naked Mollusca. — Ebendas. Nov.

Blackwall, Descriptions of some newly discovered species of Araneidea. — Ebendas.

Sundevall, The birds of Calcutta. — Ebendas.

Thompson, Additions to the fauna of Ireland, including species new to that of Britain. — Ebendas.

Hancock, A list of shells dredged on the west coast of Davis's Strait. — Ebendas.

Nickerl, Excursions of an insect-hunter in the Carinthian highlands. — Ebendas.

Vogt, Recherches sur l'émbryogénie des mollusques gastéropodes. — Annal. des scienc. natur. (Zool.) T. VI. 1846. Juillet. Août.

Koelliker, Note sur le dévellopement des tissus chez les batraciens. — Ebendaselbst Août.

Krohn, Observations sur la génération et le développement des biphores (Salpa). — Ebendas.

Waller, Microscopic examinations of some of the principal tissues of the animal frame, as observed in the tongue of the living frog, toad etc. — Philos. Mag. 1846. Oct.

Saxby, On the discovery of footmarks in the greensand of the isle of Wight. — Ebendas.

Boussingault, Recherches sur le développement successif de la matière végétale dans la culture du froment. — Annal. des scienc. natur. (Botan.) 1846. Juillet.

Jussieu, Note sur la famille des pénaeacées. — Ebendaselbst.

Duchartre, Note sur l'hypopitys multiflora. — Ebendaselbst.

Harting, Recherches sur la nature et les causes de la maladie des pommes de terre en 1845. — Ebendas.

Dezmazières, Treizième notice sur les plantes cryptogames récemment découvertes en France etc. — Ebendas. Août.

Decaisne, Monographie du genre Pentarhaphia, et description d'un nouveau genre de plantes

appartenant à la famille des Gesnériacées. — Ebendas.

Vriese, Matériaux pour la connaissance de la flore de Sumatra. — Ebendas.

Desvaux, Quelques notions nouvelles sur les vanilles. — Ebendas.

Planchon, Description d'un genre nouveau, voisin du Cliftonia, avec des observations sur les affinités des Saurauja, des Sarracenia et du Stachyurus. — Ebendas.

Matteucci, Quelques expériences sur la respiration des plantes. — Bibl. univ. (Arch. des sc. phys. et nat.) 1846. No. 10.

Lasègue, Musée botanique de M. Benj. Delessert. Par. 1846. — Nouv. Rev. encyclop. 1846. Oct.

King, An account of some shells and other invertebrate forms found on the coast of Northumberland and of Durham. — Annals and Mag. of nat. hist. 1846. Oct.

Dana, Origin of the constituent and adventitious minerals of trap and the allied rocks. — Edinb. new philos. Journ. 1846. Oct.

Davy, On the cause of induration of some siliceous sandstones. — Ebendas.

Davy (J.), Account of a remarkable cave in the island of Barbadoes commonly called „Cole's cave.“ — Ebendas.

Maclaren, Remarks on ancient beaches near Stirling. — Ebendas.

Forbes, Eleventh letter on glaciers; addressed to Jameson. — Ebendas.

Kuhlmann, Experiences concernant la théorie des engrais. Deuxième mémoire. Resultats de 1844. — Annal. de Chim. et de Phys. 1846. Oct.

Schomburgk, On the natives of Guiana. — Edinb. new philos. Journ. 1846. Oct.

Dabas, De la déchéance de là femme et de sa réhabilitation par le christianisme. — Univ. cath. 1846. Oct.

Cherbuliez, Coup d'oeil retrospectif et prospectif sur l'organisation des sociétés européennes. — Bibl. univ. (Litt.) 1846. No. 10.

Cours de philosophie. De la méthode, par De La Haye, avec un appendice par Bonnetty. — — Univ. cath. 1846. Sept.

Cousin, Hutcheson, fondateur de l'école écossaise. (3. et 4. art.) — Journ. des Sav. 1846. Oct. Nov.

Garnier, Deux chapitres d'une philosophie. — Univ. cath. 1846. Sept.

Leibniz, Système religieux, traduit par Albert de Broglie. Par. 1846. — Correspond. T. XVI. Livr. 21.

Nicolas (Aug.), Etudes philosophiques sur le christianisme. (2. éd.) 4 Vols. Paris 1846. — Univ. cath. 1846. Oct.

Hrotsvitha, Théâtre, traduit pour la première fois en français avec le texte latin revu sur le manuscrit de Munich par Ch. Magnin. Par. 1845. — Journ. des Sav. 1846. Oct. Université cathol. 1846. Oct.

Monmerqué et Fr. Michel, Théâtre français au moyen âge. Par. 1839. (5 art.) — Journ. des Sav. 1846. Oct.

Guilhermy, Notes d'un voyage en Italie. De la sculpture et de la peinture en Italie et en France au moyen âge. — Annales archéolog. T. V. Livr. 5. (Nov. 1846.)

Cahier et Didron, La croix orientale. — Ebendas. Dec.

Didron, Mouvement archéologique. Sociétés archéologiques. Renaissance de l'art du moyen âge. — Ebendas.

Jouve, Essai sur le chant ecclésiastique. (Suite.) — Ebendas.

Voght (P. F. de), Musique du monde et musique d'église. — Rev. de Brux. T. V. Livr. 18.

Cherbuliez, Des conditions de l'ordre social. — Bibl. univ. 1846. T. III. No. 9.

Beugnot, De l'unité nationale. — Corresp. Tom. XVI. Livr. 22.

M' Culloch, A treatise on the principles and practical influence of taxation and the funding system. Lond. 1845. — Foreign quart. and Westm. Rev. 1846. Oct.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Februar.

Nro. 23. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1847.

Peru. Reiseskizzen aus den Jahren 1838 — 1842 von J. J. Tschudi.

(Fortsetzung.)

Ganz das Gegentheil von der peruanischen Infanterie ist freylich die meist aus Negern bestehende Cavallerie. Diese zeigt sich fast nur den Wehrlosen, so wie den Besiegten, den Verwundeten und Kranken gegenüber mit ihren Waffen thätig; gegen solche übt sie die unmenschlichsten Grausamkeiten, während sie in der Gefahr der Schlachten fast immer, ohne einen Schuß oder Schwertstreich zu thun, ihre Offiziere verläßt und sich zur Flucht wendet.

Bey den Armeen der Peruaner, zunächst bey dem aus Indianern bestehenden Fußvolk, finden sich fast eben so viele Frauen als Männer: die sogenannten Rabonas, welche aus treuer Anhänglichkeit ihre Männer, ihre Söhne, Brüder und Väter in den Krieg begleiten. Die Rabonas, einen Theil des Gepäckes der Ihrigen tragend, brechen bey Märschen eine oder etliche Stunden früher auf als die Soldaten, versammlen sich an dem vorher bestimmten Ruheplatz, zünden Feuer an, bereiten das Nachtessen. Während der Schlachten halten sie sich, ohne die Ordnung zu stören, in ziemlicher Nähe von den Truppen auf, nach dem Gefecht nehmen sie alsbald sich der Pflege der Verwundeten an, oder begraben weheklagend ihre Todten. Von der aufopfernden, sich selbst verläugnenden Liebe dieser Indianerfrauen kennt man rührende Züge.

Den bedauernswürdigen Indianern selber, den Schlachtopfern einer fremden elenden Gewinn- und Ehrsucht, ist zu solcher Zeit die Liebe der Ihrigen der einzige Trost, denn das, was sie von ihren Offizieren zu erleiden haben, übersteigt alle Gräuel, die man in neuerer Zeit in dieser Art kennt. Tschudi selbst war Augenzeuge davon, daß auf dem Marsche solche Soldaten, die vor Müdigkeit nicht mehr vorwärts konnten, auf Befehl der Offiziere todtgeschossen wurden. Auf dem Wege von Tarma nach Jauja, der 14 Stunden beträgt, ritt er an 7 Indianern vorbey, die aus solcher Ursache waren getödtet worden. Ueberhaupt war es von dem Offizier, der jenes Bataillon commandirte, bekannt, daß derselbe, dessen Säbel nie vom Blut eines Feindes roth wurde, wenn er einen Soldaten sah, der von den Beschwerden des Marsches zusammenbrach, zu ihm hinritt und dem nächststehenden zurief: schieß ihn nieder; welcher Befehl augenblicklich ausgeführt werden mußte. Wenn dann die Rabonas, deren Männer oder Söhne dieses Loos betraf, am Abend auf dem Lagerplatz es vernehmen, dann kehren sie jammernd zurück, suchen ihre Todten auf, und mit dem unschuldig vergossenen Blute laut zum Himmel schreyend, graben sie die Ermordeten ein.

Wenn schon die bloße Müdigkeit eine solche Behandlung der Soldaten nach sich zieht, dann kann man sich denken, zu welchen furchtbaren Grausamkeiten die Offiziere sich dann berechtigt halten, wenn die armen Indianer, vielleicht ohne all ihr Wissen und Wollen, den Unmuth ihrer weißfarbigen Barbaren gereizt haben. Das arme Volk zieht es dann vor, sich selber den Tod zu geben und aus Gamarras Heere stürzten sich etliche zwanzig Soldaten mit dem Rufe „Adios Capitän“ über eine hohe Hängebrücke

hinab auf die Felsen, an denen sie zerschellten. Ein Major bat unsern Reisenden, während dieser sich im J. 1842 in Tarma aufhielt, er möge auf einige Tage die Behandlung seiner Kranken übernehmen. Tschudi fand in einem feuchten, engen Loche 82 Kranke zusammengesperrt, darunter 68 am Scharlachfieber, 14 in Folge der unmenschlichen sogenannten Bestrafung, welche der Offizier über sie verhängt hatte, darniederlagen. Sie, mit noch vier andern, welche unter der Marter gestorben waren, hatten mehrere hundert Hiebe von breiten Riemen aus Tapirhaut auf dem bloßen Rücken aushalten und dann sogleich sich auf Pferde setzen und der Schwadron folgen müssen. Jetzt, nach neuntägigem Marsch über die Cordilleren, gönnte man ihnen erst die Ruhe des Sterbebettes. Ihr Rücken glich nur Einer halbfaulenden Wunde, aus der die Knochen hervorstanden. Mehrere mußten mit Gewalt dazu gezwungen werden sich verbinden zu lassen; sie wollten nicht mehr genesen, sondern lieber sterben. Dieser Wunsch wurde auch den meisten von ihnen erfüllt; der Major commandirte zum Aufbruch; die Kranken am Scharlachfieber wie an den Rückenwunden mußten das Lager verlassen; von den auf dem Marsche schnell nach einander sterbenden werden dann je vier der Leichname zusammengebunden quer über ein Lastthier gelegt und im nächsten Dorfe dem Alkalden (Ortsvorstand) hingeworfen, daß er sie begrabe.

Von solcher Art und Gesinnung sind die Männer, die sich öfters einer nach dem andern, wie dieß Gamarras Losungswort gegen Santa Cruz war, als Befreyer von dem Tyrannenjoch ihres Vorgängers brüsten und erheben, um gleich nachher eine noch ärgere, blutigere Tyranney an dem von ihnen angeblich befreyten Volke zu üben, als die ihres Vorgängers war. Wir wenden uns von diesem betrübenden Bilde der politischen Zerrüttung eines durch seine Natur so überreichen Landes zu der Betrachtung dieses Landes und seiner Städte selber.

Lima, am 6. Januar 1534 von Pizarro gegründet, dehnt sich in seinem jetzigen Zustand über einen Flächenraum aus, dessen Umfang 10 englische Meilen beträgt. Von diesem Raume nehmen ein Viertheil die Klöster ein; überdieß findet sich eine ziemliche Anzahl freyer Plätze, namentlich vor den Kirchen, deren die Stadt 56 zählt, und vor den öffentlichen Gebäuden; der eigentlichen meist nur einstöckigen Wohnhäuser sind gegen 3380. Die Stadt wird vom Flusse Rimac durchströmt und von demselben in zwey ungleiche Theile geschieden. Sie ist nach einem ziemlich allgemein durchgeführten Plane erbaut, indem die Gassen, deren 419 sind, unter einem rechten Winkel sich durschneiden und hiedurch viereckte Häusermassen bilden, die in der Mitte der Stadt regelmäßiger, nach dem äußeren Umfange von unregelmäßigerem Umrisse sind. Ueberhaupt sind jene Theile der Stadt, durch die der Fremde bey seinem Eintritt in dieselbe zuerst hindurchkommt, keineswegs geeignet, große Erwartungen zu erregen; man sieht da niedere zum Theil verfallene Hütten, Strassen voller Unreinigkeiten und faulender, dahin geworfener Gegenstände, zwischen denen der schwarze Gallinazo = Aasgeier ungescheut umherschreitet, weil seine Schaaren in ihrem wohlthätigen Geschäft der Gassenreinigung von keinem Menschen gestört werden. So wie man jedoch weiter nach der Mitte der Stadt vorschreitet, dann wird der Eindruck ein andrer; die breiten Gassen, die zwar in ihrer Mitte nicht gepflastert, zu beyden Seiten aber mit reinlichen Trottoirs versehen sind, führen an Häuserreihen von besserem Ansehen, an prachtvollen Kirchen und öffentlichen Gebäuden vorüber, und von Zeit zu Zeit stellt sich ein großer freyer Platz ein, der in der Kühle des Abends den geselligen Vergnügungen dient. Am meisten gilt dieses von der Plaza mayor, an deren Ostseite die mächtig große Kathedrale steht, zu welcher schon Pizarro den Grundstein legte, die aber erst 90 Jahre nachher (im Jahre 1625) vollendet wurde. Sieben jonische Säulen von 12 Fuß Höhe, $1\frac{1}{2}$ Fuß Dicke aus lauterem Silber tragen im Inneren dieser Kirche die ebenfalls massiv silberne, stark vergoldete Krone, die sich über den Hochaltar wölbt; die $7\frac{1}{2}$ Fuß hohe Monstranz, aus lauterem Golde gearbeitet, ist mit Edelsteinen von höchstem Range ganz übersäet; von den silbernen Candelabern an den Seiten des Altares wiegt jeder $112\frac{1}{2}$ Pfund. So bemerkt man in dieser wie in andren Kirchen der Stadt, daß man sich in einem Lande befinde, welches durch den Reichthum seiner Erzgebirge mit jedem andren reichen Lande der Erde wetteifern kann.

Obgleich die Lage von Lima in einer Höhe von nur 450 Fuß über dem Meere und unter 12° 3′ südlicher Breite dieß kaum erwarten läßt, ist dennoch das Klima daselbst ein gemäßigtes zu nennen, denn die größte Hitze, welche in die erste Hälfte des März fällt, übersteigt niemals 24° R. und überhaupt ist die mittlere Temperatur der heißen Jahreszeit, vom December bis März, nur 20° R., die mittlere Temperatur der kalten Jahreszeit vom April bis November 14°; die größte Kälte gegen Ende August und Anfang September ist 13° R. Wärme Der Grund dieser auffallenden Milderung des Klimas liegt in der Nachbarschaft des Meeres und der mit ewigem Schnee bedeckten Cordillerenkette. Denn jenes ist nur $1\frac{1}{2}$, der Hochrücken der Cordilleren 20 Meilen von der Stadt entfernt. Die herrschenden Winde sind der über das Meer kommende S.S.W., dann Süd- und S.O.wind; nur selten, dafür aber mit desto stärkerer Macht, weht der Gebirgswind aus Westen und der überaus heiße Wind aus Norden, welcher über die Sandflächen herstreift.

Ohngeachtet seiner gemäßigten Temperatur ist dennoch die Lage von Lima keineswegs eine gesunde zu nennen. Während der Sommermonate zwar wird die Heiterkeit des Himmels von keinem Regengewölk getrübt; die Luft ist klar und ziemlich trocken, schon im April aber stellt sich ein dichter feuchter Nebel ein, durch welchen anfangs noch in den Mittagsstunden die Sonne hindurchbricht, während derselbe, etliche Wochen später, bey Tage wie bey Nacht auf der Landschaft lastet, so daß man Monate lang weder Sonne, noch Mond, noch Sterne zu sehen bekommt. Erst im October lichtet sich diese Nebeldecke, im November löst sie sich ganz auf.

Von Gewittern mit Blitz und Donner, von Wolkenbrüchen und selbst von Regengüssen weiß man in Lima nichts; diese kommen nur im Hochgebirge während der Regenzeit am Anfang des Sommers vor. Statt der Gewitter ist dagegen die Umgegend der Hauptstadt so wie diese selber desto öfter von Erdbeben heimgesucht, welche zu manchen Zeiten furchtbare Verheerungen anrichten. Ein Zusammenhang dieser Erdbeben mit vulkanischen Erscheinungen läßt sich nicht bemerken. Der nächste Vulkan, der von Arequila, liegt 135 geogr. Meilen von Lima entfernt; in seiner Nachbarschaft sind die Erderschütterungen ungleich seltner und schwächer als in der Küstengegend; nur einmal in neuerer Zeit hat man das gleichzeitige Zusammentreffen eines Ausbruches jenes Vulkanes mit großen Erdbeben in der Küstengegend beobachtet.

Diese letzteren, die großen und heftigen Erdbeben, deren Schrecknisse ungleich mächtiger sind als die der Erdbeben in Sicilien und Calabrien, treten freylich nur selten ein und man pflegt anzunehmen, daß in jedem Jahrhundert nur etwa 2, in Zeiträumen von 40 bis 60 Jahren sich folgende vorkommen. Dahin gehören seit den Zeiten der europäischen Besitznahme die Erdbeben von 1586, 1630, 1687, 1713, 1746, 1806. Namentlich bey dem Erdbeben von 1746 blieben in Lima von den mehr als 3000 Häusern nur 21, sammt den aus größeren Steinmassen erbauten Kirchen unversehrt, die meisten stürzten ganz zusammen und begruben ihre Bewohner unter den Schuttmassen, während zugleich an der Küste das Meer hoch aus seinen Ufern trat und gegen 5000 Menschen ertränkte. Obgleich jedoch Erdbeben von solcher Gewalt nur selten vorkommen, sind dagegen die kleineren — die Erdstöße, desto häufiger und man darf annehmen, daß im Durchschnitte jahrlich 45 derselben, vorzüglich im Januar vorkommen. Bemerkenswerth ist der Einfluß, den selbst diese Erdstöße auf die Vegetation, namentlich auf das Getreide haben, dessen Felder, vorher in voller Blüthe und Frische stehend, plötzlich verdorren. Das Erdbeben von 1687 hatte auf die Weizenpflanzungen einen so ungünstigen Einfluß, daß seitdem der Weizenbau an der peruanischen Küste zu großer Unbedeutenheit herabgesunken ist, so daß diese Getreideart aus Chili eingeführt werden muß.

Desto größer ist der Reichthum der Umgegend von Lima an andren nahrhaften und wohlschmeckenden Gewächsen. Das Zuckerrohr gedeiht in allen feuchter gelegenen Gegenden in außerordentlicher Fülle und Güte, während auf dem sandigen Boden der Mais den Anbau überreichlich lohnt. Bataten (Convolvulus Batatas) wachsen in bedeutender Größe und zeichnen sich eben so wie die Wurzeln der Yuca (Jatropha Manihot) durch besondren Wohlgeschmack aus. Selbst die Knollen der Aracacha (Arracacha

moschata), obgleich dem Geschlecht unsres Schierlings verwandt, geben ein gutes, dem Sellerie ähnlich schmeckendes Gemüse, und die feineren Kohlgewächse aus Europa bringen während der feuchten Zeit des Winters einen guten Ertrag. Unsren europäischen Obstarten will zur Vervollkommnung ihrer Früchte weder die Feuchtigkeit des Winters, noch die Hitze des Sommers jener Gegend zusagen; Aepfel wie Birnen wachsen unansehnlich und sind kaum genießbar, Kirschen und Pflaumen lohnen nicht den Anbau, selbst der Oelbaum trägt Früchte, die an Güte denen des südlichen Europas unvergleichbar weit nachstehen. Dagegen giebt es in der Umgegend von Lima ganze Waldungen von Orangen, Apfelsinen und Citronen, die zu allen Zeiten des Jahres Blüthen und lieblich schmeckende saftvolle Früchte tragen. Auch die Feige ist durch ihre Uebersiedlung in diese fremde Zone nicht entartet; den Weinstock zieht man um Lima nur in Gärten, um seine süssen Trauben für die Tafel zu benutzen.

Neben diesen auch dem Europäer bekannten Früchten sieht man an den Küstengegenden von Peru andre, nur der Tropenzone eigenthümliche, die an Wohlgeschmack und Kraft ihrer Säfte Alles übertreffen, was unser Gaumen von solcher Art in der Heimath gekostet hat. Die Frucht der Chirimoya (Annona tripetala), die von rundlicher oder pyramidaler Form mit ihrem breiteren Ende an den Zweigen festsitzt, erreicht in Huanaco ein Gewicht von 14 bis 16 Pfund und enthält in ihrer dicken, grünen, schwarzgefleckten Schale ein Fleisch, dessen aromatischer Wohlgeschmack von allen Reisenden als unvergleichbar trefflich geschildert wird. Die Palta (Persea gratissima) trägt eine genießbare, birnförmige Frucht, welche auch von den Europäern, wenn diese an den eigenthümlichen Geschmack sich gewöhnt haben, sehr gern gegessen wird. Bananen (Musa paradisiaca) werden in mehreren Varietäten in ungemeiner Menge gezogen und ihre trefflichen Früchte sind ein gemeines Nahrungsmittel auch des ärmeren Volkes. Die Ananas, die zu Wasser aus Guayaquil gebracht werden, sind wohlfeil und süß; sehr gemein sind die Früchte der Cactusarten, und außer den eben genannten Gaben des Pflanzenreiches versorgen den Markt von Lima das ganze Jahr hindurch noch eine Menge andre Bäume, Sträucher und Kräuter mit ihren wohlschmeckenden, nahrhaften Früchten, Wurzeln und Knollen.

Von der Thierwelt des Küstenlandes so wie der Hochgebirge von Peru werden wir später noch Gelegenheit finden einige Worte zu sagen, hier erwähnen wir nur vorläufig einiger Arten. An dem Felsengestade von Callao und der nachbarlichen Inseln leben mehrere der südmeerischen Robbenarten (Otaria aurita und O. Ulloae). Eine Art von Pinguin, der Spheniscus Humboldti, wird häufig gezähmt und ist dann so zutraulich, daß er seinem Herrn folgt wie ein Hund. Ein Thier dieser Art, das Tschudi von einer Indianerin gekauft hatte, kam sogleich, wenn man es bey seinem Namen rief, stellte sich beym Essen neben den Stuhl seines Herrn, schlief bey Nacht unter seinem Bette. Wenn es nach einem Wasserbad verlangte, gieng es in die Küche und klopfte mit seinem Schnabel so lang an einen irdenen Topf, bis man es mit Wasser begossen oder ihm ein Bad bereitet hatte. Diese Züge sind deßhalb einer Erwähnung werth, weil man gewöhnlich den Pinguin als den stupidesten Vogel zu betrachten pflegte. Von andern Seevögeln der peruanischen Küste verdienen der braune Pelecan (Pelecanus fuscus), der gesprenkelte Tölpel (Sula variegata), die Bindenscharbe (Carbo Gaimardi), die Schnurrbart Möve (Sterna Inca) eine Erwähnung; unter den Landvögeln zeichnen sich 2 schöne Colibriarten (Trochilus Amazilia und Tr. Cora), so wie einige buntfarbige Finken aus, dann der Pferdehüter mit gefurchtem Schnabel (Crotophaga sulcata) und der Truthahngeyer mit rothem, nacktem Kopf und runzlichem Hals (Cathartes aura). Von den Amphibien finden sich Leguane, an den Ufern des Rimac Schlangen von meist ungiftigen Arten, in den Sandwüsten auch giftige; nur selten auch noch einzelne Seeschildkröten. An Fischen ist das Meer der peruanischen Küstengegend ganz überaus reich.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Februar.

Nro. 24. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Peru. Reiseskizzen aus den Jahren 1838 — 1842 von J. J. Tschudi.

(Fortsetzung.)

Peru im Ganzen zählt im gegenwärtigen Augenblick nur noch 1,400,000 Einwohner, davon kaum über 53,000 auf die Hauptstadt Lima kommen. Diese letztere Zahl ist seit 30 Jahren in beständigem Abnehmen gewesen, denn im Jahre 1810 betrug sie 87,000, 1826 noch 70,000, 1836 nur 54,600; 1842 gegen 53,000. Von dieser Abnahme sind die unglücklichen politischen Verhältnisse des Landes und die beständigen blutigen Bürgerkriege nicht die einzige Ursache, sondern, namentlich in Lima, wird ein unverkennbares Uebergewicht der Zahl der Gestorbenen über die Geborenen bemerkt, was allerdings meist der Schuld der Menschen, nicht den krankmachenden Einflüssen der Natur zuzuschreiben ist. Es wurden in den zehn Monaten vom 1. Januar 1841 bis 30. October 1841 in Lima geboren: 1682 Kinder; Todte gab es in dieser Zeit 2244, darunter aber 495 neugeborne Kinder waren, deren Leichname man hingeworfen auf die Gassen und auf den Vorplätzen vor den Kirchen fand. Von diesen Kindern waren reichliche vier Fünftheile von farbigen Aeltern (meist Negern) und bey den meisten ließ es sich annehmen, daß sie gewaltsamen Todes gestorben seyen.

Selbst in Lima, wo doch die Zahl der Weißen, eingeborenen wie fremden, eine sehr bedeutende ist (im J. 1836 war sie 19,593), herrschen die Farbigen, d. h. die Mischlinge von verschiedenen Menschenraçen, ursprünglich meist von Europäern und Negern oder Negern und Indianern, an Menge vor. Ihrer gab es im J. 1836 über 24,000, Indianer über 5000, Sclaven gegen 4800. Die eingebornen Weißen (Creolen) stehen freylich im Ganzen in geistiger wie leiblicher Beziehung weit hinter ihren europäischen Stammältern zurück. Die Männer sind schwächlich und von abgelebtem Aussehen, ihre an sich nicht unedlen Gesichtszüge sind öfters durch Spuren thierischer Leidenschaften entstellt. Sie selber, so viel sie auch von ihren Indianern verlangen, sind arbeitsscheu und keiner Anstrengung fähig; ihr schon in früher Jugend entkräfteter Körper bedarf ohne Aufhören stärkender und aufregender Mittel. Auch den Männern von höherem Stand fehlt es häufig an aller Schulbildung. Ein Kriegsminister, den Tschudi kannte, behauptete, daß Portugal die östliche Gränze von Peru bilde und daß man dahin zu Lande reisen könne; ein andrer angesehener Mann, der sich historischer Kenntnisse rühmte, erzählte, daß Friedrich der Große den Napoleon aus Rußland vertrieben habe. Doch hat es auch unter diesen Creolen manche rühmliche Ausnahme gegeben, namentlich einzelne Rechtsgelehrte von großem Scharfsinn, die sich als Schriftsteller auszeichneten, berühmte Aerzte und Naturforscher, auch Klostergeistliche, die sich mit Ernst und Eifer den wissenschaftlichen Studien hingaben.

Im Ganzen ist es das weibliche Geschlecht unter den Creolen, welches seiner europäischen Abkunft Ehre macht. Die weißen Bewohnerinnen von Lima sind großentheils von hoher Gestalt, graziöser Haltung und von schönem Angesicht, das durch die

großen, dunkelfarbigen, feurigen Augen sehr belebt wird. Sie zeigen sich im Gebiet der geselligen Unterhaltung witzig und geistreich, sind lehrbegieriger und bildungsfähiger als ihre Männer, geben auch viel öfter als diese Beweise von Charakterfestigkeit, Entschlossenheit und Muth. Sie mischen sich gern in die politischen Verhältnisse und bey den meisten Revolutionen und Staatsveränderungen haben Frauen von Lima die wichtigste und entscheidendste Rolle gespielt. Man rühmt sie als sorgfältige Mütter, während sie für das Hauswesen weder Sinn noch Geschick haben, sondern bey diesem Alles der Dienerschaft überlassen. Obgleich sie durch die Schranken der Etikette besser verwahrt sind vor dem gänzlichen Versinken in jene Laster, durch welche die Männer so frühe entnervt werden, haben sie dennoch außer der ihnen eigenthümlichen unmäßigen Putzsucht mehrere Laster mit ihren Männern gemein, namentlich das unersättliche Gelüste nach Leckereyen, den Hang zu geselligen Zerstreuungen und die verderbliche Spielsucht. Tschudi kannte eine Dame in der Sierra, die an einem Abende im Hazardspiel 4000 Louisdor verlor. Dieselbe hatte einmal in einem Monat über 100,000 Thaler gewonnen, später aber nicht nur diesen Gewinn, sondern den größten Theil ihres sehr ansehnlichen Vermögens verspielt.

Bey diesem Allen kann man nicht anders sagen, als daß die Creolen von beyden Geschlechtern gegen den Fremden artig und zuvorkommend sind, und daß das Leben unter ihnen alle jene Annehmlichkeiten hat, die man in den größeren Städten des gebildeten Europas zu finden pflegt. Wie überall, so mag auch hier der Same der höchsten geistigen Erkenntnisse seine wenn auch verborgene Saaten tragen, wie unser Reisender eine solche in der edlen, gemüthvollen, frühe verstorbenen Dichterin Donna Manuela de Riglos kennen lernte.

Nächst den Creolen, denen sie zwar an geistigen Fähigkeiten weit nachzustehen scheinen, bilden unter den Bewohnern von Lima die unvermischten Indianer den beachtenswerthesten Mittelstand. Es sind unverdrossene thätige Leute, die sich als Handwerker, namentlich als Posamentirer, Sattler und Silberarbeiter redlich nähren oder ein kleines Handelsgeschäft mit solcher Ehrlichkeit betreiben, daß sie bey den größeren Handelshäusern in gutem Credit stehen. Vor der Revolution gab es in Lima ein eignes Collegium, das für den Unterricht der Indianer von altem volksthümlichem Adel bestimmt war; von den Abkömmlingen der Yncas wurde je der älteste Sohn der Familie, wenn er studiren wollte, auf Staatskosten in das Collegium St. Carlos aufgenommen und darin unterrichtet.

Obgleich ein Paragraph in der Verfassungsurkunde der Republik erklärt hatte, „daß Niemand in Peru als Sklave geboren werde,“ hatte dennoch der Nationalcongreß später diese Verordnung dahin abgeändert, daß die gebornen Sklaven erst nach 25, ja nach 50 Jahren frey seyn sollten. Deßhalb giebt es, wie bereits erwähnt, noch immer gegen 4800 Negersklaven in Lima und seiner nächsten Umgegend, und mehr denn 5000 freye Neger. Diese letzteren aus dem Sklavenstand frey gewordenen sind noch mehr denn irgendwo anders hier in Lima als eine Pest des Landes, und mit wenig Ausnahmen als der niederste Abschaum des Volkes zu betrachten. Sie geben sich ganz dem Hange ihrer thierisch sinnlichen Natur zum Müssiggang, zu Betrügereyen, Strassenraub und zu den gräulichsten Ausschweifungen hin. Sie sind nicht nur berüchtigt wegen der beyspiellosen Grausamkeit, die sie an ihrem Lastvieh (meist Eseln), sondern auch durch die, welche sie bey günstiger Gelegenheit an wehrlosen Menschen verüben; man kann nicht leicht seinen Fuß über die Thore der Stadt hinaussetzen, ohne sich der Gefahr eines mörderischen Angriffes durch Neger und ihre Mischlinge auszusetzen; namentlich Fremde, bey denen sie werthvolle Dinge vermuthen, sind solchen Beraubungen ausgesetzt; diesen, wenn sie anders sie beym Leben lassen, ziehen die Räuber alle ihre Kleider aus; armen Indianern stechen sie die Augen aus oder tödten sie unter Martern. Selbst Negerknaben lauern den Wanderern und Spaziergängern mit Karabinern auf, die eine weite Oeffnung haben und mit gehacktem Bley und Eisen vollgepfropft sind. Eines Sonntag Abends wurden 5 Engländer und 2 Deutsche, nachdem sie, von der Jagd zurückkehrend, außen vor der Stadt in der Allee ihre Doppelflinten abgeschossen hatten, von 2 (!) Negerjungen, welche mit dergleichen furchtbar geladenen Ge-

wehren versehen waren, angefallen und ihrer Flinten beraubt. Das böse Beyspiel dieser Freygelassenen wirkt auch mit verderblich ansteckender Gewalt auf die schwarzen Sklaven, welche im Ganzen von ihren Herren mit einer fast übertriebenen Schonung und Nachgiebigkeit behandelt werden. Denn auch die Sklaven gehen in den Freystunden, die ihnen täglich zu ihrer Arbeit und für einen Nebenverdienst gelassen sind, häufig mit ihren freyen Stammgenossen auf Dieberenen und Strassenraub aus.

Wenn schon die Stammneger mit wenig Ausnahmen, die sich noch am meisten bey den schwarzen Frauen finden, ein Beyspiel des furchtbaren Verfalles der Menschennatur in alle Tiefen der Bestialität geben, dann läßt sich dieses noch mehr von den großentheils aus lasterhaften Verbindungen hervorgegangenen Mischlingen sagen. Die Zahl der unehelich geborenen Kinder mit Ausschluß jener, die man todt auf den Strassen hingeworfen findet, ist in Lima größer als die der ehelich geborenen, und die meisten jener ersteren sind Farbige von allen Arten der Mischungen. Den Mulatten schreibt man unter allen Mischlingen die meisten Fähigkeiten zu; aus ihnen widmen sich manche den Studien, namentlich dem der Medicin. Aus den Verbindungen der Weißen mit Mulattinen geht ein etwas veredleteres Geschlecht hervor, dagegen sind die Zambas, die aus der Ehe eines Negers und einer Mulattin entsprangen, wegen ihrer gleichsam angebornen Schlechtigkeit übel berüchtigt. Die meisten und furchtbarsten Verbrechen, die an dem Einzelnen zur öffentlichen Kunde und gerichtlichen Ahndung kommen, sind von Zambas begangen. Die gleiche Disposition zum Ausbruch thierischer Wildheit wird auch an jenen Zambas beobachtet, die aus der Verbindung eines Negers mit einer China, d. h. einem Mischling, der von Indianer- und Negerältern geboren worden sind. Doch dieses moralische Todtenfeld eines tief bedauernswürdigen Volkes hat für den Beschreiber wie für den Leser etwas so Niederbeugendes, daß wir uns gerne wieder aus der peruanischen Hauptstadt hinausbegeben zu der Betrachtung der freyen Natur des Landes.

Wer möchte es den Bewohnern von Chilca, einem südwärts von Lima mitten in der heißen Sandwüste gelegenen Indianer-Dorfe, verdenken, daß sie seit länger als 300 Jahren alle Vermischung mit Leuten, die nicht ihres Stammes sind, so sorgfältig vermieden haben. Andres nichts als die feste treue Anhänglichkeit an die ihren Vätern heiligen Gewohnheiten und Sitten konnte sie dort an den Boden fesseln, dessen dürrer Sand keinen Baum noch Strauch noch Getreidehalm aufkommen läßt und welcher nicht einmal einen Trunk reinen Wassers darzubieten hat, während sich in einer Entfernung von nur wenig Meilen grünende Thäler, Felder und Gärten finden, in denen Indianer unter der Herrschaft und im nachbarlichen Verkehr mit den Weißen leben. Daß die Gegend von Chilca nicht immer, so wie jetzt, der Sitz einer armen Dorfgemeinde war, welche durch das Flechten von feinen Strohhüten und künstlichen Cigarrentaschen das verdient, was sie zum Lebensunterhalt und zum Entrichten der hohen Abgaben an die Regierung bedarf, das bezeugen die ansehnlichen Ruinen, die rings um den Ort gefunden werden.

Dergleichen Ortschaften, deren Umgebung während des Sommers scheinbar keine vortheilhaftere ist als die von Chilca, kann man auf der Reise durch die große Ebene der peruanischen Küstengegend, sowohl nordwärts als südwärts von Lima mehrere finden. Doch verliert sich in den meisten Fällen dieser Anschein, wenn man jene Orte in der Zeit des südlichen Winters vom Mai bis October, oder noch mehr gleich beym ersten Beginn der Sommerzeit, im October und November sieht. Denn obgleich man behauptet, daß es in manchen peruanischen Küstengegenden seit Jahrhunderten nicht geregnet hat, ist dennoch der wäßerige Niederschlag des Nebels, der in der Mitte des Winters ohne sich jemals aufzulösen die niedren Luftschichten erfüllt, so dicht und so ergiebig, daß er gleich einem sanften Regen in den Boden eindringt. Dann sieht man nach wenig Tagen die vorher dürren, öden Sandhügel und Ebenen mit grünen Kräutern und Blumen sich bedecken, Heerden des Viehes finden jetzt ein mehr als volles halbes Jahr hindurch eine reiche Weide, bey der sie kräftig gedeihen, obgleich

sie, so lang sie dort verweilen, des Trinkwassers großentheils entbehren müssen, was das vom Nebel oder der Garua befeuchtete Gras ihnen ersetzt.

Diese wässerigen Niederschläge, welche den Sandboden befeuchten, sind es auch vorzugsweise, welche der anscheinenden Wüste von Yca ihre Fruchtbarkeit verleihen. Diese Stadt ist der Wohnsitz eines Subpräfecten und vieler reicher Plantagenbesitzer, denen der Weinbau ihren Reichthum gewährt. Die Rebe, wenn man ihre Schößlinge beym Beginn der Winternebel etwa ½ Fuß tief in den Sandboden legt, gedeiht hier mit außerordentlicher Leichtigkeit, und die grünenden Weingärten bilden im Sommer mit dem gelblichen Sandboden, der rings umher sie umgiebt, einen sehr auffallenden Contrast. Die Trauben sind von ausgezeichneter Güte, saftig und süß. Man benutzt jedoch nur einen sehr kleinen Theil derselben, um einen Wein daraus zu keltern, welcher dick, dunkelbraun und von syrupähnlicher Süße, nur den Peruanern, nicht den Europäern behagt; die meisten werden zum Branntweinbrennen verwendet. Mit diesem Branntwein aus dem Thal von Yca wird ganz Peru bis hinan in die höchste Region der Gebirge und ein großer Theil von Chile versorgt; er ist das allgemein beliebteste geistige Getränk der Bewohner dieser Länder. Es giebt 2 Sorten desselben, eine gemeine und wohlfeilere, und eine aus Muscatellertrauben gebrannte feinere und kostbarere, welche unter dem Namen der Aquardiente de Italia namentlich unter den reicheren Creolen von Lima sehr geschätzt ist. Nur ein einziger sehr einsichtsvoller Plantagenbesitzer hat aus seinen Trauben einen Wein nach europäischer Art bereitet, der dem Madeira- und Teneriffawein an Geschmack gleich kommt, an Alkoholgehalt aber diese Weine übertrifft. Er hat die Versendung nach Europa nicht nur ausgehalten, sondern ist durch dieselbe noch veredelt worden. Dieses mag wohl der gelungenste Versuch seyn, den man bis jetzt im südlichen Amerika mit der Zucht und Bereitung des Weines gemacht hat. Der nämliche Mann, der sich dieses Verdienst um seine branntweintrinkenden Landsleute erwarb, hat auch südwärts von Yca die besten Baumwollen-Plantagen angelegt, die man in Peru kennt.

Das Thal von Yca bildet einen Uebergang von der sandigen Wüste der peruanischen Niederung zu jenen fruchtbaren Oasen, die sich an den Ufern der zahlreichen Flüsse finden, welche diese Niederung durchströmen. Unter den peruanischen Sandwüsten sowohl als unter allen andren Sandwüsten von Amerika darf man sich übrigens keine solchen vorstellen, wie die von Asien und Afrika sind. Allerdings zieht sich an der Westseite von Südamerika längs der Küste des stillen Meeres eine Sandfläche vom 3° 35′ bis zum 21° 48′ S. Br., demnach in einer Längenausdehnung von 540 Stunden Weges hin, dabey beträgt aber ihre Breite nur 3, und nur stellenweise aufs Höchste 20 Stunden, d. h. anderthalb Tagreisen eines Kameles. Ueberdieß wird dieser schmale Sandgürtel außer dem Fluße Loa, der die Südgränze und dem Tumbey, der die Nordgränze von Peru bildet, noch von 59 kleineren und größeren Flüssen durchzogen, an deren Ufer der Boden zum Theil ohne Aufhören den Pflanzenwuchs begünstigt. Außerdem durchsetzen die sandige Ebene mehrere niedere Gebirgszüge, die als Seitenzweige von den Cordilleren her von Ost nach Westen streichen und an der Küste steile Vorgebirge bilden. Hier, so wie an vielen Stellen bildet das Meer tief eindringende Buchten, welche reich an Fischen und durch eine unzählige Menge der Seevögel belebt sind, unter denen auch die Arten der Aasgeyer sich einfinden, um das Fleisch der todten, gestrandeten Thiere zu verzehren. Abgesehen von jener Jahreszeit, wo sich fast die ganze Sandfläche unter dem Einfluß des wäßrigen Niederschlages belebt und von der Regenzeit im Gebirge, während welcher auch jene Flüsse und Bäche, die einen Theil des Jahres hindurch leer sind, sich mit Wasser füllen, würde die peruanische Sandwüste selbst in der heißesten, dürresten Zeit des Sommers im Vergleich mit den arabischen und noch mehr mit den afrikanischen Wüsten ein Paradies der Kamelheerden und der mit ihnen versehenen Karawanen seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Februar.

Nro. 25. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Peru. Reiseskizzen aus den Jahren 1838 — 1842 von J. J. Tschudi.

(Fortsetzung.)

Anders freylich und öfters gefahrbringend müssen dieselben den Fußgängern und Reitern von Peru erscheinen, welche das Schiff der Wüste nicht besitzen. Ihre Pferde und Maulthiere können selber den Durst nur kurze Zeit ertragen und kaum mit so vielem Wasservorrath beladen werden, als die Reiter, die nicht so wie der Araber an die Enthaltsamkeit im Trinken gewöhnt sind, zu ihrer Erhaltung auf einen oder etliche Tage nöthig haben. Dabey wird der leicht bewegliche feine Sand durch den Wind, der über das Meer und die Wüste streicht, in so veränderliche Formen aufgehäuft und bildet nicht selten so dichte Wolkensäulen, daß der Reisende leicht die Richtung des Weges verlieren und statt aus ihren gefahrvollsten Streifen heraus tiefer in die Wüste hineingerathen kann. So bedarf allerdings der Wanderer durch diese Gegenden beständig, im Winter wegen des Nebels, im Sommer wegen der Sandstaub-Wolken, welche die Aussicht hemmen, zu seiner Führung des Compasses oder der fast instinktmäßig ortskundigen Indianer, und nicht selten war es, daß Verirrte in dieser Wüste vor Durst starben.

In auffallender Weise verändert sich die ganze Gestalt der Natur, so wie man, selbst mitten im Winter, aus der Niederung des Küstenlandes hinansteigt auf einen jener Gebirgszüge, welche die Niederung durchsetzen oder gegen Westen hin begränzen. Der neblich wässerige Niederschlag, die sogenannte Garua, bildet sich nur in den niederen Regionen der Atmosphäre; auf einem mäßigen Berge oder Hügel, der die Höhe unsrer Thürme nur um das Doppelte oder Dreyfache übertrifft, scheint die Sonne aus klarem, blauem Himmel und leuchten bey Nacht die Sterne, während sich unten am Fuße der dichte Nebel unauflösbar gelagert hat. Im Mittel findet sich die obere Gränze der Nebel in einer Höhe von 700 bis 800 Fuß; sie übersteigt niemals die von 1200 Fuß. Und da die Ebene nach Westen hin schnell ansteigt, sieht sich der Reisende meist schon in einer Entfernung von wenig Meilen landeinwärts in eine Region versetzt, in der sich statt des Nebels die starken Regengüsse einstellen. Die Gränze zwischen dem Gebiet der Garua und dem des eigentlichen Regens ist so scharf gezogen, daß unser Reisender zwey Plantagen nennt, an denen die eine Hälfte durch den feuchten Nebel, die andre durch den Regen gewässert wird und wo beyde Hälften durch eine Mauer geschieden sind. Eben so sind auch in einigen Gegenden des nördlichen Perus die Garuas so spärlich, daß dort die Wässerung fast einzig von der Fülle des Wassers abhängt, welche die Flüsse zur Zeit des Regens, der im Gebirge fällt, empfangen. Einem Plantagenbesitzer im Thale von Piura gieng vor wenig Jahren eine Heerde Schafe von 42,000 Stücken zu Grunde, weil das Anschwellen der Gebirgsflüsse und mit ihm das Futter für sein Vieh zu lange ausblieb. Auf die Bildung und auf die Menge des Regens hat wohl kaum anderswo auf Erden als in Peru die Vegetation einen so unverkennbar deutlichen Einfluß. Selbst an der Küste im Norden des Tumbez fällt häufiger Regen, weil dort große Waldungen vorhan-

den sind; nach Osten hin an dem Abhang der Cordilleren werden alle die Gegenden von starken, anhaltenden Regen reichlich getränkt, welche Waldungen tragen; wo diese fehlen, fällt der Regen nur in sehr geringer Menge.

Von den Pflanzen so wie von der Thierwelt der nächsten Umgegend von Lima und Callao sprachen wir schon oben. Wir erwähnen hier nur noch etlicher Arten der Thiere, die zum Theil auch landeinwärts von der Küste die Wälder und das Hochland der Cordilleren bewohnen. Von fleischfressenden Säugthieren giebt es 10 Arten, darunter die Puna und die Unze als Stellvertreter der Löwen und Leoparden der östlichen Halbkugel den Heerden des zahmen Viehes, weniger und fast nur, wenn sie der Jäger gereizt hat, den Menschen gefährlich sind, während eine Art von Fuchs (Canis Azarae) den Lämmern, eine Art des Stinkthieres und 3 der Beutelthiere dem Geflügel, der chilesische Otter (Lutra chilensis) den Fischen nachstellt. Unter den sieben Arten der Nagethiere, welche H. Tschudi in Peru fand, scheinen die Hausmaus wie die Wanderratte aus Europa eingeschleppt zu seyn. In den Yucafeldern findet sich hin und wieder das Armadill; eine Art von Reh, kleiner und etwas dunkelfarbiger als das unsre (Cervus nemorivagus), sucht öfters auch die Pflanzungen der Küstengegenden heim; der Rothhirsch (C. rufus) hält sich in den tieferen Waldungen auf; der hiesige Eber, der zuweilen eine ungeheure Größe erreicht, ist ein verwildertes Hausschwein. In den Hochgebirgen des Landes erhebt sich die Thierwelt zu ihren schönsten und ansehnlichsten Formen. Namentlich gehören zu dieser die amerikanischen Verwandten des Kamels: das nützliche, von den Peruanern als Hausthier zärtlich gepflegte Llama; das größere (5 Fuß hohe) Huanacu, welches sich niemals so wie das Llama, dem es übrigens sehr ähnlich ist, zähmen und als Hausthier benutzen läßt, dann noch zwey wegen ihrer feineren Wolle, ihrer Felle und ihres Fleisches geschätzte Arten desselben Geschlechtes: das Paco und die Vicunna. In denselben Gebirgsgegenden, welche die Heimath der Llamas und ihrer Gattungsverwandten sind, wohnt auch der hirschartige Tarusch (Cervus antisiensis), mit ihm der Felsenhase (Lagidium) in mehreren Arten, die Chingilla (Eriomys Chinchilla), die durch ihr kostbares Pelzwerk auch in Europa bekannt ist und welche, so wie der Felsenhase, den Atocfuchs (Canis Azarae) zum Feinde haben, während der blutdürstige Cuguar die Heerden der Vicunnas und Pacos beschleicht. Auch ein Bär, schwarz, mit weißer Schnauze und hellen Streifen an der Brust, der Ursus ornatus, wird in dem peruanischen Hochland hin und wieder gesehen. Der Stier ist in den abgelegenen Gegenden des Hochgebirges so verwildert, daß er die Vorüberreisenden durch seine Angriffe in große Gefahr bringt. Der zahme Hund, den die Hirten sich halten, ist sehr bissig und tückisch; ein grimmiger Feind der weißen Fremdlinge.

Die Klasse der Vögel hat in Peru eine ihrer königlichsten Gestalten aufzuweiseu: den mächtigen Condorgeyer. Die Küstengegend wird von 3 Arten von Papageyen bewohnt; als Sangvögel sind, in Ermangelung besserer, ein Fliegenfänger (Myoarchus coronatus) und einige staarenartige Vögel geschätzt. Selbst eine Art von Taube, welche drey Töne, die dem Klang der Silben Cu-cu-li ähnlich lauten, zum Theil mehrmalen nacheinander vernehmen läßt, wird als Singvogel in Käfichen gehalten. Ein Vogel, fast von der Größe eines Staares, der Ingahuallpa (Tinochorus Inhac), der in den Gebirgsgegenden lebt, läßt bey Nacht, nach regelmäßigen Intervallen von je einer Stunde, einen lauten, lang gezogenen Ton hören, so daß er die Stelle einer Uhr oder des Nachtwächters vertritt.

An den Küsten wie in den Flüssen der Niederung finden sich mehrere der größten Arten der See- und Flußschildkröten; zwey Arten von Crocodilen, die eine Länge von 14 — 15 Fuß erreichen, leben in dem nördlich strömenden Rio de la Chira.

Jenes Gebiet der peruanischen Natur, welches seit alter Zeit das Interesse der europäischen Einwanderer und Besitznehmer des Landes am mächtigsten erregt hat, ist das dortige Mineralreich, vor allem der unermeßliche Reichthum an Silber, den die Umgegend von Cerro de Pasco enthält. Dort auf jenen Höhen, in deren Nähe der mächtige Amazonenstrom entspringt, entdeckte vor 215 Jahren ein Indianer, mit Namen Huari Capcha, als er für

seinen Herrn, den Spanier Don Ugarte die Schafe hütete, durch eine zufällige Schmelzung, welche ein von ihm angezündetes Feuer daran bewirkt hatte, einen überaus mächtigen Silbergang. Nach einer unter den Indianern des Landes allgemein verbreiteten Sage wurde dem Entdecker ein schlechter Lohn, denn sein Brodherr Urgarte warf ihn bald nachher in ein finsteres Loch, darin er bis an sein Ende gefangen blieb. Dennoch folgten jener ersten Entdeckung im Verlauf der Zeit die von einer Menge eben so ergiebiger reicher Silberminen, und noch jetzt thut sich den habgierigen, des Bergbaues meist höchst unkundigen Theilnehmern am Bergbau von Pasco einer jener verborgenen Schätze nach dem andern auf.

Für den Reisenden, der aus der heißen sandigen Küstengegend zuerst über den fruchtbaren, an Feldern, Wald und Viehweiden reichen Abhang des Gebirges emporstieg, dann durch enge Thäler hindurch zu den immer öder und unwirthbarer erscheinenden Gegenden des Hochrückens vordrang, wo nur selten die armselige Hütte eines Indianers ihm zu Gesicht kam, ist das ein überraschender Anblick, wenn er endlich in der Nähe der Schneeregion, in einer Höhe von 13,673 Fuß über dem Meere, vor sich in einem von kahlen Felsen umschlossenen kesselförmigen Thale die Schornsteine einer Stadt rauchen sieht, die ihm aus einiger Entfernung einer ansehnlichen europäischen Mittelstadt vergleichbar scheint. Und dieses ist auch die Bergstadt Cerro de Pasco, der Zahl ihrer Einwohner nach wirklich, denn diese Zahl beläuft sich in Zeiten, wo der Bergbau in guter Aufnahme ist, auf 18,000. Freylich wird in Beziehung auf die Bauart und das innere Aussehen der Stadt das Urtheil, so wie man in ihre Gassen hineintritt, ein andres, als es aus der Fernsicht war, denn da sieht man unregelmäßige Häuserreihen, in denen neben einzelnen stattlichen Wohnungen von europäischer Form armselige, thurmförmige Indianerhütten stehen; die Strassen sind schmutzig, eng und winklich oder krumm und die Menschen, die auf ihnen sich bewegen, bilden ein buntes Gewimmel von Gestalten und Trachten der verschiedensten Nationen der Erde. Dem Reisenden, der nur einige Tage oder Wochen in Cerro de Pasco verweilt, mag sein Aufenthalt nicht unangenehm seyn; er findet Belehrung und gesellige Unterhaltung, dabey, freylich um einen ungemein hohen Preis, alle Bequemlichkeiten des Lebens, alle Befriedigungsmittel nicht nur des Hungers und Durstes, sondern der Lüste des Gaumens. Der Victualienmarkt jener Bergstadt ist fast eben so reich mit allen Erzeugnissen des Landes besetzt, die meist von Italienern (Genuesen) bewirthschafteten Speisehäuser, Kaffeehäuser und Trinkstuben, die Materialhandlungen und Kramläden eben so gut mit allem versehen, was der Reiche wie der weniger Bemittelte begehren kann, als in Lima. Aber Alles, was man da sieht, von dem Mehle an, das der Bäcker braucht, und von dem gemeinsten Gemüse bis zu den Gegenständen des höher gesteigerten Luxus muß aus weiter Ferne, durch wochenlangen Transport herbeygeführt werden; um die Stadt her und auf dem ganzen Gebiet der Puna, darauf sie liegt, herrscht ohne einen merklichen Wechsel der Jahreszeiten beständig die Witterung eines hochnordischen kalten April- oder Märzentages; ein rauher Sturmwind heult durch die Klüfte der Felsen, er führt heftige Gewitter mit anhaltendem Schneegestöber herbey. Der Fremde so wie der einheimische Peruaner, wenn dieser aus der Ebene der Küstengegenden heraufkommt in diese unwirthbare Gebirgsgegend, wird in der Zeit irre, wenn ihm die Bewohner der Bergstadt sagen, daß jetzt ihr Sommer oder daß ihr Winter sey, während er doch weiß, daß umgekehrt unten in den Niederungen jetzt Winter oder Sommer ist. Allerdings kann bey einer Lage unter dem 11. Grad S. Br. der Temperaturunterschied zwischen den verschiedenen Jahreszeiten nur sehr gering seyn, dieser ist es aber auch nicht, welcher hier den Sommer oder den Winter macht, sondern nur das öftere oder seltnere Vorkommen der Gewitter und Schneegestöber. Gerade während des Sommerhalbjahres der südlichen Halbkugel, wenn unten in der Ebene der Himmel nie von einem Gewölk getrübt wird, herrschen auf dem Hochgebirge die Schneestürme und Gewitter; in der Zeit aber, wenn unten der monatelange Nebel lastet, ist oben der Himmel selten von Wetterwolken getrübt; am Mittag hat man in diesem sogenannten Sommer eine Wärme von 9 bis 10° R., während freylich

bey Nacht das Thermometer im Mittel 5° unter den Gefrierpunkt sinkt. Im sogenannten Winter dagegen hält sich zwar die Temperatur bey Nacht nur nahe am Gefrierpunkt (zwischen 0° und 1° R.), steigt dagegen am Mittag nur etwa bis 7° R. Man muß deßhalb in Cerro de Pasco das ganze Jahr hindurch heitzen und würde dieß leichter thun können, wenn die Umgegend so reich an Holz, wäre wie die meisten unsrer europäischen für den Bergbau wichtigen Gebirge. Man sieht aber auf der ganzen Puna nirgends einen Wald, sondern nur hin und wieder einen einzeln stehenden verkrüppelten Baum der Quennua (Polylepis racemosa) und in größerer Menge beysammen stehend die Gesträuche der Ratanna (Krameria triandria), der man außer dem Werth, den sie als Material zum Bauen der Hütten und zum Brennen hat, auch Heilkräfte gegen die Ruhr und das Blutspeyen zuschreibt. Wie in Aegypten und in Arabien der Mist der Kamele, wird in der kalten Puna der Mist, vornämlich der Schafe, zur Feuerung, zum Theil selbst in den Amalgamirwerken benutzt.

Das Feuer aber, das hier so kostspielig zu erzeugen und zu ernähren ist, hat dennoch in der Küche nur seine halbe Kraft. Denn der Siedepunkt des Wassers steht bey der Höhe von fast 14,000 Fuß so niedrig, daß man weder Fleisch noch Kartoffeln weich sieden kann. Die Spanier in ihrer physikalischen Unwissenheit schreiben es dem Fleische selber zu, lassen sich Schlachtvieh aus der Ebene heraufkommen, sehen sich aber freylich dadurch um nichts gebessert; die Küchenordnung der Reicheren muß sich nach Luft und Landesart richten und hat Mittel genug zu ihrer Aushülfe. Auch für die Ernährung des Aermeren ist dort gesorgt durch ein Knollengewächs, das am besten in der Höhe zwischen 12,000 und 13,000 Fuß gedeiht, während es in tiefer gelegenen Gegenden entartet. Es heißt Maca, scheint nach Tschudis Vermuthung ein Tropaeolum, wird von den Bewohnern der Puna so wie anderwärts der Kartoffel angebaut. Seine Knollen sind von der Größe einer Kastanie und gleichen dieser auch, namentlich wenn sie in Milch gekocht werden, an Geschmack. Man pflegt sie an der Sonne oder an der Luft zu trocknen, was dort, wo die scharfe dünne Luft selbst die Körper der todten Thiere nach wenig Tagen zu Mumien ausdorrt, leicht geschehen kann, setzt sie dann der Kälte aus und giebt ihnen hiedurch eine mehrjährige Ausdauer für den Genuß. Die Maca wird auch bey einem geringen Grad der Siedhitze weich; aus der getrockneten Knolle bereiten die Indianer einen süssen syrupähnlichen Stoff, durch dessen Zusatz sie den gerösteten und zerstampften Mais, den sie aus den tieferen Gegenden als Zufuhrartikel erhalten, so wie die geröstete Gerste sich schmackhafter machen.

Theurer noch als der Unterhalt des Menschen kommt den Bewohern des Bergrevieres der Unterhalt ihrer Pferde zu stehen. Das strohartig gelbe Gras der Puna giebt nur für die Schafheerden, die man dort häufig hält, ein ausreichendes Futter, zum Futter der Pferde säet man Gerste an, die freylich niemals reift, nur selten grüne Aehren treibt, als Gras aber nebst dem Klee brauchbar genug ist. Wenn aber der Frost auch in den tiefer gelegenen Thälern den Klee abdorrt und die Gerste nur spärlich wächst, dann kann ein Pferd selbst durch eine Ausgabe von $2\frac{1}{2}$ bis 3 spanischen Thalern nur vor dem Hungern geschützt, nicht eigentlich gut genährt werden, und sogar in der günstigsten Zeit des Jahres verzehrt ein solches Thier jeden Tag um einen Thaler Futter.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Februar.

Nro. 26. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1847.

Die fossilen Foraminiferen des tertiären Beckens von Wien, entdeckt von Sr. Excellenz Ritter Joseph v. Hauer und beschrieben von Alcide D'Orbigny. Veröffentlicht unter den Auspicien Seiner Majestät des Kaisers von Oesterreich. Paris 1846.

Auch unter dem Titel:

Foraminifères fossiles du bassin tertiaire de Vienne, découverts par son Excellence le Chevalier Joseph de Hauer et décrits par Alcide D'Orbigny. Ouvrage publié sous les auspices de Sa Majesté l'Empereur d'Autriche. Paris 1846. 312 S. 4. mit 21 lith. Tafeln.

Hr. v. Hauer, k. k. wirklicher geheimer Rath und Vice-Präsident der Hofkammer in Wien, hat sich seit geraumer Zeit in seinen Mußestunden mit dem Sammeln der Foraminiferen befaßt, welche er in den Umgebungen von Wien, ja mitten in der Hauptstadt selbst, entdeckt hat und die alle der Tertiärformation der dortigen Gegend angehören. Bevor Hr. v. Hauer seine umfassenden Untersuchungen begann, waren aus den Umgebungen Wiens nicht mehr als 2 Arten Foraminiferen bekannt, die Fichtel und Moll in ihrem Werke: Testacea microscopica unter dem Namen Nautilus mammilla und melo beschrieben hatten. Man kann daher die Größe des Verdienstes, welches Hr. v. Hauer um die Erforschung dieser kleinen urweltlichen Wesen sich erworben, leicht bemessen, wenn man erfährt, daß er durch vieljährige Untersuchungen nicht weniger als 228 Arten derselben in den Tertiärablagerungen der Umgebungen Wiens aufgefunden hat. Um aber seine Entdeckungen zu einem wissenschaftlichen Gemeingute zu machen, hat Hr. v. Hauer noch ein anderes großes Verdienst sich erworben, indem es ihm gelang, Herrn Alcide D'Orbigny, den gründlichsten Kenner dieser mikroskopischen Geschöpfe zur Beschreibung derselben zu veranlassen. Die Munificenz Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich gewährte die pekuniären Mittel zur Herausgabe des vorliegenden Werkes, das mit 21 lithographirten Tafeln ausgestattet ist, die sowohl durch Schönheit als Genauigkeit der Abbildungen ausgezeichnet sind. Der Text ist ursprünglich in französischer Sprache bearbeitet, dabey aber eine deutsche Uebersetzung beygefügt.

Wie der Verf. nachweist, finden sich von den 228 Arten Foraminiferen der Wiener Gegend 33 Arten, also ohngefähr 14 Procent derselben, ebenfalls in den subapenninischen Tertiärablagerungen von Siena in Italien. Dieses Resultat allein könnte schon auf die Meinung leiten, daß beyde Ablagerungen aus der nämlichen geologischen Epoche herrühren; wenn man aber außerdem die Gesammtheit der Formen, den Habitus aller Arten in Berücksichtigung zieht, so wird man eine vollständige Identität erkennen. In der That sind eben so wie bey Siena die Stichostegen vorherrschend, die Bulimina sind daselbst in Menge, eben so wie die Arten von Cristellaria, Robulina, Polystomella, Rotalina, Tex-

tularia u. s. w. Zieht man ferner in Erwägung, daß 27 der Wiener Arten, also ohngefähr 12 Procent, noch heut zu Tage das adriatische und mittelländische Meer bewohnen, so wird man hinreichende Gründe zur Annahme haben, daß die Wiener Tertiärablagerungen mit Foraminiferen gleichzeitig mit den subapenninischen Ablagerungen von Siena seyen.

Da wir dem Verf. in das Detail seiner Beschreibungen hier nicht folgen können, so begnügen wir uns, Einiges aus seinen allgemeinen Betrachtungen über das Auftreten der Foraminiferen in der Reihe der Gebirgsformationen hervorzuheben.

Nach dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse dürfen wir in gedachter Beziehung behaupten, daß die Foraminiferen noch ganz in den silurischen und devonischen Ablagerungen fehlen. Ihr Auftreten beginnt erst mit der Kohlenformation, doch kennt man daraus nur eine Art, die Fusulina cylindrica, und die Gattung, der sie angehört, greift nicht über die obern Schichten der Kohlengruppe hinaus.

Nun folgt eine weite Lücke, denn die ersten Foraminiferen, die sich wieder einstellen, gehören dem obern Lias an. In den Mergeln desselben von Saint-Mairent (Deux-Sèvres) und Tuchan (Aude) entdeckte der Verf. folgende Arten: Vaginulina harpula, V. laminosa, Webbina scorpionis, Cristellaria Baugieriana und garantiana, die den Ordnungen der Stichostegen und Helicostegen, also den einfachsten Formen angehören.

Diese Arten scheinen mit dem Lias zugleich geendigt zu haben, da man von ihnen im untern Oolith nichts mehr findet. Dagegen zeigten sich im großen Oolith von Ranville (Calvados) Vaginula elongata, depressa und striata, Cristellaria laevigata, lamellosa, gibba, cadomensis und lituus, also Schalen, die alle den nämlichen Gattungen angehören.

In den Schichten der Oxford-Gebilde konnte der Verf. keine Foraminiferen ausmitteln, während er in den Korallenbildungen von Saint-Mihiel, Rochelle und Verviers zahlreich die folgenden Arten auffand: Nodosaria Moreana, Cristellaria truncata und rupellensis und Rotalina jurensis. Es zeigen also die jurassischen Ablagerungen bloß fünf Gattungen, die den Ordnungen der Stichostegen und Helicostegen angehören.

Sobald man an die untern Abtheilungen der Kreideformation kommt, fängt man an, verschiedene Arten und ganz andere Formen wahrzunehmen. In der Neocomien-Ablagerung sieht man zum Erstenmal Enallostegen, und die Anzahl der Gattungen vermehrt sich in merkwürdiger Weise. Wirklich kennt man schon aus diesem Gebilde von Wassy und Marolles in Frankreich so wie von Hannover 4 Nodosaria, 3 Dentalina, 6 Marginulina, 2 Vaginulina, 1 Webbina, 6 Cristellaria, 1 Lituola, 4 Rotalina, 2 Operculina und 3 Textularia, so daß also 4 neue Formen zu den ältern hinzutreten.

Im sogenannten Gault kommen dieselben generischen Formen zum Vorschein; erst in der chloritischen Kreide gesellen sich ihnen zu die Gattungen Chrysalidina, Cuneolina, Cyclolina, Alveolina, Flabellina, Bulimina, Frondicularia und Polymorphina, von denen nachher die beyden ersten Gattungen zugleich mit den Schichten, von denen sie umschlossen sind, für immer verschwinden. Es treten also allerdings 8 neue generische Formen auf, aber noch immer keine aus den Ordnungen der Entomostegen und Agathistegen.

Sobald man zur weißen Kreide gelangt, werden die Gattungen und Arten ungleich zahlreicher und man begegnet schon vielen generischen Formen, die noch gegenwärtig leben. Man kennt bereits 32 Gattungen, von denen 8 in der Kreidenformation erscheinen und verschwinden. Entomostegen haben sich bereits eingestellt, aber noch keine Agathistegen, auch fehlen alle Nummulinen.

Steigen wir zu den Tertiärgebilden hinauf, so erweitert sich das Feld immer mehr. Nicht weniger als 30 Gattungen, die in den vorhergehenden Formationen unbekannt sind, treten hier auf und darunter 28, die sich noch in den gegenwärtigen Meeren wieder finden. Es stellen sich also nicht bloß die Agathistegen, sondern auch eine Menge neuer Gattungen und Arten ein, und zwar um so mehr, je jünger die Schichten sind. Das Maximum zeigt sich in den subapenninischen Ablagerungen und in denen Wiens, die der Verf. für gleichzeitig ansieht.

Es ist auch nicht zu übersehen, daß die Analogen der gegenwärtig lebenden Arten lediglich in dieser letzten Abtheilung der Tertiärgebilde vorkommen.

(Schluß folgt.)

Peru. Reiseskizzen aus den Jahren 1838 — 1842 von J. J. Tschudi.

(Schluß.)

Ihres sinnlichen Vergnügens wegen versammlen sich demnach, das begreift man leicht, die vielen fremden und einheimischen Besucher von Cerro de Pasco nicht in diesem „Paradies der Bergleute,“ welches übrigens auch diesen letzteren Namen nur durch den unermeßlichen Reichthum seiner Silbermassen, nicht durch die Art, wie der Bergbau betrieben wird, verdient. Denn die brutal-rohe Weise, in welcher die Minenbesitzer mit dem Leben ihrer Arbeiter wie mit den Schätzen der Tiefe umgehen, kann in jedem menschlich fühlenden Beobachter nur Abscheu, in jedem des Bergbaues Verständigen nur Eckel erregen. Das, was Tschudi einstimmig mit vielen andren Reisenden darüber erzählt, gränzt für deutsche Leser, die jemals ein Bergwerk sahen, fast ans Unglaubliche.

Man unterscheidet in dem Felsenkessel von Cerro de Pasco zuvörderst zwey Hauptgänge des Silbers, davon der eine fast von Nord nach Süd streicht, und von dem andren von O.S.O. nach W.S.W. streichenden ohngefähr unter dem Marktplatze der Stadt durchkreuzt wird. Den ersteren hat man in einer Längenausdehnung von 9600 Fuß und in einer Breite von 412 Fuß, den andren in einer Länge von 6400 Fuß und in einer Mächtigkeit von 380 Fuß erschürft. Von diesen beyden Hauptgängen aus durchziehen nach allen Richtungen eine unzählige Menge von Nebengängen das Felsengebirge, dessen ganzer Boden hierdurch wie von einem silbernen Netz durchwebt ist. Gleich wie die Schweine oder andre nach Wurzeln und nach Gewürm grabende Thiere den Boden durchwühlen, so haben die Minengräber bald da, bald dort, wo das edle Metall zu Tage ausgieng, ein Loch gemacht, das nächstliegende Silber herausgerissen, und sobald seine Herausförderung etwas mühsamer wurde, den nichtswürdigen Bau wieder verlassen. So betreibt man in mehreren Tausenden solcher Gruben, deren Mundlöcher zum Theil in den Hütten und Häusern der Minenbesitzer oder Bearbeiter sind, eine Erzgräberey, von deren Art der deutsche Bergbau selbst auf den niedersten Stufen seiner Kindheit nie etwas Aehnliches aufzuweisen hatte. Leider, so muß man im Interesse der armen Grubenarbeiter sagen, giebt es aber außer den flach eingetieften Löchern auch eine nicht unbedeutende Menge solcher Gruben, die, weil ihr anhaltend großer Reichthum dazu verlockte, in ziemlich große Tiefen hinabgehen. Da ist aber weder an eine Zimmerung, noch an die Anlage von Mauern, noch an eine andre Vorsichtsmaßregel zu denken, wodurch das Zusammenstürzen des Baues verhütet werden könnte. Ueber halb faule Querhölzer und lose Steine, die als Stufen dienen, oder an rostzerfreßnen Ketten und modernden Stricken führt der Weg hinab in die Tiefe, während von den nassen Wänden dem Hinabsteigenden loses Gestein nachrollt. Vor einiger Zeit wurden in einer solchen sogenannten Mine 300 Arbeiter (Indianer) auf einmal durch das Zusammenstürzen des Baues erschlagen. Das überall nachdringende Grubenwasser zieht man durch Handpumpen heraus, die fast noch bessere Dienste leisten als die von einigen Minenbesitzern ohne Geschick und Sachverständniß angelegten unvollkommenen Dampfmaschinen. Das Erz müssen die Arbeiter, 50 bis 75 Pfund auf einmal, in Säcken von ungegerbten Häuten aus der Tiefe herauf tragen.

Wie mit dem Herausfördern des Erzes, so geht man auch mit seiner Amalgamation um. Das Quecksilber wird mit dem zerkleinerten silberhaltigen Gestein in ein kreisförmig ausgemauertes und gepflastertes Loch zusammengeschüttet und dann von Pferden, die von halbverwilderter schlechter Rasse sind, oder auch von Indianern, die mit bloßen Füßen darauf herumschreiten, unter einander gestampft; Thiere wie Menschen gehen in Folge der Quecksilbervergiftung sehr bald zu Grunde. Wenn man dann diese alberne Behandlnng der Erze einige Monate fortgesetzt

hat, bringt man das gewonnene Amalgam in die mit gleichem Unverstande eingerichteten Amalgamiröfen. Jedes Mark Silber wird mit dem Verlust von einem halben Pfund Quecksilber erkauft.

Die jährliche Ausbeute an Silber aus den Gruben von Cerro de Pasco wird zu 200,000 bis 300,000 Mark angegeben. Doch ist dieß nur die ordnungsgemäß einregistrirte Ausbeute, unter welcher jene Silbermassen nicht begriffen sind, welche durch Unterschleif, der vorzüglich durch Neger betrieben wird, und welcher keine Gränzen kennt, ausgeführt wird. Der Reichthum von Silber ist übrigens nicht auf die Umgegend von Cerro de Pasco beschränkt, sondern erstreckt sich viel weiter in dem Gebirge umher. Man weiß es aus vielen Fällen, daß die armen Indianer der Puna Erzgänge kennen, die sie aufs sorgfältigste vor ihren weißen Bedrängern verbergen, weil sie es wissen, welches Unglück ihnen der Bergbau und die Habgier dieser Fremdlinge bringt. Tschudi selber kannte einen Indianer, der gegen ihn sehr zutraulich war. Einst hatte derselbe ein eisernes Werkzeug von dem Reisenden geliehen; als er es wiederbrachte, sah man Spuren von Silber daran, welche verriethen, daß mit ihm in jenes weichere Metall gearbeitet worden war. Der Indianer nährte sich und seine arme Familie durch das Fertigen von hölzernen Steigbügeln und andern Handarbeiten, er gestand aber dem mildthätigen Fremden, den er liebgewonnen hatte, daß ihm ein Ort im Gebirge bekannt sey, wo sich eine reiche Menge Silbers fast offen zu Tage stehend fände. Nur wenn die Zeit komme, in welcher er die starken Contributionen bezahlen müsse, gehe er dorthin und breche sich heraus, was er bedürfe, decke aber dann seinen Schatz mit Erde und stachlichen Cactus sorgfältig wieder zu.

Der begründete oder unbegründete Verdacht der Gewalthaber gegen die Indianer, daß diese Kunde von einem reichen Erzgange hätten, ist oft die Veranlassung zu dem Unglücke so wie zu dem Untergange ganzer Familien dieser harmlosen Leute gewesen. Vergebens unterwarf man sie allen Martern, um sie zur Mittheilung ihres Geheimnisses zu zwingen; sie sagten nichts aus, entweder weil sie nichts zu sagen wußten, oder weil vielleicht der Tod unter schneller dahin gehenden Martern ihnen lieber war als das langsame Hinsterben unter täglich wiederkehrender Noth und Pein.

Im Ganzen sind die Indianer des Hochgebirges ein friedlich stilles, unverdrossen arbeitsames, diensttreues, höchst genügsames Volk, es muß deßhalb um so auffallender erscheinen, daß die in so wie um Cerro de Pasco wohnenden, namentlich die bey der Metallgräberey betheiligten (sogenannten Bergleute) hievon zum Theil eine so betrübende Ausnahme machen. Die schwere, täglich oder nächtlich 12stündige Arbeit, das böse Beyspiel der Weißen, mit denen sie so eng zusammengedrängt leben, die Einrichtung, daß ihnen, wenn reiche Anbrüche vorkommen, statt des sonstigen geringen Taglohnes ein für diese Armen reicher Antheil des von ihnen heraufgeförderten Erzes zu Theil wird, stürzen dieselben in Gefahren des moralischen Verderbens, denen sie nur zu oft unterliegen. Sie ergeben sich dem Brantweintrinken; die Italiener, welche dieses schädliche Getränk verkaufen, geben ihnen dasselbe, so wie Tabak und andre Gegenstände ihres Gelüstes oder häuslichen Bedürfnisses auf Credit gegen unmäßige Zinsen, die sie, wenn den Arbeiter wieder einmal das Glück begünstigt, ihnen abpressen. Die höher Gestellten, gleichsam Beamten unter ihnen, sind überdieß leidenschaftliche Spieler. Die selbst verschuldete Noth, in welche diese Leute gerathen, noch mehr aber die ansteckende Macht der Habsucht, deren furchtbarste empörendste Beyspiele sie täglich um sich sehen, unter deren Gewaltthaten sie leiden müssen, wirkt so verderblich auf sie ein, daß Viele zu Räubern und Mördern werden, so daß die Umgegend um Cerro de Pasco öfters eben so unsicher für Reisende ist, als die um Lima.

So kann das Beyspiel von Peru uns zeigen, daß nicht zunächst die Fülle noch der Reichthum der äußeren Natur das sey, was den Menschen leiblich wie geistig wohlbehaglich und glücklich macht.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Februar.

Nro. 27. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Aristotelis Organon graece. Novis codicum auxiliis adiutus recognovit, scholiis ineditis et commentario instruxit Theodorus Waitz, Phil. Dr. Lipsiae, sumtibus Hahnianis. MDCCCXLVI. Pars posterior. Analytica posteriora, Topica, X. 599.

Durch die Bearbeitung der zweyten Analytik und der Topik, welcher H. W. die σοφιστικοὶ ἔλεγχοι als neuntes Buch angefügt hat, ist das Organon vollendet. Der Herausgeber hat die gewöhnliche Folge der Bücher beybehalten, ohne sich über die Reihenfolge dieser zu erklären. Brandis suchte nachzuweisen, daß die Topica früher als die Analytica abgefaßt seyen, und diese jene voraussetzen, eben so daß die Topik eine andere Gestalt bekommen haben würde, wären die Analytica ihr vorausgegangen. Diese Untersuchung ist mit vieler Schwierigkeit verbunden, und ich wünschte um so mehr, H. W. hätte sich mit genauer Prüfung der neun dort angeführten Gründe über diesen Punct erklärt, als sie mich nicht von der Richtigkeit überzeugt haben. Eine ganz neue Anordnung befolgt Bekker in der kleinen Ausgabe; er verbindet die Kategorien mit den acht Büchern der Topik, und gibt in einem zweyten Theile Hermeneutica, Analytica und Elenctica. Oder wollte auch er nur Brandis Annahme folgen, der es für wahrscheinlich erklärt, daß wenigstens die sophistischen Ueberführungen erst nach vollendeter Analytik der Topik hinzugefügt worden? Dadurch würde allerdings die Bezeichnung der Topik in den Sophist. Elench. 2. durch das immer auffallende ἐν ἄλλοις statt des geläufigen ἐν τοῖς πρότερον, welches man erwartet, einigermassen erklärt, aber der Schluß lehrt zu augenfällig, daß die engste Verbindung zwischen den beyden Werken herrschen soll und nicht eine solche Losreißung statt finden kann. Daß der Wahrscheinlichkeitslehre, der Topik, die Wissenschaftslehre, die Analytik, folge, mag vermöge der Steigerung annehmbar scheinen, zumal letztere als nicht vollendet erscheint, aber auch der Weg von oben nach unten, von dem συλλογισμὸς ἀληθής der Apodictik zum συλλογισμὸς ἔνδοξος der Topik, und von diesem zum συλλογισμὸς φαινόμενος der Sophist. Widerlegungen kann nicht auffallen; solche Probleme jedoch wollen nicht durch allgemeine Betrachtungen erledigt werden, sondern fordern eine genaue Prüfung und Vergleichung der in Frage stehenden Werke; ein künftiger Forscher wird auch nach Brandis schöner Abhandlung noch Stoff zu derartigen Untersuchungen finden.

Die erste Analytik lehrt das Formale der Logik, vorzüglich den Schluß, und Arist. bezeichnet diese Bücher selbst ganz geeignet mit den Worten ἐν τοῖς περὶ συλλογισμοῦ. Die zweyte Analytik hat es mit dem Wissen selbst zu thun; denn der sophistische Geist der Griechen hat auch hier alle möglichen Zweifel erhoben. Während die einen sagten, es wäre gar kein Wissen möglich, weil ein solches durch Principien vermittelt und bedingt seyn müsse, diese aber in das Unendliche gehen, und darum nicht vom menschlichen Geiste erfaßt werden können, behaupteten andere, man könne Alles beweisen. Arist. gibt I, 3 mit wenigen Worten diese entgegengesetzten

Meinungen so an: ἐνίοις μὲν οὖν διὰ τὸ δεῖν τὰ πρῶτα ἐπίστασθαι οὐ δοκεῖ ἐπιστήμη εἶναι, τοῖς δ' εἶναι μὲν, πάντων μέντοι ἀπόδειξις (nicht ἀποδείξεις) εἶναι, ὧν οὐδέτερον οὔτ' ἀληθὲς οὔτ' ἀναγκαῖον, das ganze Werk liefert nur den Commentar und die Widerlegung dieser Sätze. Wie weit sich diese auch nach Arist. herab ausgedehnt haben, kann man am deutlichsten im Sextus Empiricus lesen; der Abschnitt, daß es keinen Beweis gebe, ist ausführlich, und was dafür und dagegen vorgebracht wird, erregt fast Schwindel; so hat der Skepticismus Wurzel gefaßt, eigentlich nur eine Schwäche jener, die es weder mit den einen noch mit den andern verderben wollten und darum sich hübsch in der Mitte hielten. Daß Aristoteles Lehren in diesem Punkte nicht die erwartete Beachtung gefunden haben, liegt in der Art, wie die philosophischen Häresien bey den Griechen nach Alexander sich bildeten; jeder suchte nur seine Secte, zu der er sich einmal erklärt hatte, zu vertheidigen, wenig bekümmert um die andern; aus ihrer Widerlegung sieht man ihre Unkenntniß mit andern Systemen; man erinnere sich nur an den Epikureer Philodemus, wenn er gegen die Stoiker spricht. Wenn die Skeptiker genöthigt waren, die entgegengesetzten Lehren zusammenzustellen und damit zur Prüfung aufgefordert wurden, so waren sie doch viel zu wenig tief und gründlich, um entschieden aufzutreten, und nicht vielmehr beyden Recht zu geben, damit aber zugleich auch wissenschaftlich ihre förmliche Incompetenz (ἐπέχειν) über philosophische Gegenstände zu urtheilen an den Tag zu legen. Haben die nächsten Nachfolger auch ignorirt, was Arist. zur Sache geleistet, so ging es doch der Wissenschaft nicht verloren, und die spätern haben, was jene versäumt, wieder eingeholt. Das Princip der Identität und des Widerspruches steht zwar nicht in unserer Analytik, wo man diese Begründung zunächst suchen sollte, wohl aber in der Metaphysik III, 4 — 8; er betrachtet es als erstes Gesetz, ἀρχὴ καὶ τῶν ἄλλων ἀξιωμάτων αὕτη πάντων, daß demselben nicht zugleich Seyn und Nichtseyn, positive und negative Merkmale zukommen, τὸ αὐτὸ ἅμα ὑπάρχειν τε καὶ μὴ ὑπάρχειν ἀδύνατον τῷ αὐτῷ καὶ κατὰ τὸ αὐτό, eben so daß auch nicht τὰ ἐναντία ἅμα ὑπάρχειν τῷ αὐτῷ, eine Ausführung, die wir nirgends so gründlich als bey Arist. lesen, wovon aus er zugleich die Anwendung sowohl derer, die sagen, alles sey wahr, als derer, die sagen, alles sey falsch, bestreitet. Dagegen kommt das Princip des zureichenden Grundes hier zur Sprache. Einen innern Zusammenhang so wie eine umfassende Darstellung des Gegenstandes vermögen auch wir in dieser zweyten Analytik so wenig als Brandis zu finden; mit dem letzten Kapitel des zweyten Buches erwartet man ein tieferes Eingehen: περὶ δὲ τῶν ἀρχῶν πῶς τε γίγνονται γνώριμοι καὶ τίς ἡ γνωρίζουσα ἕξις, ἐντεῦθεν ἐστι*) δῆλον προαπορήσασι πρῶτον· und ist nicht wenig erstaunt, mit diesem Kapitel die ganze Aufgabe beendigt zu sehen.

Herr Waitz hat diesen Band in derselben Art, wie den ersten ausgearbeitet, und was wir davon (M. G. A. 1845. Nro. 4) bemerkt haben, findet seine volle Anwendung auch auf diesen. Da die zweyte Analytik größeren Schwierigkeiten als ein anderes Werk des Organon unterworfen ist und dem Inhalte nach auch an Wichtigkeit die andern übertrifft, so ist diese mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt, und die sprachlichen Ausdrücke, deren Begriff zum Verständniß der arist. Schriften so wichtig ist, finden überall aus dem Philosophen selbst ihre Erläuterung; auch sonst wird überall auf die Quellen zurückgegangen. Wenn p. 324 bey der Angabe, wie Bryson den Kreis in ein Quadrat zu verwandeln suchte, die Erklärung aus Heilbronner und Montucla geholt wird, so scheint dem Herausgeber entgangen zu seyn, daß die ganze Demonstration bey Simplicius im ersten Buche zur Physik zu lesen ist, sie ist ihm aber entgangen, weil dieser Excursus, der mehrere Blätter daselbst einnimmt, von Brandis nicht in die Scholien aufgenommen worden. Auch die neuesten Schriften sind berücksichtigt, nicht so die ältern; so hätten wir gewünscht, daß über I, 8 und dessen Zusammenhang mit dem Vorausgehenden und Nachfolgenden (worüber so Manches vermuthet wurde, vergl. Buhle) Einiges wäre bemerkt worden. Schon Themistius konnte sich nicht darein finden und geht

*) Man erwartet ἔσται, wie eine Handschrift bey W. hat, ebenso las Themistius.

von dem ersten Satze sogleich auf cap. 11 über; diesen finden wir überhaupt nirgends berücksichtigt; aber wie Themistius Paraphrase zu de anima das beste ist, was wir über jenes Werk haben, so ist auch die der Analytik nicht zu verachten, und der Herausgeber hätte öfter nützlichen Gebrauch davon machen können. Da der Inhalt ihn so sehr in Anspruch genommen hat, so ist manches Grammatische übergangen worden, und obschon H. W. an mehrern Stellen von Bekker abgewichen ist, so konnte er doch bald den ältesten Handschriften sich näher anschließen, bald ihren Spuren folgend Neues geben; hier werden die, welche mit der Kritik aristotelischer Schriften sich beschäftigt haben, noch viel weiter gehen als er es gewagt hat. Wenn wir z. B. p. 89, 29 lesen: ἐπεὶ δὲ τὸ αὐτὸ πλεοναχῶς λέγεται, ἔστι μὲν ὡς ἐνδέχεται ἔστι δ' ὡς οὔ. — und dabey die Variante finden pr μὲν om B c d M et pr A u n, so würden wir unbedenklich die Partikel aufgeopfert haben. Diese Formel ohne μὲν ist unserm Autor nicht ungebräuchlich, so I, 1 p. 71, b, 6 ἔστιν ὡς ἐπίστασθαι, ἔστι δ' ὡς ἀγνοεῖν. Phys. VIII, 8. 263. b. 4. VIII, 4, 255 b. 25 (hier steht im Texte zwar μὲν, aber in den Codices fehlt die Partikel). Meteorol. III, 6. 378, 32 διὸ ἔστι μὲν ὡς ὕδωρ ταῦτα, ἔστι δ' ὡς οὔ. hat die beste Handschrift E ἔστι μὲν ταῦτα ἔστιν ὡς ὕδωρ. 451, b. 7. 177, 22 zweymal. 181. b. 7. 647. b. 18. Dagegen liest man die Partikel ohne eine Variante Ethic. Eudem. pag. 1225. b. 12. (VII, 2, 1235. b. 18 fehlt μὲν in den Handschriften), 1236. b. 24. Meteor. 382, 15. 417, 18. 446. b. 16. 171, 20. 649. b. 24. 734. b. 6, und in der Metaphysik, wenn ich nicht irre, immer, wie 1016. b. 11. 1023, 28. b, 16. 1024, b, 29. — p. 71, b. 10 ἁπλῶς ἀλλὰ μὴ τὸν σοφιστικὸν τρόπον τὸν κατὰ συμβεβηκός, hier ist mir der Artikel auffallend, andere haben τό. Ebendaselbst v. 33 πρότερα δ' ἐστὶ καὶ γνωριμώτερα διχῶς· οὐ γὰρ ταὐτὸν πρότερον τῇ φύσει καὶ πρὸς ἡμᾶς πρότερον, οὐδὲ γνωριμώτερον καὶ ἡμῖν γνωριμώτερον, die Sache ist aus vielen Stellen des Arist. bekannt, aber nirgends sagt er bey einem solchen Gegensatze γνωριμώτερον für γνωριμώτερον ἁπλῶς oder φύσει, so daß eines dieser Worte zu fehlen scheint, aber eben so möglich ist, daß καὶ ἡμῖν γνωριμώτερον ein späterer Zusatz ist, denn ersteres genügt, weil das Obige zu wiederholen ist. Kurz vorher, v. 21 würden wir mit C πρώτων ἀμέσων ohne καὶ aufgenommen haben, da sie zusammengehören und nachher durch πρώτων ἀναποδείκτων wiederholt werden. Zu p. 75, 10 hätten wir über den Infinitiv ὑπάρχειν, p. 75, b, 41 über das allein stehende τε eine Bemerkung gewünscht. p. 89, b. 30 εἰδότες ὅτι ἐκλείπει καὶ ὅτι κινεῖται ἡ γῆ, τὸ διότι ἐκλείπει ἢ διότι κινεῖται ζητοῦμεν. Aristoteles nimmt bekanntlich keine Bewegung der Erde an und widerlegt diese Annahme der Pythagoräer de caelo II, 13, und so erwartet man nicht diese Angabe in dem, was ein bekanntes Beyspiel seyn soll, er spricht von ἥλιος, worauf sich ἐκλείπει bezieht, sollte nicht ἡ γῆ ein späterer Zusatz seyn und jenes κινεῖται eben so auf ἥλιος bezogen werden müssen? p. 94, b, 32 sind Worte des Anaxagoras, nach Probl. XI, 33 p. 903. vergl. Ideler zu Meteor. II, 439.

In dieser Analytik kann man Sätze finden, deren Verständniß auch bey dem besten Willen nicht so leicht einleuchtet; die Schwierigkeit liegt häufig, besonders bey den oft gebrauchten Schemen darin, daß Arist. sich kurz ausdrücken zu können glaubte, uns aber Beziehungen, wovon aus das Ganze deutlich wird, verhüllt sind. Schon die alten Ausleger hatten mit der Deutung solcher Stellen ihre Noth, und man kann, ohne der Sprache große Gewalt anzuthun, nicht ausreichen; so macht sich oft ein Bedenken über die Richtigkeit des überlieferten Textes rege, wenigstens ist es Referenten, als er vor mehr wie einem Decennium sich dieses wichtige Denkmal des Alterthums klar zu machen suchte, nicht gelungen, ins Reine zu kommen und manche Aporie liegt noch jetzt unerledigt. Philoponus bemerkt zu p. 80, 2, Alexander Aphrodisiensis habe viel über die richtige Erklärung dieser Stelle geforscht, ich zweifle, daß der von ihm gegebene Sinn, den auch die Neuern annehmen, der richtige sey. Die Worte οἷον εἰ τὸ Α καὶ τῷ Γ καὶ τῷ Β ὑπάρχει ἀτόμως, geben keinen Grund für das Vorausgehende schon vermöge

des Satzes, daß kein B — A ἀτόμως ist, dagegen sind sie unten bey dem Positiven (wo sie auch wiederkehren) nothwendig und die Sätze ὅταν γὰρ... ὑπάρχει scheinen auch dort ihre geeignete Stellung zu finden.

Wenn die zweyte Analytik die Principien des Wahren aufsucht und darum namentlich für Logik das Hauptwerk ist, so lehrt die Topik in neun Büchern die Methode, über jeden Gegenstand aus wahrscheinlichen Gründen, ἐξ ἐνδόξων, auf eine glaubwürdige Art zu reden. Uns scheint eine solche Trennung und besondere Bearbeitung nicht nothwendig, aber die Folge davon ist, daß wir so vieles Wahrscheinliche ohne weiters auch für wahr halten, und die Kunst zu wissen, welcher Unterschied zwischen δόξα und ἐπιστήμη ist, bey den Alten so lebendig aufgefaßt, bey uns eine seltene genannt werden kann. Die Topik ist eine Heuristik, oder Inventio, die ihre Beweise nicht aus den einzelnen Wissenschaften und ihren Principien holt, sondern das Allgemeine hervorhebt. Es ist zu beachten, daß Arist., dem Niemand den Vorwurf machen wird, über das Allgemeine das Besondere und die einzelnen Theile der Wissenschaften vergessen zu haben, einen so hohen Werth auf jenes gelegt und einer besonderen Bearbeitung gewürdigt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Die fossilen Foraminiferen des tertiären Beckens von Wien ꝛc.

Auch unter dem Titel:

Foraminifères fossiles du bassin tertiaire de Vienne etc.

(Schluß.)

Nach den bisher ermittelten Thatsachen verhält sich die Zahl der Gattungen und Arten der Foraminiferen in den verschiedenen Gebirgsarten folgendermassen:

Kohlenformation	1	Gattung mit	1	Art.
Jurassische Formation	5	„ „	20	„
Kreide-Formation	34	„ „	280	„
Tertiär-Formation	56	„ „	450	„
Gegenwärtige Periode	68	„ „	1000	„

Unter den noch heut zu Tage im Meere lebenden Foraminiferen hat der Verf. bisher 8 Gattungen: Gromia, Rimulina, Conulina, Vertebralina, Candeina, Pavonina, Robertina, Cassidulina, Uniloculina und Cruciloculina noch nicht im fossilen Zustande auffinden können.

Zuletzt macht der Verf. noch aufmerksam, daß die lebenden Foraminiferen eben so wenig als andere Thiere gleichförmig über die Erdoberfläche vertheilt sind. Gewisse Gattungen sind den heißen Regionen eigen, andere den kalten, und jede Art ist im Allgemeinen an besondere Regionen gebunden. Demgemäß kommen auf

die heiße Zone	575	Arten
die gemäßigte Zone	350	Arten
die kalte Zone	75	Arten.

Aus dieser Angabe folgt, daß die Foraminiferen um so zahlreicher und in ihren specifischen Formen um so mannigfaltiger sind, als die Meere, in denen sie leben, heißer sind; ein Resultat, zu dem der Verf. schon früher hinsichtlich der Mollusken gekommen ist.

Die Paläontologen werden es Hrn. v. Hauer Dank wissen, daß durch seine unverdrossenen Bemühungen ihr Gebiet nach einer Seite hin erweitert worden ist, wo sowohl wegen der Schwierigkeit des Sammelns als des Bestimmens nur Wenige zur Mitarbeit sich einstellen werden, während Alle mit Anerkennung die Resultate aufnehmen, die aus so mühsamen Untersuchungen gewonnen worden sind.

A. Wagner.



Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Februar.

Nro. 28. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.



Aristotelis Organon graece.

(Fortsetzung.)

Dieses ist ihm, was er Dialectik nennt, das Vermögen, aus allgemein gültigen Sätzen Schlüsse zu ziehen; er würde es nicht so genannt haben, wenn nicht, wie man aus vielen seiner Angaben sieht, die philosophische Richtung seiner Zeit großentheils darauf ausgegangen wäre; dem Plato aber ist Dialectik das Vermögen, das unwandelbare, das wahre Seyn (nicht das wahrscheinliche) zu erkennen, also das, was dem Arist. die Apodictik ist, welche die zweyte Analytik lehrt. So tritt in der Sprache beyder Philosophen eine oft unglaubliche Verschiedenheit ein, und ein großer Theil ihrer abweichenden Lehren findet seine Auflösung nur in der Verschiedenheit der Begriffe der Worte, in der Sprache.

Als Trebatius einst bey einem Besuche Ciceros auf dessen Tusculanum in der Bibliothek die Topik des Arist. fand, wünschte er über deren Inhalt einen nähern Aufschluß von seinem Freunde; nach einer kurzen Erklärung verwies ihn Cicero auf eigenes Studium des Buches, oder wenn ihm dieses zu schwierig scheine, so möge er sich weitere Belehrung von einem berühmten (hier nicht näher bezeichneten) Rhetor geben lassen. Rhetor autem ille magnus ut opinor haec Aristotelica se ignorare respondit. Wiederholt aufgefordert hat Cicero auf einer Seereise nach Griechenland ohne alle Hilfsmittel dem Trebatius einen Begriff der Topik zu geben gesucht, und um sie dem Juristen verständlicher zu machen, jedem topischen Satze ein Beyspiel aus dem Rechte beygegeben; dadurch hat Ciceros Topica bekanntlich eine juridische Bedeutung gewonnen; aber er gibt seinem Freunde nicht die Aristot. Topik, die hatte er nicht vor sich und sie lag ihm selbst zu ferne, sondern wie er sie von den Philosophen seiner Zeit erlernt und aufgefaßt hatte. Darum darf man keine große Aehnlichkeit mit unserm Werke suchen; dennoch war dieses dem Fr. Patricius ein wichtiger Grund, das Werk, das ganz und gar das Gepräge aristot. Geistes an sich trägt, für unächt zu halten.

Das erste Buch lehrt die Behandlung der Gegenstände und kann als Einleitung des Ganzen betrachtet werden, wie es schon bey den Alten einige τὰ πρὸ τῶν τόπων nannten. Die dialectischen Prämissen werden nach ihrem γένος, ἴδιον, ὅρος und συμβεβηκὸς untersucht, aus welchen ja alle bestehen, und zwar behandelt das zweyte und dritte Buch die Accidentien, das συμβεβηκὸς, das vierte das Genus, das fünfte, das mit besonderer Genauigkeit ausgearbeitet ist, das ἴδιον, das sechste die Definition, ὅρος, an welche sich ganz passend die Lehre der Identität, ταὐτὸν, schließt. Damit wäre der Gegenstand erschöpft, da aber auch die Anordnung der Prämissen, und die Art des Fragens und Antwortens von Bedeutung ist, so folgt diese im achten Buche, das nach Alexander einige περὶ ἐρωτήσεως καὶ ἀποκρίσεως, andere περὶ τάξεως καὶ ἀποκρίσεως bezeichneten; mit ersterem Titel wird bey Diogenes eine Schrift von zwey Büchern erwähnt. Kapitel 4 ist der Uebergang zur ἀπόκρισις, ohne daß diese im Eingange angedeutet ist, dennoch sagt Alexander, Aristot. habe gleich am Anfange angegeben, daß er von beyden reden werde.

Als Anhang zur Topik, daher es auch wie



H. W. gethan, als das neunte Buch betrachtet werden kann, wenn man den Schluß vergleicht, der sich auf die Topik allein, nicht auf das gesammte Organon bezieht, erscheinen die σοφιστικοὶ ἔλεγχοι. Sie sind nicht λόγοι διδασκαλικοὶ, eigentlich wissenschaftliche, wie sie die Apodictik lehrt, nicht διαλεκτικοὶ, denn ihr Inhalt ist nicht ἔνδοξα an sich, sondern nur scheinbare φαινόμενα ἔνδοξα; sie sind ihrem Wesen nach ἀγωνιστικοὶ καὶ ἐριστικοὶ λόγοι. Hier ist die Nachweisung, wie und wodurch Sophismen entstehen und gelöst werden können. Der Anfang dieser scheint in zufälligen zu liegen, wie in Räthseln, die man in jeder Sprache findet, und Arist. cap. 33 scheint das selbst anzudeuten, wo er solche Beyspiele vorbringt: ποτέρα τῶν βοῶν ἔμπροσθεν τέξεται; οὐδετέρα, ἀλλ' ὄπισθεν ἄμφω. Bald aber wurde die Sprache, welche dem Gedanken nicht gleich kommt, ihn nicht (nach geometrischer Bezeichnung) deckt, sondern unvollkommen ist, alles so auszudrücken, wie es ist, und die Begriffe vollständig zu bezeichnen, daher mit einem Worte mehrere Dinge darstellt, die Veranlassung, theils absichtlich, theils unabsichtlich, zu mannigfaltigen Irrwegen; unabsichtlich bey den Philosophen, wie die Sprache die Eleaten verführte, die Bewegung zu läugnen; absichtlich bey den Sophisten, die darauf ausgingen, durch Verbindung von Sätzen das Widersinnigste den Sprechenden sagen zu lassen; der Unsinn leuchtete ein, nicht so der Fehler und wie man es anders machen müsse. Platons Euthydemus gibt ein Bild; die dort vorgebrachten Beyspiele sind den Sophisten entnommen, das sieht man aus Aristoteles, nicht etwa von Platon ersonnen.

In diesem sophistischen Treiben, das alles wissenschaftliche aufzuheben scheint, liegen gleichwohl die Anfänge zweyer bedeutender Disciplinen; aus diesen Sophismen nämlich entwickelte sich nothwendig eine schärfere Auffassung des **Wortes** und des **Gedankens**, man suchte die Schwierigkeiten zu lösen und kam dadurch zur Kenntniß und Feststellung der **Grammatik** und **Logik**. Betrachtet man in diesem Sinne die Sophistik, so gewinnt auch dieses leere Spiel ein Interesse, und die Geschichte der Sprache wie der Logik kann aus Platon und Arist. noch manchen Aufschluß erhalten. Diese Paralogismen mußten bald alles gegen sich rege machen; man dachte nach, untersuchte und fand durch Vergleichung endlich den Fehler; es müssen bereits Viele über diesen Gegenstand vor Arist. geschrieben haben; in keiner Schrift ist so häufige Beziehung auf Vorgänger als in diesen σοφιστικοὶ ἔλεγχοι, er zeigt, daß die Art, wie diese die Gegner widerlegen, nicht die richtige ist; doch darf man nicht überall trauen. Er legt die Lösung des ἔλεγχος in zwey Theile, in die Sprache παρὰ τὴν λέξιν, oder außer dieser ἔξω τῆς λέξεως, und gibt cap. 10 — 11 einen polemischen Excursus, der sehr geeignet ist, die Manier gegen andere zu streiten darzulegen. Andere nämlich hatten die Lösung versucht und zu zeigen gesucht, der Fehler liege ἢ πρὸς τοὔνομα ἢ πρὸς διάνοιαν, offenbar meinten sie dasselbe wie Arist. mit seiner Eintheilung παρὰ τὴν λέξιν und ἔξω τῆς λέξεως, wo später oder vielleicht schon in dieser Zeit in der Rhetorik die σχήματα λέξεως und διανοίας auftreten. In hohem Grade selbst sophistisch und mit gewaltigem Eifer und Aerger sucht er diese Annahme zu widerlegen und zu zeigen, daß kein Unterschied zwischen diesen sey, oft sey διάνοια im ὄνομα, oft ὄνομα in διάνοια. Aristoteles spricht von Sophisten seiner Zeit im Gegensatze eines Callicles, also der platonischen Zeit; man sollte glauben, diese Dinge einmal erklärt und ins Bewußtseyn geführt, hätten sich nicht so lange erhalten, daß sie noch viele Anhänger gefunden hätten, aber die Sophistik dauerte fort und tritt später in einem neuen, mehr bezaubernden Kleide auf, in der Form des Scepticismus; der ganze Sextus Empiricus ist voll von solchen trügerischen und falschen, aber dem ersten Scheine nach einnehmenden Schlüssen, und ihr Entstehen geht über die aristotelische Zeit hinauf. War aber auch in diesen Paralogismen schon von andern einiges geleistet, so gebührt doch das Verdienst der Topik dem Arist. allein; hätte er sie nicht entwickelt, ein anderer würde es nicht gethan haben; ganz billig ist daher seine Forderung am Schlusse: τοῖς μὲν παραλελειμμένοις τῆς μεθόδου συγγνώμην, τοῖς δ' εὑρημένοις πολλὴν ἔχειν χάριν.

Das Werk ist im allgemeinen verständlich, jedoch seinem Gegenstande nach ermüdend, und es

will, wenn es Nutzen bringen soll, nicht gelesen, sondern mit Aufmerksamkeit studirt werden; hatten schon Trebatius und Cicero wenig Lust es durchzumachen, so darf man sich nicht wundern, wenn es bey uns wenige Leser finden wird; doch haben die Griechen die Schrift mit Verstand gelesen, dieses erkennt man aus dem Texte, welchen die Handschriften bieten, die von der alten Ueberlieferung,

ἔτι εἰ ἔστι τε ἐναντίον τῷ συμβεβηκότι, σκοπεῖν εἰ ὑπάρχει ᾧπερ τὸ συμβεβηκὸς εἴρηται ὑπάρχειν· εἰ γὰρ τοῦτο ὑπάρχει, ἐκεῖνο οὐκ ἂν ὑπάρχοι· ἀδύνατον γὰρ τἀναντία ἅμα τῷ αὐτῷ ὑπάρχειν.

wie sich diese in A und B erhalten hat, abweichen. Diese Verschiedenheiten sind meiner Ueberzeugung nach alle aus einem sorgfältigen Studium des Werkes hervorgegangen, und enthalten nicht selten das Richtige; einmal hat C denselben Topus in anderer Gestalt, ähnlich wie wir diesen bey den Kategorien nachgewiesen haben p. 113, 20:

ἄλλος, εἴ τι συμβεβηκέναι τινί φησιν, ἐφορᾶν εἰ τῷ συμβεβηκότι ἐναντίον ἐστί τι· εἰ οὖν τὸ ἐναντίον ὑπάρχει τοῦ συμβεβηκότος ᾧ φησὶ συμβεβηκέναι, ἐκεῖνο οὐκ ἂν ὑπάρχοι ὃ ἐξ ἀρχῆς ἔφη συμβεβηκέναι· ἀδύνατον γὰρ τὰ ἐναντία ἅμα τῷ αὐτῷ ὑπάρχειν.

(Schluss folgt.)

Index librorum historiam naturalem spectantium ab anno MDCC ad MDCCCXLVI in Germania, Scandinavia, Anglia, Belgio, Italia atque Hispania impressorum. Edidit G. Engelmann.

Auch unter dem Titel:

Bibliotheca historico-naturalis. Verzeichniß der Bücher über Naturgeschichte, welche in Deutschland, Skandinavien, Holland, England, Frankreich, Italien und Spanien in den Jahren 1700 — 1846 erschienen sind. Von W. Engelmann. Erster Band. Bücherkunde. Hülfsmittel. Allgemeine Schriften. Vergleichende Anatomie und Physiologie. Zoologie. Paläontologie. Mit einem Namen- und Sachregister. Leipz. 1846. 786 S. 8.

Je weiter die Literatur einer Wissenschaft sich ausdehnt und je mehr insbesondere das Ausland zu dieser Erweiterung beyträgt, um so schwieriger wird es für den Mann von Fach, und noch mehr für den Bibliothekar, der von allen bedeutenden Erscheinungen der gesammten Literatur Kenntniß nehmen soll, sich in vollständiger Uebersicht der wissenschaftlichen Leistungen im Bereiche seines Faches zu halten. Was die deutsche Literatur anbelangt, so ist im Leipziger Meßkatalog seit langer Zeit ein ausreichendes Mittel gegeben, um sich von allen ihren Erzeugnissen eine fortwährende Kunde zu verschaffen und diese Umschau ist seit vorigem Jahre bedeutend bequemer und leichter gemacht worden durch J. de Marle's Vierteljahrs-Catalog, der alle neuen Erscheinungen der deutschen Literatur in wissenschaftlicher Sonderung aufführt, so daß jeder nur sein besonderes Fach durchzusehen braucht, um in der Literatur desselben auf dem Laufenden sich zu halten.

Anders ist es mit der ausländischen Literatur und Jeder, der damit zu thun hat, weiß, wie schwierig es ist, sich vollständig und zeitig von ihren neuesten Erzeugnissen auch nur eine Notiz zu verschaffen. Was insbesondere die englische und französische, also den wichtigsten Theil der ausländischen Literatur anbelangt, so sind die Verzeichnisse derselben schon deßhalb immer sehr lückenhaft, weil ihr Buchhandel keinen solchen Centralpunkt, wie der deutsche einen an Leipzig hat, besitzt. „Die englischen, theils auch die französischen Buchhändlerverzeichnisse sind häufig wahre Muster der Ungenauigkeit, sind für bibliographische Zwecke in ihrer ursprünglichen Form kaum zu gebrauchen und verlangen Vergleichung der oft schwer zu erlangenden Werke selbst, zu deren Bekanntwerdung sie eigentlich beytragen sollen. Ueber die an sich geringfügige spanische Literatur der Naturwissenschaften unterrichtet man sich nur auf großen Umwegen; aber die undankbarste Arbeit ist die Erforschung

der Literatur des näher gelegenen und ungleich wissenschaftlicheren Italiens, wo keine Provinz mit der andern in buchhändlerischem Verkehr steht, Mailand und Neapel in dieser Hinsicht sich so fremd sind wie Moskau und Madrid, und bibliographische Anfragen nicht aus Ungefälligkeit, sondern wegen Unlösbarkeit unbeantwortet bleiben."

Wir müssen es dem Verf. dieses Index nachrühmen, daß er die eben berührten Schwierigkeiten, soweit als nur immer möglich, zu überwinden getrachtet hat und daß ihm alle Naturforscher und Bibliothekare zum größten Danke verpflichtet seyn müssen, daß er mit solchem außerordentlichen Fleiße und bewundernswerther Genauigkeit und Vollständigkeit sein Bücherverzeichniß hergestellt hat. Man sieht es der ganzen Arbeit an, daß der Verfasser, der auch zugleich der Verleger ist, mit Lust und Liebe sich der Lösung seiner schwierigen Aufgabe unterzogen hat, und daß es ein Buchhändler ist, der ihre Bearbeitung unternahm, gereicht ihr zum wesentlichen Vortheil, da dadurch alle buchhändlerischen Rücksichten auf Bändezahl, Jahreszahlen, Auflagen und Preise in einer Weise behandelt sind, wie sie der Fachgelehrte in gleich vollständiger und sicherer Weise nicht würde ermittelt haben.

Genauigkeit und möglichste Vollständigkeit sind natürlich die beyden Haupterfordernisse, um einem solchen Bücherverzeichnisse, wie dem vorliegenden, Werth und Brauchbarkeit zu gewähren. Beyde Erfordernisse sind aber, wie sich Jeder leicht beym Nachschlagen überzeugen kann, in einer Weise eingehalten, die alle billigen Erwartungen vollständig befriedigen; es ist eine Arbeit, die deutscher Gründlichkeit Ehre macht. Besonders rühmenswerth ist es, daß der Verf. auf genaue Angabe der Gesellschaftsschriften allen Bedacht genommen hat und daß er bey Anführung der Arbeiten der einzelnen Autoren nicht bloß ihre Hauptwerke, sondern auch ihre kleineren, in mancherley Schriften zerstreuten Abhandlungen besonders aufgeführt hat. Und da durch Aufführung der Literatur nach systematischen Abtheilungen die Arbeiten der einzelnen Schriftsteller in die verschiedenen Fächer vertheilt werden mußten, so hilft am Ende ein vollständiges Namensregister mit einem Blicke die gesammten Leistungen eines jeden Autors zu überschauen.

Der vorliegende erste Band des Verzeichnisses der Bücher über Naturgeschichte besteht eigentlich aus drey Abtheilungen. Die erstere befaßt sich mit Aufzählung der naturhistorischen Schriften allgemeineren Inhaltes, indem sie erstlich unter der Rubrik Hülfsmittel, die Bücherkunde, die Schriften über Museen und Naturaliensammlungen, so wie über Taxidermie und Mikroskopie aufführt. Dann folgen in besondern Sektionen die Schriften über Geschichte der Naturwissenschaften, ferner die Schriften der gelehrten Gesellschaften und zuletzt die vermischten naturhistorischen Schriften.

Die zweyte Abtheilung liefert die Literatur der Zoologie unter drey Rubriken: 1) vergleichende Anatomie und Physiologie, 2) vermischte zoologische Schriften und 3) Werke über besondere Thierklassen und zwar letztere in folgender Ausscheidung: a) der Mensch, b) Säugthiere, c) Vögel, d) Reptilien, e) Fische, f) Weichthiere, g) Gliederthiere (Insekten, Spinnen, Krebse rc.), h) Würmer.

Die dritte Abtheilung befaßt sich mit der Literatur der Paläontologie und zwar sind hier Thiere und Pflanzen zusammen genommen, auch sonst keine weitern Unterabtheilungen aufgestellt, was hier nicht nothwendig ist, da dieser Theil der Literatur noch neu ist und deßhalb noch keine so weite Ausdehnung wie die zoologische Abtheilung erlangt hat.

Den Schluß machen Nachträge, dann das schon erwähnte alphabetische Namenregister und ein eben so zweckmäßig angeordnetes Sachregister. Druck und Papier sind ausgezeichnet; auch die Correktheit des ersteren verdient besondere Erwähnung.

Angekündigt sind vom Verf. noch zwey Bände wovon der eine die Literatur der Botanik, der andere die der Mineralogie behandeln soll. Der Verf. ersucht am Schlusse seiner Vorrede um zeitige Mittheilung der Titel und, wo es nöthig seyn könnte, des Inhaltsverzeichnisses von Schriften, die, wie Dissertationen, gewöhnlich nicht im Buchhandel sind oder Selbstverlag bilden. Die Botaniker, Mineralogen und Geognosten würden wohl thun, wenn sie der Aufforderung des Verf. entsprächen, um ihre Abtheilungen so vollständig als möglich zu erhalten. Der vorliegende Band beweist es zur Genüge, daß derselbe im Stande ist, seine Aufgabe in der befriedigendsten Weise zu lösen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Februar.

Nro. 29. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Ueber griechische Monatskunde und die Ergebnisse ihrer neuesten Bereicherungen. Von Dr. Karl Friedrich Hermann. Göttingen 1844. 4.

Beiträge zur griechischen Monatskunde von Theodor Bergk. Giessen 1845. 8.

Womit man jetzt des Ersteren Lehrbuch der gottesdienstlichen Alterthümer der Griechen, Heidelberg 1846, besonders §. 44 S. 220 ff. verbinden muß (vergl. diese Gelehrte Anzeigen 1846. Nro. 211 ff.); wie denn auch der zum Theil auf Ideler's, zum Theil auf Hermann's Schriften gegründete, aber manches Eigene enthaltende schöne Artikel Mensis von Oettinger in der glücklich von Chr. Walz und W. S. Teuffel fortgesetzten Pauly'schen Real-Encyclpädie, IV S. 814—1827; ingleichen die beyden andern: „Der Kalender und die Neujahrsfeyer der alten Römer" im Stuttgarter Morgenblatt, März 1846, Nro. 58 ff., und ebenmäßig Th. Mommsen, „Der älteste römische Kalender" in der Casseler Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft. Mai. 1846. Nro. 53; — wobey ich zu Not. 1 und 2 noch auf J. Laur. Lydus de Mensibus I. 16 mit Röther pag. 18 — 24 verweise — nicht zu übersehen sind. Endlich erinnere ich noch an die schon vor mehreren Jahren erschienene Schrift von Benfey und Stern, „Ueber die Monatsnamen einiger alter Völker."

Es ist nämlich hier durchaus nicht auf einen Bericht über die hier verzeichneten Schriften abgesehen, welche ja bereits in den Literaturzeitungen dem Publikum bekannt gemacht werden, sondern in Betrachtung, daß bey den griechischen und römischen Schriftstellern viele Monatsnamen und andere kalendarische Gegenstände vorkommen, welche eben deßwegen in einer Encyclopädie der classischen Alterthumskunde Berücksichtigung fordern, will ich hier aus Handschriften und übersehenen Druckschriften zur vergleichenden Monatskunde alter Völker einige Beyträge mittheilen.

Ich knüpfe zunächst an eine Bemerkung K. Fr. Hermann's an. Wo er nämlich (in der griech. Monatskunde S. 8 f. Anmerk. 6) der von Ideler benutzten Hifsmittel gedenkt, und verschiedene Menologien und Hemerologien anführt, schließt er mit der Bemerkung: „Für die Einzelkritik der Monatsnamen ist keines derselben zu übersehen."

Im Anfang derselben Note ist von den Excerpten aus Michael Psellus die Rede. Hierzu bemerke ich: daß die fünf Schriften über die philosophischen Disciplinen, wovon der letzte bey Wilken zu unserm Heidelb. cod. graec. nr. 281 pag. 282 synopsis astronomiae betitelt ist, demselben Psellus zugehörig, aber mit den übrigen Abhandlungen bereits 1550 zu Basel von Wilh. Xylander griechisch und lateinisch herausgegeben ist.

(Schluß folgt.)

Aristotelis Organon graece.

(Schluß.)

Alexander erkennt p. 100 diese zweyte Form und erklärt sie, mit der Bemerkung, daß mehrere die erstere Einkleidung gestrichen haben, er selbst hält sonderbar genug beydes für ächt: ὡς τὸ εἰκὸς Ἀριστοτέλους διαφόρῳ λέξει τὸν αὐτὸν ὑποσημηναμένου τόπον. Die Kritiker haben das erstere gestrichen, spätere aber aus bessern Exemplaren oder nach besserem Texte das zweyte entfernt *).

Arist. erwähnt in diesen Büchern häufiger als sonst, um durch Beyspiele seinen Gegenstand zu erläutern, Lehren und Ansichten der Philosophen seiner und der früheren Zeit, besonders enthält das sechste Buch über die Definition eine bedeutende Anzahl, indem er an diesen nachweist, was richtig oder unrichtig ist. Hier ist zu beachten, daß viele dieser Definitionen in den Platonischen ὅροι stehen; den Beweis also, daß diese, wenn auch hier und dort mit spätern Zusätzen bereichert, antik sind und bis auf Plato und dessen Zeitgenossen hinaufgehen, kann man aus Aristoteles Topik unwiderlegbar führen, z. B. p. 139, b, 32 ἄλλος, εἰ κατὰ μεταφορὰν εἴρηκεν, οἷον εἰ τὴν ἐπιστήμην ἀμετάπτωτον ἢ τὴν γῆν τιθήνην ἢ τὴν σωφροσύνην συμφωνίαν. In den Platonischen Definitionen steht ersteres: ἐπιστήμη ὑπόληψις ψυχῆς ἀμετάπτωτος ὑπὸ λόγου· δύναμις ὑποληπτική τινος ἢ τινῶν ἀμετάπτωτος ὑπὸ λόγου· λόγος ἀληθὴς ἐπὶ διανοίᾳ ἀμετάπτωτος. Aristot. tadelt den Ausdruck ἀμετάπτωτον wegen der in ihm liegenden Metapher, er selbst sagt einfach ἀμετάπειστον. Aber auch das letzte ist dort zu lesen σωφροσύνη συμφωνία ψυχῆς πρὸς τὸ ἄρχειν καὶ ἄρχεσθαι. Da Arist. gar viele Beyspiele in dieser Art anführt, die dort vollständig erhalten sind, so genüge diese kurze Andeutung, um die verachteten ὅροι wieder zu Ehren zu bringen und ihnen ihr würdiges Alter zu sichern. Die mittlere Definition, daß die Erde die Amme sey, τιθήνη, findet sich dort nicht, scheint jedoch nichts auffallendes zu haben, erwägt man aber, daß die beyden andern sich wirklich auf Plato beziehen, so erwartet man auch hier einen bekannten Ausspruch desselben Philosophen; bekannt aber ist Platons Wort im Timäus pag. 49. 88, daß die ὕλη, die Materie, τιθήνη, aller Bildungen sey. Die Handschrift C hat wirklich ὕλην statt γῆν, was auch paläographisch nicht so weit abgeht, aber ich halte dieses wie vieles andere in dieser Recension nicht aus ältern und bessern Exemplaren herübergenommen, sondern für Verbesserung eines kundigen Lesers. Auch andere gelegentliche Citationen bey Arist. hat man zu beachten; häufig ist und wird als so bekannt wie der pythagoreische Lehrsatz vorausgesetzt, daß die Diagonale des Quadrats mit dessen Seiten incommensurabel sey, τὴν διάμετρον ἀσύμμετρον εἶναι τῇ πλευρᾷ. H. W. versucht im ersten Bande p. 430 von selbst die Construction des Beweises; dieser steht aber vollständig, wie Arist. ihn wollte, bey Euclides X, 117. (in der Berliner Ausgabe von August nicht, dort ist er als unächt ans Ende gesetzt!). Erwägt man, daß diesen Beweis zu verstehen, nicht nur das zehnte Buch, sondern alle vorhergehenden Bücher begriffen seyn müssen, daß aber Aristoteles diesen Satz als einen allgemein bekannten voraussetzt, so gewinnt man leicht die Ueberzeugung, daß die gesammte Euclidische Geometrie schon damals ein Gemeingut der philosophischen Schulen gewesen seyn muß.

H. W. geht in der Kritik, wie wir schon in der früheren Anzeige hervorgehoben haben, mit großer Vorsicht zu Werke; nur selten wird man eine Aenderung finden, die nicht durch die Handschriften gerechtfertigt wird; eine solche ist Top. I, 14. Arist. gibt an, was eine dialectische Prämisse ist, oder vielmehr er wiederholt, was er oben I, 10 vorgebracht hat; wir müssen die Worte der Deutlichkeit wegen selbst angeben: τὰς μὲν οὖν προτάσεις

*) Nicht anders kann ich mir erklären, was V, 4 p. 132, b. 3 — 7 steht; das folgende v. 8 — 18 enthält denselben Gedanken, nur etwas mehr ausgeführt; man könnte vielleicht noch mehr Beyspiele dieser Dittographie nachweisen, aber die bezeichneten sind augenscheinlich.

ἐκλεκτέον ὁσαχῶς διωρίσθη περὶ προτάσεως, ἢ τὰς πάντων δόξας προχειριζόμενον ἢ τὰς τῶν πλείστων ἢ τῶν γνωριμωτάτων, ἢ τὰς ἐναντίας ταῖς φαινομέναις, καὶ ὅσαι δόξαι κατὰ τέχνας εἰσίν· δεῖ δὲ προτείνειν καὶ τὰς ἐναντίας ταῖς φαινομέναις ἐνδόξοις κατ' ἀντίφασιν καθάπερ εἴρηται πρότερον. Buhles unvollständige Behandlung dieser Stelle zurückzuweisen, war nicht schwer, aber H. W. hat zuerst und mit Recht bemerkt, daß der Satz falsch und mit der Angabe cap. 10 im Widerspruche sey und darum μὴ τὰς ἐναντίας geschrieben, um damit auszudrücken, was oben gesagt ist ἢ τοῖς μάλιστα γνωρίμοις μὴ παράδοξος· θείη γὰρ ἄν τις τὸ δοκοῦν τοῖς σοφοῖς, ἐὰν μὴ ἐναντίον ταῖς τῶν πολλῶν δόξαις ᾖ. So leicht nun diese Aenderung des ἢ in μὴ ist, so glaube ich doch nicht, daß sie richtig ist; schon die Stellung μὴ τὰς für τὰς μὴ oder ohne Artikel befremdet und ist mit den von H. W. vorgebrachten Stellen nicht zusammenzustellen; noch mehr oder φαινομέναις ohne ἐνδόξοις. Der Zusatz, daß, um ἔνδοξον zu seyn, es nicht παράδοξον seyn dürfe, ist oben ganz geeignet, hier aber gar nicht erforderlich, wie er auch sonst, wo der Gedanke wiederholt wird, nicht steht; und wäre eine Einschränkung auch hier bezeichnet, so würde sie nicht anders lauten als wie oben steht, nämlich ἢ τῶν γνωριμωτάτων μὴ παραδόξους. Ich kann in jenen Worten nur eine falsche Wiederholung aus dem Folgenden herübergenommen finden.

An manchen Stellen kann man den alten Handschriften noch näher treten, z. B. p. 110, 28 οὗτος ὁ τόπος ἀντιστρέφει καὶ πρὸς τὸ κατασκευάσαι καὶ ἀνασκευάσαι. Die zwey letzten Worte fehlen in A und der von W. verglichenen P, und mit Recht; es werden, wie der Anfang des zweyten Buches ankündigt, zunächst die Regeln zur Widerlegung, confutatio, ἀνασκευή gegeben. Gilt nun der Topos auch für die Confirmatio, wie hier der Fall ist, so ist genug zu sagen οὗτος δὲ ὁ τόπος ἀντιστρέφει καὶ πρὸς τὸ κατασκευάσαι. In C ist nicht ungeschickt πρὸς τὸ ἀνασκευάσαι καὶ κατασκευάσαι, weil ersteres das wichtigere ist; erwägt man aber, wie Arist. in diesem Buche verfährt, so wird man die alte Leseart als vollkommen genügend anerkennen, alles andere als unnöthige Aenderungen betrachten. Eben so würden wir p. 101, 18 mit A die Worte ὡς τύπῳ περιλαβεῖν getilgt, wenigstens als verdächtig angezeigt haben; denn das Folgende gibt dieselbe Bemerkung, und dann würde Arist. nicht καθόλου δὲ, sondern, wenn jene Worte schon da waren, γὰρ geschrieben haben.

Im fünften Buche, das manchen Vorzug vor den andern hat, weil alles in schöner gewählter Ordnung durchgeführt ist, wird cap. 2 untersucht, ob das ἴδιον, das eigenthümliche Merkmal, καλῶς oder μὴ καλῶς angegeben sey, dann zu dem Allgemeinen übergegangen. Von dem καλῶς sind die ἴδια entweder κατὰ τοῦτο καλῶς, nur in betreffender Beziehung schön und richtig, oder sie sind es ἁπλῶς, im allgemeinen, letztere fallen mit dem ὅλως zusammen, und werden daher dort cap. 4 behandelt; darum steht und muß bey den κατασκευαστικοὶ immer κατὰ τοῦτο stehen; es sind dreyzehn Bestimmungen mit eben so viel Beyspielen, zweymal ist in diesen Beyspielen gefehlt. p. 130, 26 ἔσται γὰρ καλῶς κατὰ τοῦτο κείμενον τὸ ἴδιον, mit dem Beyspiel εἴη ἂν καλῶς κατὰ τοῦ ἀνθρώπου ἴδιον τὸ ζῷον φύσει ἥμερον. Richtig hat H. W. aus Boethius und seinen Handschriften κατὰ τοῦτο. Die zweyte Stelle dagegen hat auch er nicht beachtet p. 131, b, 16 ἔσται γὰρ καλῶς κείμενον κατὰ τοῦτο τὸ ἴδιον. Beyspiel οἷον ἐπεὶ ὁ εἴκας τοῦ τινὸς ἀνθρώπου ἴδιον τὸ περιπατεῖν νῦν διαστειλάμενος ἔθηκε τοῦτο, καλῶς ἂν εἴη κείμενον τὸ ἴδιον. Hier fehlt jene nothwendige Bestimmung, aber τοῦτο zum Vorhergehenden gezogen ist umsonst, man sieht leicht das richtige ἔθηκε, κατὰ τοῦτο καλῶς und so hat die Handschrift C sicher nur aus genauer Beobachtung des Zusammenhangs.

Ich finde manches Ungeregelte bald in Durchführung des Gegenstandes, bald in der Sprache, was ich dem Aristoteles zuzurechnen mir nicht getraue; die Kritik darf wenigstens ihre Zweifel wie ihre Vermuthungen darüber äußern.

VI, 1 p. 139. b. 3 εἰ δὲ μὴ ἐν τῷ οἰκείῳ γένει ἔθηκεν, ἢ μὴ ἴδιος ὁ ἀποδοθεὶς λόγος, ἐκ τῶν πρὸς τὸ γένος καὶ τὸ ἴδιον ῥηθέντων τό-

πων ἐπισκεπτέον. Dieß ist mit Beziehung auf die vorausgegangene Angabe ἢ ὅτι ὄντος γένους οὐκ ἔθηκεν εἰς τὸ γένος ἢ οὐκ εἰς τὸ οἰκεῖον γένος ἔθηκεν. Wie sollte hier die Erwähnung des Genus selbst fehlen? ich vermuthe εἰ δὲ μὴ ἐν γένει ἢ μὴ ἐν τῷ οἰκείῳ γένει, welche Worte durch Gleichklang leicht ausfallen konnten. Auch unten cap. 5 kehren beyde wieder: δεύτερος δὲ εἰ ἐν γένει τοῦ πράγματος ὄντος μὴ κεῖται ἐν γένει (wo auch δεύτερος falsch ist und als Fortsetzung von πρῶτον μὲν p. 141, 26 δεύτερον zu schreiben). Dann πάλιν εἰ μὴ κεῖται ἐν τῷ οἰκείῳ γένει τὸ λεχθὲν, σκοπεῖν ἐκ τῶν περὶ τὰ γένη στοιχείων· aber alles dazwischen gesetzte pag. 142, b, 30 — 143, 8, zwey Topi enthaltend, gehört nicht hieher und unterbricht Reihe und Zusammenhang dessen, was auf das Genus Bezug hat. Die Topi 2. 5. 6. 8. handeln vom Genus, dann von 7 — 20 mit Ausnahme von 8 von der διαφορά, wie nun 3 und 4 hieher gekommen, weiß ich nicht, daß sie nicht hieher gehören, braucht nur angedeutet zu werden. Auch cap. 4 p. 142, 20 ist ein Fehler; der erste Topus zu sehen, ob man das Wesen des Gegenstandes definirt habe oder nicht, ist, εἰ μὴ διὰ προτέρων καὶ γνωριμωτέρων πεποίηται τὸν ὁρισμόν. Zuerst wird das γνωριμώτερον betrachtet und davon zwey Arten nachgewiesen; die erste weitläufig auseinandergesetzt, dann aber kurz zusammengefaßt: εἷς μὲν οὖν τρόπος τοῦ μὴ διὰ γνωριμωτέρων ἐστὶ τὸ διὰ τῶν ὑστέρων τὰ πρότερα δηλοῦν, καθάπερ πρότερον εἴπομεν· ἄλλος, εἰ τοῦ ἐν ἠρεμίᾳ καὶ τοῦ ὡρισμένου διὰ τοῦ ἀορίστου καὶ τοῦ ἐν κινήσει ἀποδέδοται ὁ λόγος ἡμῖν· πρότερον γὰρ τὸ μένον καὶ τὸ ὡρισμένον τοῦ ἀορίστου καὶ ἐν κινήσει ὄντος. Nicht davon ist die Rede, daß es früher ist, denn dieses ist die zweyte Art, die erst im Nachfolgenden v. 22 — b 21 erledigt wird, wohl aber daß es bekannter ist, also γνωριμώτερον, nicht πρότερον, dasselbe hat wohl der Corrector in C gemeint, wo γνωριμώτερον γὰρ καὶ πρότερον geschrieben ist; es ist die Verbesserung mit dem zu Verbessernden verbunden worden; denn der Begriff des πρότερον ist hier unstatthaft.

Eine Lücke vermuthe ich auch I, 5 p. 102, 35 vor den Worten γενικὸν δὲ καὶ πρότερον κ. τ. λ. Oben erklärt Arist. ὅρος und dann, was davon verschieden ist, ὁρικόν, so hier γένος und das davon verschiedene γενικόν, wie p. 103, 2 ὁρικά τε καὶ γενικὰ verbunden werden; aber von dem Inhalte und der Erklärung dessen, was γενικόν ist, steht nichts da, vielmehr heißt es γενικὸν δὲ καί, auch folgendes ist γενικόν, dessen Bestimmung vorausgegangen und durch Gleichklang ausgefallen zu seyn scheint.

Sophist. Elench. am Anfange: περὶ δὲ τῶν σοφιστικῶν ἐλέγχων καὶ τῶν φαινομένων μὲν ἐλέγχων ὄντων δὲ παραλογισμῶν ἀλλ' οὐκ ἐλέγχων λέγωμεν ἀρξάμενοι κατὰ φύσιν ἀπὸ τῶν πρώτων. H. W. hat p. 305 ähnliche Beyspiele dieser Formel angeführt, aber nicht beachtet, daß der Gebrauch unsers Autors fordert ἀρξάμενοι κατὰ φύσιν πρῶτον ἀπὸ τῶν πρώτων. Cap. 5 p. 166. b. 24 ist eine Umstellung nothwendig: τέταρτον δὲ τὸ παρὰ τὸ ἐν ἀρχῇ λαμβάνειν, πέμπτον δὲ τὸ παρὰ τὸ ἑπόμενον, denn so ist die Ausführung, und das fünfte hängt enge mit dem sechsten zusammen. Am Schlusse cap. 34, wo der Inhalt dieses Buches wiederholt wird v. 30, kann συλλογισμὸς nicht stehen, und muß, wie schon andere gesehen haben, σολοικισμὸς heißen, aber es fehlt ein Begriff, der Inhalt von cap. 13. περὶ τοῦ ποιῆσαι ἀδολεσχεῖν, auch hier scheint der Gleichklang Ursache gewesen zu seyn, daß einige Worte, wie z. B. καὶ τὸ ταὐτὰ λέγειν ausgefallen sind.

Druck und Papier sind ausgezeichnet, wir haben nur einen Druckfehler bemerkt, der auf demselben Blatte wiederkehrt, S. 93, 21. 94, 8 nämlich ὡμώνυμον. Zu p. 102, b, 33 ὥστε κατά, sagt H. W. ὥστε καὶ κατὰ A B C, und dieses ist das Richtige, so daß alles zugleich auch ὁρικά ist, d. h. es gilt nicht bloß von γένος, ἴδιον, συμβεβηκός, sondern überdieß auch von ὅρος. Aber bey Bekker steht καὶ ὥστε A. ὥστε καὶ BC. Sollte Herrn Waitzs Angabe eine stillschweigende Verbesserung Bekkers seyn?

L. Spengel.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Februar.

Nro. 30. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1847.

The Persian Cuneiform Inscription at Behistun, decyphered and translated with a Memoir on Persian Cuneiform Inscriptions in general, and on that of Behistun in particular, by Major H. C. Rawlinson, C. B. of the honourable East India Company's Bombay service, and Political Agent at Baghdad. London 1846.

Die Armenier sind der einzige Stamm des medopersischen Volkes, welcher sich einer Schriftsprache und einer geschichtlichen Literatur erfreut, von dem fünften Jahrhundert bis auf unsere Tage. Die Jahrbücher der Assyrer und Meder, der Parther und Perser sind verloren gegangen oder von den wilden Räubern Arabiens, nach einer muhammedanischen Sage theilweise sogar von den einheimischen Gebietern aus dem sassanischen Geschlechte absichtlich vernichtet worden. Nur die zertrümmerten Denkmäler, von dem hoch aufgethürmten Schutt zerfallener und zerstörter Königsgemächer überdeckt und beschützt; nur die Ueberlieferungen der Einheimischen, in unverwüstlichem, den Naturkräften trotzbietendem Gestein eingegraben, sind aus dem Untergange ganzer großartiger Bildungsweisen, aus der Verwesung der mächtigsten Staaten des westlichen und mittleren Asiens errettet worden. Die entarteten Nachkommen der Magier und der fürstlichen Augen und Ohren — so nannte man die geheime Polizey der Könige der Könige — gehen gedankenlos an diesen ergreifenden Trümmern des Denkens und Handelns ihrer Ahnen vorüber oder suchen gar diese zerbröckelten Reste des Heidenthums, gewaltsamer Weise, noch unkenntlicher zu machen. Selbst der Tüchtigste unter den heutigen Persern wird, wie dieß westliche Reisende häufig erfahren haben, bey dem Anblick der Monumente und Schriftzeichen seiner Ahnen bloß von einem dumpfen Staunen ergriffen. Nur in staatlicher und geistiger Freyheit groß gewachsenen Griechen verdanken es die barbarischen Könige der Könige und ihre geknechteten Millionen am Euphrat und am Tigris, am Oxus und dem Kabalflusse, daß ihre Thaten nicht weggeschwemmt wurden von dem Strome der Jahrtausende Den Zöglingen dieses ewigjungen, ewigfrischen Mustervolkes, den Nachkommen der ihnen unbekannten Kelten und Germanen verdanken es Assyrer und Meder, Achämeniden und Sassaniden, daß ihre despotischen Monumente aus den tiefen Gräbern ans Tageslicht gezogen, daß die ruhmredigen Worte in ausgestorbenen Sprachen auf den todten Felsen zum neuen Leben erweckt wurden. Würde das wilde Herrschergelüste sein Ziel erreicht, würden die Darius und Xerxes es vermocht haben, auch die Sieger bey Marathon und Platäa den zahllosen Schaaren ihrer willenlosen Sklaven anzureihen — schon die Möglichkeit eines solchen furchtbaren Looses erregt Entsetzen in dem denkenden, die Geschichte der Menschheit überschauenden und mitfühlenden Geiste — all ihr Sinnen und Handeln wäre umsonst gewesen; nur dunkle Namen, in phantastischen verstandlosen Mährchen eingehüllt, würden auf die Nachwelt gekommen seyn. Was hätte es auch geholfen, die Granitfelsen zu glätten, um euern Stolz darauf einzumeißeln und die Namen der er-

mordeten Gegner — von Wohlthaten, der Menschheit erwiesen, von einer weisen väterlichen Regierung ist nirgendwo die Rede — die barbarischen Siege des großen Königs, des Königs der Könige hätte Niemand gelesen, hätte Niemand verstanden!

Wo in den Ländern Armenien, Medien und Persien eine herrliche Natur, Berg und Thal, Wald und Gewässer den Reisenden anzieht und ihn zum Verweilen einladet, da finden sich gewöhnlich die Denkmale altasiatischer Despoten — von einem Volke ist nirgenwo die Rede — welche, in den sagenhaften Geschichten, der zwischen der Mythe und Historie schwebenden Semiramis zugeschrieben werden. So die Denkmale und Inschriften von Wansee, von denen der Armenier Moses (I, 15) nach Ibas und aus eigner Anschauung berichtet. Unser unglücklicher Landsmann Schulz hat sie wieder aufgefunden und die Inschriften abgezeichnet; sie sind in der Zeitschrift der asiatischen Gesellschaft zu Paris (Jahrgang 1840) bekannt gemacht worden. Hier wie an andern Orten wurden die härtesten Felsen, gleichwie weiches Wachs, geglättet und mit zahlreichen Buchstaben versehen. Wir Spätgeborne sind jetzt theilweise schon im Stande, diese den Alten unverständlichen Denkmale und unlesbaren Inschriften ihren rechtmäßigen Eigenthümern zuzuweisen. Dieß ist namentlich mit der großen Schrift von Behistun oder Baghasthana — womit wohl der Berg Bagtan im Bundehesch zusammenhängt — d. h. der Götterwohnung der Fall, welche die Alten ebenfalls der Semiramis zugeschrieben haben.

Semiramis, erzählt uns nach Ctesias der Sicilier Diodor (II. 13), Semiramis ließ in der Nähe des Bagistanischen Gebirges in Medien ein Lager aufschlagen. In der Ebene, die sich an dessen Fuß hinzieht, ward ein Park angelegt, der zwölf Stadien im Umfang hatte. Es war darin eine beträchtliche Quelle, durch welche der ganze Garten bewässert wurde. Das Bagistanische Gebirge ist dem Zeus geheiligt. Auf der Seite gegen den Park hin hat es schroffe Felsen, die gerade aufsteigen in einer Höhe von 17 Stadien. Den untersten Theil dieses Berges ließ die Königin abtragen, und dann ihr Bild, von 100 Lanzenträgern umgeben, in den Felsen graben, und dazu eine syrische Inschrift, in welcher es hieß, Semiramis habe am Fuß jener steilen Anhöhe die Packsättel der Lastthiere, die sie in ihrem Gefolge hatte, aufgehäuft, und auf diesem Hügel sey sie bis zur Bergspitze hinaufgestiegen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber griechische Monatskunde und die Ergebnisse ihrer neuesten Bereicherungen.

Beiträge zur griechischen Monatskunde von Theodor Bergk.

(Schluß.)

Hieraus muß berichtigt werden, was die gleich anzuführenden zwey schwedischen Herausgeber einer andern griechischen Schrift verwandten Inhalts I. p. 8 über die Verfasser und Inhalt unserer Handschrift vermuthen: welcher übrigens bis auf die neueren Heortologien herab als eine Auctorität gilt; wie denn z. B. Psellus in dem vor mir liegenden erst 1701 von dem Bucharester Professor Kymenetes (*Κυμινήτου*) herausgegebenen neugriechischen *Ἑορτολόγιον* über diese kalendarischen Fragen mehrmals angeführt wird. Die von jenen und andern schwedischen Editoren in drey Abtheilungen herausgegebene Schrift ist betitelt: Descriptio Codicis ms. Benzeliani Bibliothecae Reg. Gymnasii Lincopensis, edd. Gumaelius, Agrell etc. Upsaliae 1822. und enthält in erster Abtheilung eine Handschrift zwar ohne Aufschrift, aber nach den Anfangsbuchstaben füglich zu bezeichnen: *Σύστασις Κανόνων Περσικῶν*, Compositio Tabularum Persicarum (s. p. 7 u. p. 17), denn sie beginnt: *Ἡ τῶν περσικῶν κανόνων σύστασις γέγονε τοῖς ἐκεῖσε μαθηματικοῖς, κατὰ τὸ πρῶτον ἔτος Ἰασδαγέρδου Σαρίερ τοῦ Μαστρὲ, βασιλέως Περσῶν, περσικοῖς χρησαμένοις τοῖς ἔτεσιν.* Es fällt dieser Jahresanfang, womit die Jesdegirdische Aera beginnt, auf den 16. Juni des Jahres 632 nach Chr. (s. p. 17 und 24.). Darauf folgen die Na-

men der persischen Monate, von denen sich bey griechischen Autoren manche Spuren finden (vgl. z. B. Symbolik IV. p. 714 dritte Ausg.) und welche die Herausgeber wegen der großen Abweichung der Aussprache und Schreibung (p. 25 sq.) persisch beygefügt haben. Ich muß mich der Kürze wegen begnügen, sie lateinisch hierher zu setzen: Pharvartes, Artipeest, Chortat, Tyrma (Tir.), Mertat, Sachriur, Mecherma, Apanma, Aderma, Dema, Pechman, Asphantaremt, Masiarcha. Es wird darauf dieses Perserjahr von 365 Tagen mit dem ägyptischen und römischen verglichen.

Wer nun auch der Verfasser dieses griechischen Büchleins sey, ob Georgius Chrysococcas oder Isaacus Monachus, worüber gestritten wird (s. p. 2 u. p. 42); es muß jedenfalls aus Allem, was nicht nur Hyde de relig. vett. Persarum im 16. Capitel zusammengestellt, sondern auch was die Neuern bis auf v. Hammer, Lajard, Burnouf, Benfey, Stern u. A. beygebracht haben, erläutert werden.

Ich gehe zu meinem letzten Beytrag über. Wenn K. Fr. Hermann in der oben angeführten Note (S. 8 f. lit. 9.) ein von Treschow herausgegebenes „Monatsverzeichniß aus Wiener Handschriften“ anführt, so kann ich aus derselben kaiserl. königl. Bibliothek jetzt mehrere mittheilen, die mir mein Freund und Schüler Jo. Henr. Christ. Schubart 1826 ausgezogen hat; und meine Leser werden mir es hoffentlich Dank wissen, wenn ich die Worte eines solchen Philologen selbst abschreibe, und mir nur einige kleine Anmerkungen erlaube, die ich zur Erläuterung unter dem Text beyfügen will.

„Der Cod. philol. philosoph. CLXXVIII (miscellan. astronom.) fol. 24. pag. 12 enthält ein **Verzeichniß** der **attischen**, **ägypt.** **hellen.** **kappadok.** und **asiatisch-bithyn.** Monate und **Reduction auf die römischen.** Die ägypt. Monatsnamen, zusammengestellt mit den entsprechenden römischen, findet man außerdem auf dem Umschlagblatte des Codex, kaum mehr lesbar; doch habe ich Alles herausgebracht. Endlich findet man eine Zusammenstellung, mit **welchem Monate** ein jedes der genannten Völker sein Jahr **begonnen.** Auch findet man hier, unter der Aufschrift *Ἡρωικοί*, die Verse, welche in Brunck. Anthol. II. p. 510 (ed. Jacobs. III. p. 211) [1]) stehen. Wegen der Abweichung der Namen will ich angeben, wie im genannten Codex und in einem andern CLVI. p. 93—95 die ägypt. Monate genannt werden und den Brunckischen Text zu Grunde legen (Cod. A. = cod. 178. a. in den Versen, b. im Register, c. auf dem Umschlagsblatte, d. in der Vergleichung mit den römischen Monaten, — cod. B. = cod. 166. Vs. 1 A. a. *θώρ*. A. b. *θυσυθι*. A. c. *θώθ*. Cod. B. *θώθ*. Vers. 2. A. a. *φαωθι*. A. b. *φαωθι*. A. c. *φαωθι*. Cod. B. *φαώθ*. Vers. 3. Cod. A. a. *Ἀθὺρ*. A. b. *ἀθυρὶ*. A. c. *ἀθὺρ*. Cod. B. *ἀθύρ*, — Vers. 4. Cod. A. a. *χοιὰκ*. A. b. ebenso. A. c. *χοιραχὶ*. Cod. B. *χυὰκ*. Vers. 5. A. a. *τυβὶ* und eben so die übrigen. — Vers. 6. Cod. A. a. *μιχεὶρ*. A. b. *μεχεὶρ*. A. c. *χοίακ* (videtur.) Cod. B. *μεχείρ*. — Vers. 7. ....

Cod. A. a. *φαμενώθ*. A. b. *φαμενωθι*. A. c. *χαμενωθι*. Cod. B. *φαμενώθ*. [2]) Vers. 8. A. a. *φαρμουθί* und so auch die übrigen. Vers. 9. A. a. *παχών*. A. b. *παών*, A. c. *μδυωκ* (sic fere).

---

1) Vergl. Jacobsii Commentar. Vol. X. p. 398 und Anthol. Palat. Vol. II. p. 134 sq. ed. Jacobs. Gemini Introductio ad Phaenomm. caelest. cap. V. Biot im Journal des Savants 1843. Août, p. 496 sq.; endlich Clinton Fasti Hellen. I. p. 328. p. 341 ed. Krüger.

2) In dem oben angeführten Bukarester Heortologion heißt es bey der Frage nach dem Monat der Weltschöpfung *Ἐρώτησις Α.* 8 sq.: *Ὁμοίως καὶ ὁ ἐν Ἱερομονάχοις κὺρ Ματθαῖος ὁ νομικός· Πρῶτος δὲ μὴν ἐστιλέγει ὁ παρ' Αἰγυπτίοις Φαμενώθ, Δίστρος [Δύστρος] δὲ παρ' Ἕλλησι, Νισὰν δὲ παρ' Ἑβραίοις, παρὰ δὲ Ῥωμαίοις ὀνομαζόμενος Μάρτιος.* Nämlich nach dem alten Romulischen Jahr (J. Laur. Lydus de Menss. I. 14. p. 16 ed. Röther.) Vorher war bey demselben Satz Matthäus Chronographus citirt worden. Jener erstere ist Matthäus Blastares der Jurist und einer der Lehrer des Petrarcha, gegen 1330. Aber auch ältere Führer werden angeführt bis auf den Aristoteles zurück. — Ob das zu Venedig bey Bartoli 1746 erschienene *Ἑορτολόγιον* ebenfalls ältere Quellen citirt, weiß ich jetzt nicht zu beantworten.

Cod. B. παχών. Vers. 10. A. a. παυνι, so auch A. b. Dagegen A. c. ζωρίΧ. B, παϋνί. — Vers. 11. A. a. ἐπηφύ. A. b. ἐπηφί. A. c. ἐπιφί; so auch B. — Vers. 12. A. a. μεσωρί. So auch A. b. und A. c., aber B. μεσορί. In den Versen wird am Rande der Θώρ angegeben als entsprechend dem September und so in der Ordnung weiter. In A. c. ist τυβὶ der Januar, χουράχι der December. — A. d. will ich ganz herschreiben, wie ich es entziffert habe, denn es ist sehr schwierig zu lesen. *Ρωμαιων πρωτός μην ἐστι ιαννουαριος, ὅς ἐστι κατ αἰγυπτιων τυβὶ, ἑβραιοις νισπὰν, καὶ παρ' αἰγυπτιοις ὁ Φαρμουθί ἐστι κατα ὁ ἀπρλλ* [3]). *και κυριως και ἀληθως πρωτος μην και ἀρχη μηνων ἐν τοις μησι του ἐνιαυτου. μακεδωνων δε και κοιλης συριας πρωτος μην ἐστι δίος* [4]), *ὁ παρ' αἰγυπιοις ἀθύρ. κειται δε παρ' ἡμιν πρωτος. ἀθηναιων πρωτος μην ἑκατομβαιων* [5]), *ὅς ἐστι παρα ρωμαιοις ἀπρλλ. καππαδωκων δε πρωτος μην ἐστιν ἀρτάνας* [6]) *ὁ καθ' ἱμας* (sic) *λεγομενος ιαννουαριος. ἀσιανων δε και βιθυνων πρωτος μην ἐστι διονυσιος* [7]). *ἀλεξανδρεων δε των προς αἰγυπτον πρωτος μην ἐστιν ὁ Θώθ* [8]), *τουτεστι ὁ σεπτεβρις.* — Auch in den Monatsnamen der andern Völker kommen bedeutende Abweichungen in der Ordnung und Schreibart vor, z. B. was Cod. A. sind μηνες ἑλληνων: αἰτναιος [9]) περίγειος [10]) δύστρος κ. τ. λ. heißt Cod. B. μηνες τοῦ ἐνιαυτοῦ τυριακῶς· αὐδοναῖος [11]). περίτιος [12]). δίστρος [13]). κ. τ. λ. In beyden Verzeichnissen heißt der zehnte Monat A. ὑπερβορεταιος. B. ὑπερβορετεος [14]). Woher mag dieser Name kommen? — Die kappadokischen und bithynischen Namen hat nur Cod. A. Dagegen Cod. B. die hebräischen." — So weit Schubart. — Und hiermit beschließe ich diese kurze Betrachtung eines Gegenstandes, der bey der auch von Bergk (in der Vorrede S. VIII) bezeichneten engen Verbindung des Kalenders und des Cultus der alten Völker noch ferner eine ausführlichere Behandlung verdienen möchte.

Creuzer.

---

3) Ἀπρίλιος. Jo. Laur. Lyd. de Menss. p. 208. ibiq. Röther. — Ἀπριλίων. J. L. Lyd. de Ostentis p. 328 ed. Hase. — Es braucht übrigens kaum bemerkt zu werden, daß wir hier alle Schreibfehler der Codd. beybehalten.

4) Δῖος. Corsini Fasti Att. II. p. 462. Clinton III. p. 349 sqq. C. Fr. Hermann Monatsk. S. 55.

5) K. Fr. Hermann a. a. O. S. 57 oben; Th. Bergk Monatsk. S. 43 ff.

6) S. Jablonski de lingua Lycaon. pag. 134 ed. Te Water.

7) K. Fr. Hermann S. 55.

8) Cic. de Nat. Deorr. III. 22. Ptolemae. de Appar. sider. p. 71. Petav. Euseb. P. E. I. 9. p. 31.

9) Wo also Treschow bey K. Fr. Hermann S. 48 falsch gelesen zu haben scheint: Αὐτναῖος. S. diesen Artikel daselbst.

10) S. zunächst unter Περίτιος.

11) Gerade so Stephanus bey Hermann a. a. O.; welcher Αἰδωνεῖος vermuthet.

12) S. Hermann a. a. O. S. 74 unter Περιέπιος und Περίτιος. Aber vergl. Bergk a. a. O. S. 54.

13) Denselben Fehler hat Matthäus Blastares im Heortologion des Kyminetes; s. oben. Dagegen vergl. Hermann S. 56 in δύστρος, der dabey an δυσμός, Niedergang, denkt, wogegen Bergk a. a. O. glaubt, mit Annahme der macedonischen Aspirations-Vermeidung, sey Θύστρος zu schreiben, und der Opfermonat zu verstehen, S. 54.

14) S. Hermann a. a. O. S. 80 in Ὑπερβερεταῖος vergl. S. 98 und S. 101. Da die beyden Wiener Handschriften ὑπερβορετ. haben, so möchte doch wohl irgend eine Beziehung auf den hyperboräischen Apollo anzunehmen seyn.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Februar.

Nro. 31. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

The Persian Cuneiform Inscription at Behistun etc.

(Fortsetzung.)

Inschriften und Abbildungen, wenn auch anderer Art als die von Diodor beschriebenen, haben sich am baghistanischen Gebirge bis auf den heutigen Tag erhalten. Diese auffallenden der Zeit und dem Fanatismus trotzbietenden Denkmale haben sogar die Aufmerksamkeit der frühesten arabischen Schriftsteller erregt. Man findet ihrer Erwähnung in mehreren Beschreibungen Persiens. Vielleicht hatte Abulfeda die Denkmale der Götterwohnung im Sinne, wenn er, nach der Angabe älterer Erdbeschreiber seines Volkes, erzählt, in der Nähe Scherin's seyen Trümmer bewunderungswürdiger Gebäude der alten persischen Könige (Büsching Magazin V. 323). Auch haben die spätern Herrscher Persiens in dieser herrlichen Landschaft nahe bey Bisitun, im Laufe der folgenden Jahrhunderte, mehrmals ihren Hof gehalten. Hier hat der Mongole Ghasan einen Baum zum Wallfahrtsorte bestimmt, ihn mit Bändern und allerley Schmuck reichlich verziert; hier hat sein Nachfolger Chodabende die Stadt Dschemschalabad erbaut, die sich erhielt bis auf den heutigen Tag *). Die herrliche Landschaft und die Alterthümer der medopersischen Fürsten haben natürlich den Blick der christlichen Reisenden im Mittelalter auf sich gezogen; in ihren Berichten finden wir die ersten ausführlichen Beschreibungen der Monumente der Könige der Könige *).

*) Hammer-Purgstall Geschichte der Ilchane II. 116, 187.

*) Ich weiß nicht, ob schon Jemand auf die Beschreibung von Persepolis bey Josafa Barbaro — seine Reisen dauerten von 1436 bis 1452 — aufmerksam gemacht hat; sicher ist, daß die Verfasser der allgemeinen Weltgeschichte sie nicht gekannt haben. Solche ältere Beschreibungen sind aber nicht ohne wissenschaftlichen Werth; denn seit dem fünfzehnten Jahrhundert ist Manches durch die Zeit, durch Fanatismus und Unverstand — wie uns die Reisenden erzählen — zerstört worden. Die Beschreibung des Barbaro lautet (Ramusio II. 107, v.) in wortgetreuer Uebersetzung folgendermassen: „Bey der Stadt Camara sieht man einen runden Berg, welcher auf einer Seite zugehauen ist und so eine Façade von ungefähr sechs Fuß Höhe bildet. Auf dem Gipfel des Berges ist eine Fläche, ringsum von 40 Säulen umgeben, die man Tschilminar, was so viel heißt als 40 Säulen, nennt. Jede dieser Säulen ist 20 Ellen hoch und so dick, daß bloß drey Menschen zusammen sie mit den Armen umfangen können. Ein Theil derselben ist zerstört; aus dem noch Vorhandenen sieht man, daß es einst ein schönes Gebäude gewesen seyn muß. Diese Fläche befindet sich auf einem Felsen, in welchen menschliche Figuren eingegraben sind, so groß wie Riesen. Ueber dem Ganzen befindet sich eine Figur in einer Nische, ähnlich derjenigen, wie wir Gott Vater darstellen. In ihrer Hand hat sie einen Kreis, unter welchem andere kleinere Figuren sind. Im Vordergrunde ist das Bild eines Mannes, der auf einen Bogen sich stützt; man sagt, es sey dieß eine Darstellung Salomonis. Weiter unten sind viele andere, welche die obern

Die Geschichte der früheren Entdeckungen und Beschreibungen der Ruinen von Persepolis erzählen die Verfasser der allgemeinen Welthistorie (IV. 92 deutscher Uebersetzung). Der erste Europäer, welcher meines Wissens ein Bruchstück der Keilinschriften mittheilt und die Zeichen als Schrift erkennt, ist Melchisedec Thevenot (Relations de divers Voyages. Paris 1666 I. 23). Nachzeichnungen einiger vollständigen Inschriften liefern Le Brun und Engelbrecht Kämpfer, dessen Originale — sie befinden sich wohl unter seinen andern Papieren im britischen Museum — es vielleicht verdienen, auch jetzt noch nach Niebuhr, Ker Porter, Rich, Boré und Texier herausgegeben zu werden. Unser trefflicher Landsmann beklagt es selbst, daß er von seinem Kupferstecher so schlecht bedient worden sey; dieser habe zwischen den verschiedenen Wörtern keinen Raum gelassen, so daß die Zeichen in einander fließen, was in seiner Zeichnung nicht der Fall sey *). Niebuhr hat nicht bloß die alphabetische Natur der Keilschrift, sondern auch daß sie dreyerley Art ist erkannt; er bemerkte sogar schon, daß sie, im Gegensatze zur semitischen Schrift, von der Linken zur Rechten, wie bey den Schriftsystemen der arianischen Sprachfamilie gewöhnlich, gelesen werden müsse (Murr Journal IV. 123. Niebuhr Reise II. 143). Grotefends glückliche Entdeckungen verbunden mit der Kenntniß des Sanskrit, namentlich in seiner ältesten Form, in der Sprache des veda, wodurch erst eine wissenschaftliche Zergliederung des Zend möglich wurde, haben die gründlichen Alterthums- und Sprachforscher unserer Tage, Burnouf, Lassen, Beer, Jaquet, Rawlinson, Holtzmann und Westergaard in den Stand gesetzt, nicht bloß die Achämeniden-Inschriften zu lesen, sondern auch, wie uns von mehreren Seiten berichtet wird, das Alphabet der andern Gattungen, der medischen und babylonischen Keilinschriften aufzustellen. Sind diese Nachrichten begründet und würden diese Alphabete ausreichen, die zahlreichen von Botta und Andern entdeckten sogenannten Inschriften von Ninive zu lesen, so würden wir in unsern späten Tagen einer Bestätigung und Erweiterung der alten Geschichte des westlichen und mittleren Asiens entgegensehen können, wovon man noch vor wenigen Jahren kaum eine Ahnung haben konnte. Die Schwierigkeiten, welche die Sprache dieser Inschriften darbieten könnte, würde wohl ebenfalls von der vergleichenden Philologie unserer Tage am Ende überwunden werden.

Unfern der Straße von Kermanschah nach Hamadan steht ein senkrechter, durch Menschenhand

zu halten scheinen. Unter diesen kleinern Figuren ist eine, die auf dem Haupte eine päpstliche Mitra zu haben scheint; sie erhebt die Hand und streckt sie aus, zeigend, daß sie denjenigen, die sich unter ihr befinden, den Segen ertheilen will. Jene hingegen blicken auf sie hin und scheinen gewissermaßen auf den Segen zu warten. Weiter vorn ist eine große Figur zu Pferde, sie erscheint die eines kräftigen Mannes; man sagt, sie stelle Samson vor. Ueber ihr sind viele andere Figuren nach französischer Weise bekleidet, mit langen Haaren. Alle diese Figuren sind halberhaben gearbeitet. Zwey Tagreisen von diesem Orte entfernt ist ein anderer Ort Namens Thimar und noch zwey Tagreisen weiter ist ein dritter Ort, wo sich ein Grab befindet, worin die Mutter Salomonis begraben liegen soll. Oberhalb ist ein Platz, welcher einer Kapelle gleicht und mit arabischen Buchstaben versehen ist, die, wie wir von den Bewohnern jenes Ortes erfuhren, messer (ohne Zweifel ist Medrese zu lesen) Suleiman heißen, was in unserer Sprache „Tempel Salomonis" bedeutet. Der Eingang ist gegen Osten."

*) Amoenitates exoticae 332. Venustatem litterarum supinus chalcographus meus non est assecutus; omisit etiam decens spatium, quod characteres ubique distinguebat; quo nomine excusari ipsam inscriptionem volo, quam penes me ad typum exaratam servo, multo accuratiorem. Ueber diesen Kupferstecher klagt der Reisende auch in der Vorrede; es sey ein leichtfertiger mürrischer Mann gewesen. Kämpfer hat viele andere, namentlich auf Naturgeschichte und Japan bezügliche Schriften hinterlassen — Scheuchzer und Dohm haben sie verzeichnet in der Einleitung zur Geschichte und Beschreibung Japan's — deren Veröffentlichung sehr zu wünschen wäre. Die königliche asiatische Gesellschaft zu London würde sich durch Herausgabe dieses Nachlasses, der bekanntlich durch Sloane ins britische Museum gekommen ist, ein neues Verdienst erwerben.

glatt gemeißelter und mit Keilschriften der drey Gattungen beschriebener Felsen *), in welchen Darius, der Sohn des Hystaspes, die vorzüglichsten Begebenheiten des Perserreiches erzählt, von der Rückkehr des Cambyses aus Aegypten bis auf seine Thronbesteigung, nebst den zahlreichen wiederholten Aufständen, welche diese in den verschiedenen Provinzen der Monarchie zur Folge hatte. Eine auch in künstlerischer Beziehung merkwürdige Gruppe zeigt den König, wie auf den Denkmälern zu Persepolis, in höherer, die ganze Umgebung überragender Gestalt; es trugen wohl die Fürsten, namentlich bey allen feyerlichen Aufzügen, eine besondere Unterlage in den Schuhen (Cyrop. VIII. 1). Den rechten, vorwärts gerückten Fuß stemmt Darayawusch, so lautet der Name in den Inschriften, auf den Leib des niedergeworfenen falschen Smerdis, hier Gumata genannt; in der linken Hand führt er einen großen persischen Bogen (Herod. VII. 61), den er ebenfalls auf den Leib des Magiers, welcher um sein Leben flehend die Hände emporhebt, anstemmt. Die Rechte erhebt er dankend zu dem oben schwebenden Auramasda empor, sinnbildlich anzeigend, was er so häufig in der Inschrift mit Worten ausdrückt: „durch die Gnade des Auramasda ward ich König, Auramasda übergab mir die Herrschaft.“ Dieß gehörte wohl mit zu den väterlichen Bräuchen, auf deren Erhaltung Darius dringt (Herod. III. 83), bey der berühmten Erörterung über den Werth der verschiedenen Regierungsformen. Hinter Darius stehen zwey Begleiter. Der eine führt ebenfalls einen Bogen, welcher aber um ein Bedeutendes kleiner ist als der des Fürsten. Auf dem Rücken hängt ein Köcher, der über die Schultern emporragt, voll der Pfeile von Rohr. Der andere Begleiter hält einen Spieß in der Hand, welcher jedoch nicht kurz ist — nur einen solchen hätten die Perser nach Herodot (VII. 61) gehabt — sondern die Höhe des Mannes weit überragt. Vor dem König der Könige stehen neun Lehensfürsten, mit auf dem Rücken zusammengebundenen Händen und einem Strick um den Hals; Könige, welche den Sohn des Hystaspes nicht als ihren Oberkönig anerkennen wollten, und der von oben ausgehenden Umwälzung sich mit den Waffen in der Hand entgegensetzten.

Feudalstaaten waren alle frühern Reiche der medopersischen, der indischen und chinesischen Völker. Zum Theile sind sie es noch, wie die Reiche Japan und Afghanistan. In diesem Sinne müssen auch die Worte der Inschrift: „seit langer Zeit waren wir Könige; acht meines Stammes waren vor mir Könige, ich der neunte,“ verstanden werden. Der Sohn des Waschtaspa, des Hystaspis der Griechen, des Wschtaspes der Armenier, meint nämlich die Feudalkönige Persiens zur Zeit als der medische Stamm am Reiche war. Es könnte auffallend erscheinen, daß Darius von acht Ahnen spricht, während er doch in der Inschrift bloß fünf namentlich aufführt: Waschtaspa, Arschama, Arsames bey Herodot (VII. 11); Ariyaramna, Ariaramnes des Griechen — man sieht hieraus, daß die Lesart einiger Handschriften Armenes falsch ist —; Schischpisch, Trispes bey Herodot und endlich Hachamanisch oder Achämenes. Darius konnte wohl die drey andern Könige, Kabujiya oder Kambyses, Churusch oder Kyros und seinen dem Großvater gleichnamigen Sohn Kabujiya, die ja ebenfalls von Achämenes abstammen, als bekannt voraussetzen. Ueberdieß ist im Verlaufe des Berichtes, wo die Geschichte des falschen Smerdis ausführlich erzählt wird, von ihnen die Rede. Smerdis wird übrigens in der Inschrift, durch eine leichte Verwechslung der Buchstaben desselben Organs, Bartiya genannt.

Darius ging im westlichen Asien, wie später Tsinschi Hoangti im östlichen, darauf aus, die herkömmlichen patriarchalischen Verhältnisse umzustürzen; er wollte die Lehenskönige und alle erbliche Gerechtsame abschaffen, um dann an deren Stelle, in der Weise Karls des Großen und des neueren Europas, einen Beamten- und Verwaltungsstaat zu setzen. Das Unternehmen ist auch am Ende diesen beyden mächtigen Gebietern des Morgenlandes gelungen; freylich aber, wie man aus dem Denkmal von Baghastana ersieht, nicht ohne wiederholte große Kämpfe. Die besondern Umstände mögen freylich zu wiederholten Aufständen, ganz ähnlich denjenigen,

*) Otter beschreibt Monumente bey Bisutun (I. 179 nach der deutschen Uebersetzung); es scheint jedoch, daß der Reisende andere Denkmale gesehen hatte.

von welchen in unsern Tagen ein Regierungswechsel in Persien begleitet ist, viel beygetragen haben. Betrauerten doch alle Provinzen den Untergang des Magiers; denn er hatte sie beym Antritte der Regierung auf drey Jahre mit Freyheit vom Kriegsdienste und Abgaben begnadigt (Herod. III. 67). Aber auch die Perser wollten nicht ruhig zusehen, daß Darius die herkömmliche patriarchalische Regierungsweise in eine östliche Zwingherrschaft verwandle. Sie empörten sich. Verwarnte doch bereits Cambyses, nach der historischen Dichtung des Xenophon, seinen Sohn Cyrus, die Perser nicht wie die andern Völker unumschränkt zu beherrschen; sie zahlten keine Steuern (Cyrop. VIII. 5. Herod. III. 97) und erfreuten sich auch anderer Besonderrechte. Deßhalb lautet auch die Formel zu Baghastan und in den andern Inschriften: „Ich Darius, König Parsijas, König der Provinzen." Das freye königliche Stammland wurde nicht zu den unterworfenen zinspflichtigen Ländern gezählt.

Zuerst empörte sich Atrina oder mit andern Worten, Atrina, Lehenskönig von Susiana, suchte sich mit Gewalt in der angestammten Herrschaft zu behaupten; dann Natatabira von Babylon, der sich für Nabuchadraschara — unter dieser Form erscheint hier der Name des allbekannten Königs — ausgab und so erheben sich nach und nach alle Stammhäuptlinge in den verschiedenen Ländern, welche, wie gesagt, der Reihe nach, mit dem Strick um den Hals vor Darius stehen und der Todesstrafe harren, die ihnen auch nicht erlassen wurde. Den Sakerhäuptling würde man alsbald an dem gerad aufgesteiften spitzzulaufenden Hut (Herod. VII. 64) erkennen, wenn auch die Umschrift es nicht verkündete: „dieß ist Saruch der Sakerhäuptling." Saka gebraucht der Perser und Hindu in so umfassender Bedeutung, wie der Grieche den Namen Skythe; beyde, Saken und Skythen, sind, wie ich in meiner Schrift „die Völker des südlichen Rußlands in ihrer geschichtlichen Entwickelung" gezeigt habe, Türken. Man sucht aber vergebens einen Armenier unter den neun gebundenen Fürsten, obgleich sich das Land am häufigsten empörte und den hartnäckigsten Widerstand leistete, wie in der Inschrift mit vielen Einzelnheiten ausführlich erzählt wird. So wird (Col. 2 l. 39) berichtet, eine Schlacht sey zwischen den Armeniern und dem persischen Heere bey der Burg Tigra geliefert worden. Es ist dieß ohne Zweifel Tigran, welches von Tigran I., dem Zeitgenossen und Feinde des Aschtahag oder Astyages, gegründet und deßhalb (Moses von Chorene I. 29) Tigranakerd, die Stadt des Tigran — später Amida *) — genannt wurde. An einer andern Stelle (Col. II. 58 und 59) heißt es, die armenischen Rebellen hätten sich in der Provinz Autigara (Otiara) versammelt, wo ebenfalls eine Schlacht geliefert wurde. Ich glaube hier das armenische Auti kawar d. h. die Landschaft Uti oder Oti, das Otene der Alten, wieder zu erkennen (Indschidschean a. a. O. 334). Es erscheint aber kein armenischer Häuptling in der Gruppe, eben deßhalb, weil sich diese Alpenlandschaft so tapfer widersetzte. Der vielen Schlachten ungeachtet, in denen sich Darius den Sieg zuschreibt, konnte man doch den Feudalkönig Wahakn, den Sohn und Nachfolger Tigranes, nicht gefangen nehmen, um ihn in die Reihe der gebundenen Häuptlinge zu stellen. Der fürstliche Geschichtschreiber erzählt natürlich keine Waffenthat, die ihm zum Nachtheil gereichen könnte. Die List des kundigen Stallmeisters, welche dem Achämeniden zum Thron verhalf, wird man wohl nirgendwo in den Inschriften finden — Lassens Ergänzungen, die so etwas herausdeuten wollen, dünken mir zu kühn — so wenig wie den verunglückten Zug in die skythischen Flachländer. Der König der Könige wagte es aber doch nicht, vor dem Angesichte des ganzen persischen Volkes einen Häuptling als Gefangenen darstellen zu lassen, der niemals gefangen wurde. Diese Kämpfe gegen die Oberherrlichkeit der Assyrer, Meder und Perser bilden den heroischen Zeitraum der armenischen Historie, wie Xenophon berichtet in der Darstellung des Cyrus und noch mehr Moses von Chorene in der Urgeschichte seines Volkes.

(Schluß folgt.)

---

*) Indschidschean, Beschreibung Armeniens. Venedig 1822, 4. S. 74 folg. (in armenischer Sprache). Assemani Bibliotheca orientalis II. Diss. s. v.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Februar.

Nro. 32. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Der bayerische Wald (Böhmerwald), illustrirt und beschrieben von Bernhard Gruber, Professor der Baukunst an der Akademie der b. K. zu Prag, und Adalbert Müller, Mitglied des histor. Vereins von Oberpfalz und Regensburg. 388 S. mit 37 Stahlstichen. Regensburg 1846 bey Manz.

Wenn die alten und ältesten bayerischen Geschichtschreiber und Publicisten mit wenig Worten den sichern Bestand Bayerns andeuten wollten, so sagten sie: „das Land zwischen seinen vier Wäldern." In der That waren von jeher die Wälder und nicht das offene, platte Land der Völker Heimath und Hort; so der Thüringer-, der Oden-, der Schwarzwald 2c. Wo immer sich eine Volksmasse setzt und entwickelt, wo sie in eine benachbarte Landschaft übergeht und dahin verkehrt, wo sie öfter bereits halb vernichtet durch Elementar- und Kriegsereignisse sich wieder aufzurichten strebt: da ist der Wald ihre erste und letzte Stütze und Culturstufe. Unter diesem Gesichtspunkt mahnt uns auch die bayerische Geschichte auf jedem Blatte in Tausenden von Urkunden, in den zahlreichen Volkssagen, an jene dicht bewaldete, lang und breit gedehnte, hie und da zu 3500 bis 4000 F. übers Meer aufragende, im Innern mit Gneis, Granit und Quarz gefütterte Gränzhut, welche sich im Osten des Landes von der Donau, wo sie, den Inn aufnehmend, die Ausläufer des Höhnhart und Weilhart durchbrochen, nach Norden bis zu den Quellen der Eger und des Mayns hinzieht. Das ist in seiner weitern, ältern und ethnographisch höhern Bedeutung der Böhmerwald, weiland der Bojer Heimath; vom Bisthum von Passau aus begangen, der Nordwald; von der Isar und Donau aus angesprochen, der Bayerwald. Daß unsern Nachbarn, den Böhmen, diese ihre Gränzhut von jeher nicht minder wichtig war, beweisen auch ihre Geschichtsbücher. Zuvorgekommen sind sie uns aber bereits durch Monographien über das Ganze ihres Antheils vom Böhmerwald „Cesky Les"; sowohl von Land und Volk überhaupt, als was insbesondere dessen letztere Mischung, Teutsche und Czechen, was deren Ansiedlungen, Gebiete, Cultur, Civilisation, Erwerb, Verkehr, Sitten und Gebräuche u. s. w. anbelangt und begreift. Wir brauchen hier nur an Sommer's und Zippe's in Prag tiefe und umfassende Forschungen, an Palacky's „Umschau in der alten Topographie Böhmens" und an Rank's „Lebensbilder aus dem Böhmerwald" zu erinnern. Selbst Dorfgeschichten aus dieser Nachbarschaft sind schon auf dem Wege zu uns. Daß die Topographie, die Ortsbeschreibung, zu all dem der Schlüssel ist, ohne welchen selbst das generelle, sublime und abstracte Wissen, zuvörderst in der Geschichtschreibung, vergebens nach Frucht und Wahrheit ringt, daß Anschauung und Erfahrung im Oertlichen und Mannigfaltigen erst zur Einheit und Klarheit führen: — der Geschichtsschreiber und der Staatsmann von Beruf konnten und werden sich das nie verhehlen.

Durch nichts, und von keiner Seite her ermuntert, und nur durch eigenen regen Sinn für die

Sache belebt und geleitet, haben sich, wie uns das Vorwort des vorliegenden Werkes berichtet, die im Titel genannten zwey Verfasser, unbekannt mit einander und nicht unterrichtet von ihrem gegenseitigen Vorhaben, seit mehr als zehn Jahren mit Erforschung des dießseitigen Antheils vom Böhmerwald beschäftigt, und Behufs einer geographischen Schilderung im Allgemeinen, und der topographisch-historischen Darstellung im Einzelnen aus Urkunden, Denkmälern, Anschauungen, Volkssagen und freundschaftlichen Mittheilungen wohlunterrichteter Ortsvorstände und Insassen ein reichhaltiges Materiale gesammelt; als sie im Jahre 1844 durch Vermittlung des Verlegers das Zustandekommen ihrer Unternehmung in gemeinschaftlicher Thätigkeit gesichert sahen. War es daher für eine Unternehmung der Art, wo Schrift und Bilder gleich instructiven Antheil haben sollen, ein besonders erwünschter und glücklicher Zufall, daß sich hier zwey Männer, für das eine und andere Fach befähigt, zusammenfanden; so gebührt auch dem muthigen und uneigennützigen Verleger als solchem, und für die würdige Ausstattung des Buches volle Anerkennung.

(Schluß folgt.)

The Persian Cuneiform Inscription at Behistun etc.

(Schluß.)

Arschag, der zweyte Schahinschah des Namens, setzte seinen Bruder Wacharschag als Lehenskönig über Armenien und die andern nordwestlichen Gebiete des Partherreiches. Wacharschag, ein wißbegieriger Fürst, wünschte nun die frühern Herrscher und Ereignisse seines Reiches kennen zu lernen. Er sandte Mar Ibas Katina, d. h. Herrn Ibas Katina, einen in der griechischen und chaldäischen oder medopersischen Literatur erfahrenen Syrer nach Ninive, der Hauptstadt des Oberkönigs, um aus den Urkunden der königlichen Archive über die frühere Geschichte und die ehemalige Verfassung in Haiastan oder dem Lande der Armenier Aufschlüsse zu erlangen. Denn in diesen Gegenden, so schreibt der Lehensfürst seinem Bruder, ist keine Spur von Ordnung; da kennt man keine Götterverehrung, da weiß man nicht, wer der erste ist und wer der letzte; Verwirrung und Rohheit herrschen allenthalben.

Unter den königlichen Bücherschätzen zu Ninive fand Ibas Katina ein griechisches Werk, wie der Syrer berichtet, mit folgender Ueberschrift: „dieser Band wurde auf Befehl Alexanders aus dem Chaldäischen ins Griechische übersetzt.“ Es scheint dieß, nach den Andeutungen bey Moses zu schließen, eine allgemeine Weltgeschichte gewesen zu seyn. Ibas hat aber bloß die Begebenheiten Haiastans dem Werke entnommen und sie, in griechischen und syrischen Schriftzeichen niedergeschrieben, seinem Fürsten überbracht. Wacharschag, hierüber sehr erfreut, ließ das Buch mit großer Sorgfalt aufbewahren und einen Theil desselben sogar in eine Säule einhauen, nach der herkömmlichen Sitte der medopersischen Fürsten. Aus diesem Werke, das sich demnach unversehrt bis auf seine Zeit erhalten hätte, erklärt Moses, die frühern Begebenheiten seines Volkes und die Wechselfälle der Herrschaft entnommen zu haben.

Die Untersuchung, ob zu den Zeiten des Wacharschag, in der letzten Hälfte des zweyten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung, — er regierte von 149 bis 127 — das alte, hier und an andern Stellen der haikanischen Geschichte erwähnte Ninive zum Theil noch vorhanden war oder welche Stadt damals so geheißen habe, würde hier zu weit führen. Die Residenz der assyrischen Oberkönige gleichen Namens war wohl seit langer Zeit zerfallen; es mag dieselbe auf ihren Ruinen neu erbaute große Stadt gewesen seyn, die auch Tacitus (An. XII. 13) und Ammianus Marcellinus (XVIII. 7) Ninive nennen. Sicher ist jedoch, daß die Thaten und Ereignisse, welche uns Moses aus dem chaldäischen Werke mittheilt, durch die nähere Bekanntschaft mit den Alterthümern Armeniens so wie durch die Entdeckungen des Major Rawlinson in überraschender Weise bestätigt werden.

Die Söhne des Tigran, schreibt Ibas, waren Pap, Diran und Wahakn, von welchem die Armenier noch im fünften Jahrhundert in den Volksliedern sangen:

„In Geburtsschmerzen lag der Himmel; in Geburtsschmerzen lag die Erde; in Geburtsschmerzen lag das purpurne Meer. Und geboren ward im Meere ein rother Schilfstengel; aus der Röhre des Stengels stieg Rauch empor; aus der Röhre des Stengels stieg eine Flamme empor; aus der Flamme erhob sich ein weißer Jüngling mit feurigem Hauptkhaare, mit feurigem Barte und Augen wie Sonnen.“

Derley Lieder, sagt Moses der Geschichtschreiber, habe ich selbst mit Castagnettenbegleitung vortragen hören. Es werden dann die Kriegsthaten dieses Helden erzählt, die Kämpfe, welche er nach der Weise des Herkules mit allerley Ungeheuern bestanden haben soll; ja an der Stelle des griechischen Heros steht in der haikanischen Uebersetzung des Buches der Maccabäer (II. 4, 9), der Sohn Tiran's, Wahakn, und so übersetzen noch heutigen Tages die Armenier den Namen Herkules.

Dieser Wahakn, der Zeitgenosse des Darius Hystaspes, ist es höchst wahrscheinlich gewesen, welcher den Heeren des Königs der Könige die zahlreichen Schlachten lieferte, wovon der Felsen Baghasthanas so ausführlichen Bericht erstattetet.

„Dadarschisch mit Namen, ein Armenier, mein Diener; diesen sandte ich nach Armenien. So sagte ich zu ihm: Liebe (mich)! dieses aufrührerische Heer, welches nicht mein sich nennt, dieses vernichte! Darauf zog Dadarschisch hinweg. Als er nach Armenien kam, da zogen die Aufwiegler vereinigt gegen Dadarschisch, um eine Schlacht zu beginnen. Ein Flecken Armeniens ist Namens . . . . ., da lieferten sie die Schlacht. Auramazda brachte mir Beystand; durch die Gnade des Auramazda schlug mein Heer dieses aufrührerische Heer mit Macht. Am 6. des Monats Thurawahara war es, daß ihre Schlacht geliefert ward.“

„Zum zweyten Mal zog das aufrührerische Heer gegen Dadarschisch eine Schlacht zu beginnen. Tigra mit Namen ist ein Ort Armeniens; da lieferten sie die Schlacht. Auramazda brachte mir Beystand; durch die Gnade des Auramazda schlug mein Heer das aufrührerische Heer mit Macht. Am 18. Tag des Thurawahara war es, daß ihre Schlacht geliefert ward.“

„Zum dritten Mal zog das aufrühreriſche Heer vereinigt gegen Dadarschisch eine Schlacht zu beginnen. . . . . . mit Namen ist ein Ort Armeniens; da lieferten sie die Schlacht. Auramazda brachte mir Beystand; durch die Gnade des Auramazda schlug dieses mein Heer das aufrührerische Heer mit Macht. Am 9. des Monats Thaigarschisch war es, daß ihre Schlacht geliefert ward.“

„Wumisa mit Namen ein Perser, mein Diener; diesen sandte ich nach Armenien. So sagte ich ihm: Liebe (mich)! dieses aufrührerische Heer, welches nicht mein sich nennt, dieses vernichte! Darauf zog Wumisa. Als er nach Armenien kam, da ging das aufrührerische Heer vereint gegen Wumisa, eine Schlacht zu beginnen. . . . . . genannt ist eine Provinz Assyriens, da lieferten sie die Schlacht. Auramazda brachte mir Beystand; durch die Gnade des Auramazda schlug mein Heer das aufrührerische Heer mit Macht. Am 15. (?) des Monats Anamaka war es, daß ihre Schlacht geliefert ward.“

„Zum zweyten Mal zog das aufrührerische Heer versammelt gegen Wumisa, eine Schlacht zu beginnen. Autiyara Namens ist eine Provinz Armeniens; da ward die Schlacht geliefert. Auramazda brachte mir Beystand; durch die Gnade des Auramazda schlug mein Heer das aufrührerische Heer mit Macht. Das Ende des Monats Thurawahara war es, daß ihre Schlacht geliefert ward *).“

*) Die ganze Inschrift hat Hr. Th. Benfey in den Göttinger Gel. Anz. (1846 Nro. 201 — 204) ins Deutsche übertragen. Diese Uebersetzung ist in einig n unwesentlichen Punkten von der Rawlinson's verschieden.

Wahakn mußte sich am Ende doch dem Sohne des Hystaspes unterwerfen; denn es erscheinen die Armenier (Herod. VII. 74) unter den zahlreichen Völkern, welche herabzogen gegen Griechenland. Wahrscheinlich ließ er sich dieselben Bedingnisse gefallen, welche sein Vater Tigran einging, als er von den Medern besiegt wurde. Dieser durfte keine festen Plätze haben; er war verpflichtet, zu jedem Kriege des Astyages seinen Zuzug zu stellen und mußte einen bestimmten Zins entrichten (Cyrop. III. 1).

Es ist zu verwundern, daß man bey den glücklichen Erweckungsversuchen der altpersischen Sprache und des parsischen Culturlebens, der seit den Zeiten der Sassaniden, bald in überströmender Fülle, bald in unscheinbarem Rieseln aus den Alpenlandschaften Armeniens emporschießenden Quellen so ganz und gar vergessen konnte, daß einer der tüchtigsten umsichtigsten Forscher unserer Tage (Lassen in der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, sechster Band, erstes Heft, Bonn 1844 S. 79) bey der Erläuterung der persischen Keilschrift, zu einem griechischen Worterklärer der mittlern Jahrhunderte seine Zuflucht nehmen konnte, um zu beweisen, daß Kerta eine Stadt heiße im Armenischen. Lehrt doch schon jedes armenische Wörterbuch, daß G e r d, ein G e b ä u d e oder e r b a u t bedeute, womit das häufig vorkommende Zeitwort G e r d e l, e r b a u e n, e r r i c h t e n, zusammenhängt. Diese Vergeßlichkeit, wie an vielen Beyspielen gezeigt werden könnte und später auch bey passenden Gelegenheiten gezeigt werden soll, eines so wesentlichen Hilfsmittels zur Erforschung des untergegangenen persischen Lebens mag die Kühnheit entschuldigen, daß man es wagte, in Gegenständen mitzureden, deren umfassende Behandlung eine gründliche Kenntniß der Hauptsprachen der arischen Familie erheischt. Findet doch selbst das wunderliche armenische Alphabet in dem der Keilschriften und des Zend so wie in den medobaktrischen Buchstaben theilweise seine Erklärung. Bey der Anwendung des Armenischen zur Wiedererweckung der aufgefundenen todten Wörter ehemals lebendiger arischen Sprachen, dürfte man sich freylich nicht auf die seit mehreren Jahrhunderten veraltete allgemeine Schriftsprache der Alpenlandschaften am Fuße des Kaukasus beschränken. Es müßten im Gegentheile die ewig frischen Mundarten ihrer zahlreichen Thäler und Gauen zur Hilfe genommen werden. Man würde dann finden, daß sich hier in dem Munde des Volkes viele Wurzeln und Wortformen erhalten haben, welche ein überraschendes Licht zurückwerfen in die dunkeln Jahrhunderte der Meder und Assyrer. So heißt, um wenigstens durch ein Beyspiel meine Meinung deutlicher zu machen, in der haikanischen Volkssprache Nes-ch eine schriftliche Norm, eine A b t h e i l u n g und O r d n u n g, wovon in der Schriftsprache nur abgeleitete Wörter vorkommen. Es lebt hier noch, wie man sieht, im lebendigen Worte jenes Nosk, jener bekannte Name für die einzelnen Abtheilungen des Zendavesta, — eine Ueberschrift der heiligen Schriften der Parsen, welche ebenfalls, gleichwie Bundehesch, im Armenischen ihre richtige Erklärung findet.

N e u m a n n.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Februar.

Nro. 33. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1847.

Der bayerische Wald (Böhmerwald), illustrirt und beschrieben von Bernhard Gruber, Professor der Baukunst an der Akademie der b. K. zu Prag, und Adalbert Müller, Mitglied des histor. Vereins von Oberpfalz und Regensburg.

(Schluß.)

Die 37 niedlichen Stahlstiche, insgesammt vom Herrn Gruber gezeichnet, erhöhen sowohl in der objectiven Auffassung, als in der Ausführung des Stichs das Interesse der Illustration; während die gemüthliche und die das heimathliche Gefühl mannigfaltig kund gebende Sprache des Hrn. Müller, dem nach Versetzung seines Freundes und Mitarbeiters nach Prag die vollständige Redaction oblag, die Leser anzieht. Ganz zweckmäßig ist dem Vorwort ein Verzeichniß der von den Verfassern benützten Literatur beygefügt; man lernt daraus erst manche schätzbare Schrift kennen, womit sich der moderne Buchhandel nicht befaßt. Ihren besondern Dank sprechen die Verf. gegen den Hrn. Oberlieut. Schuegraf zu Regensburg aus, der rühmlich bekannt als fleißiger Forscher für Geschichte und Topographie des Bayerlandes, um Regensburg und in der obern Pfalz seit lange, sehr bereitwillig aus seinen reichhaltigen Collectaneen schöpfen ließ.

Es ist aber nun der Bayerwald zunächst, und sohin der dießseitige Böhmerwald im engern Sinn, mit Ausschluß des Antheils von der obern Pfalz, den hier Gruber und Müller beschrieben; es sind nämlich die heutigen Landgerichte: Straubing, Mitterfels, Bogen, Deggendorf, Hengersberg, Vilshofen, Passau I., Wegscheid, Wolfstein, Grafenau, Regen, Viechtach und Kötzting; ferner das Landgericht Cham und das Herrschaftsgericht Wörth, welche ganz oder theilweise in dieser Darstellung begriffen sind: — ein Flächenraum von c. 125 Quadratmeilen, worauf eine fromme, stillthätige und nüchterne Bevölkerung von 250,000 Menschen im eigentlichen Sinne siedelt, wirkt und webt.

Daß die Natur- und Culturgeschichte dieses an Pflanzen und Mineralien reichen Bodens, und dieser werkthätigen Bevölkerung einer nähern und ernstern Kenntnißnahme wohl werth seyen, belehrt uns schon hinlänglich die Einleitung über Land und Volk im Allgemeinen. Der Waldstand, erst in unsern Tagen wieder höher gewürdigt, bietet im rauhen Innern sicheres Dach und Fach, Brennwied und Streu, und nach Außen großartigen Absatz im Risen- und Flößwerk. Die ausgedehnte Weidenschaft, in Verbindung mit dem sparsamen Ackerbau, reproducirt zum Bedarf des Flachlandes den nachhaltigen Stapel an Zug- und für den begehrlichen Städter an Schlacht-

vieh; Flachsbau, Linnengespunst und Weberey, alle land- und hauswirthschaftlichen Erwerbszweige sind hier mit Einsicht beschrieben, und wie viele Tausend Hände sind nicht zu allen Jahreszeiten damit beschäftigt? Noch geht die bayerische Leinwand über Land und Meer. Mannigfaltige Geräthschaften und Werkzeuge aus Holz weiß der sinnige Landmann sich und Andern selbst zu schaffen, und mit Eisen und Mineralien kömmt ihm der Berg- und Hüttenmann zu Hülfe. Und, nebst dem Holzreichthum, welchen unerschöpflichen Urstoff an Quarz hat die Vorsehung nicht durch den mächtig hinziehenden Pfahl diesem Völkerhort gewidmet; und in welch' schwunghaftem und kunstvollem Betrieb der Glas- und Spiegelhütten sehen wir nicht dieses Geschenk, so wie die kostbaren Lagerstätten der vortrefflichsten feuerhaltigen Tiegel- und Porcellainerde für ferne Länder ausgebeutet. Selbst die eines stärkern Reizes bedürftigen Nasen der zahlreichen Schnupfer in den benachbarten Ländern erhalten von hier aus im wohlbekannten Schmalzler, wozu das ferne Brasilien die Blätter, der bayerische Wäldler aber die Beitze und das Schmalz liefert, den beliebten Tribut.

So übersichtlich in der Gegenwart. Das Oertliche und die Vergangenheit mögen aus den 36 Excursionen entnommen werden, in welchen uns die Verfasser die einzelnen Gegenden zu Berg und Thal, die Hunderte von Ortschaften, Zellen, Kirchen, Burgstalle, Vesten, Weiler und Einöden, uralten Stapelplätze und Herbergen, insbesondere aus der Zeit des freyen und offenen Salzhandels nach Böhmen, Mähren und Schlesien, und die gleichzeitigen edlen Geschlechter mit einer Vollständigkeit vorführen, welche nur das Ergebniß einer sorgfältigen Benützung von handschriftlichen und gedruckten Quellen und örtlichen Ueberlieferungen seyn kann. Hiebey ist mit Recht das Andenken an jene gottseligen und dem Höchsten zugewandten Männer vorangestellt, welche

in Arbeit und Gebet zuerst wieder die Licht- und Bahnung des Urwaldes unternommen haben.

Was die Urkunden anbelangt, welche hier einschlagen und wohl noch eine Nachlese gewähren, so sind es die des Bisthums Passau, der ehemaligen Abteyen Niedernburg, Metten, Ober- und Niederaltach, Aldersbach, Windberg, Seligenthal, Rot; die Urkunden des Bisthums Regensburg, der Schirmvögte, der Burggrafen, die von Ober- und Niedermünster; aus späterer Zeit die herzoglichen Saal- und Lehenbücher u. s. w. Mit häufigen und gelehrten Citaten scheinen die Verfasser nicht prunken zu wollen; aber dem sach- und fachkundigen Leser entgeht es nicht, daß sie sich sowohl in der allgemeinen und Specialgeschichte, als in jener der Territorien wohl umgesehen haben. Die wesentlichen Momente der hier alles andere überragenden Macht der Dynastie Bogen, der Markgrafen von Cham, beyde zur Abwehr gegen das czechische Element („Chrawaten und Moraver" im Munde des Volkes) aufgestellt; so wie die der Abteyen Ober- und Niederaltach, Metten, Rinchnach, Gottes-, Elisabeten- und Frauenzell, zunächst zur Colonisirung und Civilisirung jener Gegenden gegründet; auch der ausgebreitete Erwerb der Grafen von Hals — sind zweckmäßig auf- und zusammengefaßt. Daraus geht auch die Natur und Bestimmung des im bayerischen Walde zahlreicher als irgendwo angesiedelten Ministerial-Adels hervor. An Raubrittern konnte es auch nicht fehlen. Kaum war die Völkerwanderung zum Stillstand und ein teutsches Reich zur Selbständigkeit gelangt, kaum hatten Böhmen und Mähren auch ihrerseits nach nationaler Unabhängigkeit zu streben begonnen, da war der Böhmerwald fortwährend der Schauplatz der teutschen Heerzüge und der böhmischen Rück- und Einfälle. Bis in das vierzehnte Jahrhundert währten diese Plagen und Verheerungen und Aufgebote. Und dennoch, alsobald wieder durch

Priester, Mönche und Laien, durch Adel und Volk frische Cultur in den Waldfluren. Das mannigfaltige Commerz mit Böhmen war gegenseitig und lange die kräftig schlagende Pulsader der Herren- und Volkswirthschaft, welche K. Ludwig IV. mittels Verleihung bürgerlicher Gerechtsame, zeitgemäße Autonomie für die Flecken und Städte des Waldes weise zu fördern und zu bannen wußte. Aber nun neue Drangsale und Verwüstungen im Hussitenkriege; durch die Frevel und Züchtigung des Böckler- und Löwenbundes; die unsäglichen Gräuel der Schweden kaum irgendwo so an Menschen und Wohnstätten verübt; die mordlustigen Croaten im spanischen, die alle Brutalität überbietenden Panduren eines Trenk im österreichischen Erbfolgkrieg: — alles das gieng zunächst über den bayerischen Wald hin; alles ist im Buche örtlich nachgewiesen; — aber es lebt und regt sich, wie wir oben angedeutet, wieder froh und freudig in der Landschaft; freylich vielfältig neben Schutt und Moder; und in Städten und Flecken der Verarmung kaum sich erwehrend. Erst in unsern Tagen sahen wir die Haltpunkte der dortigen Gesittung, der Urbanität, der Landwirthschaft und des Familienlebens, die Abteyen und Probsteyen, mit vielen denselben anvertrauten wohlthätigen Stiftungen, vom Staate eingezogen, und den Rest von Großeigenthum, von adeligem Güterbesitz, wie z. B. die gastliche Stammburg Runding mit andern Schlössern und Zugehör ꝛc. an Israel und sofort an den Pauperismus vermäkelt.

Eine höhere Einsicht und Macht hat Metten als Abtey wieder hervorgerufen, und ein Zusammentreffen von günstigen Ereignissen und Verhältnissen hat weiland die verfallene Stammburg der Egger im Wald wieder zu einer der merkwürdigsten Burgen in alterthümlicher Herrlichkeit durch moderne Kunst erhoben. Selbst das Comfort, die innere Einrichtung des Schlosses sey, nach vorliegendem Bericht (S. 235), „bis zum Nagel an der Wand“ wieder mittelalterlich.

Daß der Bayerwald dem hercynischen Waldsystem (S. 4) angehört, unterliegt keinem Zweifel; daß die Gabreta sylva aus Nordosten darüber hereinreichte, — möchte nicht so gewiß seyn; daß der Gau Grunzwiti vom fernen cetischen Bergzug herauf sich bis in den Nordwald erstreckte, war von einer Seite her zwar mit Zuversicht behauptet worden; das Gegentheil glauben wir aber aus entscheidenden Urkunden erwiesen zu haben (s. Gel. Anz. J. 1840 Nro. 21 ꝛc. und die topogr. Matrikel.). „Daß der heil. Rupert (der auch am Krukenberg bey Regensburg wieder die ersten Reben pflanzte) zu Anfang des siebenten Jahrhunderts auf das Volk im Böhmerwald einzuwirken suchte,“ — es hatte ihm schon auf seiner Donaufahrt nach Avarien nicht entgehen können, — ist seither auch durch die Ermittlung seiner Colonien zu Dürftendorf, Mattenzell, Heiligenstein ꝛc. links der Donau, als Bestandtheile des weiland salzburgischen Kastenamtes Altenbuch erhärtet worden (s. III. Bd. unserer Beyträge 1833. S. 199 — 220). Die ursprünglich farenbachischen, dann an die Grafen von Bogen übergegangenen Herrschaften Windberg (verschieden vom gleichnamigen Klostergebiet im Nordwald) und Ratelenberg sind wohl nicht (S. 118) bey Passau zu suchen; sie lagen in Unterösterreich, Windberg links der Donau, Ratelenberg rechts unsern Gottweih. — Zu S. 338. Eine „Adelheidis de Mittervels“ erscheint schon 1168 in den M. b. — Zu 289. Das bereits im 12. Jahrhundert in den Mon. b. vorkommende Roumting ist nicht die Burg Runding im Wald, sondern war ein der Dynastie von Playen zu Reichersberg zugehöriger Stammsitz im Innviertel, heute Reumting, Landge-

richts Schärding. Auch für die richtigere und den Urkunden analoge Nomenclatur von Ortschaften und Gegenden gehen aus Forschungen der Art willkommene Berichtigungen hervor. So z. B. spricht und schreibt man vulgär im Wald: „Einfaltsberg“ anstatt Aphaltersberg; „Darrstein“ anstatt Donnerstein; „Thierlstein,“ die unmittelbar auf dem Pfahl liegende Veste, anstatt Türlingstein (einst Turdelinga!). Auch Hennhart besagen hier, wie anderwärts, die Urkunden als Hohinhart, (hochgelegene Waldung) u. s. w. Das Archiv von Runding, welches nach Bericht für das älteste und beßterhaltene im bayerischen Walde galt, haben die Herren von Notthafft nach ihrem Friedenfels in der obern Pfalz abführen lassen. S. 188. Rinchnach mit Umgegend ist eines der anziehendsten Gemälde in der bayerischen Culturgeschichte. Kaiser Heinrich der Heilige hatte seinem Blutsverwandten, dem frommen Günther, erlauchter Abkunft aus Thüringen, erst Weltmann am Hofe zu Prag, dann Mönch zu Niederaltach, der sich an das Flüßchen Rinchnach in die dichteste Waldnacht zurückgezogen, und da eine kleine Brüdergemeinde um sich versammelt hatte, die umher gelegenen Wüsteneyen von drey Meilen in der Länge und zwey in der Breite geschenkt. Ungeachtet diese mehr und mehr angewachsene Colonie seit siebenhundert Jahren mannigfaltige Trübsale erlitten, sehen wir heute auf demselben Gebiete zwey Marktflecken: Regen und Zwiesel, acht der bedeutendsten Glasfabriken (auch sie sind im Detail beschrieben), mehrere Oel-, Säge- und Papiermühlen, namhafte Brauereyen, rührige Linnenweberey, vielbesuchte Viehmärkte, eine Holz und Holzwaaren aller Art fördernde Floßfahrt: kurz, erfreulichen Erwerb, Verkehr und Handel von Tausenden. Und ähnliche Schöpfungen bietet der bayerische Wald noch anderwärts.

248. Der Pfahl: „eine geognostische Erscheinung, die kaum irgendwo ihres Gleichen hat:“ — ja wohl: diese Erscheinung verdient ein eigenes Capitel, eine Monographie! — Ungeachtet der bayerische Wald unmittelbar längs der viel beschifften Donau aufsteigt; ungeachtet sein Inneres die anmuthigsten Thäler, idyllische Fluren, sonnige Höhen, springende Quellen und Perlenbäche, phantastische Burgruinen und Felsgebilde und historische Denkmäler aller Art; auch ehrwürdige und öfter durch die Kunst verherrlichte Gotteshäuser; — ferner in Dach und Fach, in Küche und Keller recht gastlich bestellte Herbergen birgt und bietet, so haben sich die Touristenzüge des neunzehnten Jahrhunderts, wie die Verf. bemerken, doch noch nicht über den bayerischen Wald ergossen, was nicht zu bedauern seyn dürfte, indem wir dagegen auch mit dem betreffenden Pflichttheil von jener seichten Reiseliteratur, womit fortan die südteutschen Gauen und Landschaften, und ihre verständige und gemüthliche Bevölkerung profanirt werden, verschont geblieben sind. Die Geschichte, die Topographie, die Statistik, — und selbst die erheiternde Muse, — verlangen nach besserem und gediegenerem Stoff, der aber nicht im Fluge erhascht, sondern, wie hier, nur durch ernstes Forschen und unbefangenes Wahrnehmen erst in Decennien gewonnen werden kann. Möchte ein glückliches Zusammentreffen von begabten und entschlossenen Männern auch für andere bayerische Landestheile Unternehmungen der Art hervorrufen und fördern!

v. Koch-Sternfeld.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1847 Nr. 3.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Februar.
Nro. 34. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung am 2. Januar 1847 hält der Secretär Hofrath **Thiersch** Vortrag über zwey Inschriften, welche zur Aufhellung von Gebräuchen und Geschichten alter Völker von Wichtigkeit sind.

Die eine Inschrift in phönicischen Charakteren, von der neun Zeilen ganz und die dreyzehnte zum Theil erhalten sind, ward in Marseille unter den Ruinen der alten griechischen Colonie Massilia gefunden und wird von F. de Sailcy in der Revue des deux mondes, Decemberheft des Jahres 1846 p. 1065 u. d. f. erklärt.

Sie trägt an der Spitze den Namen eines Sufeten und ist darum als ein Beschluß zu betrachten, welcher von einer in Massilia gegenwärtigen karthagischen Behörde ausgeht, deren Erscheinung in jener griechischen Stadt zum Schutze der karthagischen Interessen sich aus dem lebhaften Handelsverkehr zwischen beyden Städten erklären läßt.

Der Sufet bestimmt darinnen, wie viel bey einem jeden Opfer, sey es ein vorgeschriebenes oder ein Dankopfer, der Priester an Geld für seine Mühe bekommt. Gegen diese Abfindungssumme wird dem Opfergeber von den Opferthieren dasjenige zurückerstattet, was den Göttern auf den Altären nicht verbrannt wurde; doch tritt daneben die Wahrnehmung hervor, daß der Opfergeber doppelte Leistung zu zahlen hatte, für die Priester die bestimmte Gebühr und für das Opferthier den ganzen Preis, wogegen er dann das beym Opfer nicht gebrauchte zurückempfieng, demnach nur in Abzug kam, was die Götter davon unmittelbar empfangen hatten. Jene Entschädigung des Priesters bey einem Stiere beträgt 10 Siclen in Silber, bey einem Lamm $\frac{3}{4}$ eines fremden Sicle. Ist der Opfergeber ein Armer, so hat der Priester seinen Dienst umsonst zu leisten.

Der Münzname scheint dem palästinischen Sekel zu entsprechen, und dieser ist gleich der griechischen Drachme; das fremde Geld wird also griechisches seyn, welches neben dem karthagischen, auch aus den palermitanischen Münzen bekannten beym Handel in Curs war.

Der Erklärer weist auf die Bestimmungen im Leviticus und Deuteronomium hin, nach welchen dem hebräischen Priester für seine Bemühung ein Theil des Opferfleisches, oder in andern Fällen, des Mehles und des Oels zukam, während daselbst von einer Zahlung in Geld nicht die Rede ist und auch nicht die Rede seyn konnte, da die Ausmünzung edler Metalle nicht so hoch hinaufreicht.

Wenn ungeachtet dieser Verschiedenheit der Erklärer gleichwohl auf innere Verwandtschaft punischer und hebräischer Opfergebräuche hinweiset und diese für nicht geringer hält als die Analogie zwischen beyden Sprachen, so gibt dazu wenigstens die Inschrift keine Veranlassung.

Der hebräische Gebrauch, nach welchem dem Priester vom Opfer selbst ein Theil als Natural-Reichniß zukam, ist der allgemeine auch griechische und römische; eigenthümlich dagegen und von keiner andern Seite gemeldet ist der hier hervortretende Gebrauch einer genau kalkulirenden und alles fest be-

stimmenden Handelsnation, nach welchem die unbestimmten Natural-Reichnisse bey Opfern auf feste Normen zurückgeführt und in Geld ausgedrückt werden.

Diese Inschrift läßt demnach einen Blick in das Opfer-Rituale der Karthaginienser thun, das etwas durchaus Neues und bey andern Ungewöhnliches zu unserer Kenntniß bringt.

Die zweyte Mittheilung bezieht sich auf die große Keil-Inschrift in drey Sprachen, welche der Major Rawlinson vor etwa 10 Jahren an dem Berge Belistun als Umgebung eines großen historischen Basreliefs gefunden hat. Sie ist von dem Journal der englischen k. Asiatischen Gesellschaft Nr. 17. I. Thl., sowohl im Original der Keilschrift geliefert, als auch im lateinischen Alphabet, dieser Abschrift aber von dem Auffinder eine lateinische Interliniar-Version beygegeben.

Die mittlern Tafeln sind in dem bekannten persischen Alphabet der Keilschrift und in der Sprache abgefaßt, welche durch neuere Forschungen als die altpersische Zendsprache erkannt worden ist. Zu beyden Seiten sind offenbar Uebersetzungen, wahrscheinlich in der medischen und in der assyrischen. Sie gehört zur Classe der Achämeniden-Inschriften und führt den Darius redend ein, welcher von seiner Herkunft, von seiner Gelangung zur Herrschaft durch den Sturz der Magier und von Kriegen Meldung thut, die er bey Anfang seiner Regierung zu bestehen hatte, als nach dem Beyspiele von Susiana und Babylon die sämmtlichen Provinzen des persischen Reiches, wie man hier hört, gegen ihn unter die Waffen traten und von ihm nach einander besiegt wurden.

Die Angabe seiner Vorfahren bis auf Achämenes zurück ist mit Herodot übereinstimmend und wenn er meldet, daß dieselben acht an der Zahl Könige gewesen und er der neunte sey, so ist solches offenbar daraus zu erklären, daß die persischen Lande in den einzelnen Theilen von Stammfürsten unter dem Namen von Königen regiert wurden, die einer aus ihrer Mitte, Cyrus, seiner Herrschaft unterwarf und als König der Könige zur Eroberung der übrigen asiatischen Völker führte.

Merkwürdig auch ist, daß Darius meldet, wie er nach Vertilgung der Herrschaft der Magier Gesang und Cultus wieder hergestellt d. h. zunächst den Persern ihre heiligen Lieder und ihre Religion zurückgegeben habe, die unter der Gewalt jener medischen Priester demnach beeinträchtigt gewesen sind.

Von großer historischer Wichtigkeit ist die Aufzählung der einzelnen Provinzen des persischen Reiches, dann der eben erwähnten Kriegsthaten, die nach Monaten und Jahren chronologisch genau bestimmt werden. Das Ganze gewinnt dadurch den Charakter einer Chronik und wahrscheinlich haben wir an jenem Felsen mit wenigen Aenderungen einen Theil der persischen Reichsannalen erhalten, von deren Daseyn schon Herodot mehrfache Meldung thut.

Von den Empörungen gegen Darius hat Herodot nur der babylonischen gedacht und läßt nach ihrer Besiegung den Darius sogleich gegen die Scythen rücken. Hier aber tritt uns das Gemälde einer großen Völkerbewegung entgegen, in welcher das persische Reich kurz nach seiner Gründung auseinander zu fallen drohte, und man erkennt leicht ebenso die kluge Berechnung der Verhältnisse wie den kriegerischen Muth jenes großen Monarchen, durch welchen ihm gelang, den allgemeinen Widerstand getrennt zu halten, zu brechen, dadurch aber der zweyte Gründer jenes Weltreiches zu werden.

Selbst der babylonische Krieg tritt uns hier erst in seiner ganzen Bedeutung entgegen, und wir erfahren die Anstrengungen und die Schlachten, durch welche Darius den Uebergang über den Tigris und über den Euphrat erzwang, um sodann nach Babylon vorzurücken.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 9. Januar 1847.

Herr Professor Dr. Erdl liest:

Ueber die physiologische Bedeutung der Schilddrüse des Menschen.

Bekannterweise hat kein Theil des menschlichen Körpers — selbst das Gehirn nicht — bey allen

Bestrebungen der gelehrtesten Männer mehrerer Jahrhunderte weniger in seiner organischen Bedeutung klar werden wollen, als die Schilddrüse und mit ihr alle jene Organe, welche man mit dem Namen Blutdrüsen oder Blutganglien in neuerer Zeit belegte. Die abentheuerlichsten und widersprechendsten Angaben über ihre Function wurden bekannt gemacht und nach allen diesen Anstrengungen ist man in den neuesten Handbüchern der Physiologie genöthigt, ihre Function für unbekannt zu erklären.

Ich will hier nicht die Meinungen der früheren Jahrhunderte speciell aufführen, die in Hallers Elementa physiologiae Bd. 3. p. 398 et seq. gesammelt sind und die Schilddrüse als ein Organ darstellen, welches entweder durch Dunst den Kehlkopf befeuchten, oder durch einen besonderen Ausführungsgang, welcher in der That nicht existirt, dem Kehlkopfe und der Trachea Flüssigkeit zuführen, oder in nöthigen Fällen Ueberschuß von Luft durch einen solchen Gang aus den Respirationswegen aufnehmen, oder mit der Speiseröhre in Verbindung stehen soll, während ihr Andere einen metamorphosirenden Einfluß auf das in ihr circulirende Blut zuschreiben oder sie für ein Gebilde des Lymphsystemes erklären. Nur die nach Haller aufgetauchten Ansichten erlaube ich mir hier vorzutragen, um dadurch theils den Weg zu bezeichnen, auf welchem man die Bedeutung dieses räthselhaften Gebildes zu erforschen suchte, theils den gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse über dasselbe zu entfalten.

Vor allem ist man in der neueren Zeit so ziemlich allgemein darin übereinstimmend geworden, daß man der Schilddrüse einen eigenthümlichen Ausführungsgang abspricht und sie aus der Zahl der eigentlichen Drüsen streicht. Nur J. F. Meckel meint, bey dem Fötus könne vielleicht ein Ausführungsgang vorhanden seyn, der später immer sich schließt. Er betrachtet übrigens dieses Organ als eine Wiederholung des Uterus am Halse, weil er an ihm viele Sympathie mit den Geschlechtsorganen wahrzunehmen glaubte. Huschke (progr. de pulmonum quadruplicitate Jen. 1823) betrachtet sie als ein indirectes Respirationsorgan und glaubt, daß sie den in den Hals hereingetretenen, obliterirten Kiemen der Wasserthiere, namentlich der Fische, und den damit zusammenhängenden Carotidendrüsen der Frösche und Wassersalamander entspreche. Pierer meint, daß sie sich auf die Blutumbildung in den Lungen beziehe, ohne sich klar darüber auszusprechen (Anat. phys. Realw. Bd. VIII. 319). Henle (Allgem. Anat. p. 1006) möchte sie mit drüsenartigen Anhängen, welche man an den Gefässen mehrerer wirbelloser Thiere findet, vergleichen, gibt jedoch keinen Aufschluß über ihre Bedeutung. J. Müller und R. Wagner erklären in ihren Handbüchern geradenwegs von der Function dieses Organes nichts zu wissen, während Maignien (des usages du corps thyroide. L'examinateur medical 1842. T. II. p. 51) angiebt, daß die Schilddrüse eine besondere Beziehung zum Blutlaufe in dem Gehirne habe, indem nach seiner Ansicht durch sie die Carotiden comprimirt und dadurch die Blutzufuhr zu dem großen Gehirne vermindert werden könnte; hiedurch würde dann der Blutandrang durch die Vertebralarterien größer und das kleine Gehirn reichlicher mit Blut versehen werden. Eine andere Ansicht greift die schon in alten Zeiten angenommene Beziehung der Schilddrüse zum Lymphgefäßsystem wieder auf und behauptet, wie Valentin, sie diene zur Umwandlung der Lymphe des Kopfes und Halses.

Aber alle diese Ansichten sind nicht stichhaltig, sie tragen immer die Widerlegung schon in sich und zeichnen sich übrigens als nicht glaubwürdig noch dadurch aus, daß sie sich häufig in Betrachtung der Structur dieses Organes verlieren, aber seine äußeren anatomischen Verhältnisse ganz und gar übersehen.

Wenn bey Anregung und Function der Sexualorgane die Schilddrüse sich vergrößert, so geschieht dieß nur, weil in einem solchen Zustande die regere Herzthätigkeit das Blut überhaupt mehr nach oben treibt und eine Umfangszunahme aller an Blutgefässen reichen Organe bewirkt. Aug, Gehirnhäute 2c. befinden sich dann in demselben Zustande und an eine specifische Sympathie ist deßwegen nicht zu denken. Durch Huschkes und Henles Ansicht ist uns keine Aufklärung, sondern nur ein Gleichniß gegeben, welches nicht paßt, wie aus dem Folgenden sich erweisen wird. Was Maignien lehrt, ist sehr un-

wahrscheinlich, weil einmal die Compression der Carotiden auf beyden Seiten zugleich durch die Schilddrüse nicht bewerkstelligt werden kann; denn diese Gefässe sind theils so sehr von schlüpferigen, reichlichen Zellgewebmassen umgeben, daß sie einem solchen Drucke ausweichen würden, theils kann ein solcher Druck gar nicht geschehen, wie ich unten beweisen werden. Könnte auch diese Compression bewerkstelligt werden, so müßte mit der verringerten Blutzufuhr zum Gehirne nicht nur Functionsabnahme in diesem, sondern auch noch in anderen Kopforganen statt finden, z. B. Aug, Geruchsorgan ꝛc., was in betreffenden Fällen durchaus nicht nachgewiesen werden kann. Außerdem aber wäre durch Compression der Carotiden der Zweck nicht zu erreichen, den der Verfasser davon erwartet. Würde in einem solchen Falle auch wirklich das Blut reichlicher in die Vertebralarterien strömen, so würde es doch um so mehr dem großen Gehirne zufließen, weil es zu den leereren Gefässen desselben auf geradem Wege (arteriae communicantes) gelangen kann, während es in das kleine Gehirn erst durch winkelig entspringende Ramificationen gehen muß.

Auch für das Lymphsystem kann die Schilddrüse keine besondere Bedeutung haben, denn sie ist nichts weniger als der Sammelplatz der Lymphadern des Kopfes und Halses, ja im Vergleiche mit den Lymphganglien des Halses hat sie nur sehr wenige Lymphgefässe. Eben so wenig kann man ihr einen besonderen Einfluß auf die Blutmischung nachweisen. Wenn sie bey veränderter Blutqualität Entartungen zeigt, so rührt dieß ganz natürlich davon her, daß sie sehr viel Blut enthält, und da wirkt das Blut auf sie, nicht sie auf das Blut. Wenn sie bey Respirationsbeschwerden anschwillt, so ergiebt sich daraus noch keine specifische Beziehung zum Respirationsapparat; denn durch solche Beschwerden ist der Rückfluß des venösen Blutes überhaupt gehemmt, was sich da am leichtesten kund gibt, wo, wie in der Schilddrüse, gerade sehr viel Blut beysammen ist. — Aber es dürfte unnöthig seyn, die Widerlegung der verschiedenen Ansichten hier noch weiter ausdehnen zu wollen; wenn in den besten Physiologien das Bekenntniß zu finden ist, daß man die Function der Schilddrüse nicht kenne, so ist damit ohnehin ausgesprochen, daß alle bisher hierüber aufgestellten Ansichten nicht genügen.

Ich will nun versuchen, auf einem anderen Wege die schwierige Aufgabe zu lösen und spreche vorläufig meine auf anatomische und physiologische Thatsachen gestützte Ansicht über Bedeutung der Schilddrüse dahin aus, daß sie sich auf das **Quantum der Stimmerzeugung** beziehe.

Die Functionen des Kehlkopfes sind, wie wir Alle wissen, zum Theile der Respiration mit ihren Varietäten, und fast ausschließlich der Stimmerzeugung vorzustehen, wobey alle seine Gebilde in bald größeren bald geringeren Anspruch genommen werden. Zwischen den gewöhnlichen Respirationsbewegungen und stundenlangem Sprechen und Singen ist eine ungeheuere Verschiedenheit in Beziehung auf **Thätigkeitsäußerung** aller Theile des Kehlkopfes und in Beziehung auf **Stoffverbrauch** in ihnen, und die Natur muß dafür gesorgt haben, daß der Wiederersatz zu **jeder Zeit** und in **jedem** gerade **nothwendigen** Verhältnisse geliefert werden könne. Daß die Natur diese Vorsorge wirklich getroffen habe, beweiset sich leicht daraus, daß verhältnißmäßig der Kehlkopf viel mehr Anstrengung ertragen könne, als alle anderen muskulösen Gebilde des Körpers, daß ferners durch anhaltende rege Thätigkeit nicht so leicht Ermüdung in ihm erfolge wie in letzteren [1]).

(Schluß folgt.)

*) Ich glaube nicht, daß man mir hier die ausdauernde Fingerfertigkeit der Musik-Virtuosen als Gegenbeweis aufstellen werde, denn zwischen einer solchen der Natur mühsam angelernten und aufgezwungenen Thätigkeit, und zwischen der Stimmbildung, als einem von der Natur schon ursprünglich und freywillig dem Körper verliehenen Attribute der Seele darf man keinen Vergleich anstellen. Häufig beweiset ja schon das Kind kurz nach der Geburt, daß es mit seinem Kehlkopfe mehr, als mit jedem anderen Organe zu leisten vermöge.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1847. Nr. 4.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Februar.

Nro. 35. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe
9. Januar 1847.

Herr Professor Dr. Erdl liest:

Ueber die physiologische Bedeutung der Schilddrüse des Menschen.

(Schluß.)

Die Thätigkeit jedes (muskulösen) Organs wird unstreitbar durch das Blut unterhalten, und das Thätigkeitsquantum (Verbrauch) muß mit dem aufzunehmenden Blutquantum (Reproduction) in geradem Verhältnisse stehen. Demnach muß nach den Extremen der Thätigkeitsäußerungen des Kehlkopfes die Blutzufuhr zu ihm bald klein, bald außerordentlich groß seyn können.

Bekanntlich sind die vornehmsten Pulsadern des Kehlkopfes die arteriae laryngea superior und inferior, Adern, welche zwar klein, aber im Vergleiche zur Ausdehnung des Kehlkopfes nicht unansehnlich genannt werden dürfen, und im Vergleiche mit anderen Organen scheinen sie zureichend zu seyn, die Reproduction bey geringer Thätigkeit (Athmen) vollständig zu bewerkstelligen. Aber wie sollten sie bey dem anderen Extreme der Thätigkeit zureichend seyn? Wohl nur dadurch, daß sie dann mehr Blut führen, dieß jedoch können sie nur dann, wenn sie es anderen Organen entziehen. Welche sollten aber diese seyn? Die Erfahrung lehrt, daß bey anhaltendem Sprechen und Singen (in so ferne ein gehöriges Maaß beobachtet wird) nicht nur kein anderes Organ an Hals und Kopf leide, sondern im Gegentheile, wie z. B. das Gehirn, in regerer Thätigkeit mit functioniren; diesen wird also nichts entzogen, im Gegentheile, sie bekommen auch mehr als sonst, aber sie ermüden doch früher als der Kehlkopf.

Alle diese Umstände erklären sich leicht, wenn man annimmt, daß dem Kehlkopfe ein eigenes Organ beygegeben sey, welches als Reserve dient und zugleich die Blutzufuhr zu ihm nach seinen Bedürfnissen regulire. Dieses Organ ist die Schilddrüse.

Dieser Satz erweiset sich klar aus folgenden anatomisch-physiologischen Betrachtungen.

Vorerst erlaube ich mir, auf die der Schilddrüse benachbarten Muskeln aufmerksam zu machen.

Der musculus sternohyoideus liegt gerade auf der inneren mittleren Portion der glandula thyreoidea, welche sogar öfters unter ihm einen hornförmigen Fortsatz emporschickt. In seiner natürlichen Lage ist er bedeutend nach vorne gewölbt, und zieht er sich zusammen, oder wird er angespannt, so muß er die gewölbte Fläche in eine gerade umzuwandeln streben, dadurch aber drückt er auf das, was zunächst unter ihm liegt, comprimirt mithin, weil auch Kehlkopf und Trachea nicht gehörig nachgeben können, den inneren Theil der glandula thyreoidea. Da aber Compression eines Theiles die freye Blutzufuhr hemmt, so muß in dem gegebenen Falle die fragliche Portion der Schilddrüse ärmer an Blute und ihm weniger zugänglich werden.

Der musculus sternothyreoideus ist in Beziehung auf den fraglichen Gegenstand der merkwürdigste. Er bedeckt mit Ausnahme der obersten äußersten Portion die ganze Oberfläche der Schilddrüse, welche nicht mit dem musculus sternohyoideus in Berührung tritt. Von seinem Ursprunge an der cartilago thyreoidea an abwärts laufend verbreitert er sich immer mehr und bedeckt so die ganze vordere und äußere Fläche der glandula thyreoidea ungefähr in der Weise wie die hohl gemachte Hand einen in sie gelegten runden Körper faßt. Zugleich ist dieser Muskel mit sehr kurzem Zellgewebe fest an die Oberfläche der Drüse geheftet, während alle anderen Muskeln des Halses locker untereinander, oder mit den Organen, auf welchen sie liegen, verbunden sind. Schon daraus resultirt eine specielle Beziehung dieses Muskels zur Schilddrüse. — Nach vorne ist der Muskel stark gewölbt, und zieht er sich zusammen oder wird er gestreckt, so muß auch er eine gerade Fläche herzustellen suchen und dadurch von vorne und von außen auf die Schilddrüse drücken, mithin sie auf ähnliche Weise comprimiren, wie die hohle Hand einen in ihr liegenden Körper. Diese Compression kann aber mit desto stärkerer Kraft ausgeübt werden, als der Muskel von oben nach unten immer breiter wird und seine untere Insertion in sehr beträchtlicher Entfernung von der glandula thyreoidea statt findet. Wenn er wirkt, wird dem eben Gesagten zufolge die Schilddrüse nicht allein von vorne nach hinten gedrückt, sondern auch in ihrem Querdurchmesser zusammengedrückt und dadurch zugleich jede Druckwirkung auf die unter ihr liegende Carotis vermieden *). Die Hauptfunction dieses Muskels bezieht sich demnach auf die Regulirung des Blutzuflusses zur Schilddrüse und nicht auf die Bewegung des Kehlkopfes. Letztere ist ganz untergeordnet. Würde sie der Hauptzweck der Existenz dieses Muskels seyn, so müßte dieser eine ganz andere Gestalt haben, wollte man nicht der Natur hier eine Verschwendung von Muskelfaserbündeln und Raum vorwerfen, welche sich mit ihrer sonst bis in das Kleinste gehenden Zweckmäßigkeit und Präcision nie zusammenräumen ließe.

Der musculus omohyoideus liegt mit seinem oberen Bauche auf dem obersten äußersten Ende der Schilddrüse, welches der musculus sternothyreoideus frey läßt, auf. Da auch er eine nach vorne convexe Fläche bildet, muß er bey seiner Thätigkeit auch auf den unter ihm liegenden Theil der Schilddrüse drücken.

Auch der musculus sternomastoideus liegt mit seiner unteren inneren Portion an dem dicksten Theile der von ihrem Muskel bedeckten Schilddrüse in der Richtung von außen nach innen an und muß demzufolge bey Streckung des Kopfes die Compression der Schilddrüse in ihrem Querdurchmesser unterstützen und vervollständigen helfen.

Ob dem musculus platismamyoides auch eine hieher bezügliche Function zukomme, ist schwer zu ermitteln. Man sollte meinen, daß er bey Contraction oder Streckung auf die hervorragendsten Gebilde unter ihm drückend einwirken müsse, und so könnte er allerdings bey großer Anstrengung zur Stimmerzeugung die bereits genannten Muskeln unterstützen.

Zum Ueberflusse erinnere ich hier noch, daß man allgemein darin übereinstimmt, daß die genannten Muskeln zur Stimmbildung thätig sind. Demzufolge aber kann man nach der eben gegebenen Auseinandersetzung die Compression der glandula thyreoidea durch sie nicht mehr läugnen.

Untersuchen wir nun auch die Folgen der Compression.

Offenbar wird durch sie zunächst das Eindringen des Blutes aus der oberen und unteren arteria thyreoidea in das Parenchym der Schilddrüse nach Maaßgabe der Druckeinwirkung gehindert, und das Blut wird aus den Drüsenästen in die Stämme der arteriae thyreoideae zurückgedrängt. Es wird streben in die Blutsäule der Karotiden zurückzuweichen. Hier aber stößt es auf einen Ge-

*) Bey etwas aufmerksamer Betrachtung der Ausdehnung der Schilddrüse und der Art und Weise, wie der fragliche Muskel auf ihr liegt, kann kein Zweifel mehr seyn, daß sie durch letzteren von vorne und zugleich von außen nach hinten und innen, mithin zwischen trachea und carotis gegen die Wirbelsäule hin gedrückt werden müsse.

genbruck, welcher von den immer neu anströmenden und von unten her durch die valvulae semilunares an jeglichem Zurückweichen gehinderten Blutwellen gebildet wird. Dadurch aber ist die Blutmasse in die Stämme der Schilddrüsen-Pulsadern gleichsam eingepreßt und muß den einzigen Ausweg, der ihm geboten ist, benützen, nämlich in die arteriae laryngeae überströmen. Ein solches Ueberströmen wird durch die Ursprungsart und Richtung der arteriae laryngeae selbst möglichst begünstigt; denn sie sind eigentlich die in gerader Richtung fortlaufenden, wenn auch verengerten Fortsetzungen der Stämme, aus welchen sie kommen, während letztere, um zur Schilddrüse zu gelangen, erst starke bogige, fast winkelige Beugungen machen.

Wenn aber in dem gegebenen Falle oft plötzlich viel mehr Blut als sonst durch die arteriae laryngeae fließen soll, ist man durchaus nicht zu der zwar nicht ganz naturwidrigen, aber doch etwas zu weit gehenden Ansicht, als müßten sich die arteriae laryngeae entsprechend erweitern und am Ende den Durchmesser der Stämme der arteriae thyreoideae annehmen, veranlaßt, sondern die Sache erklärt sich sehr leicht, wenn man sich denkt, daß das Blut je größer der Druck auf die glandula thyreoidea, desto schneller in den Kehlkopfadern laufe, und so auch in einem größeren Quantum in den Kehlkopf gelange. Daß aber dabey auch einige Erweiterung des Lumens der arteriae laryngeae eintrete, macht die bekannte große Elasticität der Pulsaderwände höchst wahrscheinlich.

Aus dieser Theorie, glaube ich, erklärt sich vollständig, wie am Kehlkopfe in jedem Augenblicke des Lebens die großartigsten Reproductionsprocesse nicht nur an und für sich eintreten, sondern auch, ohne dadurch die mindeste Beeinträchtigung auf andere Organe auszuüben, geschehen können.

Noch ist die Prüfung des inneren Baues der Schilddrüse übrig, um zu sehen, in wie ferne dieser günstig oder ungünstig für die aufgestellte Lehre sich erweiset.

Bekanntlich spricht man farblose Klumpen einer strukturlosen, durchsichtigen weichen aber doch bedeutend elastischen Substanz, welche in verschiedenen aber immer rundlichen Formen auftreten, als die eigenthümlichen Parenchymtheile der Schilddrüse an. Um sie herum in den Zwischenräumen, welche durch ihr Aneinanderliegen sich bilden, verlaufen die Ramificationen der arteriae thyreoideae. Da ihnen ein weiterer Charakter fehlt, scheint ihnen auch eine höhere Bedeutung zu mangeln und sie dürften nur als Lückengebilde angesprochen werden, welche zur Bestimmung haben: der Schilddrüse Körper zu verleihen, die Gefäßramificationen zu stützen und durch ihre Elasticität die Wiederausdehnung der Schilddrüse zu begünstigen, wenn der comprimirende Einfluß der Muskeln auf sie zu wirken aufhört.

Kaum dürfte hier der gelblichen Flüssigkeit, welche bey dem Einschneiden der Schilddrüse ausfließt, und welche von mehreren Anatomen und Physiologen als ein besonderes Secret dieses Organes angesehen wird, zu erwähnen seyn. Bekanntlich ist in jedem, besonders in jedem an Blutgefässen reichen Organe eine solche Flüssigkeit zugegen, welche sich auf den Stoffwechsel bezieht und nie als ein besonderes Secret angesehen werden kann.

Sehe ich mich nun am Schlusse dieser Erörterungen nach Einwürfen um, die man mir gegen die Richtigkeit der vorgetragenen Lehre machen könnte, so kann ich nur einen finden, welcher auf den ersten Blick Erheblichkeit zu haben scheint. Dieser liegt in der Variabilität des Ursprunges der Kehlkopfpulsadern. Die obere namentlich wechselt ziemlich häufig, kommt manchmal unmittelbar aus der Carotis, manchmal sogar aus der arteria lingualis. Allein diese Thatsachen erschüttern meine Lehre nicht im mindesten. Denn es liegt meines Wissens noch kein Fall vor, wo beyde arteriae laryngeae zugleich einen so abnormen Ursprung genommen hätten, daß alle Einwirkung der Schilddrüse auf sie unmöglich geworden wäre. Ist aber nur an einer arteria laryngea alle Beziehung zur Schilddrüse aufgehoben, so kann immer noch von der anderen die Function ersterer, wenigstens theilweise, übernommen werden. Ob und wie sehr in solchen abnormen Fällen das Quantum der Stimmerzeugung beeinträchtigt sey, könnten nur directe Beobachtungen lehren; dergleichen aber muß erst die Zukunft liefern. Ja, wenn selbst auf beyden Seiten die Kehlkopf-

und Schilddrüsenpulsadern in keiner unmittelbaren Verbindung stünden, so würde doch immer durch die Schilddrüse ein gewisser und nicht unansehnlicher Theil der Blutmenge des Körpers in Anspruch genommen, welcher bey Compression dieses Organes für andere, gerade reger functionirende Gebilde disponibel ist. In einem solchen Falle ist es aber sehr wahrscheinlich, daß die Stimmerzeugung bedeutend leide, weil das Blut nicht direct zum Kehlkopfe geleitet wird, sondern sich leicht nach anderen Richtungen hin vertheilen kann.

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 12. December 1846 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von der Société impériale des naturalistes de Moscou:

Nouveaux mémoires. Tom. VIII. Moscou 1846. 4.

Von der Académie impériale des sciences de St. Pétersbourg:

Mémoires de savants étrangers. Tom. V. 1 — 6. livraison. Tom. VI. 1. livraison. St. Pétersbourg 1844 — 46. 4.

Mémoires, sciences naturelles. Tom. V. 3. u. 4. livraison. St. Pétersbourg 1846. 4.

Mémoires, sciences mathématiques et physiques. Tom. IV. 2. livraison. St. Pétersb. 1845. 4.

Von der physikalischen Gesellschaft zu Berlin:

Die Fortschritte der Physik im Jahre 1845. Erster Jahrgang. Redigirt von Dr. Karsten. Erste Abtheilung. Enthaltend: die allgemeine Physik und Akustik. Berlin 1846. 8.

Von Sr. Exc. dem Hrn. Grafen von Ouwaroff, kaiserl. russischen Minister des öffentlichen Unterrichts:

Atlas géographique de l'Empire de Russie, en deux langues, divisé en gouvernements, composé de 85 cartes.

Carte générale d'une partie de la Russie, divisée en gouvernements et districts, avec indication des routes de poste et des douanes frontières, en langue française, sur 12 feuilles.

Carte militaire routière d'une partie de la Russie et du territoire limitrophe, composée sous la direction du Général Major Schubert, sur 8 feuilles.

Carte de poste de la Russie d'Europe, divisée en gouvernements et districts sur 12 feuilles.

Carte des découvertes maritimes, faites par des navigateurs Russes dans la mer pacifique et glaciale, sur 4 feuilles.

Carte maritime des mers: noire, d'Azoff et de Marmora, d'après les descriptions et les observations astronomiques les plus nouvelles, faites par des Russes et des Français, sur 2 feuilles.

Carte d'une partie de l'Asie centrale, comprenant les pays des Kirguizes, Kaisaks, des Karacalpaks, des Trouchménes et des Bouchares sur 9 feuilles.

Suite de cette carte avec indication des frontières de la Russie et de la Perse sur 1 feuille.

Carte générale de la Russie d'Asie d'aprés une nouvelle division en gouvernements, provinces etc., composée par le Lieutenant Posniakoff, sur 2 feuilles.

Carte litographiée de la Georgie et d'une partie de la Perse en langue française, sur 10 feuilles. Carte lithographiée de la Valachie, de la Bulgarie et de la Romélie, sur 4 feuilles.

Carte spéciale de la partie occidentale de la Russie composée et gravée sous la direction du General Major Schubert, sur 60 feuilles.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1847. Nr. 5.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Februar.
Nro. 36. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 23. Jän. 1847 hielt Herr Legationsrath v. Koch-Sternfeld nachstehenden Vortrag über die ehemalige Cistercienser-Abtey Victring in Kärnthen, und den Geschichtschreiber Johannes de Victoria.

Referent besuchte im Jahre 1845 von Klagenfurt aus auch Victring. Dieses heutige Pfarrdorf, in der Diöcese Gurk im Decanat Klagenfurt, zählt mit Stein und Umgegend 1000 Einwohner katholischer Confession, und war der Sitz einer wohlfundirten Cistercienser-Abtey (unter dem Patronat Mariens), die auch K. Joseph II. aufgehoben und als Staatsherrschaft eingezogen hatte. Das Klosterarchiv blieb, wie in Oesterreich bey den meisten Auflösungen der Art, einsweilen an Ort und Stelle bewahrt, ist aber nun auch dem ständischen Verein Kärnthens für die Bearbeitung seiner Geschichte geöffnet, und wird nicht mehr lange auf zweckmäßige Benützung warten dürfen *). Nach der Aufhebung wurde der größere Theil der alterthümlichen Klostergebäude den Gebrüdern Moro Behufs ihrer ausgebreiteten Tuchfabrik eingeräumt; — die Kirche ist nothdürftig erhalten.

*) S. in den akad. Gel. Anz. 1846. Nro. 144: unsere „Reise-Skizze."

Victring liegt eine halbe Meile südwestlich von der Stadt und dem in den Urkunden viel genannten Werdsee, in einer zwischen bewaldeten Hügeln sich hinziehenden Thalebene, die der Seebach — von Burg Keutschach her und der alten Glanfurt zu, durchfließt, und die, wie noch sichtbar, einst selbst eine Bucht des Werdsee bildete. Noch bewässern kleine Seen den fruchtbaren Boden umher; — ein Gelände, wie es der Gründer von Citeaux, der heil. Robert, seinem Orden allenthalben entsprechend hielt. — Megiser und Valvasor erzählen, daß ein Graf Meinhart von Malentein *) unter dem Herzog Heinrich von Kärnthen gegen den Markgrafen Engelbert von Istrien vor Aglarn einer großen Victorie beygewohnt, und nach seiner Heimkehr mit seiner erlauchten Gemahlin Cunigund dieses Kloster „ad victoriam" gestiftet habe; zu Anfang des zwölften Jahrhunderts soll das geschehen seyn. Dem fügt Valvasor noch bey, daß Graf Meinhart mit einigen adelichen Gesellen auch eine Ritterfahrt nach Frankreich gemacht, und dort vom König huldvoll empfangen worden sey. Von einem neidischen Höfling des Verbrechens der beleidigten Majestät beschuldigt, habe Meinhart diesen seinen Gegner im Zweykampfe besiegt, und er sey dann, vom König reichlich beschenkt, ehrenvoll heimgekommen. Um auch dieses Sieges zu gedenken, hätten dann Meinhart und Cunigund, — sie waren kinderlos, — Nadernberg, eine in diesem Thal gelegene Burg, niedergebrochen, und daraus in der Nähe das Kloster Vic-

*) Heute das Pflegamt Gemünd mit dem Burgstall Sonnenburg zunächst den Tauern.

toria oder Victring erbaut. Diese Erzählung berichtigen die Gebrüder Metzger in ihrer „historia salisburgensis," und hiernach auch die „Austria sacra" T. V. dahin, daß Graf Bernhart, ein jüngerer Bruder der Herzoge Heinrich und Engelbert von Kärnthen (von der Dynastie Sponheim-Ortenburg) mit seiner Gemahlin Cunigund diese Abtey gründete. Sie hätten nämlich ihren Neffen Heinrich, Abten zu Villar in der Diöcese Metz in Lothringen, gebeten, ihnen eine Colonie von Cisterciensern nach Kärnthen zu senden. Im Jahre 1142 seyen diese Mönche zu Victring angekommen *).

In unsern Tagen ward die Gründung der Cistercienser- (nicht Benedictiner-) Abtey Victring neuerdings nicht nur besprochen, sondern sogar „der äußerst romantische und rührende Anlaß zu einer urkundlichen und poetischen Erzählung" — wie sich Frhr. v. Hormayr im Anzeigeblatt der Jahrbücher der Literatur 39. Bd. 1827. S. 22 ausdrückt — im histor. Taschenbuch für das Jahr 1821 unter der Aufschrift: „der Löwenkampf und das Siegeskloster."

*) Früher auf keinen Fall. Der Orden war, als strengere Regel des heiligen Benedicts, durch einen Edelmann, Namens Robert, im sumpfigen Waldrevier von Citeaux im Jahre 1098 eingeführt worden. Der beredte und wunderkräftige Bernhart war bald nachher eingetreten. Unter den vier ersten von Citeaux ausgegangenen Colonien, je zu 12 Mönchen, war Morimond, wo Prinz Otto, einer der jüngeren Söhne Leopolds des Heiligen von Oesterreich, die Gelübde abgelegt, und von dort auf Verlangen seines Vaters zur Gründung des Klosters zum hl. Kreutz im Wienerwald, — der Stiftungsbrief ist vom Jahre 1136, — eine Colonie ausgesendet hatte. Das Kloster Villar war einige Jahre früher gestiftet worden. S. Mabillon annal. T. V. und von Kerz Geschichte der Religion Jesu Christi, Mainz, 42. Bd. 1846 S. 442 u. f., wo die Geschichte der damals entstandenen Orden der Cistercienser, Prämonstratenser, Carthäuser 2c. lichtvoll zusammengestellt ist. Nach kaum hundert Jahren zählten die Cistercienser bereits 1800 Abteyen in der ganzen Christenheit. Damals studirten die Söhne des hohen teutschen Adels, welche zur Kirche, zu geistlichen Würden und zu Kanzlern der Kaiser bestimmt waren, darunter auch die Babenberger, die von Andechs, Playen, Sponheim-Ortenburg 2c., auf der Universität zu Paris.

Im bemerkten Taschenbuch, in der Rubrik Sagen und Legenden, Zeichen und Wunder, findet sich nun dieser angebliche Löwenkampf mit andern bestandenen Fährlichkeiten und das Siegeskloster weit ausholend und in überschwänglichem Pathos, in Prosa und in Versen, erzählt. Als Substrat dient eine Legende aus den Jahrbüchern des steyerischen Cistercienserklosters Rein. Die Helden der Geschichte sind Heinrich, der Sohn eines früher verstorbenen Bruders des Grafen Bernhart von Sponheim-Ortenburg, und Constanze, die Tochter K. Ludwig VI. von Frankreich, „deren frech geschmähte Unschuld Heinrich so glorreich an den Tag gebracht *);" aber anstatt die ihm in Huld und Liebe dargebotene Hand der Prinzessin hinzunehmen, sich, seinem Kampfgelübde zufolge, in das schneeweiße Gewand der Cistercienser hüllte, und so bald Abt zu Villar und später Bischof von Troyes geworden sey.

Das mag aus dem Bereich der Sagen und Legenden mit der Andeutung genügen, daß die Cistercienser nie versäumten, ihre Colonien in Ehren Mariens mit glänzenden Namen auszustatten, und dazu, wie immer, örtliche Anklänge zu benützen.

Auf dem Boden der Geschichte muß nun aber Ref., der Romantik gegenüber, dahin aufmerksam machen, daß Victring unter dem Namen: Vitrino, viel früher urkundlich nachgewiesen werden kann. Als nämlich K. Arnulf im Jahre 890 auf dem Königshof zu Matighofen dem Erzbischof Dietmar von Salzburg für seine Erzkirche die demselben zuständigen Besitzungen und Herrlichkeiten, über Kärnthen und Ungarn hinab, bestätigte, war auch eine „ecclesia Vitrino" in Carentanien mit begriffen. Die Urkunde spricht deutlich genug. Denn sie nennt in der Reihe der zur Hauptkirche Maria Sal: „ad ecclesiam Carantanam ste. Marie" — und zum Gebiet der gewaltigen Carnburg: „de carantana civitate" gehörigen Kirchen, Hofmarken und Widthume unter andern auch: Astarwiza, Chrapucfeld,

*) Der mit Gebrüll hervorgestürzte Löwe legte sich plötzlich ganz zahm zu den Füßen des Ritters 2c.

Vitrino, Friesach, Curca" etc. *). Eine ähnliche im Jahre 979 von K. Otto II. zu Maynz ertheilte Bestätigung führt „Vitrino" wieder in derselben Reihe der Kirchen zu (Hohen-) Osterwiz, auf dem Krapfeld, zu Friesach, Gurk 2c. auf. — Schon die Römer, an der Glanfurt lag eine „villa," woraus der nachmalige Flecken vulgo Klagenfurt erwuchs, saßen auch längs der Bucht von Victring, was ein Denkmal des Catullus Ursinus von der VI. Legion beweist. Vitrino mahnt an vitrum. Vom siebenten Jahrhundert an bis zum eilften hatte aber, wie bekannt, das slavische Element an der Drau, an der Carvancas und hinauf bis zur Rienz die Oberhand. Die Namen Vitrino und Nadernberg (später auch Natternberg geschrieben) möchten eben so wohl slavischer Abkunft und Bedeutung seyn. Ref. will deßhalb nicht vorgreifen **).

Von dem Geschicke und Gedeihen der Abtey Victring soll hier nur bemerkt werden, daß unter ihren Wohlthätern auch die benachbarten Dynasten von Heunburg und Cilly waren, und daß insbesondere die aus diesem Hause abstammende Hedwig (Hadamut), die Gemahlin des Grafen Albert I. von Bogen und Windberg; die Bogen waren in Crayn und Kärnthen längst landsässig gewesen, als sie, seit 1147 bereits Wittwe, im Jahre 1156 noch einmal die heimathlichen Fluren Kärnthens besuchte, auch das

*) S. die topograph. Matrikel (1811) und hiernach den Cod. juv. p. 114 und 206.

**) Vielleicht möchte man auf Wytr, Wind, im Wetterzug gelegen; oder auf wydra. lutra, Fischotter, die hier ihren Wechsel gehabt haben könnten, rathen. Nadra, za-nadra, nadrzceze, soll in einem der wendischen Dialekte auf einen Busen, am Körper oder Gewand, und sofort auf Buchten von Gewässern deuten. In der südlichen Alpenkette wie im Böhmerwald finden sich tief eingeschnittene Bäche, Nadernach genannt. Vergl. Greg. Cnapii thesaurum polonolatino graecum. T. I. 1643, Thams Nationallexikon Prag. 1805, und J. K. Troianski's teutsch-polnisches Handwörterbuch.

Daß Natternberg, die einst gegen die Slaven erbaute Burg bey Deggendorf in Bayern, auch aus einer ehemaligen Bucht der Donau aufsteigt, davon kann man sich augenfällig überzeugen.

Kloster Victring mit einigen Höfen zu Wippach in Untercrayn (da wächst guter Wein!) bedachte *). Die Burg Windberg im bayerischen Wald war auf Hedwigs Antrieb schon früher in ein Kloster umgewandelt worden.

Noch muß angeführt werden, daß, als im J. 1186 Ottokar, Herzog von Steyer, der letzte seines Stammes, dem Herzog Leopold von Oesterreich sein Land übergab, er unter andern ausdrücklich bestimmte, daß seine Ministerialen, wie bisher, auch fürder mit den Klöstern Ossiach, St. Paul, „Vitringe" u. s. w. in Schenkungen und Tausch frey verkehren möchten, als mit Conventen, die zum Theil seine Ahnen und Blutsverwandte gegründet, und die ihm hinwieder insgesammt gute Dienste geleistet hätten **).

So viel dürfte zum Nachweis hinreichen, daß der Name Victring nicht von Victoria herrühre, was übrigens dem Ruhm seiner Stifter und dem Glanz der Abtey nicht Abbruch thun soll.

Doch, der Name Victoria, claustrum victoriense, hatte da nun einmal in jener gläubigen Zeit, aber etwa erst im Laufe des XIII. Jahrhunderts, das Hausrecht erhalten, und die zahlreiche Verbrüderung mit den übrigen Klöstern desselben Ordens, darunter Raitenhaslach ausdrücklich genannt, hatte das Prädicat bald in der ganzen Christenheit

*) Vergl. Schollinerś reichhaltige Monographie über die Grafen von Bogen. Akad. Abh. 1792.

**) Mon. b. T. XXVIII. II. 253. „Scilicet Trounchirchen (die uralte Abtey Traunsee), Garsten (Steyer-Garsten), Gleunich (Gleink bey Stadt Steyer), Atimunte (Admont), Secovwe (Seckau hinter Leoben), „Vitringe" (sic!) „Sti. Pauli (im Lavantthale), Oziach (bey Treffen), Rune (bey Grätz), Seites (Seitz), Vorawe (Vorau), hospital zerwalt (Spital an der Mürz, von wo heute jenseits des Semering die Eisenbahn fortsetzt), Lambach (in Oberösterreich), Varenbach (in Bayern, mit Püten und Glogniz in Oesterreich), Sti. Lamberti (St. Lambrecht in Obersteyer)," ex quibus quedam avi et parentes nostri fundaverunt; omnia autem nobis in multis ministraverunt."

verbreitet *). Bey den Regenten des Landes und bey dem päpstlichen Stuhl stand diese Abtey im verdienten Ansehen, wie letzteres auch mehrere Bullen beweisen **).

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

der in den Sitzungen der historischen Classe in den Monaten November und December 1846 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von dem Verein für hessische Geschichte und Landeskunde in Cassel:

Zeitschrift. Bd. IV. Heft 3. Cassel 1846. 8.

Periodische Blätter für die Mitglieder der beyden historischen Vereine des Churfürstenthums und Großherzogthums Hessen. No. 1. Cassel 1846. 8.

Von der Gesellschaft für pommer'sche Geschichte und Alterthumskunde in Stettin:

Baltische Studien. Eilften Jahrgangs II. Heft. Stettin 1845. 8.

Von dem historischen Verein von und für Oberbayern in München:

Achter Jahresbericht für das Jahr 1845. München 1846. 8.

Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte. 7. Bd. 1—3. Heft. München 1845. 46. 8.

*) Selbst Hier. Pez: script. rer. austr. Tom. I. (1721) scheint Victoria und Victring für gleichbedeutend gehalten zu haben. Denn p. 753, wo er vom chronicon leobiense und sofort auch von dem schätzbaren Geschichtswerke des Abtes Johannes de Victoria spricht, fügt er bey: „Victoria est coenobium ord. Sti. Cisterciens. in Carinthia, incolis Vitring appellatum.“ Das später eingeschobene c vor dem t ist nichts weiter, als ein Kehllaut des rauhen Idioms der Kärnthner.

**) Hansiz germ. sacra II. 447 ein Beleg hierüber.

Von dem Herrn Dr. Foelix, Advokaten in Paris:

Revue de droit français et étranger. 3 Thl. 7—10. livrais. Juillet — Octobre 1846. Paris 1846. 8.

Von der Société française pour la conservation description des monuments nationaux:

Bulletin monumental ou collection de mémoires sur les monuments historiques de France. 12 volum. No. 4 u. 6. Caen u. Paris 1846. 8.

Von dem Herrn Adalbert Müller, privat. Literat in Regensburg:

Der bayerische Wald (Böhmerwald). Regensb. 1846. 8.

Von der Société de l'histoire de France à Paris:

Bulletin No. 7 und 8. Mai — Août 1846. Paris 1846. 8.

Von dem historischen Verein zu Bamberg in Oberfranken:

Neunter Bericht über das Bestehen und Wirken desselben. Bamberg 1846. 8.

Von dem historischen Verein von Oberfranken zu Bayreuth:

Jahresbericht für das Jahr 1845/46. Bayreuth 1846. 8.

Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken. Herausgegeben von Bürgermeister v. Hagen. 3. Bd. 2. Heft. Bayreuth 1846. 8.

Von der k. Gesellschaft für nordische Alterthumskunde in Kopenhagen:

Jahresversammlung 1837 — 1843. Kopenh. 8.

Americas arctiske landes gamle geographie efter de nordiske oldskrifter ved Carl Christian Rafn. Kjobenhavn 1845. 8.

Antiquités américaines d'après les monuments historiques des Islandais et des anciens Scandinaves par C. Ch. Rafn. Copenh. 1845. gr. 4.

Mémoires de la société. 1836 — 1844. Copenh. 8.

Antiquarisk Tidsskrift. Bulletin de la société roy. des antiquaires du Nord. 1843 — 1845. Copenh. 1845. 8.

Annaler for nordisk oldkyndighed 1836 — 1845. Copenh. 1837 — 45. 8.

Formanna Sögur. I — XII Bindi. Kaupmannahofn 1825 — 1837. 8.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1847. Nr. 6.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Februar.
Nro. 37. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 23. Jän. 1847 hielt Herr Legationsrath von Koch-Sternfeld nachstehenden Vortrag über die ehemalige Cistercienser-Abtey Victring in Kärnthen, und den Geschichtschreiber Johannes de Victoria.

(Fortsetzung.)

In der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts (von 1314 — 1348) stand ein Abt, Johannes I., dem Kloster vor; der als ein altclassisch gebildeter Mann und als Geschichtschreiber unter dem Namen „Johannes de Victoria oder victoriensis“ rühmlich bekannt geworden ist.

Sein Geschichtswerk begreift aber nur den Zeitraum von 1217 bis 1343; ist, nach dem damaligen Begriffe von der civilisirten Welt, eine Universalgeschichte, wiewohl die Begebenheiten in Teutschland und Italien, und vordersamst manche von Oesterreich, Kärnthen und Tirol, umständlicher besprochen werden, und kam in verschiedenen Handschriften, mehr oder weniger vollständig, mit Zusätzen aus andern Quellen, auch in andere Chroniken aufgenommen, auf die Nachwelt.

Eccard, Hier. Pez, Rauch und mehrere andere Gelehrte haben, unabhängig von einander, den merkwürdigen Nachlaß des Abtes Johann von Victring benützt und herausgegeben. Joh. Friedr. Böhmer, Stadtbibliothekar zu Frankfurt, berichtet hierüber umständlich, und ihm gebührt das große Verdienst, dieses Geschichtsbuch, das er zu den Quellen ersten Ranges zählt, „zum erstenmal unter dem Namen des Verfassers und in ächter Gestalt bekannt gemacht zu haben.“ Als solches bildet es einen vorzüglichen Bestandtheil des ersten Bandes seiner „fontes rerum germanicarum,“ Stuttgart 1843. In der Vorrede S. XXVI u. f. verbreitet sich Böhmer mit der ihm eigenthümlichen Sach- und Fachkunde sowohl über die äußere Beschaffenheit der von ihm in Oesterreich und Bayern eingesehenen Handschriften, als auch über ihren Inhalt und Gehalt; und von S. 271 — 450 wird der Geschichtstext mit den verbessernden Noten selbst gegeben. Böhmer zählt von 1211 bis 1243. Hier mehr darüber zu sagen, wäre überflüssig.

Vor allem wandelte den Referenten bey dem Durchblättern dieser von Böhmer veranstalteten neuesten Ausgabe des Abtes Johannes de Victoria die Frage an, welcher Nationalität der Verf., der Abt Johannes angehört haben möchte: ob er ein Teutscher, ein Wende oder ein Italiener gewesen? Denn sowohl verschiedene Seltsamkeiten in der Orthographie und Nomenclatur, mehrere einem inländischen oder teutschen Geschichtsforscher kaum zuzumuthende Verstöße und Mißverständnisse, und hie und da Mangel an Orientirung auf teutschem Boden bey weiter Umschau und vielem Wissen, fallen von selbst auf. Böhmer scheint anzunehmen, daß der Abt Johannes ein Kärnthner gewesen sey;

denn er sagt in der Vorrede (S. XXVII), daß derselbe mehr als dreyßig Jahre Abt eines in der Mitte Kärnthens gelegenen Klosters, bey seinen Landsleuten in bedeutendem Ansehen gestanden habe. — Was nun zunächst eben diese Landsmannschaft anbelangt, aus deren Ermittlung sich manche jener Anomalien und Eigenthümlichkeiten des vorliegenden Geschichtswerkes sowohl in seiner Form als Wesenheit erklären läßt, so ist Ref. einer andern Meinung. Er glaubt in dem Abte Johannes einen von jenseits der südlichen Alpen, einen Eingebornen der Lombardey zu erkennen. Es waltete ja auf den Hochschulen der Lombardey damals das Studium der Classiker vor. Ferner, wenn man sich in und jenseits der Alpen, in Steyermark, Kärnthen und Tirol näher umgesehen hat; ein großer Vorrath von Urkunden stammt dort eben aus jenem Zeitraum; *) — und nun erst den Geschichtschreiber Johannes von Victring aufmerksamer durchliest: so wird man, wie gesagt, manches Fremdartige und Mißverstandene in seiner Mundart, in seinen Begriffen und in der Landeskunde nicht verkennen.

Diese Wahrnehmungen mehren sich, wenn man den in der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München bewahrten Codex, wovon Frhr. v. Hormayr sagt, daß dessen theilweise Ur- und Handschrift zum Verzweifeln unleserlich sey, zur Hand nimmt **). Ref. hat sich jüngst auch ein paar Tage mit diesem von Victring über Wessobrunn nach München gekommenen Codex beschäftigt, und sich in seiner oben geäußerten Meinung nur bestärkt gefunden. Ohne sich jedoch nun über diese sonst hochachtbare Geschichtsquelle ein kritisches Urtheil zuzutrauen, erlaubt sich Ref. über die Entstehung dieses Codex zu Victring selbst in Folgendem zu äußern.

Voll von classischen Reminiscenzen hatte der aus der Lombardey eingewanderte Cistercienser Johannes, dann Abt, einen Schatz von welthistorischen Kenntnissen, jedoch mehr im Gedächtnisse, als in Schriften, und eben daher seine vielfältigen chronologischen Verstöße (wie sie Böhmer allenthalben berichtigt), schon mitgebracht; anderes Materiale von speciellen historischen geographischen und topographischen Notizen, auch Chroniken fand er im Kloster selbst vor; und der Mehrtheil davon kann wieder als das tägliche Ergebniß der damals noch sehr lebendigen innern Verbindung der fernen und nahen Cistercienser-Abteyen unter sich, in Teutschland und Italien, in Frankreich und Spanien nicht verkannt werden. Auch der Abtey Villar wird da öfter gedacht. Sogar häusliche Vorfälle in jenen verbündeten Klöstern, Elementarereignisse in ihrer Umgebung; aber auch im Geiste der Zeit wunderbare Dinge, Volkssagen, abergläubische Erzählungen — finden sich da mitgetheilt. Dennoch läßt sich in Beziehung auf urkundliches Detail manche Lücke in der Landes- und Volksgeschichte selbst wahrnehmen. War von diesen Urkunden in der Abtey Victring wenig zur Hand, oder hat sie Abt Johannes als Ausländer kaum gehörig zu deuten verstanden, und daher nicht näher beachtet *)?? So war der gelehrte Abt Johann, wie Böhmer meint und es auch wahrscheinlich ist, erst in spätern Jahren an den ersten Entwurf seiner Geschichtschreibung vom Jahre 1217 bis 1343 in mehrere Bücher und Capitel abgetheilt, gegangen; und hatte ohne frühere und strengere Sichtung des Materials, und manche Ungereimtheiten nicht ahnend, dann seine Handschrift einem Mönche des Klosters, der unstreitig ein Teutscher war, zur Reinschrift übergeben. Diese Reinschrift läßt eine sehr geübte und gefällige Hand erkennen **), die inzwischen keinen Anstand genommen hatte, die vom Abte in seiner wälschen Mundart niedergeschriebenen Eigennamen in der den Teutschen gewöhnlichen Orthographie wieder zu geben. Nur hie und da war des Abtes Urschrift wie zufällig stehen geblieben, was vorzüglich im Weg-

*) Unsere „Rückblicke auf Oesterreich, Steyermark, Kärnthen im 13. Jahrh. München 1815" dienen deßfalls zum Nachweis.

**) Schon Pez hat sich in ähnlicher Weise darüber beklagt.

*) Darüber wird man nun bald von Klagenfurt her Aufklärung erhalten können.

**) Man rühmte ausdrücklich die Beflissenheit der Cistercienser-Mönche im Rein- und Schönschreiben.

lassen, oder im ungeeigneten Gebrauch des h, wie man es jedem Italiener leicht anmerkt, auffällt. Insbesondere ist der mannigfaltig citirte Horaz — durchaus als „Oratius“ zu lesen. Hieran reihen sich beyspielsweise Varianten, wie Eraclius, Alb. comes de Ayerloh (Haigerloh in Schwaben), anderwärts wieder Hayerloch; Comes Ollandiae, anderwärts wieder Hollandiae; pag. 364 „in orto holerum“ in einem Gemüsegarten, wo eine Goldmünze gefunden wurde; Gwilhelmus Brittaniae, Wilhelmus Frisiae rex. Hinwieder p. 338: Nobiles de Hysenburch (Isenburg) Senhals, p. 416: die Carthause Schnals im Vintschgau u. s. w.

Während dieser Reinschrift hatte sich, wie es scheint, Abt Johannes anders besonnen, sowohl in der Eintheilung der Bücher und Capitel seiner Geschichte, als bezüglich auf den wesentlichen Inhalt derselben, denn er schnitt einen Theil der Reinschrift, insbesondere von vornherein, und auch einzelne Blätter aus, oder strich sie durch; und anstatt dessen erscheint im Codex wieder die Urschrift, aber in einer andern Fassung (44 Blätter), und in vielfältigen Randschriften, deren eine z. B. Bl. 14. von der Hand des Abtes dreymal den Namen Maynardum weiset, während die Reinschrift allenthalben Meinhardum hat.

Der Eingang und die Dedication des Buches an den Herzog Albert von Oesterreich fehlt im vorliegenden Codex ganz. Böhmer hat sie aus H. Pez ersetzt. Ueberhaupt dürfte eine vollständige und noch spätere Reinschrift in Oesterreich gesucht werden.

Daß der Autor auf teutschem Boden nicht einheimisch, und selbst mit manchen nähern Territorialverhältnissen unbekannt war, verrathen noch andere Stellen. S. 299. „Rudolfus comes de Habespurg quod est castrum in exordio montium ubi mons Jovis (der Saufen?) et alpium juliarum (die man sonst in Kärnthen suchte) inter lacum Alamanicum (Bodensee) et Losanicum,“ (Genfersee?) celsitudo. Zum J. 1277. „Rudolfus — ex Austria per nemus Bohemicum iter agens, urbem subiit Noricorum;“ und auf der nächsten Seite wird (J. 1281) „de curia in Nornberg berichtet, und anderwärts wieder von Nurnberg und Nüerenberg gesprochen. Daß der Abt von einem ihm viel näher gelegenen Noricum eine, obgleich unklare, Kenntniß hatte, ist aus einer zunächst folgenden Stelle abzunehmen; zum J. 1281: „cum enim olim inter suos duces (Bavarie) Noricus scinderetur: ita, ut uni superior pars, altero inferior; scilicet Austria proveniret, pars Norici ripensis videlicet vallis Anasi Austrie est adjecta, ut pars parti per equipollentiam responderet.“ Verstöße z. B. „Rex Daciae, Sueciae et Norwegiae, da es offenbar Rex Daniae“ heißen muß, finden sich auch in andern Geschichtschreibern.

Von der alten Sitte, den jeweiligen Herzog von Kärnthen auf dem Stuhl am Fuße des mons Carantanorum (Ulrichsberg) bey Maria Sal am Zollfelde zu inthronisiren, — hiebey galt noch die proloculio slavica, — hatte der Abt gute Kenntniß; er spricht von der Umwandlung der Burg Landestrost (vulgär heute Landstraß) in ein Kloster; nennt den Werdsee (p. 290) „stagnum SS. Primi et Feliciani (diesen Martyrern war aus frühester Zeit eine Kirche auf der Insel geweiht), kennt das ferne Coblenz als eine „Confluentia“ zweyer Flüsse; — aber die zunächst bey Victring am Ausflusse des Werdsee und an einer alten Glanfurt aus einem Burgflecken erwachsene Stadt deutet er mit: „Querimonie vadus, alio nomine Chlagenfurt,“ also einer nichtigen Volksmähre folgend, an; er verräth auch durch die Bezeichnung: ecclesia soliensis und „prata soliensia“ den Glauben an ein niemals da gestandenes fanum solis; während schon damals das „officium Zoll- und Zollfeld“ aus den Urkunden des Landes längst bekannt waren. (Vgl. akad. Gel. Anz. 1846 Nr. 145.)

(Schluß folgt.)

Verzeichniß
der in den Sitzungen der historischen Classe in den Monaten November und December 1846 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von der k. Gesellschaft für nordische Alterthumskunde in Kopenhagen:

Scripta historica Islandorum. Vol. I — XII. Hafniae 1828 — 1846. 8.

Leitfaden zur nordischen Alterthumskunde. Kopenhagen 1837. 8.

Von dem thüringisch = sächsischen Verein für Erforschung des vaterländischen Alterthums und Erhaltung seiner Denkmale in Halle:

Neue Mittheilungen aus dem Gebiet historisch = antiquarischer Forschungen. 7. Bd. 4. Heft. 8. Bd. 1. Heft. Halle 1846. 8.

Von der königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Abhandlungen aus dem Jahre 1844. Berlin 1846. gr. 4.

Von der Geschichts = und Alterthum = forschenden Gesellschaft des Osterlandes zu Altenburg:

Mittheilungen. II. Bd. 2. Heft. Altenburg 1846. 8.

Von dem Hrn. Cavaliere G. F. Lanzilli in Neapel:

Teorica della legislazione sviluppata sulle basi di un nuovo principio. Vol. I. u. II. Napoli 1840. 8.

Von dem Hrn. Baron Jules de Saint=Genois in Gent:

Inventaire analytique des chartes des comtes de Flandre. III Cahier. Gand 1846. 4.

Von dem Museum Francisco - Carolinum in Linz:

Beyträge zur Landeskunde für Oesterreich ob der Enns und Salzburg. Linz 1846. 8.

Von dem historischen Filial=Verein zu Neuburg an der Donau:

Collectaneen = Blatt für die Geschichte Bayerns, insbesondere für die Geschichte der Stadt Neuburg an der Donau und deren Umgegend. Eilfter Jahrgang. 1845. 2. Heft des vierten Bandes. Neuburg. 8.

Von dem historischen Verein für Niederbayern in Landshut:

Verhandlungen. 1. Heft. Landshut 1846. 8.

Von dem historischen Verein von Unterfranken und Aschaffenburg in Würzburg:

Archiv. IX. Bd. 1. Heft. 1846. 8.

Von dem Verein für hamburgische Geschichte in Hamburg:

Zeitschrift. Zweyten Bandes drittes Heft. Hamb. 1846. 8.

Von dem Hrn. Carl v. Savigny, k. preuß. Staatsminister in Berlin:

System des heutigen römischen Rechts. VI. Bd. 1. Abtheil. Berlin 1846. 8.

Von der Sinsheimer Gesellschaft zur Erforschung der vaterländischen Denkmale der Vorzeit in Sinsheim:

Eilfter Jahresbericht von Karl Wilhelmi. Sinsheim 1846. 8.

Von dem Hrn. Dr. Foelix, Advokaten in Paris:

Revue de droit français et étranger. Tom. III. 11. livrais. November 1846. Paris 1846. 8.

Von der Société de l'histoire de France à Paris:

Bulletin No. 11. Sept.—Octbr. 1846. Paris 1846. 8.

Von der Société française pour la conservation et la description des monuments nationaux à Caen:

Bulletin monumental etc., dirigé par M. de Caumont. 12. Vol. No. 7. Caen, Paris 1846. 8.

Von dem Verein für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde in Schwerin:

Jahrbücher und Jahresbericht. 11. Jahrgang. Schwerin 1846. 8.

Quartalbericht. XI. 2. 3. XII. 1. Schwerin 1846. 8.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1847. Nr. 5.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Februar.

Nro. 38. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.



Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 23. Jän. 1847 hielt Herr Legationsrath v. Koch-Sternfeld nachstehenden Vortrag über die ehemalige Cistercienser-Abtey Victring in Kärnthen, und den Geschichtschreiber Johannes de Victoria.

(Schluß.)

Mißverständnisse der Art enthalten zwar auch die Chroniken Kärnthens; aber nur einem gelehrten Ausländer mochten sie nicht auffallen. p. 292. Die „Nobiles quosdam," welche K. Ottokar im Kriege mit K. Bela von Ungarn im J. 1260 zum Schutz der Stadt Laa entsendet, die Cumanen aus einem Hinterhalt bey Statz niedermetzelten, und deren Verlust Ottokar aufs bitterste fühlte, waren die Grafen Conrad und Otto von Playen auf Harteck, die letzten dieses längst auch in Kärnthen und Steyermark bekannten Heldengeschlechts. Auch in der Ableitung der Grafen von Phanenberg in Steyermark vom Grafen Ulrich von Heunburg und Cily und der Agnes, Schwester des mit Conradin zu Neapel enthaupteten Friedrich von Baden, dann Wittwe Herz. Ulrichs von Kärnthen, war man zu Victring irrig daran (p. 297). Megiser hat Aehnliches nacherzählt *).

Des Treffens bey Gammelsdorf in Bayern erwähnt der Abt (p. 378) mit Gamelsvelt; und von der Schlacht bey Mühldorf 1322 (p. 395) rühmt er zwar die beyderseitigen Bannerführer, den von Schlüsselberg und den von Geroltseck; von einem da unscheinbar, aber desto entscheidender das Loos des Tages lenkenden Schweppermann meldet er nichts. Das ist begreiflich. Die Cistercienser zu Raitenhaslach, dem Schauplatze zunächst gelegen, waren damals nicht in der Lage, umständlicher zu berichten. Die Stadt Eystät nennt der Abt bedeutsam „civitas aureacensis" (p. 365), vom alten Aurisium, heute Nassenfels; verwechselt aber das aus dem Felsengrabe der hl. Walburg triefende Oel mit dem Grabe des sel. Bischofs Gundaker.

Die Umgebung des salzburgischen Fleckens Altenhofen auf dem Krapffelde, in der kärnthnerischen Eisenwurz mit Mauern und Thürmen, zu Anfang des 14. Jahrh. (p. 354), wie Abt Johannes gehört haben will; sie hatte schon Erzb. Friedrich II. im 13. Jahrh. vollbracht (vgl. Rückblicke S. 70). Altenhofen liegt nur einige Meilen von Victring entfernt.

*) Zwar beerben die Phanenberg zum Theil die Heunburg, und werden von den Stubenberg und Montfort wieder beerbt; allein sie treten schon im 12. Jahrhundert hervor, und ihr freundschaftlicher Verkehr mit den Abteyen Reichersberg und Suben in Oberösterreich, und ihr ums Jahr 1300 an das Erzbisthum Salzburg ausgestellter Verzicht auf die Grafschaft Playen deuten auf eine dahin verwandte Abstammung.

(P. 410.) Zum Jahre 1330 erzählt Abt Johann die Stiftung eines Klosters zu Etal durch Kaiser Ludwig: „Etal, id est Vallis Legis," fügt er bey; daß sich einst Ethiko oder Eto, der ahnenstolze Welf, in diese Wüstenev zurückgezogen habe, war doch längst bekannt. Uebrigens nennt der Abt diese Stiftung eine wahre Neuerung (vielleicht nur in den Augen des Italieners?), wovon man bisher nichts gehört: Ritter, mit ihren Frauen, neben den schwarzen Mönchen! (Benedictiner) rc. *)

Von K. Ottokar erzählt der Abt ohne Rückhalt unter anderm auch, wie grausam er mit Sigfrid von Märenberg verfahren, und welche Gräuel er in Steyermark und Kärnthen durch seinen Statthalter Milot an den salzburgischen Städten und Flecken verübt hat. Die in Kärnthen vorliegenden Urkunden berichten aber auch Aehnliches vom Herzog Ulrich von Kärnthen (Ortenburg) und dessen Bruder, Prinzen Philipp, der seiner Unthaten wegen verdientermassen des Erzbisthums entsetzt worden ist. Hierüber läßt sich der Abt viel glimpflicher vernehmen, wohl aus Rücksichten für die hohe Verwandtschaft **).

*) „Coepit fundare Etal — monasterium nove consuetudinis et hactenus inaudite — — nigros monachos — milites emeritos cum uxoribus ad defensionem monasterii etc. Nec enim decet militem ad prelium accedere cum uxore, sicut beatus Martinus etc." Die sehr umständliche Stiftungsurkunde von Ettal, in vieler Hinsicht merkwürdig (Mon. b. VII. 224 — 232) hat bald Etal, bald Ettal. Unter „Brixia" versteht der Abt bald Brixen am Eisak, bald Brescia in der Lombardey (p. 411 u. 416).

**) „Contumacia!" Damit ward hier die Raserey des Prinzen Philipp bezeichnet; während sich dessen reuiger Bruder Ulrich an jenem Tage bey St. Radegund, vor den Prälaten und Rittern Kärnthens, wegen verübter Todtschläge, Brandstiftungen und Plünderungen zu einer Busse von 40,000 Mark Silber, und sofort zur Verpfändung seiner Burgen und Städte bekannte; s. unsere „Rückblicke rc. auf Kärnthen im 13. Jahrh."

Im Jahre 1339 starb der Exkönig Heinrich von Böhmen auf dem Schlosse Tirol (pag. 416). Zu seiner Zeit, berichtet Abt Johann, umständlich und gläubig, habe die dortigen Gebirge auch ein Gnomen-Staat „gens gnana" bewohnt; zwar unsichtbar, aber in freundlichem Verkehr mit den Einwohnern, und als ihre Gäste in Küche und Keller, und denselben dafür behülflich in der Arbeit und Wirthschaft.

Kaum war K. Heinrich todt, so erschien Herzog Otto von Oesterreich in Kärnthen, und ließ sich feyerlich auf den dortigen Herzogsstuhl setzen (pag. 419), aber nun habe das Land die Kosten tragen müssen.

Um aber auch Kärnthen für die Tochter K. Heinrichs auf Tirol zu erhalten, ward Abt Johann von Victring zuerst nach Wien zu den Herzogen von Oesterreich, und dann an den Kaiser Ludwig nach Bayern abgeordnet (p. 417). Es war nicht mehr zu ändern. Im Jahre 1338 beabsichtigte, nach vorliegender Geschichte (p. 429—432), Prinz Johann von Böhmen, der Gemahl von K. Heinrichs Tochter, als Graf von Tirol einen Einfall in Kärnthen; einige Vesten seyen ihm treu geblieben, andere hätten in Feuer aufgehen müssen. Hinwieder habe sich dort Herzog Albert auch wieder gerüstet, und die Clausen bewahrt; weiter läßt sich der Abt nicht heraus. Man kann aber in Kärnthen an keiner Burgruine, an keinem Dorfe vorübergehen, wo die Einwohner nicht von den durch die Margaretha Maultasche über sie verhängten Drangsalen, von ihren Großthaten und reisigen Zügen, von Mord und Brand zu erzählen wüßten; sogar auch in den heitern Thälern dießseits der Alpen, in der Fusch, in Großaal, Lungau, bis wohin sich der Schrecken vor ihren wilden Horden verbreitete, zeigt man noch die dagegen errichteten Bollwerke. Auch Unrest, Valvasor und Megiser berichten umständlich hierüber. Das „fama crescit eundo" gilt hier augenfällig. Ref. weiß sich diese Gegensätze nur wieder aus der Politik des Abtes Johannes, der sich mit großer Vorsicht und Schonung über jene Vorgänge in Tirol und Kärnthen zu äußern pflegt, zu erklären. Erst zum Jahre 1342, als der Prinz Johann von

Böhmen wegen (angeblicher) Impotenz im Jahre vorher aus Tirol vertrieben worden war, läßt sich der öfter schweigsame Abt deutlicher vernehmen, insbesondere auch über den spinosen Scheidungsprozeß der Frau Margareth, deren Name hier zum erstenmal vorkömmt, und über das rasche Einschreiten des K. Ludwig, um durch Vermählung seines Sohnes Ludwig, Markgrafen von Brandenburg, und Wittwer, mit der Gräfin von Tirol auch das schöne Land zu gewinnen. Merkwürdig genug sind nun deßhalb die Worte des Geschichtschreibers: der Markgraf habe sich über den Antrag des Kaisers, die (geschiedene) Gemahlin des Prinzen Johann heimzuführen, entsetzt, und aus allen Kräften dagegen gesträubt; aber — das Zusprechen des Vaters habe gesiegt*).

Es möchte nun wohl auch gefragt werden, ob der Markgraf nur an der Gestalt der Frau Margareth, oder aus moralischen und andern Gründen, an ihren Eigenschaften so großen Anstoß genommen habe? In der Geschichte des Abt Johann wird nirgends des Prädicates Maultasch erwähnt. Aber Ref. ist dennoch der Ansicht, daß die Fürstin wirklich um den Mund ungestaltet war, und daß sie, so auch einhellig vom Volke bezeichnet, den Namen Maultasch auf eine ihrer Burgen bey Terlan übergetragen habe, während andere Geschichtforscher, z. B. Heinrich v. Lang, den umgekehrten Fall behaupten möchten.

Aus derselben Zeit, Jahr 1340 (p. 440), erzählt der Abt auch von einer Landläuferin („girovaga mulier quedam"), Namens Katharina, die an Händen und Füssen und an der Seite förmliche Wundmale (stigmata) vorgewiesen, und ihrer Aussage nach, sich nur von unsichtbarer Speise des Himmels genährt habe; endlich aber als Betrügerin erkannt worden sey *).

Zum J. 1338 (p. 434) wird in dieser Geschichte auch der „civitas Stirie, que graecz dicitur," erwähnt; abermals ein Beleg zu jener in unsern Tagen so viel besprochenen, an sich müssigen Frage über Gratz und Grätz. Wichtiger ist die gleichzeitige Nachricht, daß Herz. Albert den Kärnthnern ein Landrecht, — „decretum lucide et expressum" — gegeben, „in materna lingua" (nunmehr teutsch!), welches im Mittelpunkt des Landes und in dessen stärkstem Bollwerke, auf (Hohen-) Osterwiz niedergelegt wurde: „ad castri fortissimi conservatorium, quod Osterwiz dicitur, in terre meditullio reconderent;" man kann in der That kein festeres Archivsconservatorium sehen.

Im Jahre 1339 (p. 436) hatte Herz. Albert von Oesterreich mit K. Ludwig ein „colloquium prope Hallis, territorii salisburgensis." Man würde also auf Hallein ob Salzburg rathen können. Allein eine spätere Notiz (p. 438): „Hallis, in ecclesia Sti. Zenonis" deutet auf Reichenhall, welches damals längst nicht mehr salzburgisches Gebiet gewesen.

Zum J. 1340 (p. 439) berichtet der Abt von Friedrich dem (Reichsfreyen) Herrn von Cilly und Sunek. „Fridericus Liber de Sewenegk" — wird er gleichzeitig von andern Schriftstellern genannt. Es ist derselbe, welchen K. Ludwig zu München zum Grafen erhoben hat, in Erinnerung an die alte Grafschaft zu Cilly an der San. Der Abt gebraucht hiebey mehrmalen das zweydeutige Prädicat: „Fridericus — Libertinus," was da-

*) „Stimulat (Imperator) filium suum, ut consortem Johannis ducat, terramque inclytam apprehenderet. Qui dum reniteretur totis viribus et horeret, sermo patris prevaluit."

„Monasteriis tamen sub hoc turbine vivere, grave est," so seufzt der Geschichtschreiber im Verfolg dieser Begebenheiten, in Tirol und Kärnthen.

*) Ref. verwahrt sich aus Anlaß dieser historischen Notiz gegen eine allfällige Mißdeutung. Daß eine ähnliche Erscheinung in unsern Tagen, in Tirol, fern von allem Betrug, sondern aus religiösen und psychologischen Motiven statt hatte, und haben konnte, hat selbst ein Hr. v. Hartwig aus Berlin, als Augenzeuge, in seinen Briefen über Tirol, Berlin 1846, dargethan.

mals in der deutschen Diplomatik unbekannt war, und vielleicht auch wälscher Abkunft ist. Von den Begebenheiten in der Lombardey war der Abt gut unterrichtet; auffallen mag auch der Umstand, daß er (p. 384) vom Jahre 1314 berichtend, auf die Zeiten von Berengar und Wido zurückkömmt. — Daß durch diese Bemerkungen dem gelehrten, weltklugen und vielseitig trefflich unterrichteten Abt keineswegs zu nahe getreten werden soll, versteht sich von selbst. Weiß man doch nicht allenthalben, was auf seine persönliche Rechnung kömmt. In manchen Dingen schien er dem Glauben und Wissen seiner Zeit und Umgebung nicht vorgreifen zu wollen. Aber er ahnte nicht von weitem, daß Victring nicht von „Victoria" stamme. Das, und einige Andeutungen aus dieser Geschichte als Merkmale eines aus der Lombardey stammenden Autors, — waren allein das Augenmerk des Referenten.

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe im Monate Januar 1847 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der Société impériale des naturalistes de Moscou:

Bulletin. Année 1846. No. III. Moscau 1846. 8.

Von der Linnean Society of London:

Transactions. Volume XX. Part the first. London 1846. gr. 4.

Proceedings. No. 27 — 29. London 1846. 8.

List of the Linnean Society 1846. 4.

Von der Académie royale des sciences de Stokholm:

Handlingar för år 1844. Stockholm 1846. 8.

Ofversigt af Förhandlingar. Andra Årgången 1845. Stokh. 1846. 8.

Årsberättelse om framstegen i Kemi och Mineralogie af Jacob Berzelius, K. V. A. Secret. Stokh. 1846. 8.

Von der k. preuß. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen im Monat September u. October 1846. Berlin 1846. 8.

Sammlung der deutschen Abhandlungen von den Jahren 1788 — 1803. Berlin 1793 — 1806. 4.

Mémoires de l'Académie royale des sciences et belles lettres depuis l'avénement de Frédéric Guillaume II. au throne. Von den Jahren 1794 — 1804. Berlin 1799 — 1807. 4.

Vom Hrn. Sabastian Venzo, Pharmaceut in Cadore in Italien:

Delle sorgenti del calorico. Belluno 1846. 8.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. XXIII. No. 15 — 19. Octbr. Novbr. 1846. Paris. 4.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Lissabon:

Historia e memoria. 2. Serie. Tomo I. Parte II. Lisboa 1844. gr. 8.

Von der Royal Asiatic Society of London:

Journal. Vol. X. Part I. No. XVII. Part I. London 1846. 8.

Durch Hrn. Colonel Albert in Philadelphia:

History of the Indian Tribes of North Amerika. Vol. I — XX. Philadelphia 1836 — 1844. 4.

Report of the exploring expedition to the Rocky Mountains in the year 1842 and to Oregon and North California in the years 1843 — 1844. By brevet Capt. J. C. Fremont. Washington 1845. 8.

Report intended to illustrate a map of the hydrographical basin of the upper Mississippi river, made by J. N. Nicollet. Washington 1843. 8.

Report of experiments on gunpowder made at Washington arsenal in 1843 and 1844. By Captain Alfred Mordecal. Washingt. 1845. 8.

Ordnance manual for the use of the officers of the united States army. Washington 1841. 8.

Discourse on the objects and importance of the National Institution for the promotion of science, established at Washington 1840. By Joel R. Poinsett. Wash. 1841. 8.

Description of Col. S. H. Longs Bridges, together with a series of directions to Bridge Bailders. Philadelphia 1841. 8.

Potowac Aqueduct. 2 Reports. 1 Atlas. 8.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Februar.

Nro. 42. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1847.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Viertes Quartal. October — December 1846.

(Fortsetzung.)

Bibliothèques et collections de province. Le Mans. Bull. du Bibliophile. 1846. Oct.

Guerrazzi, Delle condizioni dell' odierna letteratura in Italia. Milano 1845. — Rivista europ. 1846. Febbr.

Van der Meersch, Recherches sur la vie et les travaux de quelques imprimeurs belges, établis à l'étranger, pendant les XV et XVI siècles. IV. Pierre de Keysere à Paris, de 1473—1479. — Messager des scienc. hist. de Belg. 1846. Livr. 3.

Biondelli, Della letteratura popolare dell' Epiro. — Riv. europ. Apr. e Mag.

Picci, Antichità della lingua italiana e de' suoi dialetti. — Ebendaselbst 1846 Marzo. Apr. e Maggio.

Monti, Vocabolario dei dialetti della città e diocesi di Como. Milano 1846. — Ebendas. Giugno. Agosto.

Havet, Etude sur la rhétorique d'Aristote. Par. 1846. Benoît, Essai hist. sur les premiers manuels d'invention oratoire jusqu'à Aristote. Par. 1846. — Nouv. Rev. encycl. 1846. Nov.

Dübner, Une observation concernant les scholies sur Aratus. — Rev. de Philolog. 1846. No. 2 et 3.

Littré, Fragments inédits des collections d'Oribase. — Ebendas.

Vincent, Fragment inédit: Eloge de la pomme et du nombre six. — Ebendas.

Burges, Notularum in Pseudo-Babriana appendicula. — Ebendas.

Odissea d'Omero. Traduzione di Paolo Maspero. Milano 1846. — Riv. europ. 1846. Marzo.

Vincent, Révision critique des fragments de Lucilius. — Rev. de Philol. 1846. No. 2 et 3.

Serafini, Sommersione dell' Atlantide. — Progresso delle scienze 1846. Marzo e Aprile.

Paine et Borden, Topographical map of Massachusetts; made by order of the Legislature. 1844. — Bull. de la Soc. de géogr. 1846. Oct.

Jomard, Découvertes récentes de M. Squier sur les bords du Scioto. — Ebendas.

Figari et Husson, Suite du journal d'un voyage géologique à Gebel-Zeyt et dans le désert compris entre le Nil et la mer rouge. — Ebendas.

Marmier, Souvenirs de l'Algérie. (2 part.) — Correspond. 1846. T. XVI. Livr. 24.

Westergaard, Extract from a letter relative to the Gabrs in Persia. — Journ. of the roy. As. Soc. 1846. No. XVI. P. II.

Newbold, Visit to the Bitter Lakes, Istmus of Suez, by the bed of the ancient canal of Nechos, the „Khalij al Kadim of the Arabs," in June 1842. — Ebendas.

Postans and Knight, Reports on the Manchur lake and Aral and Narra rivers. — Ebendas.

Cuthbert, Extracts from a report on Chota Nagpore. — Ebendaselbst.

L'Oriente. Lettere di Pasquale De' Virgilii a F. Lattari. — Progresso delle scienze 1846. Marzo e Aprile.

Fontanier, Voyage dans l'Inde et dans le golfe Persique. 3 vols. Par. 1844 — 46. — Nouv. Rev. encycl. 1846. Nov.

Solitro, Del coro nella tragedia greca. — Rivista europ. 1846. Febbr.

Varin, Les derniers héritiers de la famille Arnauld. — Correspond. 1846. T. XVI. Livr. 24.

Rocchius, Inscriptiones, quas comites Carpenses in ornamentum arcis Castrimutili sive Meldulae contulerunt. — Rev. de Philol. 1846. No. 2 et 3.

Longpérier, Quelques inscriptions latines découvertes dans la Lyonnaise. — Ebendas.

Maury, Sur une inscription latine découverte à Constantine. — Ebendas.

Gatti, La filosofia della storia in Grecia. — Riv. europ. 1846. Marzo.

Corcia, Storia delle due Sicilie. Napoli (1845). — Progresso delle scienze 1846. Marzo e Aprile.

Steub, Ueber die Urbewohner Rätiens und ihren Zusammenhang mit den Etruskern. München 1843. — Rivista europ. 1846. Febbr.

Wenrich, Rerum ab Arabibus in Italia insulisque adiacentibus Sicilia maxime, Sardinia atque Corsica gestarum commentarii. — Ebendas. Marzo. Apr. e Maggio.

Storia degli studii sulle origini italiche. — Ebendas. Giugno. Luglio.

Bethmann-Hollweg, Ursprung der lombardischen Staedtefreiheit. Bonn 1846. — Ebendas. Sett.

Van der Meersch, Esquisses historiques sur la ville d'Audenarde. (Suite). Messager des scienc. hist. et Archives des arts de Belgique 1846. Livr. 3.

Notes historiques sur quelques anciens fiefs de la Hesbaye: Grasen, Wilre, Bindervelt et Weyer. — Ebendaselbst.

Schaepkens, Un ancien sarcophage (dans la crypte de l'église de St. Servais à Maestricht.) — Ebendaselbst.

Heremans, België en Noord-Nederland. Getrokken uit Versuch in vergleichender Völkergeschichte von E. M. Arndt. — Belg. Mus. 1846. Aflev. 3.

Blommaert, Vryheidscharter der Vlamingen te Weenen a. 1208. — Ebendas.

Snellaert, De Goudbloem van St. Nikolaes, Hoofdkamer van 't Land van Waes. — Ebendas.

Warnkönig, Histoire de la Flandre et de ses institutions civiles et politiques jusqu' à l'année 1305, trad. par A. E. Gheldolf. 3 Vols. Brux. 1846. — Rev. nationale de Belgique T. XV. Livr. 3.

Smirke, Observations on the Wait Service mentioned in the liber Winton, and on the supsosed monastery of Sapalanda. — Archaeol. Journ. 1846. Oct.

Gibson (Will. Sidney), The history of the monastery founded at Tynemouth. Vol. I. Lond. 1846. 4. — Ebendas.

Campbell, The lives of the Lord Chancellors and Keepers of the Great Seal of England. 2 ed. 3 vols. Lond. 1846. — Ebendas.

Leduc, La Finlande, son histoire primitive, sa mythologie etc. Par. 1845. — Nouv. Rev. encycl. 1846. Nov.

Schloezer, Les premiers habitants de la Russie: Finnois, Slaves, Scythes et Grecs. — Rev. de Philologie etc. 1846. No. 2 et 3.

Prinsep, On the traces of feudalism in India and the condition of lands now in a comparative state of agricultural infancy. — Journ. of the roy. As. Soc. 1846. No. XVI. P. II.

The life and times of Akbar. (1. Elphinstone's history of India. 2. Mill's British India. Vol. II. 3. The Bengal and Agra Gazetteer.) — Calcutta Rev. No. XI. Vol. VI. 1846. Sept.

The first series of government measures for the abolition of human sacrifices among the Khonds. — Ebendas.

Leitch Ritchie's British world in the East. Lond. 1846. — Ebendas.

The Sikh invasion of British India in 1845—1846. — Ebendas.

Capper, The Cinnamon trade of Ceylon, its progress and present state. — Journ. of the roy. As. Soc. 1846. No. XVI. P. II.

Barucchi, Discorsi critici sopra la cronologia egizia. Tor. 1844. (4 art.) — Nouv. Rev. encycl. 1846. Nov.

Basevi, Notizie dei più recenti studii intorno alla storia dell' antico Egitto. — Riv. europ. 1846. Luglio.

Bianchi-Giovini, Storia degli Ebrei e delle loro sette e dottrine. T. I. Milano 1845. — Ebendas. Apr. e May.

Garnier, Notice nécrologique sur M. Voltz, inspecteur général des mines. — Annal. des Min. T. X. 1846. Livr. 4.

Jannelli, Appendice al commentario della vita e

scritti di Aulo Giano Parrasio. — Progresso delle scienze 1846. Marzo e Aprile.

Sir William Jones; his life and writings. — Calcutta Rev. No. XI. Vol. VI. 1846. Sept.

Le peintre Hollandais Jean Schoreel. — Rev. nation. de Belg. T. XV. Livr. 3.

Zoncada, Tradizioni del pensiero italiano. Giuseppe Parini. — Riv. europ. 1846. Giugno.

Carcano, Maria Gaetana Agnesi. — Ebendaselbst Agosto.

— —, Gottardo Calvi, commemorazione. — Ebendas. Sett.

Airy, The Astronomer royal on the bands formed by the partial interception of the prismatic spectrum. — Philos. Mag. 1846. Nov.

Manuals of gothic architecture. (Thom. Rickman, Edw. Boid, Matth. Holbeche Bloxam, Aunt Elinor, James Barr, F. A. Paley.) Archaeol. Journ. 1846. Oct.

Selvatico, Sugli insegnamenti architettonici e sulle riforme di cui abbisognano. — Riv. europ. 1846. Apr. e Mag.

Tagliaferri, Sull' importanza degli studi d'idraulica in Lombardia. — Ebendas.

Gasperis (Ann. de) Formole per la determinazione del piano dell' orbita di un pianeta o cometa da osservazioni geocentriche discretamente vicine. — Progresso delle scienze 1846. Marzo e Aprile.

Zambra, Introduzione allo studio della fisica. Udine 1845. — Rivista europ. 1846. Febbr. Apr. e Maggio.

Cantoni, Di una controversia intorno ai principii razionali della fisica. — Ebendas. Agosto.

Hayes, Notice of Baron Wolfgang Sartorius von Waltershausen's work on Mount Etna. — Amer. Journ. of sc. and arts. 1846. Sept.

Redfield, Review of the phenomena and characteristics of the Cuba Hurricane. — Ebendas.

Page, Law of electro - magnetic induction. — Ebendas.

— —, On the probable conduction of galvanic electricity through moist air. — Ebendas.

Darwin, On the geology of the Falkland islands. — Quart. Journ. of the Geolog. Society. 1846. Aug. Vol. II. P. 1.

Cumming, On the geology of the isle of Man. — Ebendas.

Brewster, Observations on the law of daily temperature. — Philos. Mag. 1846. Nov.

Birt, On the great symmetrical wave of November. — Ebendas.

Silliman, Chemical examination of several natural waters. — Amer. Journ. of sc. and arts. 1846. Sept.

Connell, Observations on the nature of lampic acid. — Philos. Mag. 1846. Nov.

Horsford, Value of different kinds of vegetable food, based upon the amount of Nitrogen. — Ebendas.

Chevreul, Considérations générales sur les variations des individus qui composent les groupes appelés, en histoire naturelle, variétés, races, sous-espèces et espèces. P. I. — Annal. des scienc. natur. (Botan.) 1846. Sept.

Quatrefages, Mémoire sur la famille des Némertiens. — Ebendas.

Dana, On zoophytes. — Amer. Journ. of sc. and arts. 1846. Sept.

Bettington (Albemarle), Memorandum on certain fossils, more particularly a new ruminant found at the island of Perim, in the gulf of Cambay. — Journ. of the roy. As. Soc. 1846. No. XVI. P. II.

Owen, Notes on the Perim fossil. — Ebendas.

Reinaud de Fonvert, Note sur l'Arceuthobium Oxycedri. — Annal. des scienc. natur. (Botan.) 1846. Sept.

Calderini, Essai d'expérience sur la greffe des graminées. — Ebendas.

Leickhardt, Extraits d'une lettre, écrite de Cambden. (Plantes de la Nouvelle - Hollande.) — Ebendas.

Jaubert et Spach, Conspectus generis Biebersteinia. — Ebendas.

Dewey, Caricography. (Appendix.) — Amer. Journ. of sc. and arts 1846. Sept.

Sauvage, Description géologique de l'île de Mils (archipel grec.) — Annal. des Mines. T. X. 1846. Livr. 4.

Sauvage, Observations sur la géologie d'une partie de la Grèce continentale et de l'île d'Eubée. — Ebendas.

Delesse, Examen de quelques minéraux: hydrocarbonate de zinc, de cuivre et de chaux, d'une composition nouvelle, aurichalcite, kalkmalachite et damourite. — Ebendas.

Delesse, Sur la Sismondine. — Ebendas.

Conrad, Eocene formation of the Walnut Hills, Mississippi. — Amer. Journ. of sc. and arts. 1846. Sept.

Squier, On the discoidal stones of the Indian Mounds. — Ebendas.

Norwood and Owen, Description of a remarkable fossil Echinoderm, from the limestone formation of St. Louis, Missouri. — Ebendas.

Lyell and Bunbury, Observations on the fossils plants, of the coal field of Tuscaloosa, Alabama. — Ebendas.

Shepard (Ch. Upham), On three new mineral species from Arkansas and the discovery of the diamond in North Carolina. — Ebendas.

Prestwich, On the tertiary or supracretaceous formations of the isle of Wight. — Quart. Journ. of the Geolog. Society 1846. Aug. Vol. II. P. 1.

Vickary, Geological report on a portion of the Beloochistan hills. — Ebendas.

Morris, Description of eight species of brachiopodous shells from the palaeozoic rock of the Falkland islands. — Ebendas.

Lyell, on the coal - fields of Alabama. — Ebendaselbst.

Sharpe, Contributions to the geology of North Wales. — Ebendas.

Sainte-Claire Deville, Etudes géologiques sur les îles de Ténériffe et de Fogo. Paris 1846. Livr. 1. — Nouv. Rev. encyclop. 1846. Nov.

Daubrée, Mémoire sur la distribution de l'or dans la plaine du Rhin et sur l'extraction de ce métal. — Annal des Mines 1846. T. X. Livr. 4.

Daubrée, Recherches sur la formation du minerai de fer des marais et des lacs. — Ebendas.

Stevenson, Analysis of the Ganesa Purana, with special reference to the history of Buddhism. Journ. of the royal As. Soc. 1846. No. XVI.

— —, The ante-brahmanical religion of the Hindus. — Ebendas.

Gutzlaff, On the secret Triad Society of China. — Ebendas.

Neveu, Les Khouan, ou ordres religieux chez les Musulmans de l'Algérie. — Univ. cath. 1846. Nov.

Joguet, Notice sur les origines, l'état primitif et l'état religieux actuel de l'Arabie. — Ebendas.

Grazia (Vinc. de), Esame de' più recenti sistemi della filosofia. — Progresso delle scienze etc. 1846. Marzo e Aprile.

Lahaye (De), Cours de philosophie. De la méthode. De l'origine du language. — Ebendas. Nov.

Gatti, Schelling e l'idealismo trascendente. — Riv. europ. 1846. Luglio.

Della letteratura rusticale. — Ebendas. Marzo.

Tenca, Scrittori italiani contemporanei. Tommaso Grossi. — Ebendas. Apr. e Mag.

Picci, Della letteratura Dantesca contemporanea. — Ebendas. Sett.

Sacchi, Intorno alla simbolica figurativa ornamentale nelle chiese christiane del medio evo. — Ebendas. Apr. e Mag.

Tenca, Esposizione di belli arte nell' J. R. palazzo di Brera. — Ebendas. Sett.

Scialoja, Nuovo corso d'economia politica all' Università di Torino. — Ebendas.

Droz, Economie politique ou principes de la science des richesses. Paris 1846. — Nouv. Rev. encycl. 1846. Nov.

Remarks on the scope and uses of military literateraterature and history. Calcutta 1846. — Calc. Rev. No. XI. Vol. VI. 1846. Sept.

Retzius, Mémoire sur les formes du crâne des habitants du Nord. — Annal. des scienc. natur. (Zool.) 1846. Sept.

Waller, Microscopic observations on the perforation of the capillaries by the corpuscles of the blood and on the origin of mucus and pus-globules. (Cont.) — Philos. Mag. 1846. Nov.

Maury, Essai d'un examen critique de l'histoire ecclésiastique d'Eusebe. — Rev. de Philol. 1846. No. 2 et 3.

Saint-Chéron, Histoire du pontificat de Saint Léon-Le-Grand et de son siècle. 2 vols. Par. 1846. (Suite et fin.) — Revue de Brux. 1846. Livr. 21. et 22. Univ. cath. 1846. Nov.

Jager, Cours d'histoire ecclésiastique. (20 leç.) Hist. des investitures après Gregoire VII. — Ebendas.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24 Februar.

Nro. 39. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1847.

ΠΑΥΣΑΝΙΟΥ ἙΛΛΑΔΟΣ ΠΕΡΙΗΓΗΣΙΣ. Pausaniae Descriptio Graeciae. Recognovit et praefatus est Ludovicus Dindorfius. Graece et Latine cum indice locupletissimo. Parisiis, editore Ambrosio Firmin Didot, Instituti Regii Franciae typographo, Via Jacob, 56. MDCCCXLV.

Den Charakter, welchen die meisten bey Didot erschienenen Ausgaben griechischer Classiker haben, theilt auch diese des Pausanias: sie beruht im Ganzen auf der zunächst vorhergehenden. Eine Untersuchung des neu Hinzugekommenen wird gewiß auch andere Leser des Periegeten zu der Ansicht leiten, daß Hrn. Dindorf nur die nöthige Muße fehlte, um den Text auf den Grad von Correctheit, Gleichmäßigkeit und Lesbarkeit zu erheben, der mit den gegebenen Mitteln zu erreichen ist. Daß durch selbstständige Beobachtung des dem Schriftsteller eigenthümlichen Stiles so wie der allgemeinen Sprachgesetze, deren Vernachläßigung auch Spätern nicht zugeschrieben werden darf, diese neueste Ausgabe vor den frühern Manches voraus haben werde, daß die reichen Schätze der vorletzten von Schubart und Walz besorgten meistens mit Umsicht benützt werden würden, durfte man von der Gelehrsamkeit eines so ausgezeichneten Hellenisten sicher erwarten. Aber eine noch länger fortgesetzte Lektüre des wichtigen Buches und eine Prüfung der Textesquellen vermöchte wohl noch weitere Resultate zu erzielen. Mehr als je bestrebt sich in unsern Tagen die Philologie, das Urkundliche zum Abschluß zu bringen, damit dann auf festen Grundlagen fortgebaut werden könne; und Pausanias, einer der bedeutendsten Autoren für die Kunde des griechischen Alterthums, verdient ohne Zweifel eine solche Bearbeitung, welche auf eindringlichem Studium seiner mannigfaltigen Objekte sowohl als seiner Anschauungsweise, seines Sprachgebrauches und selbst seiner Handschriften beruhte. Die fleißige Arbeit von Siebelis, so anerkennungswerth sie auch auf ihrem Standpunkt ist, reicht wenigstens jetzt nicht mehr aus; denn unterdessen ist das Material für eine vollständigere Exegese sehr angewachsen; die Benützung aber gerade der Handschriften, die von der geringsten Bedeutung sind, mußte seiner Kritik und seiner Auffassung des Schriftstellers selbst eine schiefe Richtung geben, welche überdieß theilweise den Nachfolgern sich mitgetheilt hat; denn auch bey ihnen finden wir noch eine große Anzahl von Lesarten, die den aus der besten (La) unbedenklich aufzunehmenden vorgezogen worden sind, weil sie nun einmal von Siebelis recipirt waren. Nicht nur der Mosquensis und Vindobonensis 1, auch der Parisinus 1410, welcher der Bekker'schen Ausgabe zu Grunde liegt, ist weit entfernt von der Güte des Lugdunensis 1. Es scheint der diesem gebührenden Achtung der Umstand Eintrag gethan zu haben, daß eine ziemliche Menge von seinen Lesarten in den zweyten Vindobonensis übergegangen ist, auf welchem mittelbar der Text der Aldina ruht; daß diese aber aus einem durchaus interpolirten Codex abgeleitet sey, ist ein längst gehegtes Vorurtheil, das, so lange die beste Handschrift noch unbekannt war, natürlich auch auf den

Vindobonensis 2 überging. Erst nach der Vergleichung aller übrigen Handschriften benützten Schubart und Walz den Lugdunensis 1; er konnte in den meisten Fällen jene Voraussetzung widerlegen, aber sie hatte sich zu sehr festgesetzt; anstatt des sichersten Systems, dem Lugdunensis und Vindobonensis 2, wo er mit jenem übereinstimmt, möglichst zu folgen, zog man vor zu vermitteln und bald von den schlechtesten, Va, M, bald vom Mittelgut, Pc, Ag, mitunter auch Lb (Lugdunensis 2), Gebrauch zu machen. Und diesem System ist auch Dindorf treu geblieben.

Um sogleich zu den Belegen dieser Behauptung überzugehen, wählen wir Stellen wie X, 4, 9, wo Philomela auch nach ihrer Metamorphose von einem Schreckbild des Tereus verscheucht Daulis hinfort meidet. Wozu hier die keiner Fälschung verdächtigen Worte: *τῇ Φιλομήλᾳ — Τηρέως δεῖμα ἐφάνη καὶ οὕτω πατρίδος ἀπέστη τῆς Τηρέως* vertauschen mit Buttmanns Conjektur *ἔπεστι*? Hätte dieser gewußt, aus wie guter Quelle jenes *ἐφάνη* stamme, so würde er schwerlich daran gedacht haben, hier mit einer Conjektur zu helfen. Man vergleiche hiezu eine ähnliche Erzählung II, 7, 7. Lückenhaft und theilweise unverständlich ist nach dem jetzigen Text, was IX, 40, 8 von dem durch einen Löwen umgestürzten Tropaeum, welches Karanus, König der Makedonier aufgerichtet hatte, berichtet wird. Seine Unterthanen glaubten, dadurch werde angedeutet, daß ein solches Siegeszeichen nur die Feindseligkeit der benachbarten Barbaren vermehre, und man beschloß, kein König dürfe ferner dergleichen errichten. Diesen Sinn gibt aber vollkommen und ohne Unterbrechung der Vindobonensis 2 und meistentheils der Lugdunensis 1, wenn man nur mit der kleinen Aenderung *τῆς γνώμης* liest: *ἐξελθόντα δέ φασιν ἐκ τοῦ Ὀλύμπου λέοντα ἀνατρέψαι τε τὸ τρόπαιον καὶ ἀφανισθῆναι· συνεῖναι δὲ τῆς γνώμης* (sie verstanden, was dieß zu bedeuten habe) *Κάρανον οὐκ εὖ βουλεύσασθαι βαρβάροις τοῖς περιοικοῦσιν ἐς ἔχθραν ἐλθόντα ἀδιάλλακτον, καταστῆναί τε χρῆναι μήτε ὑπὸ αὐτοῦ Καράνου, μήτε ὑπὸ τῶν ὕστερον βασιλευσόντων Μακεδονίας τρόπαιον ἵστασθαι.* — Als eine etwas willkührliche Behandlung des Textes erlaubt sich Rec. die Emendation Bekkers IX, 2, 3 zu bezeichnen: *καλοῦσι δὲ τὴν μὲν Ἀκταίωνος κοίτην ἐπὶ ταύτῃ καθεύδειν φάμενοι τῇ πέτρᾳ τὸν Ἀκταίωνα κτέ.* Hier haben einige Handschriften, worunter Pc, allerdings *καὶ τὴν*, aber nirgends steht *φάμενοι*. Obgleich nun Lugdunensis 1 (La) kein *τὴν* hat, wie auch Vindobonensis 2 (Vb), und die ältern Ausgaben, so konnten sich doch die letzten Herausgeber nicht entschließen, statt der unsichern und durch die besten Handschriften wenig unterstützten Conjektur zu der urkundlichen Lesart zurückzukehren: *καλοῦσι δὲ τὴν μὲν Ἀκταίωνος* (vgl. I, 34, 4. I, 35, 6) *καὶ ἐπὶ ταύτῃ καθεύδειν φασὶ τὸν Ἀκταίωνα τῇ πέτρᾳ.* Gleich darauf wird in §. 4. der Satz *ὁ δὲ Κιθαιρὼν τὸ ὄρος Διὸς ἱερὸν Κιθαιρωνίου ἐστὶν* in den zwey neuesten Ausgaben eingeklammert, Schubart (vgl. Praef. II. 16.) ist geneigt ihn als Randglosse zu betrachten, die sich hieher verloren hätte; dazu sind aber die Worte zu bedeutend; wir möchten ihnen daher lieber vor *καθότι δὲ τοῦ Κιθαιρῶνος* ihre Stelle anweisen. In IX, 17, 7 schließt das Capitel mit den Worten *τοιαῦτα δὲ ἕτερα* (wie über den Amphion) *λέγεται καὶ περὶ Ὀρφέως, ὡς κιθαρῳδοῦντι ἕποιτο αὐτῷ τὰ θηρία* nach der hier aufgenommenen Correktur von SW (so bezeichnen wir fernerhin die Schubart-Walzische Ausgabe), welche in der Lesart von La, Vb *πεποίηται αὐτῷ ἀκολουθεῖν*, während die übrigen Handschriften *ἀκολουθεῖν* weglassen, nur eine Interpolation sehen, und in *πεποίηται* den Versuch der Abschreiber, die hier fast erloschenen Züge aus eigener Vermuthung wieder herzustellen. Wahrscheinlicher ist *πεποίηται* aus dem Obigen auf dieselbe Weise repetirt, wie in IX, 14, 2 *ἐς τὴν* vor *Θεσπιέων* aus dem vorausgegangenen *ἐς τὴν Λακεδαίμονα*, wo Clavier Unrecht hatte *ἐν τῇ Θ.* zu schreiben, und *ἐς τὴν* vielmehr einzuklammern ist; wie in VIII, 27, 2, wo *Λυκομήδης δὲ* in Lb aus der folgenden Wiederholung heraufgerathen ist; wie X, 6, 1 *καὶ ἀπὸ τούτου* vor *Παρνασίαν ὀνομασθῆναι νάπην* repetirt wird, wie VIII, 13, 1 *πρός*, woraus Bekker *πρόσω* gemacht hat, aus §. 2. hieher sich verirrte, und mit La, Vb einfach

οὐκ ἀεὶ zu schreiben ist. Ebenso erkläre man sich V, 4, 4 die Lesart Πιέριοι aus dem vorhergehenden Πιερίαν, hier war nicht nöthig πέρα δὲ τὰ ἐς αὐτὴν zu corrigiren, sondern τὰ δὲ ἐς αὐτὴν aus Vb und den alten Ausgaben mußte beybehalten werden. In unserer Stelle möchten wir nach Entfernung von πεποίηται an ἀκολουθεῖν festhalten, welches nur leicht corrumpirt ist aus ἀκολουθοίη. Beachtenswerth ist in VI, 22, 8 εἰ δὲ ἐλθεῖν ἐς Ἦλιν διὰ τὸν πεδίον θελήσειας, σταδίους μὲν εἴκοσι καὶ ἑκατὸν ἐς Λετρίνους ἕξεις die Auslassung von letzterem Verbum im La. Da die Construktion kaum für griechisch gelten kann, muß man sich wundern, den Wink des trefflichen Codex nicht benutzt zu sehen; die Stelle lautete ursprünglich etwa so: εἰ — θελήσειας, στάδιοι μὲν εἴκοσι καὶ ἑκατὸν ἐς Λετρίνους εἰσίν, ὀγδοήκοντα δὲ ἐκ Λετρίνων καὶ ἑκατὸν ἐπὶ Ἦλιν. Ganz ähnlich steht VI, 26, 18 πεντήκοντα στάδιοι καὶ ἑκατὸν ἐπὶ ποταμὸν εἰσι Λάρισον. Dasselbe ἕξεις oder, wie die meisten Handschriften haben, ἥξεις, kehrt zwar VIII, 11, 1 wieder, wo ohne Anstoß bisher gelesen wurde: εἰ δὲ ἀπὸ τοῦ ἱεροῦ τοῦ Ποσειδῶνος ἐς ἀριστερὰν ἐκτραπῆναι θελήσειας, σταδίους τε ἥξεις μάλιστά που πέντε καὶ ἐπὶ τῶν Πελίου θυγατέρων ἀφίξῃ τοὺς τάφους, aber die Worte τε ἥξεις und das καὶ vor ἐπὶ τῶν scheint doch nur von einer falschen Interpunktion herzurühren; man verbinde εἰ — ἐκτραπῆναι θελήσειας μάλιστά που πέντε, ἐπὶ τῶν κτέ. und streiche jene Interpolationen, so wird die wahre Sprechweise des Schriftstellers deutlich hervortreten. Wie in jener Stelle durch La ein den Stil entstellendes Glossem beseitigt wird, so an einer andern, II, 20, 3, wenn wir nicht irren, ein die Sache selbst entstellender Zusatz; denn es ist kaum zu bezweifeln, daß auf dem Markt zu Argos kein Tempel des Nemeischen Zeus zu sehen war, sondern nur eine von Lysippus gefertigte Statue; das ἱερὸν vor ἄγαλμα mußte, als in La fehlend, wenigstens eingeklammert werden; durch die volle Interpunktion, welche Dindorf angewandt hat, wird das Asyndeton nicht erträglicher; man könnte sich vielleicht auf II, 2, 8 berufen: ἔστι δὲ καὶ Τύχης ναός· ἄγαλμα ὀρθὸν Παρίου λίθου, aber hier scheint ἔχων ausgefallen zu seyn, vgl. II, 13, 4 τῆς Ἥρας ἐστὶν — ναὸς ἄγαλμα ἔχων Παρίου λίθου. Dasselbe Participium ist offenbar auch am Schluß von X, 26 vor πεποίηται mit Porson herzustellen.

Um noch einige andere theils nach La allein, theils nach La, Vb zu berichtende Fälle zu berühren, erinnern wir an X, 10, 1, wo das störende οὗτοι μὲν δὴ nach Πανδίων keine Aufnahme verdiente, etwas weiter ist bloß aus La richtig Φυλεὺς οὗτοι beybehalten; der Conjektur Φυλεὺς ἔτι οὗτοι bedarf es nicht. III, 3, 4 wird ὑπήκοοι Λακεδαιμονίοις ὄντες bestätigt durch III, 8, 3; III, 12, 1 ist der Singular Ἀφέταν wahrscheinlicher, weiterhin heißt die Strasse Ἀφεταΐς. III, 13, 5 muß καὶ vor Καρνειὸς wegfallen, III, 17, 5 der Artikel vor Λακεδαιμόνιοι, IV, 12, 2 wird τὸ ἔργον den Vorzug vor τῶν ἔργων verdienen, und IV, 22, 3 ἐθέλουσι vor ἐθελήσουσι, in IV, 34, 1 leitet ἐκ τοῦ (so La, VaM) eher auf ἐς τοῦ als auf ὑπὸ τοῦ oder ἐπὶ τοῦ. In V, 25, 1 war kein zureichender Grund das nothwendige, aber nur von den beyden Handschriften gebotene κατ' ἔτος einzuschließen. In VIII, 27, 4 macht das vor La ausgelassene καὶ vielleicht die Annahme einer Lücke unnöthig. IX, 9, 4 dürfte Bekkers Correktur Καδμείαν ὀνομάζομεν νίκην nicht den Vorzug erhalten vor Καδμείαν νίκην ὀνομάζουσιν, wie La gibt, man vergleiche II, 7, καὶ νῦν Φόβον ὀνομάζουσι τὸ χωρίον. X, 13, 1 gibt La die richtige Orthographie Δρωπίων; endlich X, 13, 6 verbietet der Zusammenhang an ein anderes Schatzhaus als das der Korinthier in Delphi zu denken, statt Κυρηναίων muß also mit La und Va Κορινθίων geschrieben werden.

Das Verzeichniß der aus La zu berichtigenden Stellen könnte noch beträchtlich vermehrt werden; hier aber reichen einige Beyspiele für unsern Zweck hin.

Die Spuren der von Musurus in den Text hie und da eingeschwärzten Interpolationen haben SW größtentheils getilgt, unter den wenigen Beyspielen, wo das nicht geschehen ist, wollen wir eines anführen, I, 5, 3: πρότερός τε γὰρ ἦρξε Κέκροψ, ὃς τὴν Ἀκταίου θυγατέρα ἔσχηκε καὶ ὕστερον ἄλλος, ὃς μετῴκησεν ἐς Εὔβοιαν. Hier

ist ἄλλος offenbar eine nicht in Handschriften nachweisbare Fälschung, veranlaßt durch ὕστερον, was nothwendig ὕστερος heißen muß. Das καὶ δή γε (Ag. ὡς δή γε) der Handschriften wird überdieß in ὥς δὴ καὶ und ἔσχηκε in ἔσχε abzuändern seyn. In IX, 9, 5 ist ein Glossem ἐς τὸν πόλεμον τοῦτον frühzeitig an die Stelle des einfacheren ἐς ταῦτα getreten, doch so, daß mit Vermischung von Text und Glossem die Handschriften haben: ἐς τὸν πόλεμον ταῦτα. Gleich darauf hat nur Va richtig ἔπη, die andern Bücher ἐπὶ. Einer stärkern Verwechslung begegnen wir in IX, 5, 9, wo man liest: κατὰ δὲ τὴν τιμωρίαν τοῦ Ἀμφιονός ἐστι ποιήσεως Μινυάδος, ἔχει δὲ ἐς Ἀμφίονα κοινῶς καὶ ἐς τὸν Θρᾷκα Θάμυριν. Es ist die von ἐστι und ἔπη. Das π vertauscht mit στ findet man öfter, wie VI, 23, 2 στήλην für πάλην in Vb; ἀγαστήνορος für Ἀγαπήνορος in Ag, VIII, 5, 3; πλατεία für στρατεία in La, IX, 4, 2; ποὰν für στοὰν in Lb, X, 11, 6. Mit dieser Abänderung ergeben sich zugleich einige andere. Die Minyas hatte in ihrer Nekyia den Amphion als für seine Frevelworte büßend dargestellt; Pausanias mag in der Weise die Sache angeführt haben: καὶ ἐς τὴν τιμωρίαν τοῦ Ἀμφίονος ἔπη ποιήσεως Μινυάδος ἔχει, ἔχει δὲ κοινῶς κτέ. Leicht fiel in der auch sonst beliebten Epanalepsis (vergl. II, 7, 5, III, 3, 6, und II, 17, 6, wo die meisten Manuscripte das erste ἀνέθηκε weglassen, nur La scheint es erhalten zu haben), das eine ἔχει aus, besonders wenn schon vorher καὶ, wie so häufig in κατὰ und ἐς in δὲ übergegangen war, wovon ebenfalls Beyspiele vorliegen, vgl. IX. 32, 7: ὁπότε δὲ für ὁπότε ἐς in Lb. Dieselbe Vertauschung von π und στ dürfte in einer Stelle aushelfen, wo in demselben Satze die Ausgaben bis auf Siebelis einschließlich an einer dreyfachen Interpolation leiden, die zwey letzten aber immer noch einen Rest der überarbeitenden handschriftlichen Recension zurückgelassen haben. Es ist V, 6, 4: μετὰ δὲ τὸν Ἄνιγρον ὁδεύσαντι (ὁδεύσας die Ausgaben bis Bekker incl.) ἐπὶ μακρότερον διὰ χωρίου τὰ πλείω ὑποψάμμου (ὑπὸ ψάμμου κεκαλυμμένου die Ausgaben bis Siebelis incl.) καὶ ἔχοντος δένδρα πίτυς ἀγρίας ὀπίσω ἐπ' ἀριστερὰ Σκιλλοῦντος ὄψει ἐρείπια. Hier rührt ὁδεύσας und ὑπὸ ψάμμου κεκαλυμμένου wahrscheinlich erst von Musurus her; ὄψει gehört einer frühern Recension an, die ein Verbum vermißte und an dem Anakoluthon ὁδεύσαντι — ὄψει keinen Anstoß nahm. Niemand scheint ὀπίσω aufgefallen zu seyn, das doch gar keinen Sinn gibt; denn was soll das bedeuten, daß man, nachdem der Anigrus passirt und die Sandebene durchwandelt ist, Skillus hinter sich habe? Alle Schwierigkeit verschwindet, wenn wir aus ὀπίσω machen ἐστί σοι. Vgl. VI, 17, 1: εἰ δὲ ἀπὸ τοῦ Λεωνιδαίου πρὸς τὸν βωμὸν τὸν μέγαν ἀφικέσθαι τῇ δεξιᾷ θελήσειας, τοσάδε ἐστί σοι τῶν ἀνηκόντων ἐς μνήμην. Nun muß natürlich ὄψει, als welches erst durch die Corruptel ὀπίσω nöthig schien, wieder wegfallen. Dindorf hat in seiner lehrreichen Vorrede Mehreres der Art glücklich emendirt, wie III, 10, 6. X, 7, 4. Dazu gehört auch I, 33, 5. Wir wollen noch einige andere Beyspiele hinzufügen. Zuerst diejenigen, wo der Ausdruck variirt wird durch Zusammenstellung gleichbedeutender Phrasen, wie VII, 11, 1: πόλεις ὁπόσας ἐστὶν οἷόν τε ὡς πλείστας ἀφεῖσθαι, wo ὡς πλείστας ausgeschieden werden muß; ferner II, 10, 2: ἐς δὲ τὸ Ἀσκληπίειον ἐσιοῦσι καθ' ἕτερον τῆς ἐσόδου τῇ μὲν Πανὸς καθήμενον ἄγαλμά ἐστι, τῇ δὲ Ἄρτεμις ἕστηκεν, hier ist καθ' ἕτερον Variation von τῇ μὲν und nicht, wie Bekker wollte, καθ' ἑκάτερον zu setzen. Auch die viel besprochene Stelle I, 2, 4: εἰκόνες — γυναικῶν καὶ ἀνδρῶν ὅσοις τι ὑπῆρχεν, ὧν τις λόγος ἐς δόξαν war von den neuesten Herausgebern nicht nach Westermanns Vorschlag abzuändern in ὅσοις γε ὑπῆρχεν ὧν τις λόγος ἐς δόξαν, sondern in ihre einander ausschließenden Bestandtheile zu zerlegen: ὅσοις τι ὑπῆρχεν ἐς δόξαν und ὧν τις λόγος ἐς δόξαν. Man vergleiche IX, 1, 3, IX, 32, 9.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Februar.

Nro. 40. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

ΠΑΥΣΑΝΙΟΥ ἙΛΛΑΔΟΣ ΠΕΡΙΗΓΗΣΙΣ.
Pausaniae Descriptio Graeciae.

(Fortsetzung.)

Daß der Autor selbst diese Weitschweifigkeit sich erlaubt habe, ist wenig glaublich; auf jeden Fall werden jedoch Exegesen, wie IX, 33, 4: *ἐνταῦθα ἐν τῷ Δωρίῳ* — X, 4, 8: *ἐνταῦθα ἐν τῇ Δαυλίδι* ihm verbleiben müssen; ja, wir nehmen keinen Anstand, diese Redeform VI, 3, 6 ihm zurückzugeben, wo SW für *ἐνταῦθα ἐν ἑκατέρῳ τῷ ἀγῶνι* mit Dindorfs Billigung *πεντάθλῳ ἐν ἑ. τ. ἀ.* geschrieben haben; dabey wurde übersehen, daß Pankratiasten nicht wohl zugleich Pentathlen seyn konnten, denn jene mußten nach Stärke und überwiegender Corpulenz, diese hingegen nach Leichtigkeit und Gewandtheit streben. Nicht verdorben ist *ἐνταῦθα*, aber es steht am unrechten Platz und gehört vor *ἐν Ὀλυμπίᾳ*. Eine ganz offenbare und durchaus nicht zu duldende Glosse der Art bietet VIII, 20, 1: *ὁ δὲ Λάδων ποταμῶν τῶν ἐν Ἑλλάδι ὕδωρ παρέχεται κάλλιστον, ἔχει δὲ καὶ ἄλλως ἐς ἀνθρώπους φήμην Δάφνης τε εἵνεκα καὶ τὰ ᾀδόμενα ἐς τὴν Δάφνην. τοῦ λόγου δὲ τοῦ ἐς Δάφνην τὰ μὲν Συρίας τοῖς οἰκοῦσιν ἐπὶ Ὀρόντῃ τῷ ποταμῷ παρίημι, λέγεται δὲ καὶ ἄλλα τοιάδε ὑπὸ Ἀρκάδων καὶ Ἠλείων κτέ.* Die meisten Herausgeber schließen *Δάφνης τε εἵνεκα* „ob misellam tautologiam, quae manifestum glossema prodit" ein; nicht bemerkend, daß die Worte in Beziehung auf das Vorhergehende unentbehrlich sind. Nur *τε* ist aus unverständiger Correktur entstanden. Mit *καὶ τὰ ᾀδόμενα ἐς τὴν Δάφνην* beginnt nun ein neuer Satz, dessen unnützes Pendant *τοῦ λόγου δὲ τοῦ ἐς Δάφνην* nothwendig gestrichen werden müßte; dann hängt ganz gut alles zusammen: *καὶ τὰ ᾀδόμενα ἐς τὴν Δάφνην τὰ μὲν Σύροις* (so ist mit Bekker zu schreiben) *τοῖς οἰκοῦσιν ἐπὶ Ὀρόντῃ τῷ ποταμῷ παρίημι, λέγεται δὲ κτέ.* Pausanias hat die Eigenthümlichkeit, die Correlate nicht immer durch vollständige Unterscheidung hervorzuheben, sondern das erste Glied ohne disjunctive Bezeichnung hinzustellen, z. B. IX, 8, 5 *πύλας δὲ Κρηναίας, τὰς δὲ Ὑψίστας ἐπὶ λόγῳ τοιῷδε ὀνομάζουσι*, um ein Exempel von vielen beyzubringen. Darnach muß VIII, 21, 3 geschrieben werden *Κλειτορίοις δὲ τὰ ἱερὰ τὰ ἐπιφανέστατα Δήμητρος, τὸ δὲ Ἀσκληπιοῦ*, (für *τό τε*) *τρίτον δέ ἐστιν Εἰλειθυίας.* In ähnlicher Weise schrieb P. wahrscheinlich VIII, 31, 9 *ἐρείπια δὲ Ἀθηνᾶς ἱεροῦ Πολιάδος καὶ ἐπὶ τῷ ἑτέρῳ ναός ἐστιν Ἥρας Τελείας.* In der Vulgata *Πολιάδος ἐπὶ αὐτῷ καὶ τῷ ἑτέρῳ ναὸς* sehen SW die Anzeichen einer Lücke; Rec. möchte lieber darin ein ungeschicktes Glossem erkennen.

Allerdings sind es besonders die vielen Defekte, welche die Hoffnung auf eine totale Herstellung dieses Textes nicht begünstigen. Man vergleiche Stellen wie I, 24, 3. III, 11, 11. III, 20, 5. III, 26, 2. VI, 13, 4. VI, 13, 7. VI, 19, 8. VI, 24, 4. VII, 4, 8. VIII, 19, 1. VIII, 39, 6. X, 9, 9. X, 22, 1. X, 30, 1, wenn man den verzweifelten Zustand des Buches kennen

lernen will. An diesen Stellen wird man das Ausgefallene nicht einmal dem Inhalt nach zu ergänzen vermögen. Neben diesen gibt es noch eine beträchtliche Anzahl von solchen, wo man zwar errathen kann, was fehle, aber die Form des Ausdrucks nicht mehr zu bestimmen ist; in andern wiederum vermag Beachtung der Analogie und des Zusammenhanges eine richtige Restauration hervorzubringen. Um mit der letztern Gattung den Anfang zu machen, so wollen wir zuerst eine Stelle ausheben, die schon Panofka behandelt hat in seiner Abhandlung „der Tod des Skiron und des Patroklus" 1836, p. 4, nämlich I, 44, 9. Auf das von ihm vorgeschlagene und von Franz (Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, 1841, p. 222) gebilligte Supplement *ἀετὸν τὴν χελώνην* leitet keine Spur; durch Vergleichung aber mit II, 29, 7 ergibt sich erstens, daß *καὶ εὐξαμένου* weggefallen ist, sodann führt der Satz dort: *χρῆναι δὲ, εἴπερ ὑπακούσῃ* (*ὑπακούσεται?*) *σφίσιν, Αἰακὸν τὸν ἱκετεύσοντα* (besser *ἱκετεύοντα*) *εἶναι*, auf die Vermuthung, daß auch in *κομίσαντα* nur ein verstümmeltes *ὑπακούσαντα* stecke. Der Inhalt des Gebetes mußte natürlich zufolge des dem Jupiter Pluvius ertheilten Praedikates *Ἀφέσιος* das *ὕδωρ ἀφεῖναι ἐς τὴν Ἑλλάδα γῆν* seyn, endlich *δὲ* vor dem zweyten *ἀφεῖναι* in *τε* übergehen. Demnach würde der Satz mit Wahrscheinlichkeit so auszufüllen seyn: *φασὶ δὲ ἐπὶ τοῦ συμβάντος ποτὲ τοῖς Ἕλλησιν αὐχμοῦ θύσαντος Αἰακοῦ κατὰ δή τι λόγιον τῷ Πανελληνίῳ Διὶ ἐν Αἰγίνῃ [καὶ εὐξαμένου ὕδωρ ἀφεῖναι ἐς τὴν Ἑλλάδα γῆν ὑπα]κούσαντά τε ἀφεῖναι καὶ διὰ τοῦτο Ἀφέσιον καλεῖσθαι τὸν Δία.* In III, 8, 1 ist Schubarts Ergänzung *καταλιπόντος παῖδας* [*Ἀγίν τε καὶ Ἀγησίλαον*] so treffend, daß man bedauern muß, sie von Dindorf nicht einmal in der lateinischen Uebersetzung benutzt zu sehen. Ueber die Lücke in V, 9, 3 hat Rec. in den Berl. Jahrbüchern schon früher sich ausgesprochen, und glaubt auch jetzt noch den Inhalt des Ausgefallenen in der Redeweise des Schriftstellers richtig zu ersetzen, indem er schreibt: *ὁ δὲ κόσμος ὁ περὶ τὸν ἀγῶνα ἐφ' ἡμῶν, ὡς θύεσθαι τῷ θεῷ τὰ ἱερεῖα πεντάθλου μὲν καὶ δρόμου τῶν ἵππων [οὐκ ἐπὶ ἡμέρας τῆς αὐτῆς ἐσκληθέντων, τῶν δὲ λοιπῶν] ὕστερα ἀγωνισμάτον.* Die weitere Ausführung darüber siehe im Jahrgang 1840 der Berliner Jahrbücher, p. 791. Die sichersten Ergänzungen sind gewiß diejenigen, wo mit einem oder wenigen Worten geholfen werden kann. Die Stelle IX, 8, 4, wo Dindorf nicht einmal die Lücke bezeichnete: *ἐν ταῖς χορδαῖς νήτην καλοῦσιν ἐξ αὐτῶν*, hat Unger in seinen Paradoxis Thebanis einer ausführlichen Prüfung unterworfen, und glaubte ganz sicher zu gehen, wenn er schrieb *ἐξ αὐτῶν οὐσῶν ταύτην τὴν χορδὴν Ἀμφίονα ἐπὶ ταῖς πύλαις ταύταις ἀνευρεῖν λέγουσιν* (pag. 307). Gerechte Bedenken hat Schubart dagegen geäußert in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft, 1841, pag. 302. Die Heilung der Stelle wird einfacher bewerkstelligt werden, wenn man *τὴν ἑβδόμην* vor *ἐξ αὐτῶν* einschiebt, vgl. V, 11, 3: *τὸ γὰρ ὄγδοον ἐξ αὐτῶν οὐκ ἴσασιν ὅντινα τρόπον ἐγένετο ἀφανές.* Ueber I, 24, 7, wo bey Dindorf ebenfalls die Klammern fehlen, hat Walz in Praef. III, 7 gehandelt und den Vorschlag gemacht zu schreiben *τῇ μὲν δεξιᾷ Νίκην ἔχει ὅσον τε τεσσάρων πηχῶν, ἐν δὲ τῇ ἑτέρᾳ χειρὶ δόρυ ἔχει*, indem er sich auf V, 11, 1 berief. Richtig ist hier die Verstellung *ὅσον τε* für *τε ὅσον*, was Dindorf auch nicht so stehen lassen durfte, richtig auch die Ansicht, daß die Beschreibung, wie sie die bisherigen Texte geben, mangelhaft ist, weil nicht angedeutet wird, daß die Nike auf der Rechten der Athena angebracht war; aber wenig wahrscheinlich, daß beyde Angaben ausgefallen seyen. Am seltensten trifft man bey Pausanias diese Vollständigkeit, er liebt vielmehr die Rechte durch ein einfaches *ἡ χεὶρ* zu bezeichnen, worauf die Linke gewöhnlich mit *ἡ ἑτέρα* ausgedrückt wird, z. B. VIII, 31, 2, 4. VIII, 42, 3. X, 36, 8 (hier *ἡ ἑτέρα χείρ*) oder er macht es noch kürzer, und begnügt sich damit, die Rechte durch eine ihr zukommende Haltung oder Bewegung anzudeuten; dann ist wieder *ἡ ἑτέρα χεὶρ* die Linke. Letztere Art wird auf unsere Stelle am ersten anzuwenden seyn; man schreibe (wie II, 10, 3. V, 17, 4. VI, 16, 3) *καὶ Νίκη ὅσον τε τεσσάρων πηχῶν, ἐν δὲ τῇ ἑτέρᾳ χειρὶ δόρυ ἔχει*, so wird auf die ohnehin bekannte Stellung der Nike hingewiesen und zugleich der Mißstand

vermieden, daß die Göttin ihre Lanze in die Rechte nimmt, was nach dem bestehenden Text angenommen werden müßte. Andere kleinere Ausfälle sind IX, 1, 7, wo nach ἐς τοὺς ἀγροὺς ein Participium, wie ἐλθόντες vermißt wird; IX, 5, 8, wo λίθων πέρι καὶ θηρίων zu lesen; V, 10, 6 ist τοῦ Διὸς nach ἐν δεξιᾷ, wenn auch nicht durchaus unnöthig, doch aus den bessern Handschriften wieder herzustellen; V, 13, 4 hat das προαγορεῦσαι αὐτοῖς keine Beziehung, aber im unmittelbar vorhergehenden Satz μηκυνομένου τοῦ πρὸς Ἰλίῳ πολέμου ist Ἕλλησι, was bey der Aehnlichkeit der Schriftzüge und des Lautes leicht geschehen konnte, weggefallen, vgl. übrigens V, 22, 4 dieselbe Zusammenstellung σκεδασθεισῶν γὰρ Ἕλλησιν, ὡς ἐκομίζοντο ἐξ Ἰλίου τῶν νεῶν. Mit Recht ist IX, 16, 6: ἐνιαυτοῦ δὲ ἅπαξ ἑκάστου τὸ ἱερὸν ἀνοιγνύναι σφίσιν ἔθος ἐν ἡμέραις τακταῖς die von Musurus herrührende Interpolation ἔθος beseitigt worden in SW, wenn aber mit Dindorfs Beystimmung σφίσιν in φασὶν verändert wurde, so ist schwerlich das Richtige getroffen; eher glauben wir, daß καθέστηκεν, der gewöhnliche Ausdruck für religiöse zu bestimmten Zeiten wiederkehrende Feyerlichkeiten, ausgefallen ist, wie VI, 20, 8, wo es in allen Handschriften und V, 24, 9, wo es in den geringern Va, Vb, M, Lb fehlt. In X, 8, 1 verlangt die Construktion den Zusatz εἶναι nach σφίσιν, wie IX, 34, 10 von ὄνομα nach Ὄλμωνας, beyde Stellen ergänzen sich gegenseitig.

Diese Beyspiele von Lücken, die eine ziemlich sichere Restauration zulassen, mögen genügen; größer ist die Zahl derer, wo der Inhalt der vermißten Worte leichter als ihre buchstäbliche Fassung nachgewiesen werden kann. Hier sind die von Frühern sowohl als insbesondere von Bekker und SW gemachten Vorschläge sehr zahlreich und empfehlen sich meistens durch große Probabilität. Auch diese könnte man hie und da noch mit Hülfe eines vollständigen Index verborum, dessen Anfertigung ein höchst verdienstliches Werk seyn würde, auf die ursprüngliche Form zurückführen. Um ein kleineres Beyspiel zu wählen, V, 27, 10: ὁ δὲ σφᾶς θεὸς ὁ ἐν Δελφοῖς κατὰ τὸ ἀνάθημα καθάρσια ἔχρα ἐπ' αὐτῷ ποιησαμένους ὁποσα Ἕλληνες ἐπὶ ἀκουσίῳ φόνῳ νομίζουσιν — hier corrigirte Böckh καταλείπειν, Bekker κατὰ χώραν ἐᾶν, aber der Stil des Pausanias verlangt noch den Zusatz μένειν. Die Stelle ist nicht nur lückenhaft, sondern auch mit einem Glossem belästigt; man tilge das in M, Lb fehlende καθάρσια, und schreibe κατὰ χώραν ἐᾶν μένειν τὸ ἀνάθημα ἔχρα. Die Beobachtung des dem Schriftsteller eigenthümlichen Stiles wird auch manche noch unbemerkt gebliebene Defekte aufdecken, wie IX, 18, 3, wo der Satz ἑξῆς δέ ἐστι τῶν Οἰδίποδος παίδων μνήματα καὶ τὰ ἐπ' αὐτοῖς δρώμενα, ἃ οὐ θεασάμενος πιστὰ ὅμως ὑπείληφα εἶναι verschiedene Verbesserungsversuche hervorgerufen hat. Es blieb unbeachtet, daß τὰ ἐπ' αὐτοῖς δρώμενα mit dem Monument nicht coordinirt werden kann, und daß die Naturerscheinung kein δρώμενον ist. Diese Schwierigkeiten werden beseitigt, wenn man nach μνήματα einschiebt μνήμης δὲ ἄξια und aus δρώμενα macht ὁρώμενα. In I, 14, 2 ist die Lücke erst von Dindorf angedeutet; daß etwas fehle, erkannte zuerst Clavier. Pausanias verbindet οἶδα nur mit dem Particip; daraus ergibt sich schon der Defekt. Die von Siebelis und Andern sehr mißdeutete Stelle heißt Ἀθηναῖοι δὲ καὶ ὅσοι παρὰ τούτοις ἴσασι Τριπτόλεμον τὸν Κελεοῦ πρῶτον σπεῖραι καρπὸν ἥμερον. Hier schreibe man erstens παρὰ τούτους = außer diesen; denn die Argiver leiteten das Geschlecht des Triptolemus von ihrem Trochilos her. Das von ἴσασι regierte Particip ist ὄντα, hier in τὸν verkehrt, σπεῖραι aber muß von einem verlorenen φασι abhängen, dem als nähere Bestimmung noch beygefügt seyn mochte τοῦτον δούσης Δήμητρος. Kurz vorher I, 14, 1 hat Spengel richtig erkannt, daß ἐν δὲ αὐτῷ (dieselbe Verwechslung kehrt öfters wieder, z. B. VI, 20, 2) geschrieben werden müsse statt ἐν δὲ τῷ: die Bildsäule des Triptolemus befand sich eben im Tempel der großen Göttinnen, und der Heros selbst hatte kein eigenthümliches ἱερὸν dort, wie man bisher glaubte, sondern der zweyte Tempel ist der erst §. 5. angeführte der Ἄρτεμις Εὔκλεια. Das ergibt sich auch aus den Worten §. 4. πρὸ τοῦ ναοῦ τοῦδε, ἔνθα καὶ τοῦ Τριπτολέμου τὸ ἄγαλμα, welche ein

Muster von Verkehrtheit seyn würden, wenn der Schriftsteller von einem Heiligthum des Triptolemus hätte sprechen wollen. Wie hier ἐν δὲ τῷ mangelhafte Lesart ist, so VIII, 41, 7 ἐν δὲ τῷ αὐτῷ χωρίον τί ἐστι καλούμενον Βάσσαι eine fehlerhafte durch den Pleonasmus von τῷ, welches gestrichen werden muß. Die Wahrscheinlichkeit anderer Ausfüllungen mögen nun die mit dem Schriftsteller vertrauten Leser prüfen: I, 10, 4, nimmt Lysandra, Tochter des Ptolemaeus Lagi, ihre Brüder mit zu Seleukus; sie waren im Interesse des Philadelphus von der Erbfolge ausgeschlossen worden. Vielleicht schrieb demnach Pausanias: τούς τε παῖδας ἅμα ἀγομένη καὶ τοὺς ἀδελφοὺς τοὺς αὐτῆς, οἳ [τοῦ τῶν Αἰγυπτίων ἄρχειν ἐξεπεπτώκεσαν] περιελθόντος τούτου ἐς Πτολεμαῖον. καταφεύγουσι δὲ τούτους παρὰ Σέλευκον κτἑ. Die corrupte Interpunktion machte ἐκδιδράσκουσι nach τούτους nöthig. In II, 32, 6 kann nach πιέσαντος ausgefallen seyn πολλοὺς μὲν καὶ ἄλλους τῶν Ἑλλήνων, in IV, 31, 10 nach Δαμοφῶντος ὅς etwa [καὶ τῶν ἄλλων, ὁπόσα ἐστὶν ἐν Μεσσήνῃ, ἀγαλμάτων τὰ πλεῖστα] εἰργάσατο, in V, 26, 1 nach Μηνίου — [μετὰ δὲ], in welchem Falle τε vor καὶ ἱερὸν gestrichen werden muß. Ein ἵνα δέξαιτο oder etwas Aehnliches ist einzusetzen VI, 21, 1 vor τὸ ἅρμα, in VII, 8, fin. wird Attalos wohl als Heerführer der Pergamener und Mysier bezeichnet worden seyn und die Stelle so completirt werden können: Ἄτταλος [ἡγεμὼν τῆς τε ἐκ Περγάμου] καὶ ἔτι τῆς ἐκ Μυσίας στρατιᾶς. Von dem Tempel der Artemis Hymnia, welcher den Orchomeniern und Mantineern zugleich gehörte, wird VIII, 13, 1 gehandelt; beyde Gemeinden theilten sich auch in die Bestellung der Priester und Priesterinnen; demnach wird der Sinn des Ausgefallenen schwerlich verfehlt werden, wenn man schreibt [καθιστᾶσι δὲ ἀμφότεροι] καὶ ἱέρειαν καὶ ἄνδρα ἱερέα. Die Citation von Homer Od. ζ, 103. in VIII, 24, 3 leitet von selbst auf eine Ergänzung der Art: ἐποίησε δὲ Ὅμηρος, ὡς ἐν Ταϋγέτῳ τε καὶ Ἐρυμάνθῳ [καπροὺς καὶ ἐλάφους ἡ Ἄρτεμις θηρῴη.] ἐκρυεὶς οὖν τῆς Λαμπείας κτἑ, wo das Participium an die Stelle von θηρευτῆς getreten ist.

Gleich darauf, VIII, 24, 11 scheint Begriff und Zusammenhang zu fordern, daß die mangelhafte Phrase γέγονεν αἰτία τὸ Αἰτωλῶν ἔθνος vervollständigt werde etwa in der Weise: γ. α. τοῦ Αἰτωλῶν ἔθνους [ἡ ἀνάστασις], worauf sich beziehend er fortfahren konnte: γεγόνασι δὲ αὐτοί τε ἀνάστατοι κτἑ. In einer schon oben berührten Stelle IX, 9, ἐποιήθη — καὶ ἔπη Θηβαΐς verdient gewiß diese Verbesserung von Hemsterhuis (statt Θηβαίοις) allen Beyfall, aber ganz im Reinen ist der Satz schwerlich; so unmittelbar und ohne Uebergang verbindet Pausanias den Eigennamen nicht mit dem Appellativum; wie X, 5, 6, wo er von der Eumolpia spricht, lag auch hier ein Kolon dazwischen, so etwas wie οἷς ἐστιν ὄνομα. X, 29, 5 beschreibt P. ein auf dem Gemälde des Polygnotus in der Lesche zu Delphi verbundenes Heroinenpaar und gibt für ihre Zusammenstellung zwey Motive an; das eine, weil sie Freundinnen und Nachbarinnen waren, das andere, weil die eine, Thyia, mit Poseidon selbst, die andere, Chloris, mit Poseidons Sohn Neleus, sich vermählt hatte. Eine zu große Lücke statuirt Schubart, wenn er supplirt ἡ δὲ [Θυία Κασταλίου τοῦ αὐτόχθονος θυγάτηρ ἐκ τῆς ὁμόρου περὶ τὸν Παρνασὸν] χώρας. Aber dieses χώρας ist ja nur ein Schreibfehler der geringern Manuscripte für Χλῶρις und die Thyia verlangte blos eine einfache Angabe ihrer Heimath wie ἐκ Δελφῶν oder ἐκ Παρνασοῦ. Der Zusammenhang dieser Stelle ist noch nicht erkannt worden, weil die Lesart δ' ἂν καὶ ἀλλοῖον ἐς αὐτὰς λόγον bisher unbenützt blieb zur Auffindung desselben; in der Note bei SW heißt es: quid in eo lateat, non eruimus; δ' οὖν non satis placet; fortasse ἂν cum aoristo significat: narrare solent.

(Schluß folgt.)

OCR

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Februar.

Nro. 41. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1846.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

Dr. J. Fr. H. Albers, Handbuch der allgemeinen Pathologie. Th. 2. Bonn 1844.

Dr. Gl. Gluge, Atlas der pathologischen Anatomie. Lief. 9 — 12. Jena 1846.

C. H. Fuchs, Die ältesten Schriftsteller über die Lustseuche in Deutschland von 1495 — 1510. Götting. 1843.

Lallemand, Clinique médico-chirurgicale, publiée par H. Kaula. T. I. p. 1. Par. 1846.

Dr. A. W. Koch, die Homöopathie, physiologisch, pathologisch und therapeutisch begründet. Karlsruhe 1846.

Dr. A. K. Hesselbach, Handbuch der gesammten Chirurgie. Th. 3. Jena 1846.

Dr. J. Lisfranc, Précis de médecine opératoire. Livr. 4. 5. Par. 1846.

Dr. E. Blasius, Lehrbuch der Akiurgie. 2. Aufl. Halle 1846.

Dr. G. Jäsche, Beyträge zur plastischen Chirurgie. Mitau 1844.

J. Hirsch, Orthopädie. Prag 1845.

Schlemm, Operationsübungen am Cadaver, dargestellt von Dr. Fr. Ravoth. Berlin 1845.

Dr. A. Duflos, Die wichtigsten Lebensbedürfnisse, ihre Aechtheit und Güte, ihre zufälligen Verunreinigungen und ihre absichtlichen Verfälschungen. Breslau 1846.

O. Berg, Handbuch der pharmaceutischen Botanik. Berlin 1845.

Dr. L. Krahmer, Das Silber als Arzneymittel betrachtet. Halle 1845.

Verhandlungen der Gesellschaft für Geburtshülfe in Berlin. I. Jahrgang. Berlin 1846.

Dr. Th. Renner und Dr. E. Schenk, Die Erkenntniß der Hundswuth. Jena 1844.

H. R. Brinkmann, Wissenschaftliche praktische Rechtskunde. Bd. 1. (Nicht mehr erschienen.) Schleswig 1831.

Dr. H. G. Heumann, Handlexikon zum Corpus juris civilis. Lief. 4. Schluß. Jena 1846.

Dr. G. Ch. Burchardi, Lehrbuch des römischen Rechts. Th. II. Abth. 3. Das System und die innere Geschichte des römischen Privatrechts. Stuttgart 1846.

Th. Brand, Handbuch der preußischen Gesetzsammlung von 1806 bis 1845 einschließlich. Bd. 1. Breslau 1846.

C. F. Gerstlacher, Sammlung der würtemberg. Gesetze und Normalien. Stuttgart 1759.

Dr. C. F. Curtius, Handbuch des im Königreich Sachsen geltenden Civilrechts. 4. Ausg. Th. 1. Leipzig 1846.

Dr. J. D. H. Temme, Lehrbuch des preußischen Civilrechts. Bd. 1. Leipzig 1846.

G. L. J. Carré, Les lois de l'organisation et de la compétence des jurisdictions civiles. Vol. 1. 2. Rennes 1825 — 26.

H. Jeremy, An analytical digest of the reports of cases, decided in the courts of common law and equity in the year 1845. Lond. 1846.



Ed. Livingston, A system of penal law for the united states of America. Washington 1828.

de Lacuisine, Traité du pouvoir judiciaire dans la direction des débats criminels. Dijon 1843.

Cuidados literarios do Prelado de Beja em Graça do seu Bispado. Lisboa 1791.

Gothicae versiones epistolarum D. Pauli ad Romanos, ad Corinthios primae, ad Ephesios quae supersunt, ed. C. O. Castillionaeus. Mediol. 1834.

Will. Cureton, Vindiciae Ignatianae or the genuine writings of St. Ignatius. London 1846.

Petri Siculi historia Manichaeorum seu Paulicianorum. Textum graecum Matthaei Raderi recogn. et de integro latine vertit J. C. L. Gieseler. Gotting. 1846.

C. P. de Lasteyrie, Histoire de la confession sous les rapports religieux, moraux et politiques chez les peuples anciens et modernes. Paris 1846.

Frz. C. Griesbaber, Deutsche Predigten des 13. Jahrhundert zum ersten Mal herausgegeben. Abth. 1. 2. Stuttgart 1844 — 45.

Memorias historicas do ministerio do Pulpito per hum religioso da ordem terceira de S. Francisco. Lisboa 1776.

Form of consecrating the English collegiate church of St. Paul Malta. Malta 1844.

Jos. Cappelleti, Le chiese d'Italia dalla loro origine sino ai nostri giorni. Fasc. 51 — 55. Florenz 1845.

E. Allignol, Der gegenwärtige Zustand des Clerus in Frankreich. Leipzig 1846.

Ch. Babington, The influence of Christianity in promoting the abolition of Slavery in Europe. (Preisschrift.) Cambridge 1846.

C. P. Lepsius, Geschichte der Bischöfe des Hochstifts Naumburg vor der Reformation. Th. 1. Naumburg 1846.

Alex. de Saint-Cheron, Histoire du Pontifical de Saint Léon-le Grand et de son sièclé. T. 1. 2. Par. 1846.

K. G. Müller, Kirchengeschichte der Stadt Lauben. Görlitz 1818.

Bar. Xav. van den Steen de Jehay, Essai historique sur l'ancienne cathédrale de St. Lambert à Liège. Liège 1846.

Disposições do superior provincial para a observancia regular e literaria da congregação da ordem terceira de S. Francisco desde Reinos. T. I. II. Lisboa 1790 — 94.

Dr. J. G. Büttner, Die hochdeutsche reformirte Kirche in den vereinigten Staaten von Nord-Amerika von ihrer Gründung bis auf die neueste Zeit. Schleiz 1846.

Acta Sanctorum collecta digesta commentariisque et observatt. illustrata a Jos. Vandermoere et Jos. Vanhecke. T. VII. Octob. p. 1. 2. Bruxelles 1845.

Dr. Pinner, Prospectus der der Odessaer Gesellschaft für Geschichte und Alterthümer gehörenden ältesten hebräischen und rabbinischen Manuscripte. Ein Beytrag zur biblischen Exegese. Odessa 1845.

A catalogue of the library of the Athenaeum. Lond. 1845.

Dr. F. G. Ghillany, Index rarissimorum aliquot librorum manuscriptorum saeculoque XV typis descriptorum quos habet bibliotheca publica Noribergensis. Noriberg. 1846.

A. F. C. Vilmar, Geschichte der deutschen National-Literatur. 2. verm. Aufl. Lief. 1. Marburg 1846.

K. Eitner, Synchronistische Tabellen zur vergleichenden Uebersicht der Geschichte der deutschen National-Literatur. Lief. 1 — 4. Aelteste Literatur bis 1791. Breslau 1842.

Report of the 15. meeting of the British association for the advancement of science, held at Cambridge in June 1845. London 1846.

Reports of the council and auditors of the zoological society of London, read at the annual general meeting, April 29, 1845. London 1845.

Proceedings of the royal society of Edinburgh. 1841 — 1842. No. 19 — 26.

Proceedings of the Linnean Society of London. No. 15 — 22. London 1845 — 46.

Rules and Regulations for the government of the Athenaeum. London 1844.

Aug. Guill. de Schlegel, Oeuvres, écrites en français et publiées par Edouard Böcking. T. II. III. Leip. 1846.

A. W. Schlegel, Sämmtliche Werke, herausg. von E. Böcking. Th. 6 — 10. Leipzig 1846.

A. Peruzzi, Opere in prosa e in versi. Vol. 1 — 7. Bologna 1845.

H. F. Maßmann, Althochdeutsches Wörterbuch oder vollständiger Index zu Graff's althochdeutschem Sprachschatze. Berlin 1846.

Verhandlungen der achten Versammlung deutscher Phi-

lologen und Schulmänner in Darmstadt 1845. Darmstadt 1846.

Opera patrum apostolicorum. Ed. C. J. Hefele. Editio tertia aucta et emend. Tubing. 1847.

Herculanensium Voluminum quae supersunt. Tom. VIII. Neapoli 1844.

Bhagavad-Gita sive Almi Crishnae et Arjunae colloquium de rebus divinis. Textum recensuit Aug. Guil. a Schlegel. Editio altera auctior. Cura Ch. Lasseni. Bonnae 1846.

A. Schaubach, Die deutschen Alpen. Th. 4. Jena 1846.

E. Quinet, Mes vacances en Espagne. Livr. 10 — 13. Schluß. Paris 1846.

B. Weber, Handbuch für Reisende in Tyrol. Innsbruck 1842.

J. Veneden, Das südliche Frankreich. Th. 1. 2. Frankfurt 1846.

M. Koch, Reise in Oberösterreich und Salzburg. Wien 1846.

Rochet D'Héricourt, Second voyage sur les deux rives de la mer rouge dans les Adels et le royaume de Choa. Avec Atlas. Par. 1846.

Ant. de Villasboas, Nobiliarchia Portugueza, tratado da nobreza hereditaria et politica. Lisboa 1676.

Genealogisches Jahrbuch des deutschen Adels für 1847. Stuttgart 1846.

B. Neustädt, Ordenslexikon. Abth. I. Heft 1. Breslau 1846.

A. W. Zumpt, De augustalibus et seviris augustalibus commentatio epigraphica. Berol. 1846.

Dr. C. G. Zumpt, Ueber die persönliche Freyheit des römischen Bürgers und die gesetzlichen Garantien derselben. Darmstadt 1846.

Dr. Fr. Wieseler, Die delphische Athena, ihre Namen und ihre Heiligthümer. Götting. 1845.

Dr. J. G. Keil, Das alte Rom. Lief. 1. Naumburg 1846.

Luigi Canini, L'architettura antica. Sez. II. Architettura graeca. Fasc. 9. 10. Ende des Werkes. Roma 1845.

v. Schulthess-Rechberg, Thalerkabinet. Fortsetzung von Madai. Bd. 2. Abth. 2. Wien 1846.

C. Lohner, Die Münzen der Republik Bern. Zürich 1846.

Dr. Spinelli, Monete cufiche battute da principi Longobardi, Normanni e Suevi nel regno delle due Sicilie. Napoli 1844.

B. G. Niebuhr, Historische und philologische Vorträge an der Universität zu Bonn gehalten. Bd. I. Römische Geschichte von der Entstehung Roms bis zum Ausbruch des ersten punischen Krieges. Berlin 1846.

T. v. Wolanski, Briefe über Slawische Alterthümer. 1. Sammlung. Gnesen 1846.

M. v. Thibiage's, Geschichte der berühmtesten Ritterburgen und Schlösser Frankreichs, Englands &c. Bd. 1. 2. Merseburg 1846.

Dr. Fr. W. Schubert, Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa. II. Abtheil. Deutsche Staaten. 2. Theil. Der preußische Staat. Bd. 1. Königsberg 1846.

Giov. Villani, Istorie Fiorentine, fino all' ano 1348. Vol. 1 — 8. Milano 1842 — 43.

G. Romegialli, Storia della Valtellina e delle già contee di Bormio e Chiavenna. Vol. 5. Sondrio 1845.

C. Morbio, Storie dei Municipj italiani. Vol. VI. Codice Visconteo - Sforzesco ossia raccolta di leggi, decreti e lettere famigliari dei Duchi di Milano. Milano 1846.

Dr. G. Nivoli, Guida ovvero descrizione storico-artistica di Livorno e dei suoi contorni. Fasc. I. Livorno 1846.

A. Rabusson, Développemens historiques sur l'origine de la race française. Par. 1845.

Timon, Ordre du jour sur la corruption électorale et parlementaire. 3. édition. Par. 1846.

C. Jubé de la Perrelle, Etudes synoptiques sur la chronologie, la géographie, l'archéologie et la paléographie de l'histoire de France. Paris 1846.

Franc. Vigier de la Pile, Histoire de l'Angoumois. Publiée par J. H. Michon. Par. 1846.

J. P. Coulon, Epoques Saumuroises ou esquisses historiques et anecdotiques sur Saumur et ses environs. Saumur 1812.

L. Bergevin et A. Dupré, Histoire de Blois. Vol. I. Blois 1846.

A. Sommier, Histoire de la révolution dans le Jura. Paris 1846.

J. Fr. Boehmer, Additamentum secundum ad Regesta imperii inde ab anno 1313 usque ad 1347. Lips. 1846.

Dr. K. Pfaff, Geschichte der Stadt Stuttgart. Heft 13. 14. Stuttg. 1846.

Fr. Wagenfeld, Bremens Volkssagen. Bremen 1846.

Dr. R. Moser, Beschreibung von Würtemberg. Stuttgart 1843.

K. F. v. Jägerschmid, Baden und der untere Schwarzwald im Großherzogthum Baden. Karlsruhe 1846.

E. v. Schwarzer, Oesterreichs Industrie, Schifffahrt, Land- und Seehandel. Th. I. Land- und Seehandel. Triest 1846.

Die Rechte der böhmisch-cechischen Sprache an den politischen und Gerichtsämtern. Leipzig 1846.

J. G. Sommer, Das Königreich Böhmen. Bd. 14. Saazer Kreis. Prag 1846.

Fr. X. Pritz, Geschichte des Landes ob der Enns. Heft 8. Linz 1846.

J. E. Schlager, Wiener Skizzen aus dem Mittelalter. Neue Folge. Bd. 2. 3. Wien 1846.

L. Steub, drey Sommer in Tirol. München 1846.

Dr. Jos. Müller, Systematische Darstellung des Medicinalwesens in den deutsch-illyrischen, böhmisch-gallizischen und italienischen Provinzen. Bd. 1. 2. Wien 1844.

K. A. Kaltenbrunner, Oberösterreichisches Jahrbuch für Literatur und Landeskunde. Linz 1845.

Oesterreichs Heerwesen in neuester Zeit. Leipzig 1846.

J. v. Häufler, Sprachenkarte der österreichischen Monarchie. Pesth 1846.

A. W. Pohlmann, Historische Wanderungen durch Tangermünde. Tangermünde 1846.

R. Fr. Eylert, Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm's III. Th. 3. Abth. 1. 2. Schluß des Werkes. Magdeb. 1846.

F. R. Fischer, Geschichte und Beschreibung von Breslau. Breslau 1846.

Dr. Coremans, Miscellanées de l'époque de Maximilien Emmanuel. Brussel 1846.

Ant. v. Tillier, Geschichte der Eidgenossenschaft während der Herrschaft der Vermittlungsacte. Bd. 2. Zürich 1846.

Johann von Müller's Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft, fortgesetzt von K. M. Monnard. Th. 11. Zürich 1847.

Fr. Vogel, Die alten Chroniken oder Denkwürdigkeiten der Stadt und Landschaft Zürich von den ältesten Zeiten bis 1820. Lief. 9 — 12. Schluß des Werkes. Zürich 1846.

Dr. Bluntschli, Geschichte des schweizerischen Bundesrechtes von den ersten ewigen Bünden bis auf die Gegenwart. Lief. 1. Zürich 1846.

Gedenkstukken tot opheldering der Nederlandsche Geschiedenis, opgezameld uit de archiven te te Rijssel, en opgezog van het gouvernement uitgegeven door L. Ph. C. van den Bergh. Deel II. Leiden 1845.

L. Ph. C. van den Bergh, Correspondance de Marguérite d'Autriche gouvernante des Pays-Bas avec ses amis, sur les affaires des Pays-Bas de 1506 — 1528. T. I. de 1506 — 1511. Leide 1845.

Annales Antwerpienses ab urbe condita ad a. 1700, auctore D. Papebrochio, Mertens et Buschmann. Vol. 1. 2. Antwerp. 1845.

A. Courtejoie, Histoire de la ville de St. Trond. St. Trond 1845.

Alfr. Suckling, The history and antiquities of the county of Suffolk with genealogical and architectural notices Vol. I. Lond. 1846.

Strickland, Lives of the queens of England. Vol. 9. Lond. 1846.

N. Harris Nicolas, The dispatches and letters of Vice Admiral Lord Viscount Nelson. Vol. VII (August to October 1805). London 1846.

Culloden Papers, interesting correspondence from 1625 to 1748. London 1815.

R. Kerr, History of Scotland during the reign of Robert I. surnamed the Bruce. Vol. 1. 2. Edinb. 1811.

Dr. A. Rauch, Schleswig-Holsteinisches Portfolio. Bd. I. Ingolst. 1846.

Dr. J. Wappaeus, Deutsche Auswanderung und Colonisationen. Leipzig 1846.

Archivio Cassinese. Vol. I. Commentarii della guerra di Cipro e della lega dei principi cristiani contro il Turco di Bart. Sereno, per cura di Monaci della Badia Cassinese. Monte Cassino 1845.

C. C. Rafn, Americas opdagelse i det tiende aarhundrede efter de nordiske oldskrifter. Kjobenhavn 1844.

K. Fr. Neumann, Geschichte des englisch-chinesischen Krieges. Leipzig 1846.

Macé Descartes, Histoire et géographie de Madagascar depuis la découverte de l'ile en 1506 jusqu'au récit des derniers événements de Tamatave. Par. 1846.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. März.

Nro. 43. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1847.

ΠΑΥΣΑΝΙΟΥ ἙΛΛΑΔΟΣ ΠΕΡΙΗΓΗΣΙΣ·
Pausaniae Descriptio Graeciae.

(Schluß.)

Daran ist nicht zu denken, sondern mit einer ganz leichten Aenderung war nur εἴποι δ' ἂν zu schreiben, entsprechend dem obigen οὐχ ἁμαρτήσεται μὲν δὴ οὐδὲ ὅστις φησί κτε. Gelegentlich sey es hier gestattet, einiges Andere in dieser Beschreibung zu berühren, da dieser Abschnitt auch nach O. Jahns lehrreicher Abhandlung darüber noch hie und da ein genaueres Zurückgehen auf den Zustand des Textes verlangt. Von minderer Wichtigkeit ist die Aufnahme einer, wie uns scheint, nicht gelungenen Emendation der Worte X, 25, 2 ἄνδρες ἐντὸς ναῦται καὶ ἀναμὶξ παῖδες, welche Dindorf von SW angenommen hat; obgleich nämlich die Verbindung ἄνδρες ναῦται auch bey Pausanias nachzuweisen ist, mißfällt der Ausdruck hier doch in der Nähe von παῖδες, und das sonderbare ἐν τοῖσι, was fast alle Handschriften haben, spricht für die Beybehaltung des letzten Jota; wir vermuthen daher, daß Pausanias geschrieben habe ἄνδρες ἐντὸς ἰόντες. Unwahrscheinlich ist die Anordnung in der Nekyia X, 28, 3, wornach der Vatermörder zugleich auf dem Ufer des Acheron und unter Charons Kahn vorgestellt wird. Dem läßt sich vielleicht durch eine nicht zu gewaltsame Aenderung so begegnen: ἐπὶ δὲ τοῦ Ἀχέροντος τῇ ὄχθῃ λόγου (das fügte schon Facius ein, vgl. II, 35, 4) μάλιστα ἄξιός ἐστιν ὑπὲρ τοῦ Χάρωνος τὴν ναῦν ἀνὴρ οὐ δίκαιος ἐς πατέρα ἀγχόμενος ὑπὸ τοῦ πατρός. Die Gestalten Jüngerer sind auf beyden Gemälden des Thasischen Künstlers nicht bärtig, um so auffallender muß es erscheinen, daß X, 30, 3 der als Jüngling auftretende Phokus mit einem starken Bart versehen seyn soll, zufolge der bisher allgemein gebilligten Emendation Kuhns; die Handschriften wissen davon nichts, sondern haben die freylich lückenhaften und corrupten Worte καὶ ἐς εὐμένειαν εὖ ἔχει. Den Namen des Ἰασεύς hat bereits Kuhn ergänzt, weiter hieß es vielleicht οὐ ἐς εὐμένειαν ἀφίκετο wie X, 31, 2 ἀφίκετο δὲ ἐς Ὀδυσσέως δυσμένειαν ὁ τοῦ Οἰλέως Αἴας κτε. X, 26, 4 wird mit Unrecht von SW und Dindorf Ἀχιλλεύς nach dem Vorgang von Siebelis eingeschlossen. Daß Neoptolemos seinen Namen mit Bezug auf die frühe Jugend seines Vaters, in der dieser in den Krieg gezogen war, erhalten habe, sagt ausdrücklich Philostr. Heroic. 320, 20, worauf bereits Welcker in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft, 1834 p. 47 hinwies; was in den Scholien zu Hom. Il. 19, 332 und bey Favorinus steht, beruht wohl nur auf einer Verwechslung. In dem vorhergehenden §. ist nach πεποίηται das καὶ zu tilgen, und bald darauf für ἐπὶ τούτοις zu schreiben ἐπὶ τομίων, vgl. V, 24, 11 auch IV, 15 gegen Ende des Capitels.

Nun noch einige Beyträge zur Lückentilgung. In VII, 10, 9 kann ἦν δὲ nach Ξένων, und in XIV, 14, 1 ὁ δὲ nach Ὀρέστης ausgefallen seyn. Wenn VII, 11, 7 der Codex Vb wirklich ἐδέοντο mit den alten Ausgaben hat, was bey SW in der kritischen Note nicht ausdrücklich angegeben ist, so bedarf es nur eines καὶ vor τιμωρῆσαι, um der Stelle zur nöthigen Vollständigkeit zu verhelfen.

Der zweyte Tempel des Apollo zu Delphi war bekanntlich aus Federn von Vögeln und Wachs von Bienen zusammengesetzt. Kaum konnte dieß ungenügender bezeichnet werden, als mit den Worten X, 5, 9: δεύτερα δὲ λέγουσιν οἱ Δελφοὶ γενέσθαι ὑπὸ μελισσῶν τὸν ναὸν ἀπό τε τοῦ κηροῦ τῶν μελισσῶν καὶ ἐκ πτερῶν. Besser ist ἐκ τῶν πτερῶν, was La hat. Aber damit muß nothwendig ein vorhergegangenes καὶ ὀρνίθων zusammenhängen; vielleicht hieß es auch mit Beziehung auf den Vers bey Philostratus 114, 7 καὶ οἰωνῶν, oder dieses ist nicht einmal ausgefallen, sondern nur in τὸν ναὸν übergegangen. Es ist schwer zu glauben, daß in VI, 3, 14 zwischen τῷ und Δίκωνι wirklich etwas ausgefallen sey, indem der in einigen der schlechtern Handschriften leer gelassene Raum eine andere Ursache haben kann. Auch IX, 15, 4, wo das corrupte στιγμὴν von SW sonderbarer Weise in γ' μνῶν verwandelt von Dindorf wieder mit beygefügtem Lückezeichen hergestellt worden, fehlt nichts, wenn man nach Spengels evidenter Emendation συνηγμένοι schreibt; deßgleichen dürfte in X, 2, 6 dasselbe Zeichen verschwinden durch die Correktur μίμημα ἦν χαλκοῦν χρονίῳ ὑδέρῳ κατερρυηκότος τε ἤδη. Die Wassersucht hat oft denselben Effekt wie die Schwindsucht, mit der sie hier vertauscht werden konnte.

Hiemit wollen wir dieß Capitel verlassen. Obwohl die Dindorfische Ausgabe manche vorzügliche Verbesserung aus eigenen und fremden Vorräthen darbietet, die in der zunächst vorausgegangenen fehlen, oder in den Noten sich verstecken, wäre doch mit etwas größerer Sorgfalt noch manche treffende Conjektur zu finden gewesen, die so gut wie andere ihren Platz im Text verdienten, z. B. V, 22, 3, τὰ ἐς πλάστας von SW, VII, 8, 7, εὐλόγως von G. Hermann, was SW bereits aufgenommen hatten; I, 18, 7, μέλιτι μάξαντες von Bekker, was zufolge Vergleichung von V, 15, 10, und VI, 20, 2, unbedenklich acceptirt werden muß, wie von demselben auch I, 25, 2, τῷ καιρῷ. Auch was Schubart in einigen Aufsätzen der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft Werthvolles nachgetragen hat, ist — ein Beweis von der Eile des Herausgebers — nicht benützt worden.

Möge es nun erlaubt seyn mit einigen eigenen Vorschlägen diesen Bericht abzuschließen, wobey wir die Folge der Bücher einhalten: I, 39, 1 haben die neuesten Herausgeber sehr bereitwillig Ruhnkens Emendation ἅτε γυναῖκα γραῖαν aufgenommen. Er führte die Greisin im Homerischen Hymnus auf Demeter (vs. 101) auch hier ein, wozu das kurz vorhergehende γραΐ εἰκασμένην zu berechtigen schien; eben diese unmittelbare Nähe muß aber Zweifel an der Richtigkeit der Aenderung erwecken. Uns scheint ἀργεΐαν, was alle Codd. haben, nur leicht verdorben zu seyn aus ἀργήν: die Mädchen brachten die Alte der Mutter, weil sie ohne Arbeit war und einen Dienst suchte, vgl. Herod. VIII, 26. — II, 1, 4 wird jedem Leser der Ausdruck ἐν Ἐπιδαύρῳ τῇ ἱερᾷ auffallen, wo La τὸ ἱερῷ hat. Vielleicht schrieb P. ἐν Ἐπιδαυρίων ὅροις, vgl. II, 34, 4. III, 23, 2. VIII, 25, 2. X, 27, 1. In II, 8, 3 ist διαλλάξας aus διαλλάξαντας verkürzt. II, 10, 1 war der räthselhafte Hain des Herkules παιδιζὴν vielleicht ein πλατανιστᾶς, ein Platanenhain, vgl. III, 14, 7. VII, 22, 1. — III, 8, 9 beziehen Agesilaus und Leotychides ein Orakel γεγονὸς μὲν ἐκεῖ gegenseitig auf einander, um zur Herrschaft zu gelangen; das Orakel war schon früher gegeben worden, also wird ein Sinn erfordert wie γεγονὸς μὲν οὐκ ἐκείνοις. IV, 3, 9 dürfte es schwer fallen in dem Satz τοῦ Διὸς τὸ ἐπὶ τῇ κορυφῇ τῆς Ἰθώμης τέμενος ἄνευ τῶν Πολυκάονος καὶ Μεσσήνης οὐκ ἔχον παρὰ τοῖς Δωριεῦσί πω τιμὰς Γλαῦκος ἦν ὁ καὶ τούτοις σέβειν καταστησάμενος anzugeben, was mit ἄνευ τῶν gemeint sey, woran bisher Niemand Anstoß nahm. Es ist das eine starke Entstellung des Richtigen, wenn auch nur auf einem Zug beruhend, υ für ν: man schreibe ἀνέντων, wofür II, 8, 1 und III, 14, 6 als Belege, wenn es deren bedarf, angeführt werden können. Aehnlich muß ἰδεῖν καὶ ἰδόντι IV, 35, 11, sich zusammenziehen in ἰδιαίτερόν τι, wogegen V 24, 7, δι' αἰτίαν auseinandergehen muß in ἰδίᾳ τι ἄν. V, 7, 6, ist die eigenthümliche Lesart ἐξ Ἴδης τῆς Κρητικῆς πρός, die alle Handschriften außer Vb (?) haben, mit Stillschweigen übergangen worden; sollte P. nicht geschrieben haben ἐξ Ἴδης τοῦ Κρητικοῦ ὄρους? Man sehe Aehnliches X, 5, 10, und X, 16, 5. — V, 20, 2 begreift man nicht recht,

was für λύτρα, wofür Andere an λουτρά dachten, die Priesterin in das Allerheiligste des Sosipolis hineinträgt; eher möchten wir an eine χύτρα denken, wie sie mit Gemüsen angefüllt der Ἑρμῆς Χθόνιος erhielt. Eine vielfach verdorbene Stelle ist die über Menalkidas, VII, 12, 2, wo Pausanias sagt: da würde das Sprüchwort bestätigt λύκος ἀγριώτερος λύκων u. s. w. εἴγε καὶ Καλλικράτην ἀνοσιώτατον τῶν τότε Μεναλκίδας μὲν ὑπερῆρεν ἀπιστίᾳ Καλλικράτην, ὃς ἐλάσσων παντοίου λήμματος — πανσάμενον μὲν τῆς ἀρχῆς Μεναλκίδαν ἐδίωκεν ἐν τοῖς Ἀχαιοῖς θανάτου δίκην. Hier ist nicht nur das erste Καλλικράτην als Glossem zu streichen, sondern auch das erste μὲν in μόνος, das zweyte in εὐθὺς zu verwandeln. Auf dieselbe Weise muß aus μὴν — μόνον werden in V, 27, 3, welche Worte nach unserer Ansicht lauten müssen δηλοῖ δὲ καὶ ἄλλα, ὅτι μόνον (ἔστι μὴν die Codd.) ἀνδρὸς μάγου σοφίᾳ γίνεται τὰ συμβαίνοντα τῷ ἵππῳ, in X, 6, 4 aber scheint μητρὸς εἶναι Μελαίνης statt μ. μὲν M. geschrieben werden zu müssen. Wir kehren zu dem erbärmlichsten der Griechen, dem Menalkidas zurück, der nach vielen schlechten Streichen sich vergiftete: Μεναλκίδᾳ μὲν τέλος τοιοῦτον ἐγένετο ἄρξαντι ἐν τῷ ἑαυτοῦ νῷ τότε μὲν Λακεδαιμονίων ὡς ἂν ὁ ἀμαθέστατος στρατηγός. Statt des unsinnigen ἐν τῷ ἑαυτοῦ νῷ verlangt der Zusammenhang, daß man lese ἐν τῷ τότε αὐτῶν μὲν Λακ. — Daß eine geweihte Statue der Demeter nicht unbekleidet gewesen sey, glaubt man auch ohne die ausdrückliche Versicherung VII, 25, 9. καὶ τῇ Δήμητρί ἐστιν ἐσθής. Darauf folgt πεποίηται δὲ καὶ Ἴσιδι ἱερόν. Hieß es wohl καὶ τῇ Δ. ἐστι συνεχὲς (oder ἐγγὺς) πεποιημένον καὶ Ἴσιδι ἱερόν? Einen Widerspruch enthält auch VIII, 30, 2. In Megalopolis befand sich ein Heiligthum des Lykaeischen Zeus mit einem περίβολος. Dann fährt er fort: ἔσοδος δ' ἐς αὐτὸ οὐκ ἔστι, τὰ γὰρ ἐντός ἐστι δὴ σύνοπτα. Dann wäre kein Grund vorhanden, den Eintritt zu verbieten. Etwas ganz Anderes mußte P. sagen, etwa mit den Worten: ἔσοδος δ' ἐς αὐτὸ οὐκ ἔστι, ἃ δὲ ἐκτός ἐστι δὴ σύνοπτα βωμοί τέ εἰσι τοῦ θεοῦ u. s. w. — VIII, 47, 5 hat man, da La τοῦτο für τὸ τοῦ darbietet, nur einen Buchstaben zu tilgen, um die Stelle verständlich zu machen: τοῦτο ἔρυμα τὸ ἱερὸν statt τ. ἐρύματος ἱερόν. IX, 15, 4 ist ohne Sinn, was in den Handschriften und den ältern Ausgaben steht: ὡς δὲ βοιωταρχεῖν οὐδεὶς ᾕρητο καὶ στρατὸς Βοιωτῶν ἀφίκετο αὖθις ἐς Πελοπόννησον κτέ. Die Rede ist von Epaminondas und seiner zweyten Strategie; das von Clavier zuerst eingeführte αὖθις für οὐδεὶς bringt in den Satz den unangemessenen Ausdruck von eiliger Hast, der in Stellen wie IX, 3, 2 mehr an seinem Platz ist, als hier. Das Natürlichste ist für οὐδεὶς zu schreiben καὶ δεύτερα, δυσὶ ist mit δευτέρᾳ vertauscht in VI, 5, 3, und so konnte auch hier δεύτερα in δυσὶ und weiter in δεὶς übergehen, καὶ aber in οὐ. Man vergleiche X, 19, 6. In X, 17, 1 ist πεντήκοντα offenbar corrupt; aus der Vergleichung von V, 12, 6 ergibt sich die sichere Emendation προήκει (oder ἐστι προήκουσα), welcher SW nahe kamen, wenn sie in der Note bemerkten: „nos quidem ἐστὶν ἀνῆκον latere putamus; sic v. g. V, 10, 3 ὕψος μὲν δὴ αὐτοῦ τὸ ἐς τὸν ἀετὸν ἀνῆκον εἰσὶν οἱ ὀκτὼ πόδες, obstat, quod de altitudine tantum ἀνήκειν usurpare videtur, Pausanias; de latitudine alii, v. g. Diod. Sic. III, 10." Wie hier, so scheint auch VI, 20, 15 προήκουσαν gelesen werden zu müssen für παρήκουσαν. In den Versen der Phemonoe, X, 6, 7 nahm vor A. Meineke Niemand Anstoß an der schwachen Position δὲ Κρήσιοι und an dem gegen die Construktion fehlenden ἁγιστεύουσι. Wir vermuthen, daß dieses Orakel ursprünglich so lautete:

> ἀγχοῦ δὴ βαρὺν ἰὸν ἐπ' ἀνέρι Φοῖβος ἐφήσει
> σιντῇ Παρνησσοῖο φόνου δ' ἀπὸ Κρήσιοι ἄνδρες
> χεῖρας ἄγος νίψουσι, τὸ δὲ κλέος οὔποτ' ὀλεῖται.

Mit diesem Bericht über die letzte Ausgabe des Pausanias verbindet Rec. die Anzeige zweyer Abhandlungen, welche den Lesern des Periegeten interessant seyn müssen:

1. Ad audiendam disputationem publicam quam in hac litterarum universitate pro venia docendi die XVII. m. Iunii h. anni habebit Georgius Bippartus Ph. D. Isenacensis observantissime invitat Carolus Goettlingius professor

p. o. pro decano ordinis philosophorum. Inest narratio de Chaeronea atque praesertim de leone Chaeronensis pugnae monumento. Jenae, typis Schreiberi, MDCCCXLVI.

2. Die Delphische Athena; ihre Namen und ihre Heiligthümer. Von Dr. Friedrich Wieseler. Abgedruckt aus den Göttinger Studien. 1845. Göttingen, bey Vandenhoeck und Ruprecht. 1845.

Aus der ersten Abhandlung ist besonders die Beschreibung des Chaeronensischen Löwen auszuzeichnen, da der verehrte Verfasser hier als Augenzeuge spricht; seine Worte sind p. 8: „sedebat leo, anterioribus pedibus in tumulo positis, recumbentibus posticis, forma admodum similis ei leoni Atheniensi, qui nunc runicis epigrammatis inscriptus ad portam navalium Venetorum positus est, arte tamen similior alteri leoni Veneto iacenti, item olim Atheniensi, ut apparet ex titulo Venetiis postea inscripto. In Chaeronensi autem leone inprimis memorabilia sunt caput et inguina. Nobile enim quid spirat facies, compressisque labiis anterioribus, factis tamen utrinque faucis quibusdam rotundis foraminibus quasi rugire videtur prae ira atque indignatione. Caudam ita ad corpus applicuit, ut apex caudae inguina attingeret, quod facile apparuit ab inferiore loco considerantibus. In ipso vero apice caudae luculentissime emicat aculeus ille, quem caudae leonis inesse dicunt veteres, quasi pudenda instigans etc. Das Denkmal der Gefallenen zierte, wie Pausanias IX, 40, 5 sagt, keine Aufschrift, weil ihrem Heldenmuth die Gunst der Gottheit so wenig entsprochen hatte; die Gebeine der Athener wurden daheim bestattet, wo an ihrer Ruhestätte das von Demosthenes (pro Cor. p. 322.) angeführte Epigramm zu lesen war. Das letzte Distichon desselben μηδὲν ἁμαρτεῖν κτέ erläutert G. richtig; der Dichter wolle sagen, daß jedes Gelingen menschlicher Unternehmungen Gabe der Götter sey, die dem Menschen Alles verleihen können, nur nicht Unsterblichkeit. Wenn Demosthenes das Epigramm, wie G. annimmt, selbst verfaßt hätte, würde er sich schwerlich auf dessen Autorität gegen Aeschines berufen haben, man müßte denn glauben, daß er als Verfasser des Gedichts anonym geblieben sey.

Herrn Prof. Wieselers Schrift hat das große Verdienst, die schwankenden Vorstellungen über Ἀθηνᾶ Πρόνοια und Ἀ. προναία beseitigt und beyde bestimmt unterschieden zu haben. Erstere hatte zu Delphi einen prächtigen und großen Tempel, neuern Berichten zufolge in der bey den Griechen älterer Epoche sehr seltenen Form eines Rundbaus. Es ist ein lediglich durch den Itacismus entstandener Fehler, wenn man bey Herodot I, 92, VIII, 37 und 39 noch eine Προνηΐη und das τέμενος der Προνηΐη findet, da bey Paus. X, 8, 6 richtig von einem Tempel der Ἀθηνᾶ πρόνοια gesprochen wird. Dagegen waren Athene und Artemis die θεοὶ πρόναοι in dem großen Hain des Apollo, wie auch zu Theben mit Hermes die Athene in gleicher Eigenschaft im Ismenion stand. Da kein Schriftsteller außer Diodor (Excerpta Vaticana Tom. XXII, p. 47 ed. Mai) von zwey ganz alten Tempeln der Artemis und Athene innerhalb des Apollinischen Temenos etwas erwähnt, namentlich weder Plutarchus noch Pausanias, deren Schweigen über diese Heiligthümer unerklärlich wäre, sieht W. in dem δυεῖν νεῶν des Diodorischen Textes eine offenbare Corruptel, die er nach unserer Ueberzeugung treffend durch die Emendation δυεῖν ἰδῶν hebt. Zwey alte Statuen waren es, die ein Orakel durch λευκαὶ κόραι — graue Schwestern — bezeichnete, und nur auf eine Bildsäule paßt die Erklärung διὰ τὸ πρὸ τοῦ ναοῦ ἐν Δελφοῖς ἑστάναι αὐτήν, welche Photius und Suidas geben.

Vortrefflich benützt ist, um ein sicheres Datum für die Zeit zu gewinnen, in welcher die Massalioten der Athene Pronoia ihr Bild als ἀνάθημα darbrachten, die Stelle bey Justin XLIII, 4 sqq. woraus zugleich ersichtlich ist, daß um 390 der Tempel in erneuter Pracht aufgebaut war, nachdem, wie Ktesias p. 51. ed. C. Müller meldet, Delphi durch einen Perserzug noch zur Zeit des Xerxes eine totale Zerstörung erlitten hatte, vgl. Plut. reip. ger. praec. §. 32., die sicher das durch seine Lage einem Angriff besonders blosgestellte Heiligthum der Göttin nicht verschonte.

Kayser.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. März.

Nro. 44. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Geschichte des Volkes Israel bis Christus. Von Heinrich Ewald. In drey Bänden. Erster Band. Göttingen, Dietrich'sche Buchhandlung. 1843. Desselben Werkes zweyter Band. 1845.

Unter den großen Aufgaben, welche von der Wissenschaft der Geschichte zu lösen sind, steht die Darstellung der Geschichte Israel's ohne Zweifel obenan; denn aus diesem Volke ist diejenige geistige Macht hervorgegangen, die zunächst auf die westasiatischen, dann auf die europäischen Völker, und zwar auf alle Richtungen ihres Lebens, einen völlig umbildenden Einfluß ausgeübt hat und fortwährend ausübt, die aber zu gleicher Zeit den entschiedensten Anspruch erhebt, diesen Einfluß auf die Gesammtheit der Völker zu erweitern, und in dieser Thätigkeit unermüdet weiter schreitet. Diese Macht hat sich in Israel erst dann erhoben, als die Zeiten dieses Volkes in gewisser Beziehung fast abgelaufen waren, nicht lange vor jener Katastrophe, aus welcher nur zerstreute Trümmer des Volkes sich retten konnten. Doch als jene Zerstörung aller Verhältnisse, die fast den völligen Untergang in sich schloß, hereinbrach, war, um mit Hamann zu reden, der Schmetterling aus der Puppe dieses Volkslebens schon entflogen; es hatte sich damals vom jüdischen Lande aus schon jener Strom ergossen, der bestimmt war, nachdem er den wahren Gewinn der griechischen und römischen Bildung, gleich mächtigen Nebenflüssen, in sich aufgenommen, alle Länder der Erde zu durchströmen und überall neues Leben zu wecken.

Es ist, auch für die wissenschaftliche Verständigung über die tieferen Grundlagen des Lebens der neueren Zeit, von der höchsten Bedeutung, an den Ufern jenes Stromes aufwärts zu gehen und, wo möglich, bis dahin vorzudringen, wo seine Quelle hervorbricht. Dann erst, wenn dieß geschehen ist, wird die Geschichte Israel's sich vor unsern Blicken entfalten, erst dann wird diese Geschichte, auf der alle weitere Geschichte der Menschheit ruhet, zu beschreiben seyn.

Wir nehmen daher ein Werk, wie das vorliegende, das sich anschickt, mit sorgfältiger Benutzung einer nicht weniger in die Tiefe, als in die Breite gehenden Kenntniß so wohl des klassischen, als auch des orientalischen Alterthums, diese Geschichte wie aus Einem Gusse zu geben, mit freudiger Erwartung in die Hand; zumal da die bisherigen Leistungen auf diesem Gebiete theils von den Ergebnissen fremder Forschung durchaus abhängig waren, theils auf Grundansichten über das Christenthum und die vorchristliche Offenbarung beruhten, von denen es den Unterrichteten sogleich einleuchten mußte, daß sie nicht zum Ziele führen konnten. Man sollte meinen, es liege dem wahren Geschichtsforscher nichts näher, als die Einsicht, daß die Entwicklung des Volkes Israel eine Erscheinung darbietet, mit welcher die Geschichte keines andern Volkes verglichen werden kann; die Einsicht, daß wir uns hier auf heiligem Boden befinden. Dennoch hört man nicht auf, sich auch diesem Gebiete mit einem Sinne, den wir nur als einen profanen bezeichnen können, zu nähern; weßhalb wir uns denn nicht darüber verwundern dürfen, wenn die Forscher dieses Sinnes das ihnen

vollkommen Fremde auf die seltsamste Weise auffassen, wenn sie da, wo den größten Wahrheiten mitten unter dem Gewirre der heidnischen Völker eine Stätte bereitet wird, und zwar so, daß diese Stätte zwar umhegt und beschirmt, aber doch zugleich als der Ausgangspunkt allgemeinen Segens deutlich genug bezeichnet wird, dennoch immer wieder von Priesterbetrug und Particularismus und Mythenbildung und dergleichen Dingen reden, die man bey den übrigen Völkern gefunden hat, und die man nun auch diesem Volke wider seinen Willen aufbringen zu müssen meint. Auf diese Weise wird aus dem Manne Gottes, Mose, wenn er nicht auf mythischem Wege völlig verschwindet, ein Prometheus, der den ägyptischen Göttern das Licht entwendet hat; so wird Samuel zu einem tyrannischen Hierarchen, der „Mann nach Gottes Herzen“ zu einem Priesterknechte, jede hohe Gestalt aus dem denkwürdigsten Volke zu einer wahren Mißbildung, und es bleibt am Ende das allerdings schwer zu lösende Räthsel, wie ein Volk dieser Art zu dem Einflusse auf die Geschichte der Menschheit, den ihm kein Mensch abzusprechen wagt, habe gelangen können.

Von dieser Art der Anschauung, die man uns erlauben möge kurz als die gemeine zu bezeichnen, ist der Hr. Verfasser des vorliegenden Werkes sehr weit entfernt. Er sieht die erhabenen Gestalten des hebräischen Alterthums durchaus nicht mit jenem Mißtrauen, nicht mit jener Mißachtung an, die ihnen von anderer Seite her so reichlich zu Theil geworden ist. Er tritt in den heiligen Bau, an dem Jahrtausende gearbeitet, nicht mit der Art und dem Brecheisen ein, um ihn zu zerstören. Vielmehr tritt er, es ist nicht zu läugnen, mit Ehrfurcht in diese erhabenen Räume und verweilt mit ernster, scharfer Betrachtung vor den Herrlichkeiten dieses Baues. Daß derselbe das Größte enthalte, was das ganze Alterthum hervorgebracht hat, daran zweifelt er keinen Augenblick; eben so wenig daran, daß die ganze Entwicklung auf Christus hinziele, in Christo sich vollende.

Und so ist ihm denn auch Vieles sehr wohl gelungen, und überall, wo er sich darauf beschränkt, in den innern Zusammenhang dessen einzudringen, was die geschichtlichen Urkunden darlegen wollen,

leistet er Treffliches und eröffnet uns Blicke von überraschender Tiefe; jedoch nur so weit, als es innerhalb gewisser Gränzen, die er selbst seiner Forschung als unüberschreitbar gesetzt hat, möglich ist.

Der Hr. Verf. ist nämlich mit dem Princip der alttestamentlichen Geschichtschreibung nicht einverstanden; er kann daher auch die aus diesem Princip hervorgehende Strömung der Geschichte nicht anerkennen, und sieht sich oft genöthigt, eine ganz andere Entwicklung der Dinge, wir können nicht sagen, nachzuweisen, sondern geradezu vorauszusetzen.

Wir berühren hiemit die Ansicht des Verf. über das Wesen der Religion, die seiner ganzen Auffassung der Geschichte zum Grunde liegt. Er spricht hierüber, nicht, wie man erwarten sollte, sogleich im Eingang des Werkes, sondern erst im zweyten Bande, und zwar an der Stelle, wo er die geschichtliche Bedeutung Mose's entwickelt. Diese Bedeutung findet er ganz richtig darin, daß Mose Prophet wird und von diesem Moment an als Prophet die ganze übrige Zeit seines Lebens wirkt. Er sey zwar ferner Volksführer, Gesetzgeber, Wunderthäter, aber alle diese seine weiteren Eigenschaften verschwinden vor der einen, daß er Prophet sey; erst als Prophet sey er Volksführer, Gesetzgeber, Wunderthäter, und alles Große, was er sey, das sey er nur als Prophet. Hiemit werden wir, sofern nur der Begriff des Propheten im Sinne der heiligen Schrift gefaßt wird, vollkommen übereinstimmen können. Aber der Verf. wendet unsere Beystimmung sofort ab, indem er sich auf folgende Weise vernehmen läßt (Bd. II. S. 32 ff.):

„Wir müssen hier eine der wunderbarsten Urkräfte des Geistes anerkennen, welche zwar der Möglichkeit nach durch die ganze Menschheit verbreitet, doch mit besonderer Stärke, Wahrheit und Dauer nur in der Geschichte Israel's sich geoffenbart, in keinem einzelnen Propheten aber eine solche weltgeschichtliche Wirkung hervorgebracht hat, als in Mose. Diese Kraft an sich und in ihrem Verhältnisse zu den übrigen Urkräften des Geistes ausführlicher zu erklären, ist weniger dieses Ortes; wir müssen uns hier mehr auf ihre geschichtliche Bedeutung beschränken.“

„Wenn Religion das Denken und Handeln in der unmittelbaren Gewißheit Gottes d. i. seines Daseyns,

seiner ewigen Wahrheiten und seiner Pflichten ist, ein Denken und Handeln, welches den schwachen, sterblichen Menschen Gotte gegenüber eben so wohl auf's tiefste demüthigt, als auch wieder erhebt und mit aller wahren, unendlichen Kraft erfüllt, ein Denken, welches, wenn es ein wahres ist, sogleich in ein entsprechendes Handeln übergeht: so leuchtet ein, daß jede ihrer Wahrheiten dem Menschen, der wirklich in ihr lebt, als treibendes Wort Gottes selbst, und in ungewissen, dunkeln Lagen des Lebens jeder ihrer Rathschläge und Aufschlüsse ihm als unweigerlicher Rath und Aufschluß Gottes selbst erscheinen muß. Das große, ewige Ich, vor dem das kleine menschliche Ich ganz verschwindet, und in dem es sich erst zurecht finden muß, wenn es nicht untergehen will, dieses unendliche Ich wird im Einzelnen laut und durch sein Lautwerden sogleich ihn erfüllend und treibend; damit erst empfängt der Einzelne das rechte Ziel alles seines mittelbaren, d. i. in die Welt eingehenden Denkens und Thuns, Licht und Freudigkeit und jene Freyheit, welche die nothwendige Schranke in sich selbst hat und daher zugleich die Mäßigung und Gesetzlichkeit selbst ist. Wie aber die Religion (Gottesscheu) den Einzelnen in sehr verschiedener Klarheit und Stärke bestimmen kann, und wie die ganze Reihe der verschiedensten Fähigkeiten des menschlichen Geistes sich stets im Einzelnen auf verschiedene Weise mit ihr verbindet, so kann sich in einem Einzelnen, in dem sie außerdem schon mächtig ist, auch die Fähigkeit, ihre Ansprüche mit derselben Klarheit, worin sie in ihm leben, andern mitzutheilen, mit ihr sich verbinden; und wenn so das göttliche Ich aus dem sterblichen Werkzeuge klar und stark zu Andern redet und Andre zu ergreifen sucht, so ist der Hervorsprecher und Dolmetscher der göttlichen Geheimnisse, d. i. der Prophet, da, dieß Wort in seiner nächsten und allgemeinsten Bedeutung gefaßt."

„Wenn hienach die Prophetie ohne Grundlage der Religion ein Unding ist, so muß sie auch, wo sie in dem Einzelnen mit ihrer möglichst größten urschöpferischen Kraft waltend erscheint, von eben dieser und keiner anderen Grundlage ausgehen. Und so muß Mose vor allem prophetischen Wirken einmal erst von der Kraft der Religion selbst so im Innersten durchdrungen worden seyn, daß er von diesem Augenblicke an ein anderer Mensch ward. Nicht zuerst Prophet ward er, sondern von einer Wahrheit und Kraft der Religion ward er zuerst so ergriffen, daß er von dem Augenblicke an in ihr allein lebte und aus ihr wirkte, mochte er Prophet werden oder nicht, und mochte er bey fertigem Reden ein gewöhnlicher Prophet werden oder nicht. Und nicht erst mitten im großen öffentlichen Wirken, im Streiten und Siegen, in der Noth des Augenblickes ward er von dieser Wahrheit ergriffen, sondern sie erfüllte ihn zuvor in aller Ruhe und Stille des Lebens, und dann erst wirkte er ihr entsprechend. Wie also jedes selbständigen wahren Propheten Geist mit dem eigenen Schauen des göttlichen Lichtes und mit der Versenkung in den Sinn und Willen Gottes beginnt, eben so schauet Moses nach der tiefen Wahrheit der Erzählung Ex. 3. als einfacher Hirt in des Lebens Ruhe plötzlich ein gewaltiges Feuer Gottes und wird, dadurch erst wieder geboren, mit göttlicher Gewalt in ein anderes Wirken fortgerissen."

Der Hr. Verf. endigt hier die Darlegung seiner Ansicht noch nicht; aber schon auf diesem Punkte ist uns die Hauptsache klar. Religion ist ihm eine Urkraft des Geistes; jede ihrer Wahrheiten muß dem Menschen als Gottes Wort erscheinen; wer die Fähigkeit hat, ihre Aussprüche mit voller Klarheit Andern mitzutheilen, ist ein Prophet. Mit dieser Begriffsbestimmung wird allerdings etwas gewonnen, was von großer Bedeutung ist; der Wahrsager, der zukünftige Dinge voraussagt, ist deßhalb noch lange kein Prophet, und ohne wahres Leben in der Religion ist die Erfüllung des Prophetenberufes unmöglich. So weit sind wir ganz einverstanden. Aber wenn der Verf. zu dem Leben in der Religion, als dem ersten Momente seiner Begriffsbestimmung, nur noch die Fähigkeit, diesem Leben einen entsprechenden Ausdruck zu geben, verlangt, und durch diese beyden Momente den Begriff des Propheten erschöpft, oder auch nur nach seinem Hauptmomente bezeichnet zu haben glaubt, so müssen wir unsere Beystimmung durchaus versagen, denn er hat hiemit nur die Bedingungen bezeichnet, ohne welche die göttliche Berufung und Sendung eines Propheten nicht stattfinden kann, diese göttliche Berufung und Sendung aber ist hiemit noch gar nicht berührt.

Der Verf. spricht im Verlaufe seines Werkes nicht etwa bloß mit Anerkennung, sondern mit unläugbarer Bewunderung von Mose. Er erkennt in ihm einen Propheten, wie das Volk Israel weder vor, noch nach ihm, einen anderen gehabt habe.

Er schreibt seiner Erscheinung eine unermeßliche Bedeutung zu. Menschlich genommen, als Offenbarer der jedem Menschen inwohnenden Religion, steht Moses dieser Ansicht nach ohne Zweifel sehr hoch, und wir bemerken nicht ohne eine gewisse Befriedigung, wie weit wir doch über die Spuren der

französischen Encyclopädisten, in welche auch deutsche Gelehrte, ja Theologen, zu treten sich nicht geschämt haben, hinausgekommen sind; aber daß diese Auffassung sich dennoch sehr weit von der biblischen entfernt, daß hier, was der Verf. auch von dem unendlichen Ich und seinem Lautwerden im endlichen Ich rühmen mag, das θεῖον im christlichen Sinne gänzlich fehlt, leuchtet wohl jedem Unbefangenen ein.

Dieser Mangel nun kehrt nothwendiger Weise überall wieder; er durchdringt das Ganze, wir möchten sagen, vom Scheitel bis zu den Fußzehen.

Die Geschichte, die der Herr Verf. beschreiben will, nimmt daher unter seinen Händen eine durchaus andere Gestalt an, als sie in der einfachen Erzählung der heiligen Urkunde hat; womit wir jedoch keinesweges auszusprechen gesonnen sind, jeder einzelne Theil der Geschichte bekomme hier gerade die nach der Grundansicht des Verf. einzig nothwendige Gestalt. Vielmehr tritt uns hier nicht Weniges entgegen, was uns, wir mögen die Sache ansehen, wie wir wollen, doch immer nur als Willkührlichkeit, ja zum Theil als wahre Gewaltsamkeit erscheinen will. Nur Einiges wollen wir hier zur Sprache bringen.

Hören wir wie der Verf. die Geschichte der drey Patriarchen des Volkes Israel einleitet. (Band I., S. 339. f. f.).

„Stand ein altes Volk auf der Stufe, daß es in eine von ihm bereits durchlebte, erhabene Zeit von Ruhm und Größe zurückblickte und darin auch seine eigene Erhebung und Erbauung fand, so konnten die wenigen unverwüstlich gebliebenen Persönlichkeiten jener Vergangenheit, welche ihm nun als reine Helden (Heroen) vorleuchteten, sich in seiner Vorstellung leicht in den Kreis eben so vieler Glieder eines vorbildlichen Hauses fester zusammenfügen. Denn das Unterscheidende eines Helden im Gegensatze zu dem Gotte muß, so lange beyde noch nicht, wie allerdings in den ausgebildeten heidnischen Religionen immer mehr geschieht, stärker mit einander vermischt werden, dieses seyn, daß der Gott für jedermann, der Held aber zunächst nur für eine seinem Wesen entsprechende, besondere Art von Menschen das Vorbild wird, weil im Helden immer noch der einstige Mensch mit seinem eigenthümlich bestimmten Wesen gedacht wird; ein beschränkteres Vorbild war also von Anfang an mit dem Begriffe eines Helden gegeben. Da nun die Familie, zumal in dem weiteren Sinne der patriarchalischen Welt, das nächste Gebiet der mannigfaltigen menschlichen Stellung und Beschäftigung ist, und auch ein größeres Volk sich immer noch in der heidnischen Welt eines geschlossenen Hauses zusammen lebend dachte, so kann es nicht auffallen, daß ein wirklich volksthümlicher Held solcher Bedeutung nie ganz allein für sich, sondern immer als Glied eines vorbildlichen Hauses aufgefaßt wurde und nur dadurch, daß er in diesem eine feste Stelle erhielt, sein bestimmteres Andenken nicht verlor. Jene bessere Zeit, wo diese Helden lebten, wird der heilige Raum, in welchem sich das Volk als Haus oder Familie erst recht heimisch fühlt und um dessen Heerd es die einzelnen geschichtlichen Gestalten in Reihe und Glied stellt, zu welchen es als zu den Vorbildern aller mannigfaltigen Glieder seines jetzigen niedern Hauses emporblickt; während freilich manche zumal sehr untergeordnete Person dieses Kreises ihre nähere Ausprägung erst durch ihre Zusammenstellung mit dem andern erhält. In einen irgendwie bestimmtern Kreis schließen sich überhaupt gern alle denkbaren Vorstellungen von Helden zusammen; um einen oder ein paar Haupthelden reihen sich leicht andere als Gegenbilder und füllen ihre nothwendigen Plätze aus; wenn aber die Iliade mehr aus besonderer Ursache einen Kriegs- und Lagerkreis darstellt, so giebt die Odyssee, wie das Râmâjana und das Mahâbhârata einen wahren Familienkreis von Helden und Heldinnen, und die Auffassung eines solchen Kreises wird immer die herrschende werden. Sogar wenn unter besondern Verhältnissen ein Helden- und ein Götterkreis sich verschmelzen und jene ausgebildete heidnische Mythologie entsteht, welche wir bey Griechen und Indern am vollendetsten, wie am deutlichsten sehen können, schaart sich im Himmel alles wieder wie zu einem vorbildlichen Hause zusammen, und Indra und Zeus wird nur der an der Spitze stehende Hausvater und Lenker des wohlgegliederten Kreises der mannigfachsten Götter, welcher sich um ihn herzieht."

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.	herausgegeben von Mitgliedern	4. März.
Nro. 45.	der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.	1847.

Geschichte des Volkes Israel bis Christus. Von Heinrich Ewald.

(Fortsetzung.)

Wir sehen wohl, daß wir hier einen Kenner der hellenischen und der indischen Mythologie vor uns haben, einen Gelehrten, der Erscheinungen, die in den Sagenkreisen der beyden sonst so durchaus verschiedenen Völker wiederkehren, zu combiniren, über die combinirten zu reflectiren weiß; aber was in aller Welt sollen die Heroen sammt Indra und Zeus da, wo es sich darum handelt, von den Anfängen der Geschichte des Volkes Israel, von den Stammvätern dieses von aller Mythologie durchaus entfernten Volkes zu sprechen? Jene Reflexionen können ja auf diesem Gebiete, wenn man nicht Gebilde der Willkühr auf demselben erst aufstellen will, nicht die mindeste Anwendung finden. Der Verf. fährt fort (S. 341.):

„Wiewohl nun das vorbildliche Haus des Volkes Israel in einigen Gliedern nur unvollkommen uns überliefert ist, so steht dennoch bey einiger Aufmerksamkeit sicher zu erkennen, daß es einen festen Kreis von gerade 12 Gliedern umschloß, diese wiederum gerade nach 7 denkbaren Grundverhältnissen eines alten Patriarchenhauses sich eintheilend. Obenan stehen

1) die 3 Erzväter selbst, als die Väter dieses vorbildlichen Hauses und seine hervorragendsten Gestalten. Man könnte die Zusammenstellung dieser 3 vergleichen mit der von Agamemnon, Achilleus und Odysseus, um welche drey in der Iliade sich alles reihet, oder mit der von Anchises, Aeneas und Ascanius in dem Troischen Sagenkreise; noch richtiger aber trifft Folgendes zu. In der Indischen Sage wird dem Haupthelden gern ein Nebenheld angereihet, der sein erhabenes Wesen nur um einige Stufen niedriger ausdrückt, als fühlte die Sagenbildung selbst die Wahrheit, daß ein reines Vorbild nur durch sein geringeres und doch zu ihm emporstrebendes Gegenbild in sein rechtes Licht trete, und als wollte sie für den gewöhnlichen Mann, der sich vielleicht zu dem reinsten Vorbilde nicht emporschwingen kann, wenigstens ein geringeres und doch gutes Vorbild aufstellen; der Nebenheld erscheint in ihr als jüngerer Bruder des Haupthelden, wie Râma und Lakshmana, Krishna und Bala, und im Mahâbhârata, wo der Begriff eines Haupthelden sich in die drey Personen Juddhishthira, Bhîma, Arg'una als Darstellungen der drey königlichen Grundtugenden des gerechten Verwaltens, der starken Tapferkeit und der Weisheit spaltet, stehen neben diesen drey ältern Brüdern wenigstens zwey jüngere in ganz gleichem Sinne. Eben so nun steht Isaak neben Abraham als sein geringeres, sonst aber ihm gleiches Nebenbild, unter der Vorstellung eines Sohnes, der dem Vater treu in allem folgte. Verschiedenartiger aber tritt Jakob als der dritte zu dieser Reihe, auch noch ein Vorbild als Vater des Volkes, doch wie aus einer ganz anderen Richtung her; so wenig kann sogar die Zusammenstellung der drey Väter im vorbildlichen Hause verbergen, daß das Haus, auf welches das spätere Volk wie auf sein ewig heimisches Vaterhaus mit freudiger Erhebung zurückblickt, eigentlich aus zwey verschiedenen Häusern (?) erwuchs, etwa so, wie im Kreise der Urhelden Roms zu Romulus und Remus, (welche beyden merkwürdiger Weise zusammenstehen, wie Râma und Lakshmana in der indischen Sage, obwohl Romulus, welcher dem Namen nach der jüngere wäre, den Remus besiegt, Numa hinzutrat als nicht minderer Verehrung würdig, oder wie nach griechischer Sage Herakles noch zuletzt in das olympische Haus aufgenommen ward. Wie nun jetzt die 3 neben einander stehen, haben sie alle auf die Ehre, als vorbild-

liche Hausväter zu gelten, den gleichen Anspruch; und doch kann neben dieser ihrer Gleichheit eine gewisse Verschiedenheit in ihrem Wesen so angenommen werden, wie die menschlichen Verhältnisse, deren Urbild sie darstellen, auch bey gemeinsamer Vortrefflichkeit die größte Mannigfaltigkeit zulassen u. s. w."

Vielleicht niemand, mit Ausnahme des Herrn Verf., wird diese Entwicklung ohne sehr großes Erstaunen lesen. Wie? Diese guten Erzväter, von deren höchst einfachen Verhältnissen der moderne Geschmack sich unbefriedigt abwendet, sollen Gebilde der Sage sein? Sie sollen überdieß ähnliche Sagengebilde sein, wie wir sie bey Hindus, Hellenen und Römern finden? Indem die Sagenbildung diese einfachen Männer in ihre Zauberkreise zog, hatte sie eine bestimmte Absicht mit ihnen? Ferner, diese Absicht der Sagenbildung soll dahin gegangen sein, Vorbilder aufzustellen? Endlich, sie soll dahin gegangen seyn, Vorbilder des hausväterlichen Lebens aufzustellen? Eine jede dieser Behauptungen setzt uns in noch größeres Erstaunen, als ihre Vorgängerin. Wie? Diese Erzväter, über denen so sichtbar die Hand Gottes schwebt, aus deren Geschlecht das Größte hervorgegangen ist, was die Welt kennt: diese Männer sind weiter nichts, als vorbildliche Hausväter? Wo ist der Beweis für diese völlig neue Behauptung? Wenn in indischen Sagen dergleichen vorkommt, durch welche seltsame Täuschung kommt man dazu, dieß auf das Gebiet des Volkes überzutragen, aus dessen Schoße Christus hervorgehen sollte und hervorgegangen ist? Man lese nur die ersten Verse der h. Urkunde, wo sie von Abraham spricht und sogleich die Aussicht auf einen allen Völkern der Erde bestimmten Segen eröffnet, um das Gewaltsame in dem Verfahren des Verfassers recht stark und sicher zu empfinden. Gelehrsamkeit ist gut, umfassende Kenntniß ist gut; aber man hüte sich doch, den Osten und Westen aufzubieten, um Combinationen mit einer Geschichte zu liefern, die nun einmal im Osten und Westen ihres Gleichen nicht hat und schlechthin einzig ist. Auf diesem Wege wird die mythologische Kenntniß, der wir sonst weit entfernt sind ihren Werth absprechen zu wollen, je umfassender sie ist, man verzeihe uns den Ausdruck, die Geschichte dieses Volkes, die an sich eben so einfach, als einzig dasteht, nur in um so dichtere Staubwolken einhüllen.

Als Vorbild der Hausmutter soll dann, nach des Verf. Meinung, Sarah, als Vorbild des Kebsweibes Hagar dastehen. Als Vorbild des Kindes erscheint Isaak. Noch einmal in anderer Bedeutung zeigt sich derselbe Isaak im Vereine einer Rebecka, um das Vorbild der rechten Verlobung und Ehe zu geben. Aber weil die Ehe am wenigsten in den früheren Zeiten immer in diesem ursprünglich wahren und einfachen Verhältnisse blieb, so treten weiter in den Kreis Lea und Rachel, als Vorbilder der gerade in den Urzeiten häufigen Stellung eines Weibes neben dem andern gleichberechtigten und doch mindergeliebten. Damit aber die Zahl der weiblichen Glieder des vorbildlichen Hauses sich vollende, erscheint Debora, Rebecka'n mitgegeben, als Vorbild der auch in andern Sagenkreisen als genug wichtig hervorgehobenen Heldenamme (vgl. z. B. Virg. Aen. 4, 634. 7, 1. f. f.); von ihr muß(!) in dem ursprünglichen Kreise dieses Hauses weit mehr die Rede gewesen seyn. Endlich um den Kreis völlig zu schließen, tritt als zwölftes Vorbild der Obersclav und Hausverwalter Abraham's hinzu, eine Stellung, welche nach dem ganzen Verhältnisse des alten Hauswesens wichtig und ehrenvoll genug ist, um in der Reihe der Vorbilder eben so wenig übersehen zu werden, als im Olympe(!) der Thürsteher und Bote vergessen wird.

Der Verf. meint, auf diese Art könne man im Ganzen „noch sehr sicher" übersehen, wie der Kreis dieser Vorbilder volksthümlichen Lebens gewesen sey, wie fest er sich geschlossen habe. Er schreitet sogar auf dieser Bahn noch weiter fort. Wie jede etwas ausgebildetere Sage, wenn sie einmal ein solches Helden-Pantheon, wie z. B. in der Iliade, im Mahabharata aufstelle, auch das Bedürfniß fühle, den hervorragendsten Gestalten und Vorbildern eben so viele Gegenbilder, wie Feinde, gegenüberzustellen, so sehe man hier Lot, Ismael und Esau als die drey Gegenhelden erscheinen u. s. w. (S. 351.).

Es läßt sich nicht verkennen, der Verf. geht auf einem so schlüpfrigen Gebiete mit ungewöhnlicher

Kühnheit einher, er ist seiner Sache vollkommen gewiß. Aber wir wollen es nicht bergen, daß die Sache uns mit jedem Schritte, den der Verf. uns zumuthet, nur um so unsicherer und bedenklicher erscheint.

Wie ernstlich der Verf. es übrigens mit seinem neuen Helden-Pantheon meint, geht daraus hervor, daß er (S. 346.) sagt, die Auffassung solcher Heroen, sey der strengeren mosaischen Religion eigentlich zuwider und habe wenigstens nicht von ihr ausgehen können, denn ein Heros als Mittelsmann zwischen Gott und Mensch sey im Sinne des Alterthums erst dann ein wahrer, wenn er auch, nachdem er längst von der Erde genommen, noch immer durch ein gewisses geheimes Band mit den Späteren in naher Berührung bleibe, die zu ihm emporblickenden kenne, für sie mit höherer Theilnahme sorge und auch wohl ihr Gebet als Mittler erhöre; ihm komme also eine Art Cultus zu, dieser aber gebühre nach der strengeren Gotteinheitslehre nur dem Einen.

Ref. weiß nicht, ob der Herr Verf. für diese Zumuthung einen Vorgänger hat. Doch allerdings, wenn man um jeden Preis mythologische Abstractionen auf die einfachen Verhältnisse der Patriarchenwelt anwenden wollte, so mußten sich wohl dergleichen Resultate am Ende ergeben; Abraham, der Feind alles Götzendienstes, mußte am Ende selbst noch zu der Ehre kommen, freylich im vollkommenen Widerspruch mit Allem, was wir von ihm wissen, in ein mythologisches Pantheon aufgenommen zu werden. Seine ganze Bedeutung besteht darin, daß er, während die Welt von den Wogen der Abgötterei überfluthet war, den Schöpfer der Welt verehrte und ihn vor einem abgöttischen Geschlecht standhaft bekannte. Aber das schützt ihn heutzutage nicht; auch kann er sich nicht über besondere Unbill beschweren; denn seinen Sohn und Enkel trifft noch in so später Zeit dasselbe unerwartete Gericht.

Doch wie schlimm steht es überhaupt, um von dem Sohne zu schweigen, mit diesem Enkel, dem man bisher, so viel wir wissen, die Ehre, der Stammvater des Volkes Israel zu seyn, von keiner Seite bestritten hat! Seine Aufnahme in den vorbildlichen Väterkreis soll nämlich beweisen (!), „daß auf dem Boden, wo die durch Abraham und Isaak bezeichneten hebräischen Völker (!) bereits eine geschichtliche Bedeutung sich erstritten hatten, zuletzt ein neues hebräisches Volk (!) mit frischen Kräften und eigenthümlichem Geiste auftrat, welches mit Bestandtheilen jener sich vermischend und durch diese Mischung sich verstärkend erst das besondere Volk Kanaans wurde, welches sich unter dem Namen Israel verewigt hat.“

Der angebliche Beweis für diese völlig neue Behauptung steht, da er auf dem schon besprochenen vorbildlichen Väterkreise beruht, auf sehr schwachen Füßen. Der Verf. meint freylich, das so schwach Bewiesene werde sofort bestätigt durch den bedeutsamsten und als der älteste Bestandtheil durch alle verschiedenen Erzählungen sich hindurch schlingenden Zug der Sage über diesen Helden. Dieß sey nämlich seine Einwanderung vom Mesopotamischen Charran mit Weib und Kind, mit Gut und Macht; nichts könne deutlicher aussagen, daß mit ihm ein neuer, siegreicher Theil hebräischer Völkerschaften aus ihren Urländern nach Kanaan vorgedrungen sey, als diese Erinnerung aus seinem Leben, welche ihn im Gegensatze zu Isaak, Esau und Andern Abraham völlig gleichstelle (S. 389). Aber diese Bestätigung wirkt, wir gestehen es offen, bey uns nicht mehr, als jener Beweis, und es ist uns schlechthin unmöglich, hier etwas anderes wahrzunehmen, als eine Willkührlichkeit, ja Gewaltsamkeit nach der andern, so daß wir am Ende nicht mehr in allzugroßes Erstaunen versetzt werden, wenn der Verf. (S. 393) ausspricht, in der Erzählung über die zwischen Laban und Jakob gespielten Listen sey uns ein höchst eigenthümliches Stück übrig geblieben, welches man wahrhaft das hebräische Lustspiel der Irrungen nennen könnte, mit solcher lebendiger Kunst angelegt und so vollkommen durchgeführt, daß man mit Recht (!) annehmen könne, als sey es wirklich einst an Volksfesten von Spielenden dargestellt worden und erst darnach in die Erzählung übergegangen.

Doch hiemit sind wir auf einen Punkt gekommen, den wir in gegenwärtiger Anzeige, so kurz sie im Vergleich zu dem, was zu sagen wäre, gehalten ist, doch nicht mit völligem Stillschweigen über-

gehen dürfen. Eine Comödie der Irrungen mitten in der Lebensgeschichte der Patriarchen! Das läßt auf ganz besondere Ansichten des Verf. über die Beschaffenheit der Quellen seiner Geschichte schließen.

Der Verf. nimmt so wenig Anstand anzuerkennen, daß die Buchstabenschrift zu Mose's Zeit bereits vorhanden war, daß er sogar die Frage aufwirft, ob die hebräische Schrift wohl gar von Mose selbst oder seinen Freunden erfunden worden sey. Auf diese Weise verschwindet dem Verf. ein Einwurf, den frühere Kritiker mit großer Zuversichtlichkeit gegen die Aechtheit der Mosaischen Bücher erhoben haben. Indeß ist hiemit, wie wir mit Bedauern wahrnehmen, nur wenig geholfen.

Der Verf. ist nämlich der Ansicht, der Pentateuch und das Buch Josua seyen eigentlich nur ein Werk, welches man das große Buch der Ursprünge oder der Urgeschichte nennen könne; diesem stellt er dann das große Buch der Könige, welches das Buch der Richter und die Bücher Samuel's und der Könige umfassen soll, an die Seite und läßt wiederum diesem das große Buch Allgemeiner Geschichte bis an die griechischen Zeiten (die Chronik mit den Büchern Esra und Nehemia) folgen (S. 72. 73).

Wir müssen uns hier darauf beschränken, nur beyspielsweise zu bemerken, wie der Verf. über das erste dieser angeblichen Werke, über das große Buch der Ursprünge, spricht. Ohne Weiteres beginnt er (S. 73) mit der Versicherung, dieses Werk über die Geschichte des Alterthums des Volkes sey seiner Entstehung, wie dem größten Theile seines Inhaltes nach, bedeutend älter, als das zweyte der oben genannten drey großen Werke, habe daher auch weit mehr große Wandelungen und Umarbeitungen erfahren, bevor es aus der Fluth von Büchern ähnlichen Inhaltes als das einzige hervortauchte, welches den Späteren der Erhaltung werth schien und uns jetzt die Stelle aller anderen Werke über die ältere Geschichte vertreten muß. In dasselbe seyen schon, ehe es seine letzten Veränderungen erfahren, frühere Geschichtswerke und Quellen mannigfaltigster Art, wie Flüsse in ein Meer, zusammengeleitet (S. 73. 74). Diese ältesten Bestandtheile zu erkennen und zu sondern, sey nun die Aufgabe, bey deren Lösung allerdings die größte Vorsicht anzuwenden sey; aber es sey kaum zu sagen, wie sehr die höchst bunten Erscheinungen dieses Gebietes, wenn man nur erst einen richtigen Anfang, sie zu erkennen, gemacht habe, sich bald gegenseitig so erläutern, daß in dem Anfangs so schlüpfrig scheinenden Felde noch die bedeutendsten Gewißheiten sich aufstellen lassen.

Die bedeutendsten Gewißheiten? Man verzeihe, wenn wir hiezu den Kopf schütteln. Woher sollte hier nur irgend eine, wir wollen nicht einmal sagen, eine bedeutendste Gewißheit kommen? Der Herr Verf. hat sich lediglich damit begnügt, ein gewisses Gebiet der heiligen Urkunden von zwey andern Gebieten abzugränzen, ohne seine Berechtigung hiezu auch nur versuchsweise nachgewiesen zu haben. Sofort wird behauptet, das erste dieser angeblichen Werke sey älter, als das zweyte, und hieraus wird ohne alles Weitere, als wäre hier ein verständiger Einwand schlechthin unmöglich, der Schluß gezogen, jenes erste Werk müsse viele große Umwandlungen und Umarbeitungen erfahren haben. Eben so vermissen wir jeden Beweis für die Behauptung, es habe damals schon eine Fluth von Büchern ähnlichen Inhaltes gegeben, aus welchen jenes am Ende hervorgetaucht sey.

Doch wir wollen weiter sehen, was dem Verf. nach solchen Prämissen, deren unerschütterliche Festigkeit er mit keinem Wort bewiesen, sondern nur angenommen hat, auf diesem allerdings im höchsten Grade schlüpfrigen Gebiete als eine bedeutende Gewißheit erscheint.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. März.

Nro. 46. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1847.

Beyträge zur Kritik und Erklärung der Annalen des Tacitus. Mitgetheilt von Karl Halm, Professor am k. Lyceum und Gymnasium zu Speyer und correspondirendem Mitgliede der k. Akademie der Wissenschaften zu München. Speyer. Buchdruckerey von Daniel Kranzbühler. 1846.

Nachdem uns die rühmliche Ausdauer und gründliche Sorgfalt der Zürcher Philologen J. Georg Baiter und J. Caspar Orelli in der jüngst erschienenen splendiden Ausgabe der Annalen des Tacitus den ersten Band einer wahren editio castigata geboten hat, — zugleich ein erfreuliches Zeugniß liberaler Unterstützung der Wissenschaft inmitten speculirender Libellenfabrication — wird zweifelsohne von vielen Seiten her reger Eifer und ernste Forschung auf gesicherterem Boden dem großen, allein eben deßhalb schwierigen Geschichtschreiber richtigeres Verständniß eröffnen und so das Meisterwerk römischer Historiographie in seiner bewundernswerthen Vollendung mehr und mehr erkennen helfen. Nichts desto weniger wird aber auch jedes kleine Scherflein als willkommener Beytrag Annahme finden: deßhalb mag es gerechtfertigt erscheinen, wenn wir die oben genannten Beyträge zur Kritik und Erklärung der Annalen des Tacitus einer kurzen Prüfung unterwerfen, um so mehr, da dieselben zwar gleichzeitig verfaßt, aber letzter Hand doch noch mit Benützung der Orelli'schen Ausgabe redigirt und mitgetheilt worden sind. Der gelehrte Verfasser bespricht in diesen Beyträgen nicht weniger als 47 zum Theil sehr difficile Stellen aus den Annalen und zwar oft mit eingehender Umsicht und reich ausgestatteter Begründung. So wird z. B. II, 17 inter quos insignis Arminius, manu voce vulnere sustentabat pugnam die natürliche Verbindung der Substantive manu voce vulnere mit insignis, gegen welche sich zu unserm Verwundern auch Orelli erklärt, als die einzig richtige treffend erörtert, die gesuchten Deutungen aber dieser Ablative gebührend abgewiesen und die in manu voce liegende Metonymie durch analoge Beyspiele für uns wenigstens überzeugend dargethan. Sehr gefällig und ausgezeichnet durch Klarheit ist die Interpretation zu II. 36. in., wo von dem Vorschlag des Gallus, die Magistratswahlen und speciell die der Prätoren betreffend, die Rede ist. — IV. 36. gibt der Ausdruck districtior accusator (wofür der Mediceus destrictior hat) dem Verf. Gelegenheit, etymologisch und historisch zu erweisen, daß districtus nicht leicht zu dem beygelegten Begriff „straff, streng" habe gelangen können; überall sey dafür destrictus zu schreiben, so auch an dieser Stelle: und allerdings erscheinen die in der lesenswerthen Darlegung beygebrachten Zeugnisse sehr zu Gunsten der nun auch durch den Mediceus bestätigten Vermuthung. Scharfsinnig ist die Vertheidigung der handschriftlichen Lesart IV, 71. sed mitigavit Seianus non Galli amore, verum ut cunctationes principis aperirentur, wo auch Orelli den Vorschlag J. Fr. Gronovs: opperiretur in den Text genommen hat. Fast übersprudelnd ist die Note zu I. 27. illa militiae flagitia primus aspernari, um den Begriff eines flagitium militare zu erörtern,

der sich unseres Erachtens aus der allgemeinen Bestimmung des flagitium, wie sie z. B. Döderlein Synonymik II. S. 141. aufstellt, für jede Stelle nach dem Zusammenhang näher bezeichnen und begrenzen läßt; ist flagitium überhaupt eine That, die der Person oder dem Stande zur Schande gereicht, die den Thäter entwürdigt, so ist das flagitium militare hier Feigheit oder Verrath, dort Ungehorsam oder Meuterey u. s. f. Den Unterschied zwischen flagitium und scelus gibt Tacitus, wie an andern Stellen (vgl. Döderlein Syn. II. S. 146) so auch hier, wenn er mit Beziehung auf diese flagitia am Anfang des folgenden Capitels sagt: noctem minacem et in scelus erupturam fors lenivit; in ähnlicher Relation finden diese Worte sich z. B. auch IV. 71. flagitii repertores — scelerum ministros. Einige Bemerkungen hätten wohl ganz erspart werden können; sie enthalten Zurechtweisungen der Uebersetzer, deren Verstoß am Tage liegt, so zu I, 39; III, 42; III, 46; IV, 34; ebenso zu I, 9, der ersten Stelle, welche der Verf. behandelte, wo schon Lipsius durch das Citat Herodians: *ποταμῶν τε μεγέθει* die richtige Uebersetzung von amnibus longinquis an die Hand gegeben hat.

Doch nun zur näheren Prüfung mehrerer einzelner Stellen.

I, 36 schreibt der Vf. mit Rhenanus: seu nihil militi sive omnia concederentur, in ancipiti res publica; uns dünkt das handschriftliche concedentur viel anschaulicher, abgesehen davon daß Tacitus solch rasche Uebergänge von der indirecten zur directen Rede absichtlich gebraucht; ganz richtig bemerkt Orelli: nominativi isti (*periculosa severitas, flagitiosa largitio*) et futurum *concedentur* optime exprimunt Germanici amicorumque deliberationem.

I, 64. barbari perfringere stationes seque inferre munitoribus nisi lacessunt, circumgrediuntur, occursant. Hiezu wird bemerkt: „lacessere scheint hier zu heißen ‚von der Seite angreifen.' Denn da das römische Heer in ausgedehnter Linie an der Ausbesserung des von L. Domitius angelegten trames zwischen den Sümpfen

arbeitete, so wird ein Necken des Feindes kaum anders zu verstehen seyn, als von Angriffen, die bald an dieser bald an jener Stelle der Schanzlinie gemacht wurden." Widerspricht sich hier nicht: von der Seite angreifen und die Angriffe auf verschiedene Puncte der Schanzlinie? Nur eines von beyden kann wahr seyn und dieß ist das letztere. lacessere hat, wie immer in solcher Verbindung, die Bedeutung des leichten, schnellen, auf verschiedene Stellen der feindlichen Position gerichteten Angriffes; wäre dieser bloß auf die Flanken der römischen Deckungslinie gerichtet gewesen, so hätte dieß nothwendig angegeben werden müssen. So aber läßt Tacitus die Germanen, deren Absicht es war, die zum Schutz der Schanzarbeiter aufgestellten Linienposten zu durchbrechen und auf jene sich zu stürzen, das geeignete Manövre machen: sie greifen diese Posten überall neckend an, umgehen sie zum Theil, zum Theil laufen sie gerade auf sie an. Die vom Vf. angezogene Stelle III. 46. beweist gerade, wie genau Tacitus im nothwendigen ist; da heißt es circumfudit eques, frontemque pedites invasere, nec cunctatum apud latera. Dieselbe Tugend bewährt II, 17. visis Cheruscorum catervis, quae per ferociam proruperant, validissimos equitum incurrere latus, Stertinium cum ceteris turmis circumgredi tergaque invadere iubet.

II, 9. Arminius — ut liceret cum fratre conloqui oravit. Erat is in exercitu . . . . . tum permissum. Hier scheint die Partikel tum dem Verf. unhaltbar, weßhalb er vorschlägt: oratum permissum „die Bitte wird gewährt." Wie viel schöner ist das einfache permissum! Und ist denn wirklich das Wörtchen so fataler Natur, daß es verbannt werden muß? Geht denn nicht alles in logischer Zeitfolge vor sich, wenn es heißt: flumen Visurgis Romanos Cheruscosque interfluebat. eius in ripa Arminius adstitit quaesitoque an Caesar venisset, postquam adesse responsum est, ut liceret cum fratre conloqui oravit. tum permissum progressusque salutatur ab Arminio. Weit entfernt, daß der eingeschobene Satz erat is u. s. w. dieß Wort an seiner Stelle

zu entschuldigen hätte, nimmt es vielmehr dieselbe mit vollstem Rechte ein.

II, 11. Caesar nisi pontibus praesidiisque inpositis dare in discrimen legiones haud imperatorium ratus heißt wohl nicht bloß „er hielt es in strategischer Beziehung für unrathsam," sondern zugleich „er achtete es für ein gewissenloses eines Feldherrn unwürdiges Unternehmen." Die Legionen so preis zu geben, wäre nicht bloß ein Fehler gegen die Strategetik, es wäre ein moralisches Vergehen gewesen.

II, 16. beschreibt Tacitus das berühmte Schlachtfeld Idistavisus also: is (campus) medius inter Visurgim et colles, ut ripae fluminis cedunt aut prominentia montium resistunt, inaequaliter sinuatur. Diese scheinbar klaren Worte haben die Erklärer in zwey hartnäckige Fractionen gespalten; die einen, denen Herr Prof. Halm unbedingt sich anschließt, nehmen ripae als Dativ, die andern, zuletzt auch Orelli, erklären es für den Nominativ. Die gegenseitigen Argumentationen sind zum Theil selbst sinuos und verwischen das erste klare Bild. Die Sache ist einfach so. Denken wir uns die Schlachtwiese als Trapez, die beyden Parallelen bildeten der Weserstrom und der Höhenzug, so würde der Plan ein campus aequaliter sinuatus seyn, wenn sich die beyden Grenzen desselben, Fluß und Hügel, in ihrem Verlauf parallel krümmten. Wäre dieß der Fall, so müßte man ripae als Dativ nehmen. Nun aber ist die Wiese ein campus inaequaliter sinuatus; diese ungleichen Krümmungen entstehen durch unregelmäßiges Ausweichen des Stromes oder durch stärkeres Hervortreten der Berge in die Ebene: beydes findet nicht zugleich statt, sonst erhalten wir immer wieder nur eine gleichmäßige Wendung der Wiese. Ist dieß augenscheinlich, so kann ripae einzig und allein als Nominativ gedacht werden. Dieses Bild entwarf sich wohl auch Ernesti, dessen Erklärung daher am meisten entspricht.

II, 40. jamque Ostiam invectum (sc. Pseudo-Agrippam) multitudo ingens, jam in urbe clandestini coetus celebrabant. Ganz richtig erkennt hier der Vf. in celebrabant mit Döderlein die doppelte Bedeutung an und hat zugleich unsern Beyfall, wenn er es in zweyter Verbindung also faßt: „schon fetirten ihn geheime Clubbs in der Stadt;" denn daß der Waghals sich wirklich in die Stadt geschlichen hat, zeigt der Verlauf der Erzählung. Die angeführten Analoga zu diesem Zeugma oder genauer diese constructio ἀπὸ κοινοῦ sind ganz passend.

II, 79. sucht der Verf. die Bitterkeit, mit welcher Piso die Citation nach Rom, um sich wegen des Mordes des Germanicus zu vertheidigen, abfertigte, darin, daß er in seiner Antwort andeute, „daß ihm bereits durch Gerüchte die Absicht der Freunde des Germanicus, ihn wegen Giftmischung anzuklagen, zu Ohren gekommen sey; eine solche Anklage werde ihm willkommen seyn; lautete sie auf anderes, so würde er sich vielleicht durch die Flucht derselben entziehen. Das letzte liegt weder implicite in den Worten noch in der Denkweise des Piso; dieser verhöhnte die allerdings allgemeine Aufforderung des Marsus Vibius (Romam ad dicendam causam veniret) gewiß deßwegen mit den Worten: adfuturum ubi praetor qui de veneficiis quaereret reo atque accusatoribus diem prodixisset, weil er im Vertrauen auf seine Stellung zu Tiberius sich durch eine solche Ladung gar nicht gefährdet glaubte.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte des Volkes Israel bis Christus. Von Heinrich Ewald.

(Schluß.)

Er nennt unter den Bestandtheilen jenes großen Buches der Ursprünge zuerst das älteste Geschichtswerk (S. 75 ff.), zweytens das Buch der Ursprünge, welches demnach von dem großen Buche der Ursprünge wohl zu unterscheiden ist (S. 78 ff.); er stellt hierauf unter dem allgemeinen Namen der prophetischen Erzähler, noch einen

dritten und sogar einen vierten Erzähler der Urgeschichten auf (S. 118 ff.), dem er am Ende noch als fünften den Deuteronomiker mit seiner „rein künstlerischen Bearbeitung der Urgeschichte" (S. 143 ff.) folgen läßt.

Der Verf. bedauert, das von dem ältesten Geschichtswerke nur wenige und zerstreute Bruchstücke übrig geblieben seyen, da dieses Werk sowohl an Einfachheit und Genauigkeit, als an Fülle und Mannigfaltigkeit der Erinnerung sogar das Buch der Ursprünge übertreffe. Was den Inhalt der noch geretteten Bruchstücke betreffe, so zeige sich unter ihnen die auffallende Aehnlichkeit, daß sie stark zu zeigen suchen, wie die alten Verträge und Bündnisse entstanden seyen, so daß man dieses Werk nicht besser, als mit dem Namen „Bundesbuch" oder „Buch der Bündnisse" bezeichnen könne. Nach allen entdeckbaren Spuren sey es zwar nicht früher, als in der zweyten Hälfte des Zeitraumes der Richter, aber auch nicht später geschrieben. Zum Stamm Levi habe der Verf. sicher nicht gehört, auch zeige sich keine Spur, daß er zum Stamme Joseph gehört habe; dagegen hebe er den Stamm Juda so bedeutend hervor, daß man die besondere Theilnahme, welche ihn zu diesem ziehe, nicht verkennen könne.

Dem Buch der Ursprünge weist der Verf. ein nicht unbedeutend jüngeres Alter an, indem er es in die erste Zeit der königlichen Herrschaft setzt. In diesem Werke fließe die Stimme des den Erzvätern erscheinenden Gottes mehrmals in fröhliche Verheißungen auch für „den Samen" oder die späteren Nachkommen über; es heiße unter Anderem, Abraham oder auch Sarah und Jakob werde zu „einer Schaar von Völkern werden, und Könige würden aus ihm hervorgehen" u. s. w. Der Hauptzweck dieses Werkes sey dieser, von dem großen Ruheorte der Geschichte aus, welcher in jener Zeit gekommen war, einmal den gesammten geschichtlichen Stoff im weitesten Umfange zu übersehen und bis in die letzten Anfänge alles Werdens zurückzuverfolgen, ähnlich wie die Griechen nach den Perserkriegen mit neuer Lust alles Geschichtliche aller Völker und aller Zeiten umfaßten. Der Verf. redet von diesem Werke mit rührender Bewunderung, wobey er treffende Bemerkungen über den von früheren Kritikern gänzlich verkannten Zusammenhang vieler und besonders legislatorischer Theile der Mosaischen Bücher giebt, und zum Schluß in folgender Anrede an den unbekannten Verfasser des Buches der Ursprünge ausbricht (S. 118):

„Erhabener Geist, dessen Schriftwerke es nicht ohne Ursache gelungen, Jahrhunderte lang für das deines großen Helden Mose selbst gehalten zu werden, ich kenne nicht deinen Namen und ahne nur aus deinen Spuren, wo du in der Zeit wandeltest und wo du wirktest; aber leiten mich diese deine Spuren unweigerlich dahin, dich nicht unmittelbar für den zu halten, der größer war, als du, und den du selbst nur verherrlichen wolltest, wie er verdiente, so siehe, daß in mir kein Falsch ist und keine Lust, dich nicht ganz so zu erkennen, wie du warest!"

Diese von seltener historischer Pietät zeugende Ergießung des Herzens mitten in dem Bemühen, Mose's unvergängliches und in sich einiges Schriftwerk in Bestandtheile verschiedenen Zeitalters und Geistes zu zerlegen, ist ganz gemacht, die Kritik zu entwaffnen. „Wehmuth reißt durch die Saiten der Brust." Man möge verzeihen, wenn wir nun keine Lust mehr haben, über den von dem Herrn Verf. aufgestellten dritten, vierten und fünften Erzähler, in denen wir immer nur den einen ehrwürdigen Alten erkennen, zu referiren. Wir legen die Feder mit der schmerzlichen Bemerkung nieder, daß unsere Zeit krank, sehr krank ist, und daß Bücher, wie das vorliegende, in denen sich ein edler, höchst kenntnißreicher, aber mit der Zersplitterung der Gegenwart ringender und von ihr ergriffener Geist kund giebt, dazu dienen können, die Größe unserer Krankheit an das Licht zu stellen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. März.

Nro. 47. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Beyträge zur Kritik und Erklärung der Annalen des Tacitus.

(Fortsetzung.)

III, 14. Effigiesque Pisonis traxerant in Gemonias ac divellebant, ni jussu principis protectae repositaeque forent. Statt divellebant will der Verf. durchaus devellebant, weil erstlich divellere nicht heiße: „zertrümmern, in Stücke schlagen" und ferner die bloße Zertrümmerung auch am Standort der Bildsäulen hätte geschehen können. Freylich konnte sie dort geschehen, allein, um ihnen „eine absonderliche Schmach anzuthun" schleppte man sie erst an den Schandplatz und wollte dort das Zerstörungswerk vollenden. Ob divellere, was doch stets ein Auseinanderreißen, gewaltthätiges Trennen ausdrückt (wie divellere membra u. dgl.; selbst metaphorisch amicitiam a voluptate non posse divelli Cic. fin. 2, 26, 82. vgl. Nägelsbach Stylistik S. 267), nicht auch von Bildsäulen, die man zertrümmert, gesagt werden kann, darüber rechte ich nicht, bin jedoch fest davon überzeugt. Jedenfalls aber geht der Vf. zu weit, wenn er in devellere das Hinabreißen von den Höhen der Stufen und Stürzen in die Tiber zugleich entdeckt. Was das Volk mit den zerschlagenen Statuen angefangen hätte, an den scalis Gemoniis, läßt sich von selbst denken.

III, 15. Eadem Plancinae invidia, major gratia; eoque ambiguum habebatur, quantum Caesari in eam liceret. Hier vermuthet der Vf. liberet, wenigstens erwarte man: quantum Caesar sibi in eam licere putaret. Das liegt aber vollkommen in dem Ausdruck und durch jene Aenderung würde dem scharfzeichnenden Autor ein mit feinstem Gefühl geführter Zug gestrichen.

III, 37. heißt es von Drusus, dem Sohne des Tiberius: neque luxus in juvene adeo displicebat: huc potius intenderet, diem aedificationibus, noctem conviviis traheret, quam solus et nullis voluptatibus avocatus maestam vigilantiam et malas curas exerceret. Auch Herr Prof. Halm hält aedificationibus für verdorben und kam daher auf den Gedanken zu schreiben: ludificationibus „Possen, Spielereien," obwohl er selbst zugibt, daß der Sprachgebrauch entgegensteht. Abgesehen davon, mit bloßen Possen und Spielereyen läßt sich kein sonderlicher Luxus verbinden, durch den man beym Volke beliebt wird, und daß Drusus reichen Aufwand machte, zeigt unter andern II, 44. simul juvenem urbano luxu lascivientem melius in castris haberi. — Ferner lehrt uns das Widerspiel zwischen maestam vigilantiam und conviviis ein gleiches zwischen malas curas und aedificationibus suchen und wer wollte in den aedificationibus nicht bonae curae gegenüber den malis i. e. civibus perniciem afferentibus (Orelli) erkennen und sogar billigen? Daß das Römervolk einen Aufwand für öffentliche Bauten wenigstens gerne sah, bezeugt hinlänglich VI, 44; eine Stelle, aus der freylich die Baulust des Drusus nicht gefolgert werden kann, wie Herr Prof. Halm mit Recht bemerkt. Allein braucht es eines Beweises

mehr, als des vorliegenden? wie sollte das unschuldige Wort einem andern den Platz genommen haben? Kaum wird man je ein äußerlich ähnliches durch Conjectur errathen. Etwas anderes erregt aber Bedenken, was auch der Vf. gefühlt zu haben scheint, nämlich diem — noctem trahere; erstlich müßte man wohl ein Zeugma annehmen: diem aedificationibus consumere, noctem conviviis trahere; dann hat trahere unseres Wissens in solcher Verbindung entweder den Begriff des Hinausziehens, Verlängerns z. B. trahere tempus, oder den des schleppenden, langsamen Zubringens, wozu die Lexica Beyspiele genug bieten; beydes paßt hier nicht gut; denn was wäre selbst noctem conviviis trahere als die Nacht mit Gelagen bis in den Tag hineinziehen? und das konnte Rom vom Sohne des Kaisers nicht beyfällig ansehen; er solle nur nicht solus et nullis voluptatibus avocatus seyn. Alles dieß zusammengehalten möchte ein momentaner Einfall vielleicht Anerkennung finden, nämlich traheret in traderet umzuändern. Sicherlich keine gewaltthätige Correctur!

III, 59. recitatae et Drusi epistolae quamquam ad modestiam flexae pro superbissimis habebantur. Mit Recht macht der Vf. auf die nicht zu übersehende Stellung von et aufmerksam; nur weiß ich nicht, warum man recitatae für missae et recitatae gesetzt nehmen soll. Eines genügt, der Senat nimmt dem jungen Drusus das vor allen sehr hoch auf, daß er nach Erhaltung der tribunicischen Gewalt seinen Dank nur in einem bescheidenen Schreiben ablesen läßt, anstatt nach alter Sitte den Göttern der Stadt selbst zu opfern und sich gute Auspicien zu erflehen, wie es sogleich heißt: auspicia saltem gentile apud solum inciperet.

III, 66. Junio Othoni litterarium ludum exercere vetus ars fuit: mox Sejani potentia senator obscura initia impudentibus ausis propolluebat. Da propolluebat wie von allen, so auch von dem Vf. für verdorben erklärt wird, und ihm keine von den Duzend Conjecturen zusagt, und mit Recht, gibt er selbst eine Vermuthung zum besten, nämlich proluebat, was schon Walther jedoch in anderem Sinn als ein acerbe dictum vorgeschlagen hat. Unter obscura initia versteht Herr Pr. Halm die sordes domesticae, „diesen Schmutz, der an seiner Geburt klebte, suchte J. Otho durch unverschämte Wagnisse wegzuspülen und in Vergessenheit zu bringen." Wie, darf man wol fragen, sind Unverschämtheiten geeignet das Andenken an die niedre Herkunft auszutilgen? Das war selbst in jener faulen und servilen Zeit nicht möglich; die Ausdrucksweise aber wäre des Tacitus sicher unwürdig. Wer sich also mit dem ἁπαξ λεγόμενον nicht befreunden kann, setze getrost mit Orelli den Obelos. Nur eines möge hier noch zum Bedenken gegeben werden: ist es durchaus nöthig die obscura initia auf die Herkunft, den Lebensanfang zu beziehen oder könnte man darunter, auch das erste selbständigere Auftreten des Otho als Declamator in den ludis litterariis begreifen? Das Leben eines solchen Klopffechters war gewiß gegen die Rolle eines öffentlichen Anklägers obscur; allein als Vorschule zum künftigen Ehrenamt war es doch nicht unpassend, heißt sie ja ebendeßhalb den älteren Römern ein ludus impudentiae. Dialog. de orator. c. 35; wo überhaupt diese scenae scholasticorum trefflich skizzirt sind. Folgt man der zweyten Deutung, so erwartet man allerdings einen Verbalbegriff, welcher eine Steigerung der initia, eine Ausbildung dieser Jugendkunst in Otho bezeichnet, wodurch Otho als Virtuos in solchen Händeln erschiene. Da wir diese Interpretation vorgeschlagen haben, so ist es zu entschuldigen, wenn wir zugleich unsre Versuche, jenen Sinn in den Worten herzustellen, nicht vorenthalten: Mit bitterer Ironie könnte gesagt sein: (Otho) senator obscura initia impudentibus ausis perpoliebat „als Senator brachte es Otho von dunklen geringen Anfängen durch unverschämte Wagstücke zum vollendeten Meister" oder mit geradem Contrast zu obscura initia: senator obsc. in. impudent. ausis propalam alebat. „als Senator steigerte, erweiterte Otho seine Schulkunst ohne alle Scheu, vor aller Augen durch unverschämte Wagstücke." Die nämliche Antithese ist II, 39. ipse adire municipia obscuro diei, neque propalam aspici; ähnlich in ähnlicher Sache: quod maxime exitiabile tulere illa tempora, cum

primores senatus infimas etiam delationes exercerent alii propalam, alii per occultum, VI, 7. vgl. I, 49. XIII, 15.

III, 71. liest Herr Pr. Halm: quotiens — incessisset et ut — abesset. Diese Aenderung erzeugt erstlich eine schwerfällige Structur und ist zweytens unnöthig. Ich folge Orelli zu dieser Stelle.

Treffend ist die Bemerkung zu IV, 18, daß zwischen belli victor und quanto maiore mole prociderет eine starke Interpunction erfordert werde, wenn man eine geeignete Construction sich schaffen wolle; *) ebenso zu IV, 36. circumsessi nec minus — pulso rege, welche Participien eng zusammengehören. Gut ist auch die Vertheidigung und Erklärung zu IV, 28. idque facile intellectu, si proderentur alii, nur ist mir nicht recht klar, warum es eine logische Absurdität seyn soll, wenn sich Serenus hier auf das Zeugniß von Mitverschwornen für sich beruft, da doch mittelbar durch den Mangel solcher Zeugen zugleich seine eigene Unschuld und die empörende Lüge des Sohnes gegen den Vater ans Licht kommen mußte, wie der Vf. richtig folgert.

VI, 69. non alias magis anxia et pavens civitas, egens adversum proximos. Statt egens schlägt der Vf. tacens vor, dieß ist nach anxia et pavens zu matt; ich möchte fast vermuthen, daß vor oder nach egens ein Ablativ ausgefallen ist. Jedenfalls verlangen die vorausgehenden Adjective eine Gradation; tegens, se tegens, tacens bedürfte auch nicht der folgenden Ausführung: congressus, conloquia, notae ignotaeque aures vitari; etiam muta atque inanima, tectum et parietes circumspectabantur. Sehr bezeichnend wäre und kaum zu poetisch: rigens adversum proximos, „starr, fremdthuend, gefühllos gewissermaßen und aller Empfindung bar gegenüber den Bekanntesten.“ Dieser rigor fände dann im folgenden eine passende Erläuterung.

V. Fuit in senatu Junius Rusticus — disserebatque brevibus momentis summa verti; posse quandoque Germanicis titium paenitentiae senis. Diese Stelle gehört zu jenen, die zwar offen ihre Depravation beurkunden und zugleich über den Sinn keinen Zweifel übrig lassen, allein kaum aus dem überlieferten Rumpf die nöthige Ergänzung machen lassen. Unser Vf. liest: posse quandoque Germanicis exitium intentum paenitentiae esse seni, ohne selbst auf entschiedene Richtigkeit der Herstellung Anspruch zu machen.

Gut ist die Note zu VI, 4. metum prorsus et noxiam conscientiae pro foedere haberi mit der Erklärung: „die Furcht vor Verantwortung und die Schuld der Mitwissenschaft werde von den beyden Consuln als ein natürliches Bündniß angesehen, was sie behindere, ihre gegenseitigen Drohungen weiter zu verfolgen.“ Conscientiae als Dativ zu nehmen, wie mehrere Erklärer thaten, scheint ebenso gezwungen als es lächerlich ist, den Genitiv von pro foedere abhängen zu lassen. Ganz einverstanden sind wir mit der Uebersetzung VI, 24 extrema vitae alimenta frustra orantem: „wie er um die kümmerlichsten Nahrungsmittel vergeblich flehte.“ Die gefällige Conjectur des Vf. XI, 7. se modicos senatores qui quieta republica nulla nisi pacis emolumenta peterent hat Orelli durch Aufnahme in den Text gebührend gewürdigt. Den Versuch die lückenhafte Stelle XI, 23. quid si memoria eorum moreretur (oreretur hat auch Orelli recipirt) qui Capitolio et ara Romana manibus eorundem per se satis . . . also zu ergänzen: qui Cap. et arce manus eorundem praecipitassent müssen wir nach unserem Gefühl schlechthin abweisen, theils wegen allzu großer Licenz in Aenderung unverstümmelter Wörter, theils weil nicht das Andenken an eine die Römer ehrende Großthat, sondern an ein von den Galliern erlittenes Trübsal hier zu erneuern ist. Daß auf die Belagerung und Gefahr des Capitoliums, durch Brennus und seine Horden, hier angespielt seyn muß, zeigt schon die hierauf bezügliche Stelle im folgenden Capitel: capti a Gallis sumus. sed et Tuscis obsides dedimus et Samnitium iugum subiimus. Darauf zielen auch die freylich kühnen Aenderungen anerkannter Kritiker, wie z. B. die des Heinsius: quid si memoria eorum renovetur, quis e Capitolio et arce Romana manubias deorum pensastis:

*) Jetzt bey der Correctur heißt mir wiederholtes Nachdenken doch gegen diese Interpunction seyn.

dem Sinn nach vortrefflich. Nicht unwahrscheinlich dagegen ist es, wenn der Vf. XII, 31. schreibt castris cis Antonam et Sabrinam fluvios; zweyfelhaft jedoch, ob XII, 33 statt tunc montibus arduis, hinc montibus arduis zu setzen. Denn obwohl tunc in gewisser Beziehung zu beyden folgenden et steht, so entspricht es doch nicht dem modo — modo, wie Orelli annimmt, womit auch Herr Pr. Halm, jedoch ohne auf hinc zu verzichten, sich einverstanden erklärt. Schon aus Cap. 35 geht hervor, daß der Britte Caractacus seine militärischen Positionen so genommen, daß er zuerst die höheren Berge besetzt, dann die niederern Hügel durch einen Steinwall verschanzte, vor dem dann noch ein unsicherer Fluß mit guter Bewachung den Angriff hemmte. Es waren also, wie sich aus der Erzählung ganz klar ergibt, drey Linien hinter einander, welche die Römer zu sprengen hatten, und welche Caractacus mit großer Vorsicht nach einander, ehe es zur Schlacht kam, sich ausersehen und trefflich gesichert hatte. Darum ist das eigentlich temporale tunc unverwerflich.

XII, 40. Is (Didius) propere vectus non tamen integras res invenit, adversa interim legionis pugna cui Manlius Valens praeerat. Auctaque et apud hostes eius rei fama quo venientem ducem exterrerent, atque illo augente audita ut maior laus compositi vel si duravissent venia iustior tribueretur. Nach richtigem Urtheil setzt hier der Vf. vor auctaque ein Punct; denn was darauf gesagt wird, läßt sich nach der Zeitfolge nicht an invenit anreihen, wozu noch eine Redeweise käme, die über die Grenze des Erlaubten hinausstreift: is propere invectus invenit — illo augente audita, was Herr Pr. Halm mit Fug und Recht hervorhebt. Allein er geht noch weiter, um eine untadelhafte Construction und Gedankenverbindung herzustellen und ändert atque illo aug. audita in aeque ill. aug. aud. — So lockend diese Aenderung erscheint, dringend ist sie nicht; denn nach dem Codex ist der Sinn: non solum ab hostibus res aucta est sed etiam audita i. e. Romam relata auctior ab imperatore.

Genügend sind die Erklärungen zu XIII, 13 cubiculum ac sinum offerre. XIII, 15; nam ut proximus quisque etc; XIII, 21: ideo aut mihi infamia parricidii etc. . Unnöthig ist die Aenderung zu XIV, 4. iam pluribus sermonibus. Der Zusammenhang ist folgender: ibi, postquam comiter excepta (Agrippina) superque ipsum (Neronem) collocata erat, blandimentum sublevavit metum: nam pluribus sermonibus .... prosequitur abeuntem etc.

Daß XIV, 12, die 14 Regionen der Stadt gemeint sind, nicht 14 unbestimmte Puncte, ist ebenso zeitgemäß bemerkt, wie XIV, 14. curriculo als Dativ gegen Döderlein ohne Beweisführung sprachgemäß postulirt wird. Ob der Vf. Beyfall finden wird, wenn er XIV, 31. unter den delectis sacerdotibus Römer versteht, zweifeln wir; es werden wohl Eingeborne gewesen seyn, die auch ihre Abkunft nicht verleugneten, als es sich um Befestigung des Tempels handelte: denn von ihnen glauben wir gilt, was Cap. 32 steht: tutela templi freti et impedicutibus qui occulti rebellionis conscii consilia turbabant.

Sehr scheinbar ist es, wenn XIV, 56. geschrieben wird: et quantum Volusio longa parsimonia quaesivit, ingeniös die Vermuthung ebendaselbst: qui me — revocas. Schwerfällig dünkt uns, XIV, 60. his quamquam Nero nulla erat motus paenitentia (nulla erat paenitentia allein ist unlateinisch) flagitii, coniugem revocavit Octaviam und XIV, 61. itur etiam in principis laudes repetitum venerantium „um zu wiederholen die Lobgesänge der Verehrung“ wäre eine wahrhaft hispide Sprache, die kaum P. Ortuinus geführt hat.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. März.

Nro. 48. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1847.

Die Epochen der Geschichte der Menschheit. Eine historisch-philosophische Skizze von Dr. E. F. Apelt, außerordentlichem Professor zu Jena. Zwey Bände. 1845 — 46.

Der englische Maler Wilkin forderte Washington Irving, ehe er die Alhambra schrieb, auf, ein Werk zu liefern in dem Harun al Raschid-Styl, das etwas von jenem arabischen Gewürz an sich trüge, das Alles in Spanien durchdringt. Seitdem der Verfasser diese Aufforderung hörte, habe sie ihm immer wie ein altes wohlbekanntes Echo geklungen, welches ihn mahnte, die Weltansichten, die Kant und Fries uns zuerst enthüllt haben, mit jenem Farbenglanze zu umgeben, welcher den Schilderungen Alexanders von Humboldt einen so magischen Reiz verleiht. „Ich habe den Versuch gewagt, sagt der Verfasser, aber unerreichbar bleibt die kühne Manier des großen Meisters, unerreichbar die Pracht und Individualität, seine Bilder, die feine Wendung seines Ausdrucks, der unnachahmliche Wohllaut seiner Sprache. Der wahre Zauber der Darstellung bey Alexander von Humboldt liegt darin, daß er wie z. B. in seinen Ansichten der Natur nicht eigentlich ein wissenschaftliches Thema, sondern ästhetische Ideen behandelt."

Ref. freute sich nicht nur aus dem persönlichen Grunde dieses Versuches, weil er selbst zu denen gehört, welche die anmuthige Hoheit der Humboldtschen Darstellung fühlen; sondern auch weil er von der allgemeinen Ueberzeugung durchdrungen ist, daß die wissenschaftliche Darstellung, wenn sie den sittlichen und geistigen Bedürfnissen unserer Zeit entsprechen soll, jene höhere Kunstform wieder gewinnen müsse, welche den Werken der Alten eigen ist. Unerträglich ist für einen edleren Geist jene dialektisch künstliche Darstellung, in welche Viele den Charakter der Wissenschaftlichkeit überhaupt setzen; diese darstellungslose Methode ist eine geistlose, eine sittlich gehaltlose Abstraction, ein leerer gleißnerischer Schein. Der lebendige Begriff des Geistes, die wahre Wissenschaft fordert zu ihrer Darstellung einen lebendigen, edlen, würdevollen Styl. Zu einer solchen Kunstform gehört nicht nur dialektische Fähigkeit, sondern die Kraft des schöpferischen Geistes, Schönheitssinn und sittliche Hoheit. Das Geheimniß klassischer Darstellung beruht auf der Fähigkeit, ein ganzer Mensch zu seyn, auf der lebendigen Einheit von Geist und Herz und Charakter. Nur diese Vereinigung geistiger und sittlicher Vorzüge gibt der Darstellung klassischen Werth, ächte Schönheit, Gehalt und Würde; die Wahrheit, von der Lessing gesagt hat, daß sie allein ächten Glanz verleihe, ist nicht nur eine dialektische, sondern auch eine sittliche Macht des Geistes. Je häufiger in unsern Tagen wissenschaftliche Bücher geschrieben werden, die dieses Glanzes der Wahrheit, die aller unmittelbaren Kraft und Lebendigkeit und aller künstlerischen Form entbehren, desto verdienstlicher ist der Versuch des Verfassers, seinem Werke eine solche Form zu geben.

Indessen wie die Beschränkung auf die Systeme von Kant und Fries den Geist des Verfassers hemmt, und ihn in Unfreyheit und Abhängigkeit erhält, und wie diese Beschränkung den Werth des Buches seinem Gehalte nach auf die Bedeutung ei-

ner geschichtlichen Monographie reducirt, so hat auch in Beziehung auf die Anlage und Form des Buches die ausschließliche Herrschaft eines einzelnen Vorbildes sich nachtheilig erwiesen; es hatte diese ausschließliche Nachahmung die Folge, daß der Verf. diesen Styl auch da anwendet, wo er nicht hingehört, und daß er die ganze Geschichte der Wissenschaften auf die Entwicklung der Naturwissenschaften einschränkt.

Wenn Alexander v. Humboldt, die Natur mit einem Blicke umfassend, nachweist, wie mit der Zunahme der belebenden Wärme von den Polen bis zum Aequator hin, die Kraft des Lebens sich vermehrt, wie aber jedem Erdstriche besondere Schönheiten vorbehalten sind, den Tropen die Mannigfaltigkeit, Anmuth und Größe der Pflanzenformen, Palmen, Pisanggewächse, baumartige Gräser, feingefiederte Mimosen, dem Norden Wiese und Wald und das periodische Wiedererwachen der Natur beym ersten Wehen der Frühlingslüfte; wenn er zeigt, daß sich die Bezeichnung schweizerische Natur, italienischer Himmel u. s. f. auf ein poetisches Gefühl localen Naturcharakters gründen, und daß der totale Eindruck einer Gegend durch Himmelsbläue, Beleuchtung und Duft der Ferne, Gestalt der Thiere, Kraftfülle der Kräuter, Glanz des Laubes und die Umrisse der Berge bestimmt wird; wenn er die Bewohner der Tropenländer glücklich preist, daß sie ohne ihre Heimath zu verlassen, alle Pflanzenformen der Erde sehen, und daß das Himmelsgewölbe von Pol zu Pol ihnen keine seiner leuchtenden Welten verbirgt, wenn er endlich die allverbreitete Fülle des Lebens und den unauslöschlichen Eindruck schildert, welchen die stillen Tropen-Nächte der Südsee auf ihn gemacht, wenn aus duftender Himmelsbläue das hohe Sternbild des Schiffes und das Kreuz des Südens ihr mildes planetarisches Licht ergossen und zugleich in der schäumenden Meeresfluth die Delphine ihre leuchtenden Furchen zogen; so haben diese Schilderungen eine Wahrheit, Innigkeit, Reinheit und Lebendigkeit, die nur der vollendete Künstler zu erreichen vermag. Unter den Deutschen haben außer Humboldt besonders Forster, Göthe und Herder mit solcher innerer Wahrheit die Natur geschildert. Auch bey den Alten, bey Homer und Pindar, bey Lucrez und Virgil finden sich Bilder von solcher Naturwahrheit, Reinheit und Innigkeit. Ueber Homer schreibt Göthe, von seiner sicilianischen Reise zurückkehrend, an Herder: „Was den Homer betrifft, ist mir eine Decke von den Augen gefallen, die Beschreibung, die Gleichnisse kommen uns poetisch vor und sind doch unsäglich natürlich. Nun ich alle diese Küsten und Vorgebirge, Golfe und Buchten, Inseln und Erdzungen, Felsen und Sandstreifen, fruchtbare Felder, geschmückte Gärten, gepflegte Bäume, hängende Reben und das Alles umgebende Meer mit so vielen Abwechselungen und Mannigfaltigkeiten im Geiste gegenwärtig habe, nun ist mir erst die Odyssee ein lebendiges Wort."

Aber die eigenthümliche Vortrefflichkeit dieser poesievollen Naturanschauung beruht auf der Angemessenheit dieser Darstellung für ihren Gegenstand. Humboldt beschreibt die Natur wie ein denkender Künstler, und empfindet ihre Schönheit wie ein gefühlvoller Betrachter, der Reiz seiner Darstellung beruht gerade darauf, daß er für seinen Gegenstand so viel Mitgefühl hat, als derselbe verträgt; so viel Begeisterung, als der Gegenstand selbst hervorruft. Auch der entzückte Betrachter der Natur kehrt von seiner Beobachtung in sich selbst zurück, in seinem eigenen Herzen und Geiste eine Welt entdeckend, die über die sichtbare Schönheit und Ordnung der Welt erhaben ist. So findet, wie Humboldt gesagt hat, der Bewohner des Nordens in der Ausbildung der Sprache, in Kunst und Wissenschaft einen reichen Ersatz für die Naturgenüsse, die er entbehren muß, indem er in seinem Innern eine Welt sich schafft, welche frey und unvergänglich ist, wie der selbstständige Geist.

Mit dem Maaße des Mitgefühls und der persönlichen Hingebung, die in solchen malerischen Naturdarstellungen lebt, betrachtet der Verf. die Geschichte der Menschheit. Für die künstlerische Darstellung ist diese Stimmung des Gemüthes, diese Art rückhaltsvoller und über dem Gegenstand schwebender Liebe nicht genügend; der Betrachter der Geschichte muß mit seinem Gegenstand in persönlicher Hingebung sich vereinen; auch er bedarf dichterischer Einbildungskraft, aber nicht die Einbildungskraft des Malers, sondern die Phantasie des drama-

tischen Dichters. Eine solche Einbildungskraft für die Geschichte, die mit derselben Vergegenwärtigung und Veranschaulichung, mit der Forster und Humboldt die Natur angeschaut und dargestellt haben, Menschen und Völker charakterisirten, ist in Johannes v. Müller und Herder gewesen. Der Verf. aber betrachtet die Geschichte mit dem Blicke des Landschaftsmalers: Menschen und Völker erscheinen ihm nur als Staffage seines Naturgemäldes.

Der Verf. ordnet die Geschichte den geographischen Wissenschaften unter, stellt sie nur aus dem Gesichtspunkte der Erdbeschreibung dar. Wenn selbstständige Forscher auf diesen Gebieten den Zusammenhang der Geschichte der Menschheit mit der Bildung der Erde darstellten, haben sie auch zugleich die Gränzen bezeichnet, innerhalb welcher dieses Verhältniß giltig ist. Wo Alexander v. Humboldt zeigt, wie die Kenntniß von dem Naturcharakter verschiedener Weltgegenden mit der Geschichte des Menschengeschlechtes aufs innigste verknüpft ist, wie der Volkscharakter großentheils von physischen und klimatischen Einflüssen abhängt, und wie dieser Einfluß der physischen Welt auf die moralische dem Naturstudium höhern Reiz gibt; da hat er auch daran erinnert, daß der wahre Ursprung der Cultur nicht durch physische Eindrücke allein gegeben sey. Und nachdem Karl Ritter in seiner vergleichenden Geographie die anregenden Antriebe der äußeren Naturverhältnisse auf den Entwickelungsgang der Menschheit dargestellt, weist er über die Gränzen der Erdkunde hinaus auf ein anderes Gebiet hin, auf die Erkenntniß der innern Antriebe, der von dem Aeußern unabhängigen, rein geistigen Natur in der Entwicklung des Menschen, der Völker und der Staaten; er sagt, mit Recht, daß eine vergleichende Untersuchung dieser Art eine nicht minder lohnende Forschung und eine noch glücklichere Beobachtung seyn würde, als die comparative Geographie. Da der Verf. sein Buch Epochen der Geschichte der Menschheit nennt, und es mit einem Bilde der Geschichte der Menschheit beginnt, so erregt er die Erwartung, als hätte er eine solche innere Vergleichung unternommen. Statt dessen enthält sein Buch vielmehr nur die Geschichte der Entwicklung der Naturwissenschaften, und der der Geschichte der Menschheit gewidmete Abschnitt eine Reihe von Bildern, wie wir sie oben bezeichnet. In sehr gelungenen und zum Theil vortrefflichen Zügen entwirft er das Bild der kriegerischen Hirten Central-Asiens, der Aegypter, Araber, der Perser und der Syrer, der Bewohner des nordwestlichen Europa's; und mit besonderer Vorliebe weilt sein künstlerisches Auge auf den Monumenten uralter Vergangenheit und den Ruinen menschlichen Glücks und menschlicher Größe; er schildert mit erregtem Gefühl die Ruinen von Theben, von Persepolis, von Balbeck, von Palmyra, er lauscht am liebsten den heiligen Sagen der Vorzeit, den Liedern der Araber, den Gesängen Asiens. Bey dieser sinnigen Anschauung des Verf. überrascht uns die Unfähigkeit, die Geschichte des Christenthums zu fassen, und die Unlust, die Größe des deutschen Volkes mit gleicher Innigkeit darzustellen. Die Bilder der untergegangenen Völker schweben nur wie ein Traum vor seiner Seele. Wesen und Geist der Geschichte ist ihm verborgen. Das Gesetz der Geschichte ist dem Verf. nicht die sittliche Weltordnung, in der das Reich Gottes sich offenbart, sondern er findet mit Fries in dem Kampf der Nomaden mit den festsitzenden Ackersleuten, welche der Faust der Nomaden erliegen, die sie aber durch ihre Geistesbildung besiegen, das Gesetz der ganzen Menschengeschichte.

Um eine Vorstellung von der Manier des Verf. zu geben, entnehmen wir dem Abschnitt über das Rund der Erde folgende Stelle:

„Zwischen dem Niveau des Meeresspiegels und dem Bogen des ewigen Frostes, von dem im rothen Schein des Nordlichts glänzenden Schnee der Polarländer bis an den brennenden Sand der libyschen Wüste, wo das Schirmdach der Dattelpalmen die ermüdeten Karawanen vor der Gluth der afrikanischen Sonne schützt, wohnen die verschiedenen Stämme des Menschengeschlechts. Lassen wir den Blick durch diese Räume schweifen, so sehen wir, wie der Eskimo in dumpfiger Schneehütte von der frostigen Seehundsjagd ausruht, wie der immer darbende Neuholländer durch seine Casuarinenwälder streift, der Indianer mit Bogen und Pfeil durch die blühenden Urwälder den flüchtigen Hirsch verfolgt; wie der Mongole unter dem Filzzelt auf dem Wagen seinen Heerden durch die blumigen Steppen nachzieht; wie Araber unter dem Schatten

hoher Tamarinden oder des Pisangblattes, Südseeinsulaner zwischen Pumpelmusen unter Cocos- und Brodfruchtbäumen, Guaraunen an den grünen klaren Wogen des Orinoko auf Hängematten unter dem Schirmdach der Fächerpalmen, Perser unter Granaten- und Orangenwäldern oder in den Rosengärten von Schiras, Griechen und Italiener unter Feigenbäumen, Lorbeerhainen und Weinranken, Mexikaner unter dem ewigen Frühlingshimmel weilen, wie der Jaloffe am Ufer des Senegal und des Gambia unter dem Riesenwipfel des alten Barbale, der Siamese auf dem breiten Zweigdach des Banyanenbaums, der Beduine unter seinem Zeltdache auf brennendem Sande, der Chinese zwischen zierlichen Vertäfelungen in Marmorpalästen der asiatischen Herrscher wohnt; — wie dem Abendländer genügt das Frühlingsgrün seiner Wiesen und der Frühlingsblüthenschmuck der Rosen, welche Menschenfleiß an die Stelle der sumpfigen Wälder des alten Germaniens pflanzte."

Dem Bilde der Geschichte der Menschheit folgt eine Geschichte der Naturwissenschaften und der Ausbildung des religiösen Deismus, indem der Verf. zuerst den Einfluß der großen geographischen Entdeckungen auf den Gang der Culturgeschichte, zweytens das Rund der Erde und den Einfluß dieser Erdbildung, drittens die Entdeckung des wahren Weltsystems und der Naturgesetze, viertens die Stufen der religiösen Ausbildung im Völkerleben und ihr Verhältniß zur Philosophie und Naturwissenschaft darstellt. In dem ersten dieser Abschnitte ist wieder Alexander von Humboldt sein Führer und insbesondere sind Humboldts treffliche kritische Bemerkungen über die historische Entwicklung der geognostischen Kenntnisse von der neuen Welt und die Fortschritte der nautischen Astronomie in dem 15. und 16. Jahrhundert benützt; dann schließt der erste Band mit einem Anhange über Keppler's mysterium cosmographicum und Keppler's Induction zur Entdeckung der wahren Gestalt der Planeten u. s. f.

(Fortsetzung folgt.)

Beyträge zur Kritik und Erklärung der Annalen des Tacitus.

(Schluß.)

XV, 20. wird nobis opinio decedat übersetzt: „daß wir aufhören zu meinen". Ist hier nobis als Dativ oder Ablativ gefaßt? Ich meine, ersteres ist einfacher. Wir erwähnen noch den Versuch die Lücke XV, 74. zu ergänzen „sed ipse (Nero) prohibuit, ne interpretatione quorundam ad omen malum exitus sui verteretur und die Conjectur superesse qui forsitan manus ictusque — ingesturi sint zu XVI, 26.

Als Corollarium gibt der Vf. noch einige Conjecturen zum Leben des Agricola, welche wir nur anführen, um die Relation zu vollenden, ohne uns aus mehreren Gründen auf nähere Untersuchung derselben oder vielmehr Darlegung unseres Urtheils dießmal einzulassen. Es sind folgende: c. 9. splendidae imprimis dignitate administrationis ac spe consulatus, cui destinarat. c. 19. pro proximis hibernis. c. 22. werden die Worte crebrae eruptiones nach hiems gesetzt. c. 27. arte succubuisse rati. c. 28. uno tergiversante. c. 31. atque ultra a domino aluntur. c. 31. libertatem non in paenitentiam vindicaturi. c. 37. primos sequentium incautius collecti et locorum gnari circumveniebant. c. 43. nobis nihil comperti ut affirmare ausim.

Worauf neulich in Schneidewins Philologus eine gewichtige Stimme für die Interpretation und Kritik des Thukydides hinwies: Thucydidem brevitatis studio multa ausum esse insolentius dicere iam ab antiquis est observatum. Apertum est tamen in ea re modum quemdam tenendum fuisse, ut nec temere et sine caussa quaereretur obscuritas nec soloeca aut perversa fieret oratio, das werden auch die künftigen Commentatoren des Tacitus stets wohl zu beherzigen haben.

G. Thomas.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. März.

Nro. 49. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Die Epochen der Geschichte der Menschheit ꝛc.

(Fortsetzung.)

Der Verfasser behauptet, alle Naturwissenschaft, ja alle Wissenschaft überhaupt führe zum Naturalismus, die Mechanik des Himmels habe des Aristoteles Lichtwelt der Gestirne, den Himmel Klopstocks, das Empyreum der Väter zertrümmert, die schützenden Engel des Menschengeschlechtes hätten die Erde verlassen und seyen in das Land der Sage oder der Dichtung gewandert, zerronnen seyen die schönen Bilder ahnungsvoller Phantasie, verhallt der Vorzeit ehrwürdige Sage, in der Kopernikanischen Ansicht sey die Form der ästhetischen Anschauung verloren gegangen, nur die mathematische Form der Raumwelt sey übrig geblieben. „Durch Newton's Entdeckung der Gravitation ist die ganze physische Astronomie zur Mechanik des Himmels geworden.“ „In diesem Weltgebäude herrscht die unerbittlich strenge Nothwendigkeit. Alles gehorcht hier nur dem Gesetz der Schwere.“

Die Unhaltbarkeit und innerliche Leerheit dieses Resultates fühlt der Verfasser selbst, ohne wahrhaft Rath und Trost zu finden. Er setzt der Mechanik des Himmels eine übersinnliche Welt entgegen, ohne den Zusammenhang beyder Welten irgendwie anzudeuten. Er will die Realität der religiösen Ideen von der Macht des Schicksals retten, dem Glauben neben dem Wissen sein Recht verschaffen, Platon und Newton versöhnen; er weist auf unsere ewigen Hoffnungen hin, welche die Quellen unserer religiösen Ueberzeugungen, der Ideen von Gott, Freyheit und Unsterblichkeit sind, und er sucht eine höhere Lösung aller Widersprüche des Daseyns und einen Trost gegen dieses naturalistische Ergebniß der Wissenschaft, die er doch so eben erst als unerschütterliche Wahrheit ausgesprochen und als herrlichste That des menschlichen Geistes gefeyert hatte.

Er glaubt diese höhere Lösung in Kants transscendentalem Idealismus und in dem Deismus seines Lehrers Fries zu finden, und widmet der Darstellung von den Systemen von Kant und Fries den ganzen zweyten Theil seines Buches, der sich also zum ersten wie der positive versöhnende Abschluß gegen die negative historische Kritik verhält. Bevor wir indessen das Maaß und die Art dieser Geistesbefriedigung untersuchen, liegt uns ob den Widerspruch nachzuweisen, der schon in dem Versuche einer solchen Lösung selbst liegt.

In Wahrheit kann die Anerkennung der Naturwissenschaft so ferne sie zum Naturalismus führt, mit der Ueberzeugung von der Realität übersinnlicher und religiöser Ideen nicht bestehen. Weder die Natur der Dinge noch das Wesen des Geistes erträgt einen solchen vernichtenden Widerspruch, durch welchen das denkende Bewußtseyn und die Harmonie des Lebens völlig aufgehoben würde. Daß die übersinnliche und sinnliche Welt so völlig außer und neben einander Realität haben ist unmöglich, sie sind in und durch einander zu denken, so daß die Mechanik des Himmels selbst nur durch übersinnliche Ideen erklärt werden kann.

Der Verfasser sagt:

„Der vollständige Mechanismus des Weltgebäudes zeigt uns, daß dasselbe kein Kunstwerk sey, welches eines Künstlers bedürfe, sondern eine Maschine, die sich selbst baut und erhält. So ist die unvermeidliche Consequenz dieser Ansicht der strengste Naturalismus. Die vereinigte Intelligenz von Jahrtausenden hat dieses Gebäude aufgeführt, dessen Grundlagen so unwidersprochen, so unwidersprechlich sind, daß wir nie dessen Einsturz zu besorgen haben. Jede Ansicht, sey es in Philosophie, sey es in anderen Wissenschaften, die damit übereinstimmt, kann wahr seyn, jede, die mit ihr streitet, muß falsch seyn. Daher ist nothwendig jede Ansicht falsch, welche die Erscheinungen der Natur aus Ideen und nicht aus Naturgesetzen erklären will. (Welch ein Gegensatz!) Jeder Versuch aus Ideen zu erklären, setzt an die Stelle des begrifflichen Erklärungsgrundes Etwas, das viel unverständlicher ist, als das zu Erklärende selbst und hebt mit solcher Foderung zugleich das Naturgesetz und die mathematische Entwicklung auf.“

Als wenn dieser Mechanismus durch sich selbst erklärlich, als wenn der Begriff der Schwere ein selbstständiger, durch sich evidenter Erklärungsgrund wäre. Wenn Einer die übersinnliche, die ideale Welt leugnet, kann ihm das Bedürfniß, die Welt zu erklären, gar nicht entstehen, oder umgekehrt wer die Mechanik des Himmels aus Ideen nicht erklären will, kann eine übersinnliche Welt nicht postuliren! Der Erklärungsgrund für die Mechanik des Weltbaus, der einzige begreifliche Grund dieses Weltsystemes kann nur das seyn, was selbstständige Bedeutung in sich selbst hat, und also weder zu seinem Daseyn eines außer ihm liegenden Zweckes, noch zu seiner Selbstbethätigung eines außer ihm selbst liegenden Antriebes bedarf. Solche Selbstständigkeit haben die lebendigen und gehaltvollen Ideen der Wahrheit, der Güte, der Schönheit. So ist das Gravitationsgesetz kein wahrer Erklärungsgrund des Sonnensystem's, aber wohl ist eine solche Grundanschauung des Planetensystems Kepplers Lehre von der Harmonie der Welt; die Idee der Schönheit, der Ordnung, des Ebenmaaßes, der Uebereinstimmung, der himmlischen Harmonie, ist weit mehr ein selbstständiger und durch sich evidenter Gedanke, als die Mechanik des Himmels. Wir glauben, Kepplers großer Gedanke, daß die Sonne eine directive Kraft auf die Bewegungen der Planeten äußere, ist dem geheimnißvollen Wesen der himmlischen Weltkörper entsprechender und der Wahrheit näher, als Newton's Begriff der Gravitation. Die Kräfte und Gesetze der Natur sind seelenvolle, Geist erfüllte Verhältnisse, es scheint nur ein Erklärungsversuch zum Behuf sinnlicher Veranschaulichung, wenn die Bewegung der Planeten um die Sonne durch die Vorstellung zweyer Kräfte deutlich gemacht wird, die durch ihre Entgegenwirkung der Planeten eine eigenthümliche, von den Richtungen, die jede dieser Kräfte für sich allein erfordern würde, abweichende Bewegung geben. Die wahren Bewegungskräfte, die die Planeten in ihren ewigen Bahnen erhalten, sind die selbstständigen Verhältnisse der Himmelskörper unter einander, die Lebenstriebe, die im Verhältniß der Centralität und des planetarischen Systems begründet sind, die Vollkommenheit dieser himmlischen Wesen, die Schönheit und Vollkommenheit der Welt. Nicht nur die Kepplerschen Gesetze, sondern auch die Principien Newton's setzen übersinnliche Ideen voraus.

Als Galiläi zum ersten male unter den Menschen mit seinem Telescope die Räume des Himmels durchdrang, während Keppler mit seinen großen Entdeckungen über die harmonischen Gesetze des Weltgebäudes beschäftigt war, da wurde nicht sowohl der Menschheit der Himmel entzogen, sondern vielmehr ein neuer Himmel ihr erschlossen. Sind wir auch dieser Unendlichkeit gegenüber, wie Fries treffend gesagt hat, Patrioten der Erde, so haben wir doch zu der Welt der Firsterne ein wesentliches Verhältniß. Der Glaube an die Unsterblichkeit wird durch diese Betrachtung des Sternenhimmels nicht widerlegt sondern erhält durch diese astronomischen Entdeckungen vielleicht eine neue Bestätigung. Und wenn jener Forscher gesagt hat, daß er den ganzen Himmel durchspäht, ohne Gott darin zu finden, so haben Kant, Keppler und Haller in dieser unendlichen Fülle und Schönheit der Welt das Werk der höchsten Weisheit und der reinsten Güte erkannt.

Die Lösung dieses Widerspruchs zwischen der mechanischen Ansicht und den religiösen Ideen findet der Verfasser in Kant und Fries. Er preist diese

Denker als die Propheten der Zukunft. „Aus Arabien schallte Jehova's Name, Jahrtausende sind vorüber gegangen, und das Feuer des Enthusiasmus ist in den Nationen erloschen, aber fern von allem Lande der Propheten haben wir in einem friedlichen Thal der nordischen Abendlande eine leise Stimme vernommen, welche uns an die großen Gestalten der Vorwelt mahnt.“ „Es ist vollendet das große Werk der Reinigung und Sicherung unseres Glaubens, es ist vollendet worden durch zwey Philosophen unseres Zeitalters.“ „Der Deismus hat seine Bahn vollendet.“

So anerkennungswerth dieser starke Trieb der Liebe ist, der in dankbarer Erinnerung an diese zwey Philosophen ihre Lehren so ausschließlich festhält, so ist doch eine solche Selbstbeschränkung auf einen Standpunkt, der die geistigen und sittlichen Bedürfnisse unseres Wesens nicht befriedigen kann, von Willkühr nicht frey zu sprechen: Ein Kantianer zu seyn, ein Friesianer in diesem ausschließlichen Sinne scheint ein unmöglicher Standpunkt.

In den Antinomien der Kantischen Vernunftkritik findet der Verfasser den Widerspruch zwischen der naturwissenschaftlichen Erkenntniß und den religiösen Ueberzeugungen, und im transscendentalen Idealismus die Lösung dieses Widerstreites. Der transscendentale Idealismus ruht auf der Vorstellung von der empirischen Realität, und die transscendentale Idealität des Raumes und der Zeit auf dem Gegensatz von dem Ding an sich und der Erscheinung. Die kritische Philosophie hat zwar auf den Gebieten des sittlichen Geistes, der Natur und der Kunst erhabene und fruchtbare Gedanken erzeugt; aber dieser Widerspruch zwischen dem Ding an sich und der Erscheinung bleibt in dieser Philosophie ungelößt. Nach Kant sollen wir die Natur betrachten, als ob sie zweckmäßig wirkte, wir sollen handeln, nicht in der vollen Ueberzeugung der Realität der Ideen, sondern nur so, als ob ein Gott wäre, als ob wir frey wären und unsterblich. So herrlich und über die ethiklose Philosophie erhaben Kants praktische Philosophie ist, so kann sie uns doch nicht genügen. Auch in ihr herrscht jener metaphysische Dualismus des transscendentalen Idealismus, der Gegensatz von praktischer und theoretischer Vernunft, der Widerspruch der theoretischen Schranke und des sittlichen Postulats. So sind die Ideen Gott, Freiheit und Unsterblichkeit auch in der praktischen Philosophie nicht selbstständige und gewisse Ueberzeugungen, sondern nur Voraussetzungen des kategorischen Imperativs: Das Gesetz ist nicht aus dem Wesen des Geistes abgeleitet, sondern der freye Geist ist der Abstraction des Sittengesetzes unterworfen. Daß Kant die Ethik auf den Begriff der Tugend und Pflicht, auf die subjective Sittlichkeit reducirt, ist eine Folge jener abstracten Anschauung vom Wesen der Natur und des Geistes.

Den Verfasser stört dieser Widerspruch nicht. Er sagt: „Wir sind genöthigt, eine übersinnliche Welt über der sinnlichen anzunehmen, wenn die Vernunft sich nicht in Widersprüche mit sich selbst verwickelen soll. Wir können durch die Unterscheidung von Erscheinungen und Dingen an sich das Verhältniß dieser übersinnlichen Welt zur Sinnenwelt genauer bestimmen. So weit ist Kant's Lehre korrekt und fehlerfrey.“ Aber in der Ausführung dieser Ideen vergreife sich Kant. Sollte die Kantische Lehre dialektisch weiter fortgebildet werden, so müßte Kants transscendentale Erkenntniß als psychisch-anthropologische Erkenntniß aus innerer Erfahrung anerkannt, und das Verhältniß der Kritik in der Vernunft zum System der Philosophie demgemäß aufgeklärt und die erste selbst zur Theorie der Vernunft ausgebildet werden. Diese Fortbildung habe die Kantische Lehre durch Fries erhalten.

„Kant hat zuerst den Antheil richtig gewürdigt, den die reine Vernunft am Erkennen nimmt und er ist dabey auf seine große psychologische Entdeckung des transscendentalen Geistesvermögens oder der Selbstthätigkeit der Vernunft im Erkennen geführt worden; aber er hat sich nicht bis zu dem Gesetz der Einheit des menschlichen Geistes hindurch gefunden. Geleitet von diesen Beobachtungen wurde Fries darauf geführt die logische Disposition der Kritik zu verwerfen, die Fehler der Einheit in der psychisch-anthropologischen zu suchen und die Kritik zur Theorie der Vernunft auszubilden. Damit gelang es ihm jenes kantische Räthsel zu lösen, das Gesetz der Einheit des menschlichen Geistes zu entdecken und

daraus eine vollständige Ableitung der verschiedenen Erkenntnißthätigkeiten so wie aller psychologischen Erscheinungen überhaupt zu geben."

So rühmt der Verfasser mit Recht, daß Fries durch diese psychologische Erkenntniß eine neue Ansicht von der Organisation der Menschheit eröffnet und daß er in seiner Vernunfttheorie die Qualitäten aus der Sinnenanschauung, die Formen der reinen Anschauung, die subjectiven Spiele der Association, die Vorstellung der figürlichen Synthesis, der logischen Formen des Urtheils, den kategorischen Imperativ, die Geschmacksurtheile und ästhetischen Ideen, so wie die religiösen Gefühlsstimmungen aus der reinen Form der Vernünftigkeit des erkennenden und fühlenden Geistes abgeleitet habe.

Es ist nicht zu läugnen, daß Fries einen wesentlichen Mangel der Vernunftkritik erkannte und verbesserte. Indem er fragt, wie die unmittelbare Erkenntniß der Vernunft, auf welcher unsere philosophische Ueberzeugung beruht, beschaffen sey und in welchem Verhältniß sie zur Reflexion stehe, hat er eine Reihe wesentlicher Probleme, die Kant und nach ihm Hegel völlig in ihrem Wesen verkannt und einer Lösung nicht bedürftig glaubten, der Wissenschaft vindicirt. Er hat die Einheit der Logik mit der Psychologie gefordert, mit der klaren die dunkle Vorstellung, mit der unmittelbaren die mittelbare Erkenntniß, mit dem Gedanken das Gefühlvermögen, mit dem Wissen den Glauben und die Ahnung in ihrer harmonischen und lebendigen Verbindung zu begreifen versucht. Wenn er aber einen solchen Versuch als eine neue Entdeckung betrachtet, so ist dieses Urtheil nur in so fern wahr, als es sich auf die eigenthümliche Lösung dieses Problemes bezieht, denn alle lebendige und wahrhaftige, alle ethische Philosophie geht von der Ganzheit und Einheit des lebendigen Geistes aus. Die Eigenthümlichkeit der Friesischen Lehre aber, die Zurückführung der Psychologie und Anthropologie auf die subjective Selbsterkenntniß entspricht dem Wesen des Geistes so wenig, daß wir auch in Feins nicht die Versöhnung der Widersprüche, die er selbst in Kant anerkennt, finden.

Wie Kant will, daß wir die Natur nur betrachten sollen, als ob sie zweckmäßig wäre, so bewies Fries nicht, daß ein Gott sey, sondern nur, daß es jeder endlichen Vernunft wesentlich sey, an einen Gott zu glauben. Diese „subjective Wendung der Spekulation" wie Fries sie genannt hat, ist der ungelöste Widerspruch zwischen dem Geist und dem Gegenstande: „Der Gegenstand, sagt der Verfasser, ist nur vermittelst der Erkenntniß im Geiste." So ist die Wahrheit auf diesem Standpunkte nicht die lebendige gehaltvolle Einheit des Geistes mit der Welt außer ihm, sondern nur die Uebereinstimmung des mittelbaren mit der unmittelbaren Erkenntniß, die Bestätigung des Gefühls durch die Reflexion. Wie ungenügend dieser subjective Idealismus des Verfassers sey, um die großen Probleme der Natur und des Geistes zu lösen, zeigt sich am auffallendsten gerade da, wo er die Schranke dieses Systems durchbricht und einen versöhnenden Abschluß verheißt, in der Lehre von den ästhetischen und religiösen Ideen.

Das moralische Gesetz hat ihm nicht nur anthropologische, sondern auch kosmische Bedeutung. Wie zeigt sich nun die kosmische Bedeutung des moralischen Gesetzes? Wo treffen wir in unserer Erkenntniß auf diesen Glauben des Weltgesetzes, des Guten? „Nirgend anders als in den Urtheilen des ästhetischen Wohlgefallens." Seiner kosmischen Bedeutung nach ist also das Sittengesetz ein Weltgesetz des Schönen und Erhabenen. „Dieses weltbeherrschende Gesetz der Schönheit läßt sich aber nicht mehr in Begriffen aussprechen d. h. es ist kein Naturgesetz, sondern es stellt sich nur in ästhetischen Ideen dar. Darin liegt das Geheimniß und der Zauber der Schönheit zugleich." Und zwar geht der Verfasser bey der Betrachtung des Schönen so weit über die Schranken seines eigenen System's hinaus, daß er bekennt, der Gegenstand sey nicht nur in Beziehung auf uns, sondern in sich selbst schön.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. März.

Nro. 50. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1847.

J. H. Fichte's Grundzüge der Philosophie. Dritte Abtheilung: die speculative Theologie oder allgemeine Religionslehre. 1. u. 2. Theil. Heidelberg, akademische Verlagshandlung von J. C. B. Mohr.

Das Buch beginnt mit einer Einleitung (§. 1 — 3.), welche den Begriff und die Aufgabe der speculativen Theologie, im Verhältniß zu der schon früher erschienenen Erkenntnißlehre und Ontologie des Verfassers behandelt. Im I. Theile geht es zur Entwickelung der Idee Gottes aus dem Weltbegriffe über (§. 14 — 64.). Der II. Theil zerfällt wieder in drey Abschnitte, in derem ersten (§. 65 — 82.) die speculative Begreiflichkeit Gottes, im zweyten (§. 83 — 129.) die Idee der absoluten Persönlichkeit und Dreyeinigkeit, und im dritten (§. 130 — 155.) die realen und idealen Eigenschaften Gottes darzustellen versucht wird. Der III. Theil, welcher von der Idee der absoluten Persönlichkeit Gottes herabsteigend aus ihr das Endlich-Reale (die Weltschöpfung, die Welterhaltung und Weltvollendung) ableitet, wird erst nach Ostern erscheinen. Im Gegensatze zu dem letztern steht eigentlich der die Idee Gottes aus dem Weltbegriffe entwickelnde „regressive" I. Theil, während der zweyte die Idee der absoluten Persönlichkeit festhält und möglichst vollständig darzulegen strebt. Der regressive und herabsteigende Theil Fichte's entspricht der Eintheilung des Systems der Philosophie von Krause, welche auch unser Verfasser als die richtige und als eine der glücklichsten und wichtigsten Entdeckungen anerkennt, die den Systemen Schelling's und Hegel's gegenüber einen bleibenden Fortschritt in die Zeit gebracht habe. Ueberhaupt zeigt sich auch eine gewisse Geistesverwandtschaft zwischen Fichte und Krause. Wie des letztern Philosophie von der Erkenntniß des Ichs, als der einzig unmittelbar für alle Menschen gewissen Erkenntniß aufsteigend sich zur Erkenntniß der Natur, Geisterwelt und der Menschheit, und dann zur Anerkenntniß des Grundes der Welt d. i. Gottes, auch als des Principes der Erkenntniß hebt, und von diesem hierauf absteigend wiederum die Natur rc. ableitet: so ist auch bey Fichte (siehe dessen „Erkennen als Selbsterkennen") das Selbstbewußtseyn Anfang, Mitte und Ende der Philosophie, sieht sich das Ich selbst unmittelbar, alles Andere aber nur vermittelt, und Gott nur durch Offenbarung in ihm. Wie Krause so untersucht auch Fichte vorzugsweise das Ich als denkendes und erkennendes Wesen, stellt er sich auf die erste unvertilgbar gewisse Grundlage der Urwahrheit des Bewußtseyns; und weil gefunden wird, daß das Erkennen nicht bloß Selbsterkennen, sondern auch Erkennen der Wahrheit des Seyns ist, so erhebt sich bey unserm Verfasser das Erkennen zum Seynerkennen (Ontologie). Der Gedanke des Urseyns entwickelt sich dann zu dem Gedanken des Urgeistes, aus dem Seynerkennen wird Gotterkennen. Die Erkenntniß Gottes ist ihm dann die Urwahrheit, die höchste und reichste Wahrheit, die sich wiederum ausbreitet in ihre Offenbarung durch Natur und Geisterwelt, in deren Erkenntniß das Bewußtseyn dennoch bey sich bleibt.

Die Methode des Ganzen betreffend, verfährt der Verf. in seiner speculativen Theologie weder apriorisirend noch schematisirend; sondern nachdem er regressive das höchste Princip gefunden hat, bezieht er sich immer noch auf den Begriff der Welt, um aus ihr als der Folge auf den analogen Moment des Grundes im Absoluten zurückzuschließen. Ueberhaupt soll diese ganze speculative Gottlehre nur eine durchgeführte Analyse der im objectiven Zweckbegriffe liegenden Ergebnisse seyn; und eben darum glaubt er das Bewußtseyn hegen zu dürfen, auf dem Grundbegriffe der immanenten Teleologie, welche zuerst Kant in seiner Kritik der Urtheilskraft aufstellte, den Schelling und Hegel nachher, letzterer freylich auf einseitige Weise verfolgte, weiter gebaut zu haben und manche Frage dieser besser lösen zu können, Fragen, an denen die allerwichtigsten Folgen für Glauben und Leben hangen.

Dem ganzen Buche sieht man übrigens den Entwickelungsgang seines Verfassers an, namentlich daß er ursprünglich von Hegel ausging, jedoch durch diesen nicht völlig befriedigt, auch die übrigen neuzeitigen Systeme studirte, insbesonders Herbart und Krause, und durch selbständige Verarbeitung des durch diese drey Denker Geleisteten einen über sie hinausgehenden Standpunkt in der Philosophie einzunehmen strebt. Dieser Standpunkt scheint sich besonders dadurch zu kennzeichnen, daß er mittelst der Krause'schen Eintheilung der Philosophie vorzüglich die Grundlehren Hegel's und Herbart's zu vermitteln sucht, daher er auch in diesem Werke vielfach gegen die Einseitigkeiten der letzteren ankämpft. Es wäre doch sehr wünschenswerth gewesen, daß der Hr. Verf. für vorliegendes Buch die Krause'schen speculativen Lehren mit eben demselben Ernste geprüft und gewürdigt hätte, wie die Hegel's und Herbart's; denn er würde sich dann vielfach überzeugt haben, daß manche seiner aus eigenen Forschungen und Studien hervorgegangenen Ansichten, für welche er theilweise die Ehre der ersten Erfindung anspricht, bey Krause längst schon mit Klarheit und bündiger wissenschaftlicher Bestimmtheit ausgesprochen sind. Dahin gehören, um nur einige Beyspiele dafür anzuführen:

1) die tiefsinnige Lehre (S. 5), daß es das höchste Ziel aller Wissenschaft sey, die Dinge so zu denken, wie sie in Gott gedacht sind; (S. 7) daß wir uns und die Dinge nur insofern in ihrem Wesen erkennen, als wir Theil haben an der Urerkenntniß, durch die Alles ist.

2) Daß Natur und Geist unabläßig in einander übergehen (S. 36), weil sie ursprünglich oder nach dem in ihnen sich verwirklichenden Principe, nicht zwieträchtig oder entgegengesetzt, sondern Eins sind.

3) Die Immanenz der Welt in Gott, bey fortbestehender Ueberweltlichkeit oder Transscendenz Gottes (S. 113 u. 145) u. s. w.

S. 195 stimmt Fichte auch darin mit Krause überein, daß die Kategorien von unbedingter, das Niederste und Höchste gleichumfassender Bedeutung seyen. Wenn er jedoch S. 200 und 365 diese Lehre zuerst Hegel zuschreibt, so ist dagegen zu bemerken, daß Krause dieselbe schon in der ersten Grundlage seines Systems vom Jahre 1802 aussprach. Wenn ferner S. 366 bey Hegel der Abschluß der Kategorien vermißt wird, indem hier das Erkennen und Wollen und die Persönlichkeit Gottes abgeht: so haben auch in dieser Hinsicht die Kategorien bey Krause ihren Abschluß längst gefunden, indem auch diese göttlichen Eigenschaften in dem herabsteigenden oder synthetischen Theile des Krause'schen Systems mit aller Bestimmtheit anerkannt und nachgewiesen werden.

Wenn ferner Fichte S. 332 behauptet, daß die Speculation in seinem Werke vielleicht zum ersten Male in streng wissenschaftlicher Entwickelung einen Begriff des Absoluten erreicht habe, der auch die Probe des Gemüthes bestehe und den menschlichen Geist über sich selbst erhebe, indem er ihn auf das tiefste befriedige: so glaube ich diese Erstmaligkeit insofern für Krause in Anspruch nehmen zu dürfen, als dessen System, namentlich in seinen zwey letzten Umarbeitungen, jenen Gemüth erwärmenden und Begeisterung weckenden Gottbegriff darzustellen strebte; als der Urheber dieses Systems ungeachtet zahlreicher harter Lebensbedrängnisse bis an seinen im Jahre

1832 erfolgten Tod ein lebendiges Bild unbedingter Gottergebenheit und glühender Wärme für Verwirklichung alles Guten auf Erden ablegte, wie nicht leicht ein anderer Philosoph der Neuzeit. In dieser Wärme und Begeisterung für Gott und die höheren Ideen, welche Krause's Lehre allen sie ernstlich Prüfenden mittheilt, liegt eben der enträthselnde Schlüssel zu jener vielfach und erst neulich wiederum (Berliner literarische Zeitung Nro. 5, 1847, gelegentlich der Anzeige meiner Denkkunde) angestaunten Thatsache, daß seine Schüler mit Liebe und treuer Anhänglichkeit bis auf den heutigen Tag ihn dankbar verehrten, auf seine gegebenen Grundlagen hin weiterbauten, und ihm dadurch allmählig die lange versagte, aber wohl gebührende Anerkennung als eines der größeren Denker dieses Jahrhunderts erkämpften und künftig noch immer mehr erkämpfen werden.

Durch diese geschichtlichen Gegenbemerkungen soll jedoch das wirkliche Verdienst unsers Verfassers keineswegs geschmälert werden; denn seine vorliegende Arbeit beurkundet eine Masse von klaren und tiefen Einsichten, die sicherlich für die Wissenschaft von bleibenden Folgen seyn werden. Zur Rechtfertigung dieser Behauptung will ich dem Leser eine Reihe dieser Ansichten zur eigenen Beurtheilung vorlegen. So lehrt uns unter Anderen S. 61: „Endlichseyn heißt: den Grund seiner Existenz in einem Andern haben, nur durch Anderes seyn. Somit ist nicht selbst, sondern fordert jedes Endliche sich für seinen Grund." — S. 63. Das Endliche zeigt sich „als das in selbständiger Existenz Unwahre und Unmögliche, als an sich selbst nicht vorhanden, sich inbegriffen und umfaßt vom Ewigen:" theils erweist eben damit das Ewige „sich zugleich als in jenem gegenwärtig, mithin überhaupt als das einzig wahrhaft Seyende." — S. 83. „Jedes Endliche hat nicht bloß ein Anderes, sondern sein Anderes sich gegenüber, mit welchem es in wechselbestimmendem Gegensatze der Ergänzung (oder Ausgleichung) steht. Jedes specifisch Unterschiedene ist Theil eines Ganzen, in welchem es selbst nicht nur ein Anderes gegen die übrigen, sondern in dem es ihr ergänzendes Anderes wird." — S. 85. „Als Resultat ergibt sich: daß der allgemeinen Wahrheit nach Nichts wahrhaft entsteht oder vergeht, sondern alles Unbestimmte nur seine Beschaffenheiten wechselt. Die Summe des Seyenden, Urbestimmten, bleibt ewig dieselbe in dieser gleichfalls ewigen Veränderung." — S. 88. „Die gegenseitige Negation alles Endlichen unter einander ist ebenso wechselseitiges Sichvoraussetzen und Füreinanderseyn: sie erhalten oder bedingen sich gerade durch dieses Andersseyn gegen einander und durch die darin liegende Ergänzung." — S. 90. Die in jedem Endlichen gegenwärtige Unbestimmtheit „ist nicht als vereinzelt und beziehungslos zu denken, sondern jede ist diese bestimmte nur im Systeme mit den unendlich anderen, ebenso an sich bestimmten und bleibenden Urpositionen. Auch das Einzelste trägt diese unendliche Beziehung zu allem Andern in sich: Alles ist in ihm mitgegenwärtig, weil darauf bezogen, es scheint in ihm wieder. (Es ist die Monas Leibnitzen's, als Spiegel des Universums die actuelle Unendlichkeit Schelling's welche selbst dem Kleinsten und Geringsten eingeboren sey.)" — S. 91. „Dieses Verhältniß der einzelnen Urbestimmtheit zu allem Andern ist nicht nur überhaupt oder in abstracter Weise zu fassen, sondern es muß seiner einen Möglichkeit nach, zu jedem der unendlich Anderen selbst ein bestimmtes Verhältniß seyn, sonst würde es im wahren und eigentlichen Sinne bey keinem stattfinden." —

(Fortsetzung folgt.)

Die Epochen der Geschichte der Menschheit ꝛc.

(Schluß.)

„Es lebt also in unsern ästhetischen Urtheilen die Anerkennung einer objectiven Teleologie und wir machen mit unseren rein ästhetischen Urtheilen die Ansprüche an eine eigene Gesetzgebung im Wesen der Dinge. — Leben und Schönheit erscheinen uns an den Formen der Organisation."

Auf dieses Weltgesetz der ewigen Schönheit, auf diese ästhetische Gesetzgebung im Wesen der Dinge baut der Verfasser seine religiös ästhetische Weltansicht. Auch auf diesem Gebiete der ästhetischen Idee herrscht der malerische Gesichtspunkt einseitig vor. Er theilt alle ästhetischen Ideen in drey Gruppen, in die epischen Ideen der Begeisterung, in die dramatischen Ideen der Resignation und in die lyrischen Ideen der Andacht, und erweitert diese Begriffe der poetischen Gattung zu allgemeinen Kategorien der Kunst und der Natur. Die Landschaft von Heidelberg, die borromäischen Inseln des Lago-maggiore und die Umgebungen des Comersee's, der Golf von Neapel und die Bucht von Rio de Janeiro machen ihm den Eindruck episch ästhetischer Ideen; die romantischen Landschaften, welche die Basaltformation oder die Gestaltung des Quadersandsteins bilden, nennt er dramatisch ästhetisch, und die erhabenen Alpenlandschaften der Schweiz und anderer Granitformationen und den gestirnten Himmel lyrisch ästhetische Ideen. Die so pittoreske Anschauung verallgemeinert er so, daß er, die Gränzen der Künste verwischend, auch Göthes Iphigenie eine episch ästhetische Idee nennt u. s. w.

Die Betrachtung der Schönheit führt ihn zur religiösen Wahrheit:

„Die ästhetischen Ideen wecken die religiösen Ideen und führen uns unmittelbar auf den Mittelpunkt des Glaubens. — In der religiösen Stimmung des Gefühls beziehen wir das menschliche Leben sowohl als das erscheinende Weltall kraft der ästhetischen Idee auf die überirdischen Wahrheiten des Glaubens."

Wohl ist dem Verfasser der Glaube das Vertrauen auf die Wahrheit des in sich Vollendeten und auf die Thatsache unserer Erkenntniß, und doch ist in ihm nicht eine fruchtbare belebende Kraft. Seine religiöse ästhetische Weltansicht, die er die wahre natürliche Religion nennt, ist ein so unbestimmtes und unkräftiges Bewußtseyn, daß er Religion und Wahrheit auf die Stimmungen des Gefühls allein zurückführt. Wo dieß Gefühl sich rege, da klinge die Erinnerung der in der Natur unseres Geistes unwandelbar gegründeten religiösen Ideen an. „Die wahre Religion besteht" also in keiner „mystischen Versenkung in Gott, in keinem pietistischen Hochmuth auf die Vorzüge der göttlichen Gnade," sie lebt vielmehr allein in jenen frommen Stimmungen des Gefühls, welche uns den Blick in das Zauberland der Schönheit öffnen, dessen überirrdischer Glanz einer andern höheren Welt entstammt. Die Bilder einer überirrdischen Welt umschweben den Verfasser und lassen ihn in ihren geheimnißvollen Formen eine tiefe Bedeutung der Wahrheit ahnen, ohne daß er hofft jemals ihren Sinn zu entziffern und auszulegen. Die Philosophie hat nach dem Verfasser ihre Aufgabe gelöst, wenn sie die Ahnung dieses Gefühls gegen den Zweifel der Wissenschaft gesichert hat.

Woher diese Resignation auf die Erkenntniß der Wahrheit? Diese unberechtigte Selbstbeschränkung folgt aus der unlebendigen Vorstellung von der Wahrheit, die wir bey Fries und Apelt finden. Sie setzen voraus die religiöse Wahrheit, wie die Idee des Guten und Schönen lebe, frey von allem Irrthum, im menschlichen Geiste als Gefühl: im Gefühl ruhe die Würdigung für den Werth des Guten, des Wohlgefallens an dem Schönen und Erhabenen, der Glaube an die religiösen Ideen. Die Philosophie ist bey Fries nur die Vermittlung der Reflexion mit diesen unmittelbaren Aussprüchen des Gefühls. In Wahrheit sind aber die unmittelbaren Erkenntnisse und Ideen des Menschengeistes nicht blos Thatsachen des Gefühls sondern lebendige Thathandlungen des Geistes: Vernunft und Gewissen, die Organe der Wahrheit und der Tugend, sind lebendige Kräfte des in sich einigen und gehaltvollen Geistes und also vereinigt die unverbrüchliche Wahrheitserkenntniß untrennbar mit dem Zeugnisse des Gefühls die Selbstthätigkeit des Geistes. Im wahren Denken ist die Innigkeit und Wärme des Gefühls mit der Klarheit des Gedankens unauflöslich verbunden.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. März.

Nro. 51. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

J. H. Fichte's Grundzüge der Philosophie 2c.

(Fortsetzung.)

S. 97. „Die Urbestimmtheiten sind in der fest geordneten Wechselbeziehung unter einander das eigentlich Reale und Dauernde, welches das Schauspiel eines Werdens, aber darin zugleich einer regelmäßigen Veränderlichkeit bereitet." — S. 98. „Innerhalb des Gemeinsamen von Verleiblichung, Zeitlichwerden und Beschaffenheitsveränderung gliedern sich die Urpositionen wiederum in die Unterschiede höherer und niederer Ordnungen." Sie tragen:

1) zunächst „den Ausdruck einfacher Qualität an sich, und ihr Beharren kann nur in ebenso einfacher Selbstbehauptung derselben bestehen. Aber eben damit erhält sich jede nur in ihrem Systeme specifischer Unterschiede, und hat ihren ergänzenden Gegensatz sich gegenüber, in Verbindung mit welchem sie erst ihre volle Verwirklichung (Verleiblichung und Dauer) gewinnt: — — es sind die einfachen Elementtheile, welche den physikalischen und chemischen Processen der unorganischen Natur zu Grunde liegen, geknüpft an den Grundbegriff des sich ergänzenden Gegensatzes (das Gesetz der Polarität).

2) Innerhalb dieses Verhältnisses und auf Grundlage desselben kann eine einzelne Urposition eine Mannigfaltigkeit von anderen in ihren Kreis von Veränderungen hineinziehen und ihnen die eigenen Beschaffenheiten aufdrücken, d. h. sie zu bloßen Mitteln der eigentlichen Verleiblichung machen: dann nehmen diese als das Niedere, Werkzeugliche, vorübergehend die Beschaffenheiten des Höhern an (das Unorganische wird von dem Organischen bewältigt)." — Hieraus der Begriff der Monade, das Substanzielle der organischen Natur, indem jede monadische Unbestimmtheit damit nicht nur als einfach, sondern in Selbstverdoppelung beharrend gedacht werden muß. So entsteht die reale Einheit (Seele) eines Organismus, welche daher keineswegs als bloßes Product der sie zusammensetzenden Theile, oder nur als abstracte Einheit außer und über ihren Theilen, sondern in allen Theilen ihres Organismus vereinend gegenwärtig gedacht werden kann.

3) (S. 100.) Kommt dazu noch das Selbstbewußtseyn, so haben wir die Geistesmonade; daher zwischen Seelen- und Geistesmonaden unterschieden werden muß.

S. 109. Das Endliche hebt sich im Absoluten als in seinem Grunde und in seiner Wahrheit auf, denn es ist als positiver Moment in demselben nachgewiesen; das eigentlich vom Absoluten Gesetzte kann nicht wieder aufgehoben werden, sondern ist wie jenes unvergänglich. — S. 115. Die Urbestimmtheiten und Monaden sind untergeordnete Einheiten mit selbständiger innern Entwickelung.

S. 118. „Das einzig und wahrhaft Freye ist Gott: er ist das unendliche sich in den endlichen Ichen Bejahende, in dem aller Unterschied des Ich, Du und Er verschwindet, deren relative Freyheit

nicht im Gegensatze gedacht werden kann mit der in ihnen sich zum freyen Ich realisirenden göttlichen Substanz selber." — S. 120. Das Absolute ist nicht nur Einheit, Insichbefassung der Weltsubstanzen, sondern es ist das Eine allspecifizirende Weltordnen, Weltgesetz, eine stets wirksame, Alles überwachende für einander berechnende Weltregierung. — S. 121. Jedes specifisch Einzelne ist Zweck für sich, aber darin zugleich Mittel für ein Anderes. In der Wechselverursachung der Weltwesen für einander ist zugleich eine höhere gemeinsame Zweckbeziehung gegenwärtig, die mittelst derselben ihren Zweck erreicht, und die wiewohl in ihnen und durch sie sich realisirend, doch schlechthin jenseits aller Einzelnheit derselben liegt. Das ihnen Jenseitige, durch sie erst zu Erreichende ist ihr Ziel, und daher zugleich noch dasjenige, was schon in ihnen vorauswirkt. — S. 122. „Der Weltzusammenhang ist nur dieses überall sich bewährende Zusammensein von Zwecken in Mitteln, und umgekehrt." — S. 124. Zweck und Mittel sind ursprünglich in einander, mögen sie ihrer Existenz nach noch so weit von einander getrennt sein. — S. 130. Jedes Einzelne ist Zweck in sich und Mittel für das Ganze. — S. 134. „Ein absolut höchster Weltzweck gibt allen untergeordneten Weltzwecken erst ihren Sinn und ihre Auslegung." — S. 140. Das Absolute ist nicht nur überhaupt Zwecksetzendes, sondern es ist das den Zweck allwirksam Erhaltende, die gegenwärtige Vorsehung. „Eine Weltordnung von Zwecken im raumlichen Universum kann ohne Widerspruch nur dadurch geschaut werden, wiefern ein wissend sie durchdringendes Absolute in ihr gegenwärtig ist." — S. 144. Die Erde ist nicht „der ausschließliche Zweck alles Uebrigen, die einzige Stätte des Geistes, und einziger Schauplatz von Gottes geistiger Verwirklichung." — S. 147. Das „allvermittelnd schöpferische Princip kann nur gedacht werden, als im Schaffen zugleich Schauendes, absolut imaginative Thätigkeit." — S. 148. „Schaffen ist nur die zur Gestaltung und Ausdrücklichkeit des Anschauens sich steigernde imaginative Thätigkeit des Schauenden." — S. 156. „Gott selbst ist der Wollende und damit der Persönliche; sein Wille und sein Verstand sind die transscendente Macht über alles endliche Seyn, dessen Werdeproceß sie bestimmen, ohne selbst in ihn einzugehen." — S. 158. „Das Absolute, als Zwecksetzendes, muß den Zweck, das Welturbild, in uranfänglich wissender Klarheit besitzen; die Welt muß im schöpferischen Geiste ewig vollendet sein; sonst vermöchte sie der Realität nach in keinem ihrer Theile sich zu vollenden, wenn auch nur successiv, und aus unvollkommenen dunkeln Anfängen." — S. 160. Das Absolute ist: das „unendliche und allgegenwärtige Denken der Zwecke und Mittel in den Dingen, und dies sich verwirklichende Denken ist seine schöpferische Macht: es ist absolute, seinem Inhalte nach unendliche, durch sein Denken darin sich zur Einheit zusammenschließende, ideal-reale Geistigkeit. — Wie Denken und Schaffen; so fällt der Gedanke und das Seyn der Dinge an sich, im Absoluten schlechthin zusammen; aber das Seyn geht aus dem Denken, als seinem absoluten prius, hervor; das absolute Denken setzt und durchdringt alles Seyn; Nichts ist ihm dunkel, aber auch Nichts ihm entzogen und der Gedankenmäßigkeit entnommen, Nichts chaotisch oder zufällig." Das Absolute verwirklicht als Geist in der Wirklichkeit der Welt seine unendlichen Gedanken. — S. 166. Die Welt als solche muß das Gedankenwerk eines urdenkenden Subjectes seyn. — S. 171. Gottes Denken ist zugleich Inhalt und Beschluß seines Willens, und umgekehrt. — S. 173. „Jene unendlich übergreifende Subjectivität ist in sich selbst substantiell, monadisch, faßt sich in der Ureinheit zusammen." — S. 174. Gott ist nicht nur das Ureine, sondern weiß sich als das Ureine „in einem ursprünglich intuitiven, von seinem Seyn schlechthin unabtrennlichen Acte der Selbstanschauung." — S. 175. „Das Absolute ist vor Allem, ehe es als Allwissendes (Allbeziehendes) gedacht werden könnte, Selbstbewußtsein, Urich, in ewiger Selbstanschauung." — Das Absolute ist nicht nur Weltseele, „sondern im schöpferisch-beziehenden Allbewußtseyn das Eine sich wissende, persönlicher Geist. Ohne Ursubject, göttliches Selbstbewußtseyn, ist auch nicht der kleinste Weltzusammenhang erklärbar, oder verständlich: das Universum selbst wäre der größte, mit jedem Acte des Schaffens sich erneuernde und steigernde Widerspruch ohne jenen Gedanken. Durch ihn ist jedoch,

dem Principe nach, das Weltproblem wirklich gelöst, denn es ist ein völlige Begreiflichkeit gewährendes Erklärungsprinzip dafür gefunden." — S. 178. Der christliche Gottesbegriff ist als der einzig gründliche und genügende Mittelpunkt der Philosophie aufzuweisen, und zur Grundlage aller Wissenschaft und freyen Bildung zu machen. — S. 195. „Gottes zwecksetzender Verstand und Wille sind nicht verborgene hypothetische Eigenschaften, sondern der unmittelbare Inhalt der Welt, das Ewige ist in uns gegenwärtig durch seine Wirkungen, und diesen ist nur sorgsam nachzugehen." — S. 197. „Nicht daran sey zu zweifeln, daß Gott Ich, Selbstbewußtseyn sey, sondern das sey zu erklären, wie jener Begriff auch seine endlichen Repräsentanten finde?"

In den §§. 67—69 bekämpft Fichte sowohl die einseitig anthropomorphistische als die ihr gegenüberstehende Auffassung Gottes, wonach die Idee des Absoluten durch Beylegen geistig persönlicher Eigenschaften nothwendig verendlicht, also mit dem Widerspruche gegen sich selbst behaftet werde. Nach S. 203 hängt die erstere Auffassung mit dem Begriffe des allerrealsten Wesens zusammen, und sey sie „nur eine durch Analyse gefundene Weiterbestimmung. Ist Gott das vollkommenste Wesen, so ist er auch die vollkommenste Intelligenz; und zwar, da diese im menschlichen Geiste als Denken und Wollen sich thätig zeigt, sind diese Eigenschaften auch Gott beyzulegen, aber im eminentesten Sinne." Diese schwache Grundlage des philosophischen Anthropomorphismus und jene ganze Unterscheidung sey offenbar nur aus der empirischen Analogie unsers Denkens und Wollens geschöpft, ohne zu untersuchen, was Denken und Wollen im eminentesten Sinne eigentlich bedeuten. Darum sey es ein leerer unbestimmter Begriff, ein subjectiver Gedanke. — Die Leugnung aller persönlichen Eigenschaften Gottes, weil diese das Absolute verendlichen, ist nach S. 204 ohne wissenschaftliche Bedeutung, indem sie zu viel beweise; denn darnach würde jede positive Eigenschaft, die wir Gott beylegen, ihrem ersten Ursprunge nach in ihrer Erkenntniß für uns eine im Empirischen uns gegebene oder aus ihr entwickelte Bestimmung seyn. Sogar der Begriff der Existenz, der allgemeinen Substanz, der schöpferischen Naturkraft Gottes, würde dann ebenso anthropomorphistisch zu halten seyn als die Bestimmungen der absoluten Intelligenz Gottes. — S. 207 und 208. Die Persönlichkeit setzt zwar Gränze und Gegensatz gegen Anderes voraus; aber diese von jenem Begriffe unabtrennlichen Begriffe fallen in der absoluten Persönlichkeit in sie selber. — S. 210. Der Begriff der göttlichen Persönlichkeit ergibt sich uns nicht aus der leeren Steigerung unserer Seeleneigenschaften, vielmehr kommt umgekehrt dem absoluten Geiste allein zu, Person in der eigentlichen Bedeutung zu heißen. Der absolute Geist ist der schlechthin evidenteste aller Begriffe, während der endliche Geist nicht an sich sondern nur empirisch evident ist. Gottes Geist und Person allein ist der Grund und der rechte Maßstab, „an welchem der wahre Begriff des endlichen Geistes und der Persönlichkeit gefunden wird, und von dem daher auch der menschliche sein Selbstverständniß hoffen kann." — S. 211. Gott ist seinem Begriffe nach durchaus erkennbar, und dadurch die Möglichkeit des Universums begreiflich. — S. 222. Der Glaube ist „das unmittelbare und für sich selbst ungerechtfertigte Fürwahrhalten des an sich Unbegreiflichen oder eigentlicher desjenigen, was sich der Vorstellbarkeit entzieht." — S. 224. „Der Glaube ist die einzige Weise des Bewußtseyns, in der die sinnlich-unspeculative, unwillkürlich an die Formen des Endlichen gekettete Erkenntniß die Wahrheiten der Religion besitzen kann, ohne doch der Tiefe und Eigentlichkeit derselben verlustig zu gehen; und auf den Besitz, auf die Gewißheit derselben, kommt es vor allen Dingen an." — S. 235. Die endliche Welt ist „die im Begriffe bekannte Größe, aus welcher wir auf ihren Urgrund, als die unbekannte und dennoch ihr gegenwärtige, zurückschließen und so die Idee Gottes im Denken zu entwickeln vermögen."

§. 85—87, S. 239. Die geistigen Principien in Gott „müssen selbst in einer Objectivität Gottes, einer unendlichen Wesens- und Machtfülle desselben gründen. —

1.) Das Universum ist unendliche, aber in sich

geschlossene, zum Systeme der Mittel und Zwecke vollendete Einheit, realisirtes Vernunftsystem." Mithin ist auch in Gott reale Unendlichkeit und absolute Einheit. Jene bloß substantielle Einheit im Unendlichen ist die reale oder objective Seite in Gott. S. 240. Das Band, wodurch Gott die eigene Unendlichkeit der Weltkräfte dennoch in stete Einheit zurücklenkt, findet sich nur im selbstbewußten Geiste. Dieses führt:

2.) zur idealen oder subjectiven Seite in Gott. „Das Bewußtseyn Gottes ist von der Weltallwissenheit Gottes unterschieden. Entweder das Absolute ist Urich, oder es ist kein Absolutes, mithin auch kein Universum, wie es gegeben ist, als zur Einheit zusammenstimmendes Unendliche."

3.) Diese beyden Seiten in Gott „einigen sich völlig zur geistigen, und zur vorweltlichen Persönlichkeit Gottes."

Hier ist der Ort, wo Fichte auf „die gehäuften Protestationen" eingeht, „die gegen den Begriff der absoluten Persönlichkeit von den neueren Vertretern des Pantheismus und Atheismus erhoben worden sind," und wobey er insonderheit gegen Strauß und Feuerbach mit warmer Begeisterung und gegen letzteren mit gottinniger Entrüstung kämpft. Die Bestreitung des erstern nimmt die S. 242 — 249 ein, die er schlüßlich in Folgendem zusammenfaßt: „In Summa: wenn Strauß der Meinung ist, daß bey absoluter Persönlichkeit durchweg sich Nichts beweisen lasse; so vermischt er offenbar die an empirische Bedingungen und Schranken geknüpfte Vorstellbarkeit und Anschaubarkeit derselben mit ihrem Begriffe: er kann nur behaupten wollen, daß ein empirisch sich vergegenwärtigendes Hineinversetzen in jenen, Unendliches umfassenden Act des göttlichen All- und Selbstbewußtseyns menschenunmöglich sey, — und darin ist ihm beyzutreten. Aber statt damit gegen die Denkbarkeit jenes Begriffes Etwas beweisen zu können, ist umgekehrt darin ein negatives Merkmal zu erkennen, ihn richtig gedacht zu haben: wir haben nämlich in Bezug auf ihn und auf alle ähnlichen Begriffe ausführlich gezeigt (§. 71 — 76.), daß Unvorstellbarkeit, wie Unanschaubarkeit, ihnen wesentlich sey, daß, das Absolute in seinen positiven Prädikaten vorstellen („sich denken") wollend, man es damit verendlichen, zu einem unwahren und sich selbst widersprechenden machen würde. Wolle man aber, nach dem charakteristischen Mißtrauen des Empirismus gegen die Idee, wie Strauß hier thut, die Realität alles dessen läugnen, was über die Sinnenfälligkeit des Vorstellbaren hinausliegt, so würde man damit zu viel beweisen. Selbst der hartnäckigste Empiriker müsse zugestehen, daß Unendlichkeit des Raumes und der Zeit, unendliche Theilbarkeit des Raumes und alles Dahingehörende ebenso für das Denken gewiß, als an sich unvorstellbar sey; wie sich das Gleiche an allen Begriffen finde, welche überhaupt ewige Verhältnisse bezeichnen, und um dieß auf die Strauß'schen Lieblingsvorstellungen anzuwenden: eine Weltsubstanz, unendlich in ihren modis, Eins in ihrem Wesen, ein Allleben, ein Allgeist, sind schlechterdings ebenso unvorstellbare Begriffe (es läßt Nichts „sich denken" bey ihnen), wie der einer absoluten Persönlichkeit; nur mit dem beachtenswerthen Unterschiede, daß bey jenen für sich selbst zugleich nichts Gründliches gedacht werden kann, während in dieser der Grund auch für jene gedacht werden muß."

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. März.

Nro. 52. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.



Niobe. Einige Betrachtungen über das Schöne und Erhabene, vorgetragen im wissenschaftlichen Vereine zu Berlin. Von Adolf Trendelenburg. Mit zwey Steinzeichnungen. Berlin 1846. Verlag von Gustav Bethge.

Es sind nunmehr neunzig Jahre, seit Johann Winckelmann, geboren am 9. December 1717, seine erste Schrift: „Gedanken über die Nachahmung griechischer Werke in der Malerey und Bildhauerkunst“ herausgab und damit den Anfang einer Laufbahn bezeichnete, auf der er nicht nur als Stern erster Größe zu glänzen, sondern zugleich der Urheber und Begründer einer neuen Wissenschaft zu werden berufen war. Die folgenreiche Wirkung des großen Unternehmens, welches W., durch die mannigfaltigsten Hindernisse im sicheren Gefühle seiner Bestimmung sich durcharbeitend, endlich auszuführen Gelegenheit fand, bezog sich zunächst auf das Studium des Alterthums, dem dadurch nicht bloß eine äußere Bereicherung und Ergänzung, sondern eine innerliche, auf alle Theile sich erstreckende Belebung und Beförderung zu Theil wurde. Allein das wahre Verdienst Winckelmanns ist damit keineswegs erschöpfend ausgedrückt, ja kaum angedeutet. Dasselbe liegt vielmehr in einer weiter umfassenden Sphäre von viel allgemeinerem Einflusse. Das Große und Bewundernswerthe in dem Unternehmen Winckelmanns besteht darin, daß es sich über die Schranken des gelehrten Betriebes hinaussetzte und den Charakter classischer Tüchtigkeit bewährte, vermöge welcher W. auf die Bildung des deutschen Volkes einen wesentlichen und bleibenden Einfluß ausübte. Wie hoch derselbe zu schätzen ist, läßt sich an der Theilnahme bemessen, zu welcher die größten Geister unserer Nation, wie Lessing, Herder, Göthe sich aufgefordert fühlten. Es war eine allgemeine Anregung der Wissenschaft, die ihre Wirkung auch auf die Philosophie erstreckte. Schellings Schriften, darunter vorzüglich die Rede über das Verhältniß der bildenden Kunst zur Natur, geben das beste Zeugniß hievon. Demselben Bereiche gehört auch die auf dem Titel bezeichnete Schrift eines anderen erprobten und geachteten Forschers an, der, von dem Studium des Alterthums und der griechischen Philosophie insbesondere ausgehend, an den wissenschaftlichen Bestrebungen der Gegenwart sich mit anerkanntem Erfolge betheiligte. Hier wendet er sich zu einem größeren Kreise gebildeter Zuhörer, dem er schon früher einen ähnlichen Vortrag in demselben wissenschaftlichen Vereine gewidmet hatte, wovon diese Blätter (Jahrg. 1843. Nro. 181.) Nachricht gaben. Dort war der Gegenstand ein vorzügliches Werk der neueren Kunst von dem größten Meister der Malerey, dessen hervorragenden Werth in jener Zeit besser erkannt und allgemeiner zum Bewußtseyn gebracht zu haben, ebenfalls Winckelmanns Verdienst ist; hier ist es eine nicht minder ausgezeichnete Statuengruppe des Alterthums, deren hohe Bedeutung dem kundigen Betrachter sich nicht verbergen kann.

Nicht als Archäolog tritt unser Verfasser vor das Kunstwerk, sondern als Philosoph. Die archäologische Würdigung hatte ohnedieß nach anderen schätzbaren Bearbeitungen erst vor wenigen Jahren in einer Vorlesung Gerhards, worüber diese Blätter

ebenfalls Bericht erstatteten (Jahrg. 1844 Nr. 247 — 250), in gleicher Weise vor einem gemischten Publikum eine so ausgezeichnete Vertretung gefunden, daß unser Verf. sich unbedenklich mit Verweisung auf jene Schrift begnügen konnte und nur des Zusammenhangs wegen die Resultate kurz anzudeuten brauchte. Die hauptsächlichste Absicht dieses Vortrags war auf die Erläuterung der Begriffe des Schönen und Erhabenen gerichtet, welche uns aus der Anschauung des genannten Kunstwerkes mit lebendiger Kraft entgegentreten. Die Behandlung, welche der Verf. seinem Gegenstande zu Theil werden läßt, zeigt von so viel Einsicht und Fähigkeit, daß man die Schrift ohne Bedenken allen denjenigen empfehlen darf, die aus Vergleichung wahrnehmen wollen, welche Fortschritte die von Winckelmann begründete Kunsttheorie seit dieser Zeit gemacht, von den ästhetischen Lehrbüchern, welche zu Winckelmanns Zeiten cursirten, gar nicht zu reden. W. hatte gewiß einen hohen Begriff von der Schönheit und Erhabenheit griechischer Kunstwerke, und Beschreibungen, wie die des Apollo und Hercules im Belvedere, des Laokoon u. a. zeigen, mit welch' tiefem Gefühle und poetischer Meisterschaft er dieselbe aufzufassen und darzustellen vermochte. Allein W. hatte gegen die Philosophie und die Philosophen, wenigstens seiner Zeit — denn Platon liebte und bewunderte er — eine so gründliche Abneigung, daß er es fast ganz verschmäht, eine philosophische Erklärung oder Entwickelung dieser Begriffe zu unternehmen.

(Schluß folgt.)

J. H. Fichte's Grundzüge der Philosophie ꝛc.

(Schluß.)

Nun zu L. Feuerbach, der nach unserm Verfasser (S. 242) „mit allem Zorne seiner klopffechterischen Polemik die entlegensten Bilder und Scheltworte aufgreift, um sie gegen das Product seines Irrthums, seines Vorurtheils zu schleudern!" S. 520 sagt Fichte von ihm, seitdem er sich dem stockgläubigen Empirismus zugewendet und er „in diesem pöbelhaften Köhlerglauben sich befestigt hat und fanatischer Schwärmer dafür geworden ist: kann ihn von jedem Denker, der da weiß, worauf Wissen und Wissenschaft sich gründet, — was er auch übrigens vorbringe — nur entschiedenste Nichtachtung treffen." In seinem letzten Werke*) habe Feuerbach in der Vorrede Eröffnungen über den bisherigen Gang seiner Bildung gegeben und geschildert, wie er stufenweise sich von allem Speculativen entkleidet und versinnlicht habe, um zuerst das Jenseits in jeglicher Form zu vertilgen, im Dießseits sodann auch das Denken abzuthun, somit bey dem „Sinnlichen, sinnlich erfaßt" anzulangen und dieß endlich, als die letzte und die erste Gewißheit, als das lautere Gold der Wahrheit zu umfassen. Als wichtiger Erkenntnißkanon werde dabey angegeben, daß „der Mangel an sinnlicher Existenz auf den Mangel an Existenz überhaupt schließen lasse." Nur das einzelne Sinnliche, und dieses allein, habe ihm Realität; auch die Natur sey ihm bloß ein abstractes „Wort zur Bezeichnung der einzelnen sinnlichen Dinge," keineswegs ein allgemeines Wesen, Gesetz oder das Etwas, was in jenem sich exemplificirte. Die Beschäftigung mit der Naturwissenschaft habe ihn von jener Krankheit geheilt und seine geistige Wiedergeburt vollendet! Die großen Entdecker in der Astronomie, Physik und Chemie, jene Denker im Gebiete der Natur, hätten lediglich „das sinnlich Einzelne sinnlich aufgefaßt" um zu ihren Resultaten zu gelangen. Auch ihnen war, wie jedem Denker in Metaphysik oder in Psychologie, das sinnlich Einzelne für sich von gar keiner Bedeutung, nur als unmittelbares Beyspiel und Beleg des aus ihm zu erkennenden „Gesetzes" oder allgemeinen Wesens, welches aber nur dem Denker sich stellt. „Und glaubt er wirklich, fährt Fichte S. 251 fort, daß seine eines Fetischanbeters würdige Vorstellung von der Natur, als eines Aggregates von Gegenständen, ohne die Einheit eines hindurchwaltenden Wesens von jedem ächten Natur-

*) L. Feuerbach's sämmtliche Schriften. Bd. I. Erläuterungen und Ergänzungen zum Wesen des Christenthums, Leipzig 1846.

forscher nicht gänzlich werde verworfen und verabscheut werden, weil er es besser weiß, was er an der Natur hat? So erweisen sich auch die Proben seiner erworbenen Naturkenntnisse als völlig geistlose und unwissenschaftliche; sie erinnern mehr an Jean Pauls bekannte Zettelkasten, die das Sonderbare und Seltene hervorsuchen, als an geordnete resultatreiche Studien. Er kennt die eigentliche Natur so wenig als den Menschen, weil er jedes gelassen abwägende, vermittelnde Forschen mit der Ungeduld seiner Vorurtheile unterbricht. Wir selber verstehen recht wohl und natürlich besser, denn er, weil wir über ihn hinausverstehen, worauf er eigentlich hinstrebt, was er aber unselig tappend keineswegs erreicht: in der Philosophie will er allem aprioristischen Speculiren ein Ende machen, um fortan die Forschung auf eine sichere empirische Basis zu gründen — was daran berechtigt ist, wurde längst ohne ihn erkannt: die Theologie und Religion will er von ihrem düstern Grübeln über Jenseitiges herabziehen, will sie popularisiren, vermenschlichen, damit sie dem Menschen endlich zum wahren dießseitigen Glücke verhelfe — bis auf den „Magen" herab, ja gerade durch denselben! Auch diese subalternen philantropischen Bestrebungen könnten ihm zugestanden werden, wenn man solche Prämissen von ihm voraussetzen dürfte, daß er wisse, was der Mensch sey und wo sein wahres Glück zu finden; welche beyde vielmehr, ihrem wahren Bestande nach, ihm völlig anonyme transscendente Mächte sind, von deren Erkenntniß er so, wie er jetzt ist, durch eine ewige Kluft getrennt ist. Auf gleiche Weise hat es auch sein „Atheismus" sich sehr leicht gemacht; ihn befriedigt durchaus der summarische Schluß: da Gott kein sinnliches Wesen seyn könne, so sey er überhaupt nicht — nach der Consequenz des erwähnten Erkenntnißkanons. Es genügt ihm gegen den Begriff der absoluten Persönlichkeit, daß empirisch jede Person nur mit Leben und sinnlichem Empfinden ausgestattet, als Eine neben anderen vorkomme; ohnehin existirt der Geist ja überhaupt nicht, das Ich ist nur der sich selbst fühlende, seiner selbst bewußte Leib, dieser das porös gewordene Ich, und so versteht es sich von selbst, daß Feuerbach jede Aussicht nach Oben sich auf das festeste vernageln mußte." — — Jedes Wort einer ernsthaften Würdigung solcher Ansichten wäre Verschwendung der Wissenschaft. Sie sind Actenstücke für künftige Geschlechter der nicht aussterbenden Philosophie und gründlichen Forschung, „um zu zeigen, wie weit deutsche Wissenschaft herabkommen konnte durch den zerfahrenen Halbdilettantismus der Zeit, dem auch die besseren Köpfe unterliegen. Die klaffende Meute vollends, welche jenen Mann beystimmend umschwärmt, wird kein Wissenschaftlicher der Beachtung werth halten; sie ist der wässerige Dunstkreis um diesen selber kernlosen Kometen."

Wir sehen aus Vorstehendem, wie unser trefflicher Verfasser so würdig als kräftig den Auswüchsen einer neuzeitigen Afterphilosophie entgegentritt, und haben hierin einen sprechenden Beleg dafür, daß den Irrlehren des Pan- und Atheismus weit besser durch Philosophen als durch Theologen begegnet werden kann. Ueberhaupt bestätigt unsere Zeit vielfach den tiefsinnigen Ausspruch Bacon's, daß eine oberflächliche Philosophie von Gott ab-, eine tiefsinnige dagegen erst recht zu Gott hinführt.

Im weitern Verlaufe seines Buches sucht Fichte:

1) die reale oder objective Seite in Gott darzustellen, worin Gott als der eine und ewige Urgrund erkannt, und die reale Unendlichkeit des göttlichen Seyns und die verwirklichte Einheit der Unendlichkeit betrachtet wird.
2) Die ideale oder subjective Seite, worin er die metaphysische Dreyeinigkeit Gottes zu veranschaulichen strebt; die Eine ewige Selbstanschauung Gottes, das Urich der Gottheit — Vater, das ewige Allbewußtseyn und die ideale Ebenbildlichkeit — Sohn, und die selbstbewußte Einheit der ideal-realen Unendlichkeit — Geist.
3) Gott als höchste persönliche Einheit des Idealen und Realen; hier wird
   a) die absolute Persönlichkeit als Einheit dreyer Wesensmomente, als anschauendes Denken und als absoluter Wille zu sich selbst betrachtet.

b) Die göttliche Liebe als concretester Ausdruck dieser Einheit (S. 332. „Wir lieben nur, weil in Gott die allgemeine Macht der Liebe ist, wie wir nur Bewußtseyn sind, weil Gott Urbewußtseyn hat." S. 344. Wenn Gott uns nicht liebte auch bis in unsere Endlichkeit (Sünde, Entartung) hinein, vermöchten wir weder ihn, noch gegenseitig uns zu lieben.").

c) Das Gemüth Gottes, am concretesten bethätigt im Willen eines Andern in ihm selbst. (S. 349. „Gott will nicht nur sein ewiges nothwendiges Wesen, sondern auch ein Anderes in ihm, das nicht er selbst ist." S. 351. „Gottes Wesen kann in seiner Wirklichkeit und Lebendigkeit nur an der endlichen Welt sich zeigen.")

Dann geht Fichte zur Betrachtung der Eigenschaften Gottes, insbesondere:

I. der realen Eigenschaften über, wonach Gott:

1) absolutes Grundseyn seiner selbst (Aseität), Leben ist und ihm reale Einheit zugeschrieben wird. Hierauf führt er uns:

2) auf die reale Unendlichkeit Gottes d. i. seine Freyheit von Zeit- und Raumschranken, wonach Gott jede Zeit- und Raumbegränzung setzend, erfüllend und jene Gränzen frey durchwirkend gedacht wird. Daraus ergibt sich:

3) Die Allgegenwart Gottes, als wirksame Vermittlung von Einheit und Unendlichkeit, die jedoch nur aus dem idealen Wesen Gottes begreiflich sey. Darum gelangt der Verfasser:

II. zu den idealen Eigenschaften Gottes. Als solche werden angegeben:

1) Selbstbewußtseyn (Geistigkeit) Gottes,

2) ewiges Allbewußtseyn der innern Unendlichkeit,

3) zeitliche Weltallwissenheit oder Vorsehung,

4) Allwissenheit, vermittelt mit dem schöpferisch-zwecksetzenden Denken, als göttliche Weisheit. Hiermit wird der Uebergang gewonnen zu:

III. den ideal-realen Eigenschaften Gottes. Diese scheiden sich wieder:

1) in den unbedingten Willen, als allgemeine Einheit des Realen und Idealen.

2) Die absolute Freyheit, als höchste Vermittelung des Idealen und Realen durch Aufhebung der eigenen Nothwendigkeit (Natur) in den Geist. Bethätigt

3) an der endlichen Welt durch die Allmacht, als die höchste geistige Einheit des bewirkenden und des zulassenden Willens.

4) In Gottes gemüthliche Eigenschaften vom Standpunkt der Metaphysik aus betrachtet (Heiligkeit, Gerechtigkeit, Liebe, Erbarmung, Seligkeit).

Obwohl sich hinsichtlich des Eintheilungsgrundes, der Anordnung und Durchführung der Einzelheiten, und besonders hinsichtlich der Vollständigkeit der hier abgehandelten göttlichen Eigenschaften, mancherley Einwendungen machen und Zweifelgründe angeben ließen: so muß ich dessenungeachtet am Schlusse meiner Anzeige die Anerkennung wiederholen, daß ich auch in den letzten Abschnitten viele wesentliche Belehrungen und zahlreiche tiefsinnige Stellen gefunden habe, die hier ebenfalls auszüglich mitzutheilen den vorgesteckten Raum überschreiten würde. Diejenigen Leser jedoch, welchen eine Vorliebe für ernstere speculative Forschungen eigen ist, mögen wohl im Mitgetheilten reichliche Gründe finden, das Buch selbst vollständig durchzulesen, und es ernstlich zu überdenken. Wenn auch nicht in allen, so werden sie sicherlich in vielen Hinsichten befriedigende Ansichten über Gott, und das Verhältniß der Welt und des Ichs zu Gott, darin niedergelegt finden, und eben darum den trefflichen Verfasser in dankbarem Andenken bewahren.

Solothurn.

Professor Dr. Lindemann.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. März.

Nro. 53. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1847.

Niobe. Einige Bemerkungen über das Schöne und Erhabene, vorgetragen im wissenschaftlichen Vereine zu Berlin.

(Schluß.)

Er erklärt sich ausdrücklich und wiederholt gegen jede metaphysische Bestimmung der Schönheit, worin er nur ein schwankendes Hin- und Herreden erblickt. So äußert er sich in einer seiner reifsten Schriften, der „vorläufigen Abhandlung ꝛc.," womit er seine Erklärung antiker Bildwerke einleitet, Cap. IV. §. 5.: „Die Schönheit läßt sich auf gewisse Grundbegriffe zurückführen, aber nicht durch eine bestimmte Erklärung erschöpfen." Welche diese Grundbegriffe seyen, lehrt eine gleich darauf folgende Stelle §. 7.: „die höchste Schönheit ist nur in Gott. Daher wird der Begriff der menschlichen Schönheit um desto vollkommener, je gemäßer, entsprechender und übereinstimmender derselbe mit dem höchsten Wesen kann gedacht werden, welches durch seine Einheit und Untheilbarkeit von der Materie unterschieden ist; diese beyden Eigenschaften sind die Quelle der zwey vornehmsten Grund-Begriffe der Schönheit, welche ein jeder in den sich ihm darstellenden Gegenständen zu sehen sucht, nämlich die Einheit und die Einfachheit harmonisch mit einander verbunden, und in den Theilen gleichförmig vereinigt. Denn die Einfachheit entspringt aus der Einheit, und beyde zusammen erzeugen das Erhabene."

Man sieht, W. geht nicht darauf aus, das Schöne und Erhabene zu unterscheiden; vielmehr ist ihm letzteres eine mit der wahren und höchsten Schönheit, wie sie ihm aus den edelsten Werken der griechischen Kunst entgegentritt, unzertrennlich verbundene Eigenschaft. Die Aesthetik hat sich seitdem vielfach bemüht, von verschiedenen Gesichtspunkten ausgehend, beyde Begriffe zu unterscheiden; meistens wohl in der Art, daß das Erhabene als ein dem Schönen subordinirter Begriff gefaßt wurde. Wir glauben annehmen zu dürfen, daß der Beytrag, welchen unser Verfasser zu dieser Untersuchung in vorliegender Schrift bietet, nicht zu den unverdienstlichen Leistungen gehört, wie er sich im Wesentlichen wieder mehr an Winckelmann und dessen Quelle, die antike Kunst anschließt. Und zwar sucht der Verf. außer den ethischen und mathematischen Grundbestimmungen, welche W. vorzugsweise hervorgehoben hatte, auch den physiologischen Grund des Schönen darzulegen, wofür sich auch von Seiten der Naturwissenschaft in einigen von Hrn. Tr. namhaft gemachten Schriften neuerer Forscher erwünschte Hülfe darbot.

Zwey Quellen sind es, aus denen der Begriff des Schönen abgeleitet wird, wovon die eine ihren Ursprung in dem äußeren Sinne, die andere in dem Verstande hat. Formen und Farben, die mit der natürlichen Thätigkeit des Auges im Einklang stehen, bilden das Sinnlich Angenehme und Reizende. Dagegen erkennt der Verstand in der inneren Uebereinstimmung der Gegenstände seine eigene Wahrheit und die Wahrheit der Dinge. Allein so lange diese Begriffe getrennt sind, kommt das Schöne noch nicht zu Tage. „Erst wo beyde, die Befriedigung des Sinnes und die Befriedigung des Begriffs und der

Vorstellungen, sich begegnen, wird der Ursprung des eigentlich Schönen liegen. Denn sonst wäre die Schönheit eitel Reiz und Schein und die Wahrheit nur ein Grau in Grau."

An Beyspielen geben sich hierauf die Abstufungen des Schönen zu erkennen, das „in dem Maaße, als die Tiefe seines geistigen Grundes wächst, an Bedeutung steigt."

„Wenn man gemeiniglich das Gute allein der Gesinnung, das Wahre dem Verstande, das Schöne der Anschauung zuspricht, so sieht man vielmehr da, wo die menschlichen Dinge sich vollenden, ihre innerste Einheit. Wie das Wahre in das Schöne und das Schöne in das Wahre überging, so vertieft sich beydes in dem Guten und es ist dazu da, damit sich darin das Gute entfalte und offenbare."

„Nichts ist leichter als der Genuß des Schönen und doch sagten die Griechen im Sprichwort: das Schöne ist schwer. In der That ist es schwer, schwer hervorzubringen, schwer zu begreifen, wenn es in der harmonischen Verschmelzung so großer Elemente sein Wesen hat. Ihm darf indessen keins derselben mangeln. Wenn ihm die freye Empfindung des Guten fehlt, so fehlt ihm die Seele. Das Schöne wird kalt. Wenn ihm das Maaß und die Begränzung des Begriffs und dadurch das Richtige und Wahre abgeht, so fehlt ihm der jegliches Ganze zusammenhaltende Verstand. Das Schöne wird phantastisch. Wenn dem Schönen die Beseelung des Guten und das Ebenmaaß des Wahren fehlt, so wird das Schöne, das dann nur sich selbst sucht, eitel."

Von dem Schönen unterscheidet der Verf. das Erhabene. Während das Schöne in dem harmonischen Zusammenwirken einer doppelt empfundenen Befriedigung des äußeren und inneren Sinnes erkannt wurde, so schließt der Eindruck des Erhabenen ein Gefühl der Unlust in sich. Diese Unlust, auf dem Gefühle des eigenen Unvermögens oder der eigenen Ohnmacht beruhend, wird jedoch in eine höhere Lust aufgelöst, „indem wir im Geiste zu der fremden Größe hinansteigen und sie dadurch für den Augenblick der Vorstellung zu unserer eigenen machen." Dieß ist das Gefühl der Bewunderung, in welchem sich das Erhabene als eine überlegene Macht zu erkennen gibt. Als solche tritt es schon in der vernichtenden Wirkung hervor, die wir z. B. in der schauerlichen Einsamkeit auf den Eisfeldern der Schneeregion empfinden. Allein dieß ist bloß der negative Begriff des Erhabenen. Der positive Begriff desselben kommt in jener Läuterung oder Reinigung der Seele zum Vorschein, welche Aristoteles der Tragödie als ihre eigenthümliche Wirkung zuspricht.

„Wo uns das Erhabene erscheint, wird die geistige Kraft der Auffassung zunächst gehemmt, aber nur um sich zu spannen und sich im höheren Schwung desto mächtiger zu fühlen. Vergleichen wir, was darin geschieht, mit der Auflösung einer Dissonanz in der Musik. Die Hemmung, die dazwischen geworfen ist, wirkt belebend, indem sie überwunden wird. Aber im Erhabenen geschieht die Auflösung der Disharmonie nicht mit dem Sinn, wie in der Musik, sondern in der höchsten Richtung des Geistes, die in die Erscheinung nicht aufgeht. Daher kann in der Darstellung des Erhabenen diese lösende Idee, während im Schönen der Begriff deutlich erscheint, immer nur wie aus einem Helldunkel hervortreten."

Die Lösung des Widerspruchs, welcher dem Erhabenen zu Grunde liegt, wird angedeutet, indem das Erhabene in's Schöne abklingt und die Betrachtung dadurch wieder auf eine Harmonie hinweist.

Das Erhabene hat wie das Schöne verschiedene Abstufungen seiner Erscheinungsweise.

„Wenn das Erhabene in der Handlung des Menschenlebens erscheint, so wächst es aus jener Freyheit und jenem Grunde des Guten hervor, welche auch im Schönen durchblickten. Es begegnet uns in dem Helden, der einen großen Gedanken zum Sieg führt oder für ihn untergeht, in dem Charakter, der wie ein Fels im bewegten Meere steht, überhaupt in dem tragischen Kampf mit den Mächten des Lebens."

Das Erhabene steht demnach in der Mitte zwischen dem Gräßlichen und Rührenden, welches letztere „wie ein gemeiner Abdruck des Erhabenen erscheinen kann."

„Das Rührende, das uns mitleiden statt mitkämpfen läßt, wendet sich an die Sympathie und damit an unsere Schwäche und nicht an unsere Stärke. Indem uns das Rührende die eigenen Beziehungen zu nahe rückt, hebt uns das Erhabene über uns selbst hinauf. Das Rührende schmilzt das Metall der Kraft, aber das Erhabene läutert und härtet es."

Der Verf. wirft hier einen Blick auf die grie-

chische Tragödie, wie sich dieselbe in ihren drey größten Vertretern manifestirt hat, und geht sodann zur näheren Würdigung unseres Kunstwerkes über.

Lassen wir auch hierin die Beziehung auf Winckelmann nicht außer Acht, so wäre es doch ungerecht, an diesem Beyspiele den Fortschritt der Kunsttheorie seit jener Zeit messen zu wollen. Denn W., obwohl die Niobe mit ihren Kindern zu den höchsten Mustern der weiblichen Schönheit rechnend, — so die Abhandl. über die Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst. S. 6. der Orginalausg. u. a. N. — war doch in der ästhetischen Würdigung dieser Composition minder glücklich als vielleicht bey irgend einem anderen Kunstwerke, wie z. B. aus folgender Stelle (Gesch. d. K. B. V. Cap. 3. §. 13.) zu ersehen ist:

„Die Töchter der Niobe, auf welche Diana ihre tödtlichen Pfeile gerichtet, sind in dieser unbeschreiblichen Angst, mit übertäubter und erstarreter Empfindung vorgestellet, wenn der gegenwärtige Tod der Seele alles Vermögen zu denken nimmt; und von solcher entseelten Angst giebt die Fabel ein Bild durch die Verwandlung der Niobe in einen Felsen: daher führete Aeschylus die Niobe stillschweigend auf in seinem Trauerspiele. Ein solcher Zustand, wo Empfindung und Ueberlegung aufhöret, und welcher der Gleichgültigkeit ähnlich ist, verändert keine Züge der Gestalt und der Bildung, und der große Künstler konnte hier die höchste Schönheit bilden, so wie er sie gebildet hat: denn Niobe und ihre Töchter sind und bleiben die höchsten Ideen derselben."

Ganz übereinstimmend äußert sich W. in der „Vorl. Abhandl. rc." Band VII. Seite 97 der Ges. W.

Jeder fühlt und erkennt leicht, wie dieß auch bereits von den einsichtigen Herausgebern der Ges. Werke genügend dargethan ist, das Unrichtige und künstlich Gesuchte in der Auffassung Winckelmanns. Vielleicht war daran eine nicht völlig überwundene Unklarheit in der Vorstellung über die Idealität der Kunst schuld, wie man beynahe schon daraus schließen möchte, daß W. in den beyden neben einander gestellten Beyspielen der Niobe und des Laokoon einen so durchaus verschiedenen Gesichtspunkt für die Beurtheilung anwendet. Hier blieb also der nachfolgenden Theorie noch Manches näher zu bestimmen und richtiger zu würdigen. Bekanntlich gab die Stelle über den Laokoon in ihrer ersten Fassung, wie sie in den „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke" zu lesen ist, die Veranlassung zu der Schrift Lessings „Ueber die Gränzen der Mahlerey und Poesie," welche hinwiederum Herdern zu Gegenbemerkungen in seinen „kritischen Wäldern" aufforderte. Auch Schelling in der angeführten Rede findet Grund, gegen einen falschen Begriff der Idealität zu warnen und die vielfach erwähnte Mäßigung im Ausdrucke der Leidenschaften in ihr rechtes Licht zu setzen.

Vernehmen wir, wie der Verf. sich in dieser Hinsicht über unser Kunstwerk ausspricht. Vorerst verwirft derselbe in Uebereinstimmung mit E. Gerhard (s. die oben erwähnte Anzeige i. d. Bl. S. 966) die Vermuthung, daß die Composition des Künstlers die strafenden Götter ebenfalls umfaßt habe, was, wie er mit Recht annimmt, die Wirkung nur geschwächt haben würde.

„Das Erhabene der göttlichen Uebermacht offenbart sich in jener vernichtenden Gewalt und die darin untergehende Schönheit und Blüthe macht uns einen elegischen Eindruck. Allenthalben blickt noch die Größe und Herrlichkeit durch, die nun verloren geht. Aber die Empfindung der menschlichen Schuld die uns trifft, zieht den Schmerz in einen sittlichen Gedankenkreis, in ein Besinnen über Göttliches und Menschliches; und die edle Kraft, die mitten im Schmerz zur Anschauung kommt, erhebt uns hoch über die Niederlage, welche die menschlichen Dinge erleiden. So sehen wir in dem Eindruck des Erhabenen jenes gemischte Gefühl, indem über das Entsetzen und den Schmerz die Lust an der Idee des Göttlichen und des menschlich Großen siegt."

Den Charakter der Niobe bezeichnet der Verf. treffend, wofür bereits Welcker in seinen Bemerkungen über die verloren gegangene Tragödie des Sophokles eine Andeutung gegeben hat, durch Vergleichung mit dem Prometheusmythos, zu dem jene das weibliche Seitenbild bietet. „Prometheus erhebt sich, wie der männliche Geist thut, in Stolz und Trotz des erfindenden Verstandes; Niobe dagegen mit weiblichen Gefühlen in Stolz des Geschlechts, der Schönheit und ihrer Kinder."

Nicht minder richtig und angemessen erscheint, was über die Art und Weise bemerkt wird, wie der Eindruck des Ganzen unter die einzelnen Gestalten der Gruppe vertheilt ist. Jedes der fliehenden und von dem tödtlichen Pfeile getroffenen Kinder enthüllt ein Motiv der Handlung, des Schmerzes und der Schönheit; aber den Mittelpunkt nicht bloß äußerlich in der versuchten Giebelaufstellung, sondern noch sicherlicher und unzweifelhafter innerlich in der Idee des Kunstwerkes bildet die Mutter, zu der Alles drängt und den Blick des Betrachters immer wieder hinlenkt, in deren Antlitz und Gestalt sich der Eindruck des Ganzen sammelt und zu der Höhe des tragischen Affectes steigert:

„Das Erhabene der Fassung," sagt Hr. T., „gibt dem Gesicht der Niobe mitten im Schmerz Maß und Schönheit, und der tragische Anblick der Mutter klingt in die Schönheit der mütterlichen Liebe ab, mit welcher sie das Kind an sich drückt. Der Stolz der Mutter ist gebüßt; aber das Schöne darin, die mütterliche Liebe, ist geblieben und tritt uns in dieser Wendung bedeutend entgegen."

Und mit Beziehung auf die oben gemachte Bemerkung über das Verhältniß des Erhabenen zum Rührenden sagt der Verf.:

„Dächten wir uns in der Haltung des Kopfes statt der edlen Kraft eine nachgiebigere Biegung, dächten wir die Augen etwas mehr zu Thränen geneigt, als sie es schon sind, dächten wir die Züge über die Wange hin weicher: so wäre ohne große Veränderung das Rührende da, aber das Erhabene der Fassung wäre hingeschmolzen."

Die mitgetheilten Stellen werden hinreichen, Werth und Gehalt der vorliegenden Schrift in's Licht zu setzen und erkennen zu lassen, wie das Studium der Kunst und die Betrachtung edler Kunstwerke nicht bloß einem äußeren Wohlgefallen, sondern auch den tieferen Bedürfnissen des menschlichen Geistes in seinem Streben nach Erkenntniß reichliche und fruchtbare Nahrung bietet; und gerne folgen wir dem Verf., wenn er zum Schlusse noch einmal den Blick erweiternd auf allgemeinere Interessen des Lebens hinweist.

„Wer es erkannt hat," dieß sind seine Worte, „daß im Schönen und Erhabenen, wo es wirklich da ist, die ganze Tiefe und Größe des menschlichen Wesens — mit dem Freyen das Gute und mit dem Guten das Wahre — zur Erscheinung kommt; wer erkannt hat, daß durch die Mannigfaltigkeit unseres verzweigten gemeinsamen Lebens wie durch ein Kunstwerk eine Einheit durchgeht oder durchgehen sollte: der könnte sich, wie ein Künstler, seine Ansicht der Welt und des Lebens nach dem Schönen und Erhabenen bilden und in diesem Sinne, wo er es vermag, die Kräfte erregen und ordnen und an dem großen Gebäude mitbauen."

Der Schrift sind zur Erläuterung zwey lithographirte Tafeln beygegeben, deren eine die ganze Gruppe der als zusammengehörig vermutheten Figuren in der versuchten Giebelanordnung nach der Zeichnung bey Welcker, die andere in größerem Maaßstabe und besserer Ausführung die Mutter mit der jüngsten Tochter enthält.

Eron.

Gelehrte Anzeigen.

München.	herausgegeben von Mitgliedern	17. März.
Nro. 54.	der k. bayer. Akademie der Wissenschaften	1847.

Geschichte der Stadt und der gefürsteten Grafschaft Kempten von den ältesten Zeiten bis zu ihrer Vereinigung mit dem bayerischen Staat. Aus archivalen und andern bewährten Quellen dargestellt von Joh. Bapt. Haggenmüller, qu. k. b. Professor. Erster Band, S. XIV, 591. Zweyter Band, S. VI, 356. Kempten, bey Dannheimer 1840 und 1847.

Den Gesichtspunkt, von welchem die Bearbeitung dieser gründlichen historischen Schrift ausgeht, und den auch der Leser und Beurtheiler nicht vergessen darf, hat der Verf. im Vorwort zum zweyten Bande klar genug angedeutet. Große Nationen, meynt er, haben das Eigenthümliche, daß sich die Schicksale, welche die Gesammtheit erlebt hat, und die Merkmale, die ihre Nationalität bezeichnen, auch in den einzelnen Gliedern, aller Zerstückelung ungeachtet, in unaustilgbarem Gepräge wiederspiegeln. Deßwegen werde auch mit Recht behauptet, daß genauere Würdigung und volles Verständniß des Ganzen ohne sorgliche Erforschung der Theile nicht zu erlangen sey. Geleitet von der Ueberzeugung, daß der Sinn für nationale Einheit und Erhebung des deutschen Volkes wesentlich befördert werde, wenn alle Zweige und Stände desselben unter Hinweisung auf die ganze Nation, mit der sie ein gemeinsames Band verknüpft, ihre Schicksale und Eigenthümlichkeiten kennen lernen, hat der Verf. die Geschichte seines Geburtslandes, der kleinen, stillen, weiland geistlich regierten und zur Zeit der Säcularisation kaum von 40,000 Menschen bewohnten Alpenlandschaft „Kempten“ zu schreiben unternommen. Für ehrgeiziges Prunkgerede, für schwere Phrasen und für Auseinanderfaltung großartiger Weltansichten ist in einer so bescheidenen und scheinbar glanzlosen Unternehmung freylich nicht viel Gelegenheit. Hier ist, wie in des Dichters Bienenwelt,

In tenui labor, at tenuis non gloria.

Die rauhen helvetischen Kuhhirten haben sich durch Freyheitsliebe und Kriegsruhm einen unsterblichen Namen in der Welt gemacht, und mancher kleine Staat ist durch glanzvolle Leistungen in Kunst und Wissenschaft zu einer Bedeutung gekommen, die man materiellen, bloß physisch übermächtigen Kräften hartnäckig und überall versagt. Weder im Krieg, noch in Kunst und Wissenschaft ist aber die oberschwäbische Grafschaft Kempten je über das gemeine deutsche Maaß hinausgebrochen, und gäbe äußerer Glanz allein das Recht, in Büchern verhandelt und gepriesen zu seyn, so wäre in der That nicht einzusehen, wie der Verf. seinen Gegenstand über das enge Local-Interesse erheben und mit der großen innern Bewegung, die jetzt das deutsche Volk als Gesammt-Nation ergriffen hat, in Einklang bringen könnte. Wer wüßte denn aber nicht, daß wenn ein noch so kleiner Staat in Sitte, Gesetzgebung, Einrichtung und Verwaltung des bürgerlichen Lebens besondere Weisheit mit klugem und verständigem Sinn verräth, dieser kleine Staat unsere Beachtung vielleicht vor einem gewaltigeren verdient, aus dessen Jahrbüchern man wohl allerley über die Kunst der Zerstörung lernen, über Lösung der höchsten gesellschaftlichen Fragen, über Mehrung öffentlicher Glück-

seligkeit im Allgemeinen und über Erleichterung des Nebeneinanderseyns vernünftig freyer Wesen insbesondre so viel als nichts erfahren kann. Diese Seite ist es aber, die der Verf. mit eben so viel Takt als Erfolg aus seinem Thema herausgehoben und gezeichnet hat. Manchen Freund deutscher Sitte und deutschen Rechtes wird die Kunde überraschen, wie das öffentliche und mündliche Rechtsverfahren vor Geschworenen in Stadt und Land seit den ältesten Zeiten sich im kleinen Kemptener Staat erhalten (II, 346), wie der Verstand dieses suevischen Volksstammes die schwierigen Fragen über Erhebungsart und Bewilligungsrecht der Steuern (II, 288), über allgemeine Wehrverfassung, Ablösung der Frohnen (II, 233), Güterarrondirung (II, 239), und Armenwesen (II, 305) mit Beseitigung des Grundsatzes „alles für das Volk, nichts durch das Volk“ weniger glücklichen oder weniger verständigen deutschen Stämmen zum Exempel praktisch gelöst und durchgefochten hat. Und was in dieser kleinen, durch adelige Benediktiner regierten Grafschaft Oberschwabens gethan und geleistet wurde, sollte das in andern deutschen Staaten, ja im ganzen Umfang der germanischen Lande weniger leicht zu erzielen seyn? Auf Theoretiker und Schulleute hält der Vf. in solchen Dingen nicht viel und möchte wie es scheint, vom unbeirrten, gesunden und kräftigen Sinn des deutschen „Volkes“ weit leichter als von philosophischen Staatskünstlern und Ideologen die Wiederherstellung vaterländischer Einheit, Macht und Größe hoffen. Daß eine Nation ohne breite und feste Grundlage politischer und kirchlicher Einheit unmöglich nach innen kräftig und nach außen mächtig werden könne, weiß und fühlt man in Deutschland mit jedem Jahre dringender. Aber wie soll man das Uebel bekämpfen? Welche Heilmittel auf den Schaden legen, wenn er sich durch vielhundertjährige Praxis gleichsam in das Mark des Landes eingefressen hat und überdieß durch Unverstand und Leidenschaft der Adepten regelmäßig genährt und erweitert wird? Den beyden allbekannten und in öffentlichen Verhandlungen fast täglich bejammerten Grundquellen unserer Schwäche und unsers Verfalles, — der Auflösung nationaler Einheit und dem religiösen Zwiespalt, — fügt Hr. H. noch die Unterdrückung des freyen Bauernstandes als dritte, seltener genannte und vielleicht noch nicht von allen Besprechern vaterländischer Angelegenheiten nach Verdienst gewürdigte Hauptursache deutscher Ohnmacht und Bedeutungslosigkeit hinzu. „Eine freye Bauerschaft auf freyem Boden, sagt der Vf. (Bd. II. S. IV.), sey nach dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes die kräftigste Unterlage, aus welcher politische und kirchliche Einheit allein hervorwachsen und erstarken könne.“ Das ist der sinnige, inhaltreiche und leitende Gedanke des ganzen Werkes.

Es mögen Fürsten und Herrn blüh'n oder welken,
Ein Hauch hat sie gemacht, es macht ein Hauch sie wieder,
Doch eine kühne Bauerschaft, ihres Landes Stolz,
Ist einmal sie zerstört, läßt nie mehr sich ersetzen.

Goldsmith's deserted village.

Statt vertrakte Lehrgebäude über „künstliche Ponderirung der Staatsgewalten“ aufzudämmen wie Duvergier de Hauranne und Odilon Barrot, wird den Lenkern unsrer Geschicke der Rath ertheilt, den freyen Bauernstand, wo er noch besteht, als Keim des Volkes zu schützen, die zerstreuten Ueberbleibsel aber, die sich aus verhängnißvollen Zeiten noch gerettet haben, überall emsig zu pflegen und durch wohlwollende Anordnung gleichsam neu zu beleben und aufzurichten. Die Medicin, von welcher der Verf. die endliche Heilung unserer Uebel erwartet, ist zwar eine weitaussehende und ihrer Natur nach äußerst langsame; aber sie ist eine natürliche, eine organische, in ihrer Wirkung unfehlbare und wie die Dinge in Deutschland heute stehen, vielleicht sogar die einzig mögliche, die uns übrig bleibt. Man hat in Deutschland seit dreyßig Jahren mancherley versucht, jedoch auf diese Auskunft noch nicht überall den gehörigen Accent gelegt. Das einzige alte Volk, welches eine praktische Erbschaft, welches bleibende, in Europa heute noch haftende und unaustilgbare Maximen das bürgerliche Leben einzurichten und in der Welt mächtig zu seyn hinterlassen hat, sind anerkanntermassen die Römer. Die Römer waren aber in fünfhundertjähriger Heldenperiode ein derbes, verständiges, mühevolles und ehrsames Bauernvolk selbst

in ihren vornehmsten Geschlechtern, und ihre welthistorische Größe, wie ihr bleibender Ruhm bey der Nachwelt, hatten ihre Grundlage im Ackerbau. Im Gefühle dieser Wahrheit sagte deßwegen ihr größter Redner und Staatsmann mit vollem Rechte: Nihil est agricultura melius, nihil uberius, nihil dulcius, nihil homine, nihil libero dignius *).

Häufig sind, wie man weiß, die weisesten Rathgeber und die tüchtigsten Feldherrn unmittelbar vom Pfluge und aus der Bauernhütte an die Spitze des Senates und der Legionen getreten. Cato meynt geradezu, der wahren Philosophie am nächsten stehe der verständige Bauersmann. Freylich von „objektiver Erfassung des reellen Thatbestandes im Naturleben“ begriffen diese Bauern Latiums nicht viel; dafür eroberten und behielten sie die Welt, so lange sie selbst frey auf freyem Boden fortbestanden. Damit Rom fallen und das weltherrschende Italien die Beute fremder Ueberzügler werden konnte, mußte zuerst durch einheimische Ungesetzlichkeiten und Verbrechen seine freye und kräftige Bauerschaft zu Grunde gehen. Schul- und Hof-Philosophen sollen ja nicht glauben, wir wollen ihnen das Handwerk gänzlich legen und in Deutschland mit Beseitigung der Stubengelehrten und Recensenten überall nur freye Bauern und decorirte „Baboches“ gelten lassen. Auch der weise ** in ** hätte Unrecht, wenn er unsere Worte so auslegte, als riethen wir ihm Karst und Pflugsterze anzufassen, statt täglich vier Stunden über „objektive Erfassung des Thatbestandes“ zu disputiren. Wir wissen ganz gut, daß wir nicht in Latium und nicht im Zeitalter des Pyrrhus oder des Samnitenkrieges, sondern im 19. Säculo und in Deutschland leben, und in unsern theuersten Gütern gefährdet sind. . . . . Aber wie soll man wehren? was soll man thun gegen einen standhaften und klugen Feind? Wie das Uebel, so die Medicin! Der Knechtschaft muß man die Freyheit, und der blinden Disciplin das unbesiegbare Gefühl heimathlich-freyen Herdes entgegenstellen. Unter allen, die etwas sehen, ist es eine ausgemachte Sache, daß, wie einst die religiöse so auch die politische Freyheit Europa's durch die Deutschen in Deutschland auszufechten sey. Die Vorahnung dieser traurigen Nothwendigkeit lebt in Aller Brust. Daher der Ernst, die Unzufriedenheit, die Melancholie, die Ungeduld, der Zorn deutscher Gemüthsart und deutscher Wissenschaft. Unser ganzes Wesen, unsre Art zu seyn, zu thun, zu reden und die öffentlichen Dinge zu behandeln ist den Auswärtigen verhaßt, lästig, hinderlich, weil deutsches Wesen auf dem Continent allein der Universalidee neu-europäischer Ordnung als Eckstein und Aergerniß im Wege steht. Solche Feindschaften sind von langer Dauer; sie liegen im Blut, sind erblich, unversöhnlich. Man stellt sich zwar, als verachte man uns und als wären wir in der Wagschale Europa's ohne Gewicht. Deutschland ist aber die Mutter der Ideen, die Pflanzschule des freyen Gedankens. Und für das asiatische Staatsprincip hatte seit des Hystaspes' Sohn die Idee, hatte der freye Gedanke, wenn auch unbewaffnet, doch etwas Unheimliches, etwas Furcht-erregendes, das den Schlummer stört und keine Ruhe gönnt. Die Abneigung unseres Gegenparts wird nur um so merklicher, und sein Streben um so nachhaltiger, je dringender sich zum freyen Gedanken der Durst nach kühner That gesellt. Deutschland aber will jetzt handeln, und der Trieb zur Thätigkeit, das erwärmende Feuer der Bewegung bringt von der breiten Grundlage der Massen herauf und reißt die träge Natur der höhern Ordnung im Strudel fort. — Der Verf. redet zwar nicht gerade ausdrücklich von Gefahren, die uns irgend wie von Außen drohen. Hr. H. nennt nur die Deutschen und setzt voraus, daß die Spuren und Vorboten eines beginnenden Verwandlungsprozesses dieses großen Volkes von Jedermann als solche erkannt und beurtheilt werden. Wer jetzt läugnen wollte, daß es in Deutschland gähre, und daß die Nothwendigkeit eine günstigere Stellung gegen das Ausland einzunehmen bey diesem Volke allgemein empfunden werde, der wird nicht mehr angehört. Wenn wir den Sinn des Verf., wie ihn die Vorrede zum zweyten Bande zusammenfaßt, richtig zu deuten verstehen, so will er sagen: „um die Prüfungen, die in nicht ferner Zukunft unser harren, mit Kraft und Erfolg zu über-

*) Cic. de off. I, 42.

stehen, hat Deutschland nur dann gründliche Hoffnung, wenn es in allen Gauen eine freye, Grund besitzende und bey Gesetz und Recht betheiligte Bauerschaft erstehen zu lassen, Muth und Geschick besitze.“ Sein Ziel will aber der Verf. nicht mit Gewalt, nicht mit Tumult und agrarischen Gesetzen wie einst die Gracchen und heute die Ungeduldigen des Continents, sondern auf Wegen der Billigkeit, des gegenseitigen Einverständnisses und der anerkannten Nothwendigkeit erringen. Recht, meynt der Verf., sey und bleibe Recht, und zwar ein zähes Recht, und Vertrag sey überall besser, als Gewalt. Dieser Geist der Besonnenheit, der richtigen Würdigung des Bestehenden, der Erkenntniß des Möglichen und Ausführbaren stellt den Verf. ganz auf die Höhe der Umstände und des Maßes, in welchem man allgemeine Angelegenheiten gegenwärtig besprechen soll. Ein Umschwung der öffentlichen Meynung thut sich allmählig kund; man ist bey allem Ernst und bey aller Willensstrenge in Deutschland doch viel ruhiger, zurückhaltender, billiger in Urtheil und Verlangen, als man früher war. Das Grelle, das Herbe, das Unbarmherzige und gleichsam demokratisch Ueberschwängliche in Wort und That will nicht mehr allgemein gefallen, und die Zahl derjenigen, die in der Literatur wie in der Politik nur Wohlbedachtes und Schickliches hören können, wächst mit jedem Tage. Unser Verf. gehört nach der ganzen Anlage seines Werks unbedingt dieser praktisch-besonnenen Classe deutscher Volks- und Vaterlandsfreunde an. Was wollte man aber aus der Geschichte eines kleinen suevischen Kirchenstaates auch darstellen, wenn nicht das Ringen der einzelnen Bestandtheile, die möglichst günstige Stellung im gesellschaftlichen Verbande einzunehmen? Das geistliche Element, das mit der Religion die Keime der bürgerlichen Gesittung in den Boden gelegt, wird sich mit Hartnäckigkeit den Vollgenuß der Früchte sichern wollen ohne Minderung, wenn sich auch Zeit und Umstände verwandeln sollen. Der Städter, anfangs des geistlichen Schirmes froh, wird willenloses Gehorchen und endloses Geben in die Länge lästig finden und den Gewinn der Arbeit und verbesserten Einsicht selber verzehren wollen. Am Ende wird auch der Unfreye und der „Lite,“ ja endlich sogar der „Menoslide“ dieses kleinen Alamanenstaates *) mit seinem Loose unzufrieden seyn, und mit erweitertem Rechte günstigere Bedingungen des Daseyns fordern. Dieses Wechselspiel zweyer ewig sich befehdender Kräfte, des Festhaltens auf der einen und des Losreißens auf der andern Seite, hat der Verf. in den zwey Bänden seiner Geschichte mit Talent und Geschicklichkeit dargestellt.

Das Gemälde, wie es in guter Ordnung und fester Gliederung vor dem Leser steht, ist eine völlig neue Schöpfung, zu der die wesentlichsten Bestandtheile erst aus unbenützten und durch Engherzigkeit früherer Zeit verschlossenen Archiven mit Mühe herauszuheben und mit Kunst aneinander zu fügen waren.

Die magern Notizen vom celtisch-bojischen Kampodunum, von der Römerherrschaft über die obern Donauländer, von der siegreichen Besitznahme derselben durch die suevischen Alamanen und vom Anfang des deutschen Christenthums hat der Verf., so weit es der Hauptzweck fordert, ausgebeutet und eingeflochten, und so die Gründung des Kempten'schen Mönchsinstituts bis auf den legendenhaften Ursprung in die ersten Zeiten der Carolinger zurückgeführt.

(Fortsetzung folgt.)

*) K. Maurer: Ueber das Wesen des ältesten deutschen Adels. S. 28.

Gelehrte Anzeigen.

München.	herausgegeben von Mitgliedern	18. März.
Nro. 55.	der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.	1847.

Geschichte der Stadt und der gefürsteten Grafschaft Kempten von den ältesten Zeiten bis zu ihrer Vereinigung mit dem bayerischen Staat.

(Fortsetzung.)

Im Allgemeinen weiß jeder Leser, daß deutsche Wildheit durch die sanfte Lehre des Christenthums den ersten Stoß erlitten habe und katholisch-fränkischer Herrschaft endlich ganz erlegen sey. Die Kirche und der Militärstaat, der Mönch und der Heerbann haben die germanische Eroberung gemeinschaftlich und durch vereinte Kraft zu Stande gebracht. Aber gemeinsame Herrschaft und gutes Einverständniß unter Siegern ist bekanntlich das unsicherste und schwankendste aller Dinge. Nach unvermeidlichen Gesetzen mußte im gegenseitigen Kampf erst entschieden werden, ob der Heerbann oder der Mönch von der germanischen Beute das Fetttheil ziehen soll. Der Kampf der alten Bundesgenossen dauerte vom Tode Carls des Großen (814) bis zum Untergang der Hohenstaufen (1250) ohne Unterbrechung fort und der Mönch, wie man weiß, gewann in Deutschland überall das Spiel, weil er stärker war und zeitgemäßer stritt, als der rohe Nebenbuhler um die Macht. Die Hauptwendungen dieses langen Haders hat der Verf. in so weit es sein Kempten'sches Stift betrifft, kurz, unparteyisch und kundig angemerkt und die Geschicke seines Heimathlandes von den kleinen Anfängen und wiederholten Unterbrechungen durch äußere Feinde und weltliche Zwischenakte Schritt für Schritt bis zum Zeitpunkt fortgeführt, wo uns nach dem großen Siege der Kirche über das Säkulum und die Hohenstaufen im Stifte Kempten ein Fürst-Abt mit der Infel auf dem Haupt und mit allen Rechten des Herzog- und Grafenthums und der Lehensherrlichkeit ausgeschmückt entgegentritt (I, 99). Ereignisse und Umwälzungen von der eingreifendsten und nachhaltigsten Natur mußten vorhergegangen seyn, bis die christliche Kirche in Europa auch das weltliche Regiment übernehmen und in Deutschland zuerst Befreyung von der Macht des Imperiums, und in rascher Folge selbst Glanz und Majestät irdischen Herrscherthums erringen konnte. Die Karolinger, wie man weiß, blieben mit mehr oder weniger Geschick und Ehre noch in der heiligen Allianz. Auch die Sächsischen Kaiser, obwohl hochfahrend und imperatorisch, vergaßen nicht ganz der Billigkeit und achteten, wie der Verf. sagt (I, 98), das Recht der freyen geistlichen Wahl noch überall. Der letzte dieses Hauses übertraf an Klugheit und verständigem Einsehen der Zeit alle seine Vorgänger und hätte sogar den Nachfolgern, wie Gfrörer meint, als Muster in Staatsweisheit und correktem Auffassen des Zeitgeistes dienen können. Aber die Salischen Kaiser verließen die alte Ueberlieferung, verrückten in kaiserlichem Universalgelüste den Schwerpunkt des Occidents und wollten ihrem Willen eine Kraft dienstbar machen, deren Wirksamkeit und Belang außer ihrer Berechnung lag. Sie wollten das geistliche Element unterjochen und die christliche Kirche, die Europa civilisirt und gleichsam gegründet hat, zur Dienstmagd des Militärstaates herabdrücken, wie es in Byzanz und Moskowien geschehen ist. Sie verfügten willkürlich über die geistlichen Stiftungen und

gaben sie, namentlich Kempten (I, 98), als königliches Gut sogar Laien zu Lehen und Besitz. Die Sache nahm aber eine üble Wendung und der Todesstreich, der den letzten Hohenstaufen auf dem Blutgerüste zu Neapel traf, verkündete laut genug, wer jetzt Herr in Europa ist.

Wollte uns jemand sagen, mit dem Siege der geistlichen Macht über das Imperium sey plötzlich in deutschen Landen das Uebel verschwunden und habe gleichsam ein neues Weltalter, ein Weltalter der Gerechtigkeit, der Unschuld und der idyllischen Glückseligkeit für den Occident begonnen, so wäre das eine ganz unverständige Annahme und zugleich ein thörichtes Parteygerede. Wer sich in schwerem Streit und mit großen Gefahren zur Herrschaft erschwungen hat, will den Preis seiner Mühen so sicher, so unbeschränkt, so einträglich und bequem als möglich vor allem selbst genießen, und ihn dann für alle spätern Zeiten außer Frage stellen. Mönch, Edelmann, Pontifex und Imperator sind und waren in diesem Punkte allezeit und überall derselben Ansicht, befolgten dieselbe Praxis und steuerten nach demselben Ziele. Man kann es an der Kirche nicht strenger tadeln als am Säkulum, daß sie nach dem Siege in die Fußtapfen des überwundenen Nebenbuhlers getreten ist und das trutzige Element uralter germanischer Volksfreyheit überall zu brechen suchte. Man braucht nicht erst den Tacitus zu lesen, um zu erfahren, wie verhaßt aller irdischen Gewalt das Wort „libertas“ ist. Die deutschen Aebte mit Infel und Stab hatten für dieses Wort keine heißere Liebe als Heinrich III. und Friedrich mit dem rothen Bart. Der Verf. (II, 282) sagt ausdrücklich und nach guten Quellen: „Mit dem Schirmrechte über die freyen Bauern erlangte der Abt (von Kempten) das unheilvolle Mittel, sie allmählig in den Stand der Unfreyen hinabzudrücken. Wie die Gewalt den Menschen so leicht zum Mißbrauch verlockt, so unterließen auch die nachfolgenden Aebte nicht, ihre Befugnisse unrechtmäßig auszudehnen, und zuletzt sich auf die Verjährung ihres Rechtes zu berufen, wobey sie darauf keine Rücksicht nahmen, daß Ergreifung und Behauptung des Besitzes auf unrechtmäßiger Gewalt beruhte, und bey staatsrechtlichen Verhältnissen eine Verjährung nicht eintreten kann. (I, 106).“ Weil das Leben kurz und selten frey von Sorgen ist, glauben die meisten Menschen, sie müßten die lichten Augenblicke aufs beste und ungebundenste zu ihrem Vortheil im Geschmacke ihrer Zeit benützen. So die Mönche von Kempten nach Bändigung des weltlichen Gegenparts. „Sie gaben das gemeinsame Leben auf und schwelgten von den Einkünften des Stifts in abgesonderten Wohnungen (I, 102).“ Aber Aebte von überlegenem Geiste und festem Charakter, wie Rudolph von Hoheneck (1270), die zu rechter Zeit niemals fehlten, stellten klösterliche Zucht und gute geistliche Ordnung nach jedem Bruche wieder her. Freylich kam dem sittenverbessernden Streben dieses Oberhirten die Wendung besonders gut zu Statten, welche die Dinge in Deutschland eben in jener Zeit zu nehmen begannen. Die Kirche, wie man weiß, hat im Kampfe gegen die weltliche Macht das eben damals in Italien erwachende Element der bürgerlichen Freiheit meisterhaft benützt. Dieser Kunstgriff ward der Kirche von den damaligen Herren der europäischen Staaten abgelernt und besonders in Frankreich mit großem Erfolge durchgeführt. In Deutschland war das todte Imperium unter Rudolph von Habsburg wieder auferstanden (1273) und blickte scheu, verzagt, und kleinlaut nach einem Strebepfeiler um, an dem es sich kräftigen könnte wie das Königthum in Francien. Die allmählig erstarkten und zum Bewußtseyn ihrer Kraft gediehenen deutschen Städte empfanden Druck und Nähe der Theilfürsten weltlicher wie geistlicher Ordnung doppelt hart und boten sich, wie der Amyntas in der Idylle, als kaiserlich freye Bürgergemeinden zu Schutz und Unterthänigkeit dem neuen Imperium an. In Kempten, der einzigen Stadt des Fürstenthums, erwachte derselbe Geist der Unzufriedenheit mit der alten geistlichen Ordnung, dasselbe Streben nach freyerer Bewegung und gutem bürgerlichen Regiment, das in Folge der langen Stürme, des erweiterten Blickes, und der erhöhten Gewerblichkeit Deutschland überhaupt ergriffen hatte. Die Kempten'sche Bürgerschaft klagte bey Kaiser Rudolph über ungerechte Beschwerung durch den Abt. Abt und Convent dagegen beriefen sich auf die Schenkung der Königinn Hildegard, der Ge-

mahlin Karls des Großen, um zu beweisen, daß die Stadt ihnen zuständig sey und ihr Schicksal mit Geduld ertragen müsse. Unglücklicher Weise für die Beschwerdeführer war der Mann, der die Verwaltung des Stifts führte, zugleich Kanzler des Kaisers und vermochte über diesen mehr, als die klagende Bürgerschaft. Die alten Kemptener waren aber ein zähes Volk und haben fünfzehn Jahre später, als der Abt-Kanzler abgetreten war, ihre Bitte unmittelbar an Kaiser und Reich zu kommen wenigstens theilweise mit besserem Erfolg erneut. Abt und Gotteshaus von Kempten, hieß es im ersten durch Rudolph von Habsburg ertheilten Gnadenbrief (1289), sollen die Bürgerschaft weder beeinträchtigen, noch beschweren, noch verpfänden von wegen rechtmäßiger Schirmvogtey aus königlicher Gewalt. Hiemit, sagte der Verf. war der erste Schritt zur künftigen Freiheit und Reichsunmittelbarkeit gethan, zugleich aber ein Kampf zwischen dem Stifte und der Stadt begonnen, welcher erst beym Verluste der Unabhängigkeit beyder völlig ein Ende nahm. (I, 112). Einem, der das Recht und die Gewalt zugleich in Handen hat, Mäßigung und Verstand zu predigen ist jedenfalls — und käme die Mahnung auch vom Himmel herab, — die langsamst wirkende aller politischen Hülfeleistung. Noth und Drang der Verhältnisse reden viel wirksamer und eindringlicher als die salbungsvollste Homilie. Noth und Drang förderten die Sache der Bürger auch viel rascher, als des Kaisers Gnadenbrief, da sie mit kluger Benützung der Conventsbedrängnisse das einemal die Ringmauer um die Stadt vollenden, und das anderemal sogar die Thorschlüssel von der Abtey auf das Rathhaus bringen durften.

Mit einer Geduld und Ruhe, die nur mit der nachhaltigen Beharrlichkeit und Ausdauer der Kemptener Bürger selbst zu vergleichen ist, weiset der Verf. historisch nach, wie seine Landsleute ein Glied der geistlichen Dienstbarkeit um das andere sprengten und endlich durch eine Akte Kaiser Karl IV. die drückendsten Fesseln der Abhängigkeit völlig lösten und förmlich in die Reihe der freyen Reichsstädte, versteht sich gegen Erlegung angemessener Summen, an- und aufgenommen wurden (1361). Trotz allen diesen Bewilligungen waren die wichtigsten Rechte in der Reichsstadt doch dem Abt geblieben und das Wechselspiel bürgerlicher Strebsamkeit auf der einen und geistlicher Zähigkeit auf der andern Seite ging noch fast zweyhundert Jahre fort, bis die große geistige Aufregung des 16. Jahrh. der Sache auf einmal eine rasche Wendung gab. Um die Zeit, als der deutsche Vulkan die ersten Funken warf (1524), saß in Kempten ein Fürst-Abt von großen Fähigkeiten, aber von noch größerer Herrschsucht und Finanzbegierde. Der Mann war unersättlich an Geld und Gut und verfuhr mit seinen großentheils freyen Landschaftsunterthanen, mit ihrem Vermögen, ihren Freyheiten und ihren Rechten ungefähr wie jener afrikanische Satrap, dessen Weisheit und Verwaltungskunst in unsern Tagen so viel zu reden gibt (I, 505). Natürlich entstand Widerspruch, Weigerung und Verwahrung altverbriefter Rechte Seitens der bedrängten Bauerschaft, jedoch mehr bittweise und ohne Hintansetzung des schuldigen Respekts. Dreyzehn Tagsatzungen besuchten die Landschafts-Unterthanen, um sich mit dem unmäßig verlangenden Abt in Güte zu vergleichen. Alles Unterhandeln und Thädigen blieb jedoch vergeblich. Der Abt wich nicht von seinem Vorhaben drückender Finanz, und wann die Unterthanen meinten, die Sache wäre vertragen, setzte sich der strenge Herr zu Pferde und ritt mit den Worten fort: „er wolle es bey dem bleiben lassen, wie er es gefunden; würden sie nicht gehorchen, dann werde er Jörgen von Freundsperg über sie schicken (I, 508).“ Dem Verf. thut es leid, daß seine Landsleute, die zum Schutz ihrer Freyheiten noch nichts vorgenommen, was gegen Recht und Billigkeit verstieß, und sich streng inner den Schranken des Herkommens und der Gesetze hielten, durch das Beyspiel ihrer Schicksalsgenossen im übrigen Deutschland von dieser ruhigen Bahn in den tobenden Strom der Ereignisse hineingezogen wurden. Man weiß ja, wie die unchristliche Behandlung des teutschen Bauernvolkes zu Anfang des Jahres 1525 eine allgemeine Empörung dieser Menschenklasse hervorgerufen und großes Unglück über Deutschland herabgezogen hat. Der gesunde Sinn der kemptenschen Bauerschaft sträubte sich lange genug und gleichsam instinktartig wider Aufruhr und

Gewalt, und sie hätten selbst nach erfolgter Bewaffnung und erkannter Hoffnungslosigkeit die Sache doch noch lieber rechtlich ausgetragen, wenn sie nur ein kleines Entgegenkommen und nur einige Beschwerden-Abhülfe gefunden hätten. „Gottes Gericht ging aber dahin," sagt die Chronik, „daß die unbarmherzige Obrigkeit und die ungehorsamen Unterthanen einander selbst strafen mußten." (I, 519). Beyde Theile waren unbeugsam, der eine im Begehren und der andere im Versagen, und so brach ein fünfmonatlicher Sturm (April bis Septb. 1525) über das wohlgeordnete Fürstenthum herein, der zuerst den harten Gebieter und zuletzt das störrige Volk in gleicher Weise zu Grunde richtete. Der Abt verlor im ersten Anlauf der entfesselten blinden Menge Alles, Convent, Kirche, Schloß und Gut, und vertraute sich nach schmachvoller Uebergabe an das Bauernvolk arm und flüchtig der freyen Bürgerschaft von Kempten an. Die Stadt war nicht im Bunde des empörten Landschaftvolkes.

Der Verf. berichtet lichtvoll, anziehend und mit lobenswerthem Takt, wie der Aufruhr der Kemptener Bauerschaft nach vorübergehendem Triumph bald durch das schwäbische Bundesheer, meistens aber durch Undisciplin der Menge, durch Uneinigkeit und offenen Verrath der eigenen Führer auseinanderfiel und nachher ebenso unbarmherzig bestraft als er zuerst von den einen muthwillig hervorgerufen, und von den andern wild und verheerend begonnen wurde.

Den größten und bleibendsten Gewinn aus dem Ruin des Stifts und der Landschaft hat die freye Reichsstadt Kempten allein gezogen, da sie die ganze Summe der Lasten und Verbindlichkeiten, von welchen sich die Bürgerschaft weder durch wiederholte Akten, Gnadenbriefe und Gunstbezeugungen kaiserlicher Majestät, noch durch mehrhundertjähriges Werben und Unterhandeln mit dem Convent selbst zu befreyen vermochte, dem bedrängten, flüchtigen und ausgeplünderten Abt in wohl bestelltem Kauf endlich abgerungen hat. Um die Summe von 30,000 Goldgulden verzichteten widerstrebend, nach langer und bedächtiger Unterhandlung Abt und Convent auf alle Obrigkeit, Rechte, Güter, Nutzungen, Zinse und Gilten in der Stadt, deren Reichsfreyheit erst durch diese wichtige, von Clemens VII. und Carl V. bestätigte Urkunde eine wirkliche Thatsache und volle Wahrheit wurde.

Der Inhalt selbst, wie ihn der Verf. bündig zusammenstellt (I, 529), zeigt uns am klarsten, wie vielfädig, wie fein und enge das Geflechte war, mit welchem die Feudalherrn des Mittelalters die untern Volksklassen überhaupt und das aufstrebende Bürgerthum insbesondere zu umgarnen und niederzuhalten wußten. Um den Riß zwischen Stift und Stadt zu erweitern und die Emancipation ja vor Aller Augen deutlich auszudrücken, nahm die Stadt das verbesserte Kirchenthum nach Luthers Lehre an. Im Landgebiete selbst war es nach dem Aufruhr freylich übel genug bestellt: mehrere hundert Unterthanen waren im Gefechte gefallen, viele durch das Schwert des Nachrichters umgekommen; über zweyhundert Häuser lagen in Schutt, das offene Land hatte Raub und Plünderung verwüstet; aber auch die fürstlichen Schlösser waren verheert und ausgebrannt. Nachdem Uebermuth und Verblendung, sagt der Verf., diese bittern Früchte getragen, sah man sich, um das Uebel zu heilen, am Ende doch gezwungen zu demselben Mittel zu greifen, das der Abt im Anfang beharrlich zurückgewiesen, d. i. zum gütlichen Austrag durch unparteyische Schiedsmänner nach altem deutschen Brauch (I, 542). Den Vertrag, gleichsam die neue Constitution des Kempten'schen Fürstenthums, muß man im Buche selbst (I, 544 — 567) nachlesen und man wird finden, daß die Bauerschaft zwar nicht Alles erhielt, wornach sie strebte, doch jedenfalls in ihren Lasten und Beschwerden wesentliche Minderung und Abhülfe gefunden hat. Die größte Wohlthat des Schiedsspruches aber war das mit Beseitigung früherer Willkühr festgesetzte Verzeichniß aller Reichnisse, Lasten und Taxen, die der gemeine Mann hinfüro zu tragen hatte.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. März.

Nro. 56. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1847.

Die portugiesischen Besitzungen in Süd-West-Afrika. Ein Reisebericht von G. Tams, Dr. Med. et Chir. Mit einem Vorworte von Professor Dr. Carl Ritter. Hamburg 1845.

Der portugiesische Generalconsul Ribeiro dos Santos führte im Frühjahre 1841 eine aus sechs Schiffen bestehende Handelsexpedition nach den portugiesischen Colonien im südwestlichen Afrika, welcher sich der Verfasser des vorliegenden Reiseberichts als Arzt anschloß.

Die Schiffe gingen am 3. Juli 1841 vor Cuxhaven unter Segel, sie trennten sich vor Porto Santo, weil Herr Santos mit zwey Schiffen in Madeira einlief, während die übrigen ihre Fahrt nach den Cap Verde'schen Inseln fortsetzten, wo sich alle im Hafen der Insel St. Vincent wieder treffen sollten.

Referent übergeht die Schilderung der beyden Inseln St. Anton und St. Vincent, auf welchen die Königin von Portugal Hrn. Santos im Jahre 1838 Grundbesitz zum Behufe der Cultur, die, wie dieß der Bericht des Verfassers zeigt, mißlungen war, geschenkt hatte, um unsern Reisenden gleich nach Benguela zu begleiten, wo er am 11. Oktober im Hafen der Stadt St. Philipp einlief.

Benguela, oder wie es von den Portugiesen genannt wird, das Königreich Benguella (reino de Benguella) ist ein dem General-Gouvernement von Angola untergeordnetes Gouvernement und wie dieses in militärische Posten mit ihren Bezirken (presidios) und in Distrikte eingetheilt, die sich nur darin von einander unterscheiden, daß sich in den Presidios mit Linientruppen besetzte Befestigungen befinden, während die Distrikte derselben ermangeln. Die Distrikte sind in dem vorliegenden Werke richtig angegeben, nicht so die Presidios, da das Reich Benguela derselben drey besitzt; denn außer dem vom Verfasser aufgeführten Caconda wird auch die Stadt St. Philipp selbst als Presidio gezählt, und ist in neuester Zeit noch Mossamedes hinzugekommen.

Die Bevölkerung der Stadt St. Philipp wird von dem Verf. nach der Meinung des Gouverneurs auf die beyläufige Zahl von dreytausend Einwohnern angegeben, wovon ein Dritttheil aus Weißen und Mulatten besteht, eine Angabe, die sehr schwankend zu seyn scheint, wenn man sie mit der im Jahre 1825 von João Carlos Feo gemachten vergleicht, denn Feo, der gleichfalls im Besitze aller amtlichen Papiere war, gibt die Zahl der Einwohner von St. Philipp auf 2397 an, worunter sich mehr als ein Dritttheil von schwarzer Farbe befinde [1]).

---

1) Contem esta provoação 2 igrejas, a de nossa Senhora de Popoli (parrochia) e a de Santo Antonio e 2397 habitantes, mais de hum terço destes são escravos; e 700 cazas de adobes ou de palha.

Memorias contendo a biographia do Vice-Almirante Luiz da Motta Feo e Torres, a historia dos governadores e capitães generaes de Angola desde 1575 até 1825 e a descripção geographica e politica dos reinos de Angola

Auffallend ist hier, daß, während die Bevölkerung in der Gesammtzahl gestiegen ist, die Bevölkerung der Menschen schwarzer Farbe die frühere der Weißen und Mulatten ersetzt und übertroffen, die letztere dagegen auf eine an das Unglaubliche gränzende Weise abgenommen hätte. Referent sieht dem Erscheinen des dritten Bandes der Colonial-Statistik von Lopes de Lima entgegen, um bey der Anzeige desselben wieder auf diesen Gegenstand zurückzukommen, und hofft ihn dann erschöpfend behandeln zu können.

Feo kannte, wie die angeführte Stelle zeigt, noch zwey Kirchen in der Stadt St. Philipp; nach dem Berichte des Verfassers liegt die eine seit einem räuberischen Ueberfalle eines feindlichen Negerstammes in Trümmern, die andere steht wegen der schnell auf einander gefolgten Todesfälle der dahin geschickten Geistlichen ohne Hirten verlassen und beständig verschlossen da; auch der Unterricht liegt darnieder und überall finden sich unter den Negern Spuren des ausschweifendsten Abglaubens, der sich in grausamen und rohen Gebräuchen äußert.

Aus ihnen schließt der Verfasser auf den unbedeutenden Erfolg der Missionen, indem er S. 70 schreibt:

„Im Allgemeinen sehen wir daraus, wie unbedeutend die Früchte der Bemühungen so vieler europäischen Missionäre sind, die aus der Zahl der Jesuiten, der hosenlosen Karmeliter, aus dem Orden des St. Domingo, der Franziskaner-Mönche aus Terceira und der italiänischen Missionäre zum Theil schon seit Jahrhunderten in die verschiedensten Theile Südguineas geschickt worden sind.“

„An den entlegensten Punkten finden sich noch viele Ruinen der schon längst verlassenen Missionen. Von allen diesen Religionsboten haben die Jesuiten, deren Zahl aber immer die kleinste war, das beste Andenken hinterlassen und den meisten Nutzen geschafft; leider aber fehlte unter allen, wie das Neves in seinen vorhin citirten Betrachtungen sagt, ein Pater Antonio Vieira und ein Las Casas.“

Der Verf. ist hier seinem Gewährsmann Neves nicht genau gefolgt, denn nicht die Jesuiten waren es, welche die meisten apostolischen Arbeiten in den Reichen Congo, Angola und Benguela vornahmen, sondern die italiänischen Capuciner, und dieß hat auch Neves anerkannt [2]).

Diesen italiänischen Capucinern verdanken wir auch eine Reihe von Schriften, welche nicht nur über ihre Arbeiten als Sendboten des Evangeliums berichten, sondern über die Geschichte und Beschaffenheit der drey Länder Congo, Angola und Benguela mannichfache Aufschlüsse gewähren.

Da sie bisher wenig beachtet und in den Handbüchern der Literatur nicht vollständig aufgeführt sind, so erlaubt sich Ref. sie hier der geschichtlichen Folge nach so anzuführen, wie er sie theils durch eigne Benützung, theils nur aus den Citaten andrer Schriftsteller kennt, da mehrere derselben so selten geworden sind, daß selbst in den hiesigen Bibliotheken, in denen seit langer Zeit für das Missionsfach gesammelt wurde, sich keine Spur von ihnen findet. Dahin gehört gleich der erste Bericht des Padre Giovanni Francesco aus Rom, der sowohl der ersten

e de Benguella, offerecidas á S. M. Fma. o Senhor D. João VI., por J. C. Feo Cardozo de Castellobranco e Torres. Paris 1825. 8. P. 365. Die statistischen Notizen, welche Feo mittheilt, sind aus dem Jahre 1819.

2) Com Paulo Dias forão logo alguns Jesuitas, que se estabelecérão no paiz, e alguns pregadores da ordem de St. Domingos, que se não estabelecérão.

Mais tarde forão tambem os carmelitas descalços, os franciscanos da ordem terceira, e os missionarios italianos, que todos se fixárão no paiz, e fundárão suas missões, que ainda permanecem (1830), menos as dos Jesuitas, cujo fado he bem sabido. Mas se exceptuamos as dos missionarios italianos, que teem sido as mais úteis, as outras de pouco servem. Faltárão nos sertões de Angola hum padre Antonio Viera, hum Las-Casas, e os Jesuitas do paiz das missões.

Considerações politicas e commerciaes sobre os descobrimentos e possessoës dos Portuguezes na Africa e na Asia por José Accursio das Neves. Lisbóa. 1813. 8. p. 214.

1640 nach Congo bestimmten Mission, die aber nur bis Lissabon gelangte, beygewohnt, als sich auch der zweyten angeschlossen hatte, welche am 20. Mai 1644 an der Mündung des Zaire anlangte [3]).

Nach den Papieren der folgenden Mission, die 1645 Europa verließ und theils aus italiänischen, theils aus spanischen Missionären bestand, verfaßte im Jahre 1649 Don Joseph Pellicer de Tovar, Geschichtschreiber des spanischen Hofes, seine Beschreibung der evangelischen Mission nach dem Reiche Congo, unternommen von dem seraphischen Orden der Capuciner [4]).

3) Er erhielt 1654 den Befehl nach Rom zurückzukehren, wo er 1656 starb.

Die bibliotheca universa Franciscana concinnata a R. Fr. Joanne a Sancto Antonio Salmantino. Matriti 1732. T. II. p. 165 sagt von ihm: Joannes Franciscus Romanus, ita a patria cognominatus ejusdem provinciae minorum capuccinorum alumnus, vir fervidissimus qui missionarius apostolicus ad regnum Congi a sacra congregatione de propaganda fide destinatus semel et iterum profectus est in summum illarum regionum bonum descripsit vulgari idiomati: historiam missionis FF. Capuccinorum ad regnum Congi cum descriptione geographica ejusdem regni, adjectis moribus, et ritibus illius nationis. Romae 1646 et Napoli 1646 et 1647 et pluries alibi in aliis civitatibus. Referent hat dieß Werk nie gesehen; Cavazzi hat es gekannt und benützt.

4) Mission evangelica al reyno de Congo por la serafica religion de los capuchinos. Dedicala a el rey nuestro Señor, que dios guarde: Don Joseph Pellicer de Tovar, Señor de la casa de Pellicer i de Ossau, cronista mayor de su Magestad, i de su cortejo. En Madrid, por Domingo Garcia i Morras. Año 1649. 4.

Das Werk enthält nach der Vorrede auf vier nicht numerirten Blättern eine Einleitung des Herausgebers über das Christenthum in Congo und den damaligen Zustand des Landes, dann von Blatt 1 — 47 einen fortlaufenden Bericht über die im Jahre 1645 abgegangene Mission; von Blatt 48 — 73 aber eine in 16 Capitel eingetheilte Beschreibung von Congo unter der Aufschrift: Descripcion del reyno de Congo, su sitio, provincias, rios y confines, clima suyo temporamento i temporales, cultura de sus campos, mantenimientos, frutos i animales, natural i trajes de sus moradores, tiempo en que ricibieron la fé catolica, sus iglesias, templos, sepulcros i edificios, artes politicas i mecanicas suyas, y sus costumbres i usos perniciosos, medecinas de que se valen i supersticiones que tienen, ritos con los defuntos i modo de sus entierros, sus fiestas, instrumentos, bayles i danças, ceremonias en la eleccion de sus dignidades, muestras i alardes de sus exercitos i sus armas, leyes i legisladores.

Ungedruckt scheint der Bericht eines Theilnehmers dieser Mission, des Fray Juan aus St. Jago geblieben zu seyn, denn die neue spanische Bibliothek von Nikolaus Antonius zählt sein Werk auf, ohne einen Druckort beyzusetzen [5]).

(Fortsetzung folgt.)

5) T. I. p. 776: Frater Johannes de Santjago, capuccinus provinciae Castellae reliquit moriens librum scriptum: recuerdo de dormidos y socorro de agonizados, quem Madriti postumum edidit Melchior Sanchez. 1672. Relacion de la mission del reyno de Congo, quo inerat missionarius apostolicus.

Geschichte der Stadt und der gefürsteten Grafschaft Kempten von den ältesten Zeiten bis zu ihrer Vereinigung mit dem bayerischen Staat.

(Schluß.)

Wer Gewicht und Belang der Bürde kennt, fühlt nur die halbe Last. Warum, denkt der Leser, hat man diese Zugeständnisse nicht vor dem beyderseitigen Verderben dem bittenden Bauernvolk gemacht? Niemand soll sich über die halsstarrige Verblendung der Mönche ärgern! War ja der Senat von Alt = Rom in ähnlichen Umständen auch nicht klüger und bewilligte die gerechten Forderungen der italischen Bundesgenossen erst nach einem mörderischen, für das stolze Rom zwar am Ende siegreichen, aber für beyde Theile gleich tödtlichen Kriege, in welchem der Grundstock römischer Größe und Macht, die freye Ackerbevölkerung Italiens beynahe ausgerottet wurde. Leidenschaft war von jeher gewaltiger als Vernunft und man möchte glauben, es sey dem Menschen Bedürfniß, in großen Conjunkturen ein Thor zu seyn.

Mit diesen Begebenheiten hatte das Fürstenthum Kempten sein natürliches Maaß, gleichsam den Höhepunkt jugendlicher Kraftentwicklung erreicht. Stift, Stadt und Landschaft waren die drey Elemente, zwischen denen sich das nimmer ruhende Wechselspiel selbstbewußter und organisch gegliederter Kräfte bis zur allgemeinen Umgestaltung Deutschlands im Beginn des 19. Jahrhunderts weiter spann. Der wichtigste und anziehendste Theil des Werkes, die religiösen Wirren des 16. Jahrhunderts, die völlige Ausbildung und praktische Gestaltung der Verfassung, das verständige Ordnen der bäuerlichen Verhältnisse, plastische Bilder über Sitte, Können, Brauch und Recht, beginnen erst mit dem zweyten Bande. Der Verf. hat aber im ersten Theile solche Proben von Geschicklichkeit, von historischem Takt und kraftvoller Bewältigung des Stoffes abgelegt, daß wir für dieses Mal die Analyse weiter zu führen nicht für nöthig halten. Der Entscheidungspunkt für die allgemeine Würdigung des Werkes sowohl als der historischen Kunst des Verfassers ist der Aufruhr des Landvolks und die aus diesem Unglück unmittelbar hervorgegangene Verfassung des Kempten'schen Fürstenthums. Hr. H. hat aber diesen Abschnitt in einer Weise bearbeitet, daß ihn Mönch, Junker, Bürgersmann und Bauer mit gleichem Vergnügen, mit gleichem Nutzen und mit gleichem Beyfall lesen werden. Alle finden sie ja sich selbst, ihr Thun, ihre Thorheit, ihr Unrecht, ihre Leidenschaft offen, aber ohne herbes Wort, ohne schiefen Seitenblick und ohne beleidigende Katechese dargestellt — was allzeit und überall für eine große und schwere Kunst gegolten hat. Hier mußte es sich zeigen, ob uns ein Parteymann, oder ein Redekünstler ohne Ernst und Tiefe, oder ein besonnener und unbestechlicher Freund der Wahrheit und des Rechtes entgegen tritt. Zorn und leidenschaftliches Aufwallen behält sich der Leser selber vor; das Buch soll ihm nur der Spiegel seyn, der das Bild der Zeit wahr und ohne Schminke, aber heiter und ruhig wiederstrahlt. Gelehrte, bey denen verständiges Maaß, Rechtsgefühl und Wahrheitsliebe stärker sind als Ehrgeiz, Geltungssucht und Eitelkeit sind nicht gar zu häufig und daher doppelt ehrenwerth. Nicht nur hegen wir vom Verf. selbst diese gute Meynung, wir rechnen auch sein Buch unter die tüchtigsten, gereiftesten und besten Arbeiten, die in neuester Zeit über deutsche Vergangenheit erschienen sind.

Fallmerayer.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. März.

Nro. 57. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.



Die portugiesischen Besitzungen in Süd-West-Afrika.

(Fortsetzung.)

Einen grösseren Wirkungskreis erhielt die Mission durch ihre Ausdehnung auf Matamba und Micocco; die Geschichte dieser, im Jahre 1653 angeordneten Mission, erzählt der Capuciner Francesco Maria Gioia aus Neapel [6]).

Ein ausführliches Werk in sieben Büchern, welches Congo, Matamba und Angola mit Benguela umfaßt, verdanken wir dem Capuciner-Missionär und Präfekten der Mission Antonio Cavazzi aus Montecuculo, dessen Aufzeichnungen sein Ordensgenosse Fortunato Alamandini aus Bologna bekannt gemacht hat [7]).

---

6) La maravigliosa conversione alla santa fede di Christo della regina Seriga, e del suo regno di Matamba nell' Africa meridionale. Descritta con historico stile del P. F. Francesco Maria Gioia da Napoli, ditto da Posilippo, predicator capuccino, e lettore un tempo di sagra teologia. Ecavata da una relatione di là mandata dal P. F. Antonio da Gaeta parimente capuccino della provintia di Napoli, missionario apostolico, e prefetto generale delle missioni ne regni dell' Africa, e di detta regina da lui convertita. Nella quale, ottregli esempi d'historie sagre e profane, si contengono ancora molti curiosi, e degni auvenimenti con un breve racconto nell' ultimo capitolo del libro della vita, e morte del medesino padre. In Napoli, per Giacinto Passaro. 1669. 4. Das Werk ist in 32 Capitel eingetheilt, Antonio da Gaeta starb am 9. Juli 1662 in der Stadt St. Paulo de Loanda. Gioia's Werk scheint gleichfalls sehr selten zu seyn, weil es von Brunet nicht gekannt ist. Nach der angeführten Franziskanerbibliothek hätte er das Leben des Antonio aus Gaeta ausserdem noch eigens bearbeitet, denn diese schreibt von ihm T. I Pag. 400: Franciscus Maria Gioja, neapolitanus ex minoritis Capuccinis S. Theologiae lector enarravit vernacule mirandam conversionem reginae Singae in Aphrica meridionali Neapoli apud Hyacinthum Passaro anno 1669 in 4. Vidi. Agit de eo Nicolaus Toppi in sua neapolitana bibliotheca. Scripsit etiam in Genuensi: vitam P. Antonii Caraffae Cajetani, capuccini, concionatoris, ac in Aphrica missionarii apostolici, qui obiit Loandae anno 1662 die 10. Julii. Prodiit Neapoli anno 1669 in 4. apud Hyacinthum Passerum. Allein hier liegt wahrscheinlich eine Verwechselung mit dem oben erwähnten Werke zu Grunde, denn dieses handelt von dem Leben des Padre Antonio im 32. Capitel unter der Aufschrift: vita e morte del servo di dio Frat. Antonio da Gaeta, descritta dall' istesso P. F. Francesco Maria Gioia da Napoli detto da Posilippo.

Ein fernerer Irrthum findet sich in demselben Werke T. I Pag. 110, wo Gioia's Schrift unter dem Worte Antonius Laudatus wieder als eigne Arbeit vorkömmt, ohne Gioia's zu erwähnen.

7) Istorica descrittione de'tre regni Congo, Matamba et Angola, situati nell' Etiopia inferiore occidentale e delle missioni apostolice esecitatevi da religiosi Capuccini, accuratamente compilata dal P. Gio. Antonio Cavazzi da Montecuccolo, sacerdote capuccino, in quale

An ihn reihen sich der Zeitfolge nach an, die Briefe, in welchen Michel Angelo de Guattini aus Reggio, der ohne Congo zu sehen am 5. April 1668 in St. Paulo de Loanda starb, seine Reise schilderte und der Bericht seines Begleiters Dionys Carli aus Piacenza, der als Fortsetzung dieser Briefe dient und den weiteren Verlauf der damaligen Mission erzählt [8]).

Am fünften Mai 1682 verließ Girolamo Merolla aus Sorrento Neapel, um nach Congo abzugehen; ihm verdanken wir gleichfalls eine belehrende Beschreibung seines Aufenthaltes in Congo, Angola und Benguela [9]).

vi fu prefetto. E nel prezente stile ridotta dal P. Fortunato Alamandini da Bologna, predicatore dell' istesso ordine. In Milano 1690. 4.

Der Verfasser ging 1654 nach Afrika und kam 1669 wieder nach Rom, von wo er sich nach Bologna zurückzog, um dieses Werk zu verfassen; die erste Ausgabe desselben erschien nach Brunet gleichfalls zu Mailand 1687 in Fol. Labat hat das Werk in das Französische übersetzt unter dem Titel: Relation historique de l'Ethiopie occidentale etc. Paris 1732 — 5 vol. in 12.

8) Viaggio nel reyno del Congo del padre Michel Angelo de Guattini da Reggio e del padre Dionizi de Carli da Piacenza capuccini predicatori e missionari apostolici nel reyno di Congo. Venetia 1769. 12.

Guattini und Carli hatten Europa 1666 verlassen, die Briefe des Ersteren an seinen Vater stehen von Seite 4—117, der Reisebericht seines Gefährten Carli von S. 107—274, nur der letztere wurde in das Französische übersetzt unter dem Titel: relation curieuse et nouvelle, d'un voyage de Congo fait années 1666 et 1667 par les R. R. P. Michel Ange de Gattine et Denys de Carli de Plaisance, capucins et missionairs apostoliques au dit royaume de Congo. A. Lyon chez Thomas Amanley 1680. 12.

9) Breve e succinta relatione del viaggio nel regno di Congo nell' Africa meridionale; fatto dal P. Girolamo Merolla da Sorrento, sacerdote cappuccino, missionario apostolico, continente variati clima, arie, animali, fiumi, frutti, vestimenti con proprie figure, diversitá di costumi, e di viveri per l' uso humano. Scritto e ri-

Den Schluß macht die Reisebeschreibung des Pater Antonio Zucchelli aus Gradiska, deren Resultate Walkenaer in seine allgemeine Geschichte der Reisen aufgenommen hat [10]).

Nach der Aufzählung dieser Werke bedarf es gewiß wohl keines weiteren Beweises, daß die italiänischen Capuciner, sowohl als Missionäre wie als Schriftsteller, für die Südwestküste Afrika's am Meisten gewirkt haben. Dort ist auch ihr Angedenken nicht verschollen und erst in neuester Zeit wieder von Angola aus das Verlangen an die portugiesische Regierung gestellt worden, ihnen ihre früheren Missionen wieder zu geben, wie sie dieselben in Brasilien noch gegenwärtig besitzen.

Allerdings muß man die Früchte der Missionen, wie sie jetzt nach langer Unterbrechung vorliegen, unbedeutend nennen, wenn man sie mit der Arbeit und den Opfern vergleicht, die in jeder Beziehung in früherer Zeit hiefür gebracht wurden. Der Verfasser hat die Frage, woher eben jenes Mißverhältniß zwischen Arbeit und Erfolg rühre, nicht aufgeworfen. Referent glaubt es dem Andenken jener Männer, die in dem für Europäer höchst gefährlichen Clima der Südwestküste Afrika's so viele Jahre unverdrossen wirkten, schuldig zu seyn, mit wenigen Worten auf die Erklärung dieses Mißverhältnisses einzugehen.

Beginnen wir mit Benguela. Feo führt in seinem Werke daselbst keine Mission an, auf der demselben beygegebenen Karte, welche der Oberstlieutenant Pinheiro Furtado 1790 aufnahm, finden sich nur in Angola Missionen der unbeschuhten Carmeliter und der italiänischen Capuciner; in Congo

dotto al presente stile istorico e narrativo dal P. Angelo Piccardo da Napoli predicatore dell' istess' ordine, diviso in due parti. In Napoli, per Francesco Mollo 1692. 8. Brunet erwähnt einer zweyten Auflage, welche nach ihm 1726 zu Neapel in klein Oktav erschienen ist.

10) Zucchelli da Gradisca (Ant.) relazioni del viaggio e missione di Congo nell' Etiopia inferiore occidentale. Venezia 1712. 4. Erschien in deutscher Uebersetzung zu Frankfurt 1715 und 1727. 4.

und Benguela bestand damals keine mehr, auch schon früher waren in dem letzteren Lande theils des schädlichen Clima's wegen, theils aus andern Ursachen die Missionen eingegangen.

Als Girolamo Merola 1683 nach St. Philipp kam, fand er dort einen Geistlichen, der den Titel Generalvikar führte, aber über keinen andern Priester zu gebieten hatte, als über sich selbst, da er der einzige im Lande war. Dieser Missionar giebt uns auch den Grund an, warum die Missionen so wenig Früchte unter den Negern trugen: es ist nach ihm das böse Beyspiel, welches die weiße Bevölkerung durch ihren Mangel an Sittlichkeit der schwarzen giebt, was der Verfasser bestätigt, indem er S. 105 schreibt: „Den meisten der europäischen Damen, selbst den vornehmsten in Loanda, wäre eine solche Sittsamkeit (wie sie sich bey den verheiratheten Negerinnen findet) sehr anzuempfehlen, damit sie dem ehelichen Leben der Schwarzen ein günstiges Beyspiel gäben; während so die Sache umgekehrt sich verhält."

Einige Jahre vor Merola's Ankunft bestand noch in Benguela eine Capuciner-Mission, die aber wegen der unsittlichen Aufführung der weißen Bewohner nur Wenige von den Eingebornen für die christliche Lehre gewinnen konnte, und selbst diese beobachteten sie nicht, indem sie als Grund anführten: Wenn die Weißen das Gesetz Gottes nicht aufrichtig beobachten, wie kann man dieß von den Schwarzen fordern?

Zwey Missionäre, welche den Lebenswandel einer Person von Stande mehr durch Ermahnung und Zureden, als durch Tadel und Zurechtweisung verbessern wollten, starben nach acht Tagen vergiftet, und endigten so in kurzer Zeit Mission und Leben [11]).

In Congo hörten die, wie wir aus der Reihe ihrer Schriftsteller gesehen haben, lange ununterbrochen fortgesetzten Missionen der italiänischen Capuciner, am Anfange des vorigen Jahrhundertes wegen Mangel an Missionaren auf, gegen das Ende desselben (1780—82) fand zwar wieder eine Mission statt, aber sie war von keinem Bestande.

Der Verfasser scheint übrigens die Einführung des Christenthumes in Congo als ein Uebel zu betrachten, wenn er S. 179 schreibt: „Wie furchtbare Kriege sind nicht schon durch die ersten Missionare, die vom Könige Don Juan II. als erste Boten des Christenthumes nach Congo 1491 geschickt wurden, unmittelbar oder mittelbar veranlaßt worden! Seit jener Zeit hat das Königreich Congo nicht nur keine Fortschritte seiner Civilisation gemacht, sondern ist sogar aus aller Verbindung mit Europa oder europäischen Küsten-Colonien herausgetreten, hat die damals erbauten Kirchen zum Theil wieder niedergerissen, die Geistlichen ermordet oder verjagt und betet jetzt wieder seine Fetische an. Nur an der Meeresküste hat Portugal noch einige kleine Handelsplätze."

Ref. ist nicht bekannt, daß das Christenthum in irgend einem Lande die Civilisation gehindert, wohl aber, daß es sie noch in jedem gefördert habe; Congo als heidnisches Land stand mit Europa in keinerley Verbindung, weil es vor den Seereisen der Portugiesen nicht gekannt war, konnte also auch durch die Einführung des Christenthums aus keiner solchen heraustreten; auch haben die Kriege des Kö-

11) Breve e succinta relatione del viaggio nel regno di Congo nell' Africa meridionale etc. Pag 60: In tutto questo regno, possiamo dire, il vicario esser generale di se stesso, non essendovi, ch'egli solo sacerdote.

Gli anni addietro eravi la nossa missione, e perche i presidianti non danno l' esempio, devuto di sincera christianita (sia detto con pace de buoni) n'avviene, che i gentili nativi non vengono volentieri alla fede; e se alcuni l' abbraciassero, poco, o niente l' osservarebbero; et apportano per ragione: se la legge di Dio non s'osserva candidamente da Bianchi, come potra haver osservanza con candidezza da Neri?

Due ultimi de nostri frati che quivi s'introdussero alla missione, volendo piu ammonire, che corregire, piu esortare, che riprendere una persona di qualche rispetto, intorno alla scandalosa sua vita, non piu che doppo lo spatio d'otto giorni morirono avvelenati, terminando in breve tempo e la missione, e la vita.

niges mit seinen Vasallen schon vor der Einführung des Christenthums Statt gefunden, wie sie nach derselben fortgesetzt wurden, nicht weil der König ein Christ geworden war, sondern weil alle größeren Vasallen sich unabhängig zu machen suchten, was ihnen auch in der Folge der Zeit gelungen ist.

Daß schon der heidnische König von Congo mit aufrührerischen Vasallen zu thun hatte, hätte der Verfasser aus der Geschichte ersehen können [12]).

In Angola hörten die Missionen mit der Aufhebung der Klöster, 1834, auf, denn die Weltgeistlichkeit ist der Zahl nach dort zu gering, um nur die Seelsorge versehen zu können. Was der Verfasser S. 118 über das Bisthum berichtet, muß Referent gleichfalls als unrichtig bezeichnen. Er schreibt dort: „Einer von den beyden Pfaffen führt noch jetzt den Titel eines Bischofs von Congo und Angola, allein seit der Bischofsitz von St. Salvador nach Loanda verlegt worden ist, hat diese Bezeichnung keine Bedeutung mehr, und der Einfluß der Kirche auf jenes mächtige Königreich, dessen König schon 1491 die römisch-katholische Religion annahm, und in seiner Hauptstadt eine hölzerne Kirche erbauen ließ, von der jetzt noch Spuren vorhanden seyn sollen, hat gänzlich aufgehört." Aus Feo's Werke hätte sich der Verfasser überzeugen können, daß das Bisthum von Congo und Angola noch immer ein wirkliches Bisthum ist, welches Congo, Angola und Benguela in sich begreift; als der Verfasser sich in St. Paul aufhielt war der Sitz erledigt, es konnte also keiner von den beyden Geistlichen, welche der Verfasser dort sah, einen solchen Titel führen. Einen dauernden Einfluß auf Congo können aber die Bischöfe so lange nicht äußern, als ihnen nicht ein Clerus zur Seite steht, dessen Zahl zur Besetzung der geistlichen Stellen hinreicht. Nach einer mir mündlich gemachten Mittheilung des erst vor Kurzem ernannten Bischofes hat derselbe in seiner Diöcese gegenwärtig acht Geistliche; wie wäre es möglich mit dieser Zahl für die religiösen Bedürfnisse von Congo, Angola und Benguela zu sorgen?

Unbedeutend sind die Früchte der Bemühungen so vieler europäischen Missionare bey dem gegenwärtigen Zustande der kirchlichen Angelegenheiten allerdings, aber unbedeutend waren sie nicht in der Vergangenheit; unbedeutend sind sie nicht für die Zukunft, wenn der lange brach gelegene Boden wieder den Samen des Evangeliums aufnehmen wird, da sich der Anknüpfungspunkte doch viele darbieten. Unbedeutend waren sie auch nicht für die Sendboten selbst, denn in der schlichten und demüthigen Sprache ihrer schriftstellerischen Arbeiten wird Jeder, der sich mit ihnen vertraut machen will, leicht die Früchte eines wahrhaft evangelischen Geistes erkennen.

Von S. 143—164 giebt der Verfasser einige Bemerkungen über die Landesprodukte Angola's. Es fiel ihm mit Recht auf, daß die schönste Baumwolle, von der man rühmte, daß sie längere Fäden habe als die brasilianische und deßhalb besser sey, von den Europäern gar nicht benützt werde; die Bearbeitung der an vielen Orten wild wachsenden Tabackspflanze an der Küste selbst durchaus unbekannt sey; Indigo, der an der ganzen Küste zu den lästigen Wucherpflanzen gehöre, überall wie Unkraut behandelt und der Cultur des Kaffe's wenig Aufmerksamkeit geschenkt werde. Es läßt sich mit großer Bestimmtheit annehmen, sagt er S. 147, daß mit dem gänzlichen Aufhören des Sclavenhandels und dem dadurch bedingten Aufblühen des Handels und der Gewerbe, die Zahl der Produkte aus dem Pflanzenreiche sich bedeutend vermehren wird, und daß gewiß, namentlich werthvolle Droguen bald ein Gegenstand des Handels seyn werden.

(Schluß folgt.)

---

12) Osorius de rebus Emanuelis ed. Coloniae Agrippinae 1580. pag. 78: Dum haec geruntur, cum fuisset illi nuntius allatus, gentes illi subditas, quae insulam in medio ingentis lacus sitam incolunt quam fluvius nomine Zairus efficit, ab illius imperio defecisse, finitimisque terris non mediocrem populationem crebris incursionibus intulisse, illarum impetum et audaciam per se comprimere et vindicare constituit. Antequam vero proficisceretur, sacris aquis expiari, et nomen Christi profiteri voluit.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. März.

Nro. 58. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Voyage en Egypte, en Nubie, dans les déserts de Beyouda, des Bicharys, et sur les côtes de la mer rouge par E. Combes, Viceconsul de France et l'un des auteurs du Voyage en Abyssinie. 2 Vol. Paris, Desessart. 1846.

Der Verf. begann die Reise, von welcher in den vorliegenden beyden Bänden die etwas überarbeiteten Tagebücher gegeben werden, und welche seiner Reise in Abyssinien vorangegangen, im 21. Lebensjahre, gänzlich unvorbereitet, allein, ohne Geldmittel, und in den mißlichsten Umständen. Was seine frühere Beschäftigung gewesen, giebt er weder selbst zu verstehen, noch wird es aus seiner ganzen Erzählung klar; ein Trieb zu reisen, la bosse des voyages wie er sagt, war in ihm vorhanden, und die Richtung gab der damals, 1833, allgemeine Zug gegen den Osten, von welchem nicht nur Dichter und Träumer, sondern auch nüchterne Gelehrte großes Heil und baldige Wiedergeburt erwarteten. Er rechnet sich selbst zu den auskundschaftenden Reisenden (éclaireurs ou explorateurs), einer Klasse, die den gelehrten Reisenden, seyen sie nun Geographen, Archäologen oder Naturforscher, den Weg bahnend, von diesen nur zu häufig verachtet werde, und sich keiner Aufmunterung und Unterstützung von Regierungen oder gelehrten Gesellschaften zu erfreuen habe. Wenn wir auch annehmen, daß mannigmal abenteuernde Vorläufer der Wissenschaft ersprießliche Dienste geleistet, und der späteren Erforschung vorgearbeitet haben, folgt daraus noch gar nicht, daß solche nothwendig sind; im Gegentheile lehrt die Geschichte der großen Entdeckungsreisen in der alten Welt, und besonders in dem sogenannten Osten, daß sie nur durch unabläßige Verfolgung eines bestimmten wissenschaftlichen Zweckes, wozu die sorgfältigste Vorbereitung nöthig war, gelingen konnten, und daß die berühmtesten Reisenden ihren Weg selbst zu entdecken hatten. Wozu braucht man nun vollends solche explorateurs auf Routen, die seit Bruce's und Burkhardt's Zeit von zahlreichen Reisenden durchzogen, und so zugänglich geworden sind, wie irgend ein Theil von Unterägypten? Mit Ausnahme der kurzen Strecke von Berber nach Suakim, welche weniger besucht, ist der Verf. nur längst bekannte Wege gezogen, auf welchen für ihn weder Vorlese noch Nachlese war.

Am meisten beschäftigt den Verf. außer seiner eigenen Person, der rohe Mensch. Mit einer gewissen Vorliebe untersucht er niederträchtige Gebräuche und Laster, welche eher verdeckt bleiben sollten, wenigstens in einem Werke, das zu einem Wegweiser bestimmt ist. In der Vorrede p. XIV wird eine kurze Uebersicht des Inhaltes der beyden Bände gegeben.

Nach meiner Ankunft in Alexandrien, und nach Ueberwindung der traurigen Eindrücke, welche der Anblick dieser Stadt in mir veranlaßt hatte, lasse ich den Leser das Innere des Harems betreten, und enthülle ihm die Gewohnheiten und die Anschauungsweise der muselmanischen Familie; nach einer flüchtigen Beschreibung der Stadt und Umgegend von Cairo berichte ich mit Abscheu die verdammungswürdigen Laster sei-

ner Bewohner, zeige die Ursache ihrer schändlichen Sittenverderbniß, und untersuche die Gründe, welche abgesehen von der religiösen Duldung, das Princip der Polygamie, deren verderbliche Wirkung dargelegt ist, aufrecht erhalten. Beym Eintritt in Nubien, in der Mitte von schwarzen Völkern, welche ich lange beobachtet habe, beschäftigt mich hauptsächlich die Klassificirung der Menschenracen, und meine Schlüsse, gestützt auf wenig bekannte Thatsachen, werden, wie ich hoffe, solchen nicht unwillkommen seyn, welche dieses große Räthsel zu lösen versucht haben. Im weitern Verlaufe meiner Reise sammle ich merkwürdige Sagen, und vergleiche die Eigenthümlichkeiten dieser Völker mit den Sitten des Alterthums und den Gewohnheiten, womit uns die Bibel bekannt macht. In Khartum, wo die beyden Nilarme sich vereinigen, schiffe ich mich nach Berber ein mit einer Truppe von Sklaven aus verschiedenen Stämmen, und um denselben Rückweg zu vermeiden, durchziehe ich die Wüste der Bicharys, trotz der Gefahren, die man mir vorstellt, und lange in Suakim an, wo ich zum erstenmale das rothe Meer sehe, welches ich bald in allen Richtungen befahren sollte. Ich besuche Dschidda, Jambo, besteige den Berg Sinai, und kehre nach Cairo zurück, um mich daselbst auf weitere Reisen vorzubereiten.

(Schluß folgt).

Die portugiesischen Besitzungen in Süd-West-Afrika.

(Schluß.)

Diese Annahme hat sich auch wirklich durch die Maßregeln gerechtfertigt, welche das abgetretene Ministerium hinsichtlich der Unterdrückung des Sklavenhandels getroffen hatte. In dem Berichte über den Zustand der Colonien, vom 2. März. 1846, welchen es den Cortes vorlegte, sagt der Marineminister in Bezug auf Angola: der wichtigste Umstand, welcher diese Provinz betrifft, ist die wirkliche Unterdrückung des Sklavenhandels, welche nicht allein durch die Verstärkung der Kreuzer und durch die Verbesserungen in dem Prozeßverfahren hinsichtlich der Wegnahme der verdächtigen Schiffe, sondern durch Anwendung von strengeren Maßregeln, nämlich durch die Entlassung und Bestrafung aller derjenigen Beamten, welche sich hierin Nachläßigkeit zu Schulden kommen ließen oder Theil an diesem Handel nahmen, zu Stande gekommen ist. Zu gleicher Zeit hat die Regierung ihr Augenmerk auf den vorher ganz vernachläßigten Reichthum des Bodens gerichtet. Cultur und Handel mit Tabak und Kaffee sind gestiegen, die Cultur der Baumwolle ist vorzüglich berücksichtigt worden; durch die Anlegung von Strassen und durch die Einführung von Kameelen, welche man von den kanarischen Inseln kommen ließ, ist der Transport der Handelsgegenstände bedeutend erleichtert worden und die Einführung dieser Lastthiere hat nach den neuesten Nachrichten den gehegten Erwartungen ganz entsprochen.

Minder richtig ist, was der Verf. S. 150 — 155 über das Mineralreich von Angola sagt:

„Es ist erwiesen," schreibt er S. 150, „daß im Königreich Congo, im Distrikt Bailundo und Golungo nach Berichten der portugiesischen Commandanten João José Pereira und Joaquim Girardo da Fonseca Goldminen vorhanden sind, so wie ebenfalls am Flusse Lambige (?) von Negern Gold gewaschen wird, wie ein dortiger Commandant, Nicolas de Abreo nachgewiesen hat; nichts desto weniger aber hat Portugal aus diesen wichtigen Entdeckungen keine weiteren Vortheile zu ziehen gewußt."

Ebenso heißt es auf der folgenden Seite von der Eisengießerey, welche Franzisko Innocentio de Souza Coutinho angelegt hatte: „Ein beklagenswerthes Ende aber fanden diese großartigen und so viel versprechenden Versuche mit dem Ende der Regierung D. Jose's, und vergebens suchen wir jetzt nach der Fortsetzung jener begonnenen Arbeiten, der Name Nova Diras ist unbekannt geworden und jene Bergwerke sind aus dem Gedächtnisse verschwunden."

Hören wir hierüber aber einen Augenzeugen, der, während er Statthalter von Angola war (1807 — 1810) Vieles that, um den Bau auf Eisen in Schwung zu bringen, so verhält es sich sowohl mit dem Vorhandenseyn von edlen Metallen, wie mit den Ursachen, aus welchen die Eisengießerey in Verfall gerieth, ganz anders. Antonio de Saldanha da Gama schreibt in seinem, 1814 der Regierung vorgelegten Memoire, über die Colonien Portugals an

der Westküste von Afrika: diese Länder sind reich an Minen von Eisen und Kupfer; nach einer Tradition sollen auch Minen von Silber und andern Metallen vorhanden seyn, aber ihre Existenz ist zweifelhaft und konnte nie erwiesen werden. Eisen trifft man überall an, aber im reichsten Ueberflusse in den Distrikten von Golungo und Massangano. D. Franzisko Innocentio de Souza Coutinho hat während seiner Statthalterschaft es versucht, das gigantische Projekt der Anlegung großer Eisenhämmer in Massangano auszuführen, wozu man aus Lissabon die Maschinen und nöthigen Werkzeuge, aus Schweden Bergleute und praktische Bohrer kommen ließ. Aber die Bergleute widerstanden nicht der Heftigkeit des Klima und der Letzte, welcher noch vorhanden war, als ich nach Angola kam, war in einen Zustand von Blödsinn und Schwäche verfallen, so daß er zu keiner Beschäftigung mehr fähig war[13]).

13) Sam estes paizes ricos de minas de ferro e cobre, e a tradição diz que tambem as possue de prata e de outros metaes; porem a existencia d'estes é duvidosa, e não pôde ainda verificar-se. O mineral de ferro encontra-se por toda a parte; mas o mais rico e abundante que conhecemos existe nos districtos de Golungo e de Massangano. D. Francisco Innocencio de Souza Coutinho, durante o seu governo tentou executar o gigantesco projecto de estabelecer em Massangano grandes forjas, para o que se mandaram vir de Lisboa as machinas e os aparelhos necessarios, e de Suecia mineiros e fundidores practicos. Estes porem não resistiriam as inclemencias do clima, e o ultimo que existia ainda quando eu cheguei á Angola, tinha caido em um estado de estupidez e de fraqueza tal que não podia occupar-se de cousa alguma.

Memoria sobre as colonias de Portugal, situadas na costa occidental d'Africa, mandada ao governo pelo antigo governador e capitão general do reino de Angola, Antonio de Saldanha da Gama, em 1814, precedida de um discurso preliminar, augmentada de alguns additamentos e notas, e dedicada em signal de gratidão aos eleitores do circulo eleitoral de Vianna do Minho, pelo antigo ajudante d'ordens d'aquelle governador. Paris 1839. — 8. pag. 83.

Auch über den Fluß Lombigi sind unter Pombals Ministerium Untersuchungen gepflogen worden, die vom Jahre 1755 bis 1761 dauerten und mit dem Befehle schlossen, von diesen chimärischen Minen nie mehr zu sprechen.

Auf der Rückreise von St. Paul de Loanda kam der Verf. an den Fluß Ambriz, wo Hr. Santos noch vor wenigen Monaten ein Handelshaus hattte errichten lassen. A Ponta do Ambriz, sagt der Verf. S. 169, so heißt eigentlich dieser Ort, weil er am Ende des Flusses Ambriz liegt, wird gemeinhin einfach Ambriz genannt, obgleich dieß der Name dieses kleinen Königreichs ist, und theilt uns S. 182 noch die Namen von siebzehn Dorfschaften mit, aus denen außer dem schon erwähnten Orte Ponta do Ambriz das Königreich Ambriz bestehen soll. Ref. gesteht, daß ihm weder aus den Schriften französischer Geographen, die sich doch in der neuesten Zeit viel mit der Westküste Afrikas beschäftigten, noch aus den Mittheilungen portugiesischer Reisenden Etwas von einem unabhängigen Reiche Ambriz bekannt geworden ist [14]).

Am Anfange dieses Jahrhunderts erregte die große Zahl von Sklaven, welche englische Schiffe von dem Flusse Ambriz ausführten, die Eifersucht der portugiesischen Regierung, welche befahl, ihnen die Verbindung mit dem Innern möglichst abzuschneiden. Schon früher hatte die Mündung dieses Flusses die Aufmerksamkeit Portugals erregt; ein amtlicher Bericht, welchen der Schiffskapitain Antonio Marimo de Souza Magalhaens im Jahre 1780 über diesen Theil der Küste von Dande bis Loango gab, sagt von dem Hafen, den der Fluß Ambriz bildet: dieser Hafen ist von Fremden nicht so besucht, wie die übrigen, weil man nicht mit derselben Leichtigkeit wie dort landen kann, obgleich er als Gränze der Provinz Sonho vielen Handel hat. Der Häuptling dieses Distrikts ist ein Vasall des Grafen von Sonho und hat seine Residenz landeinwärts in

14) Grandpré voyage à la côte occidentale d'Afrique, worin T. II. p. 41 eine Beschreibung von Ambriz gegeben seyn soll, steht Ref. leider gegenwärtig nicht zu Gebot.

einer zwey bis drey Meilen entfernt gelegenen Ortschaft.

Die Schlußworte dieses Berichts treffen mit der Erzählung des Verfassers zusammen, der uns S. 172 gleichfalls mittheilt, daß er sich auf den Weg nach Quibanza, der Hauptstadt des Königreichs Ambriz gemacht habe, um dem dort residirenden König von Ambriz einen Besuch zu machen, und daß Quibanza ungefähr drey Legoas von Ambriz entfernt liege; allein von einem Königreiche Ambriz und dessen Könige Don André wußten Ref. Portugiesen, welche jene Gegenden bereist hatten, nichts mitzutheilen. Der Graf von Sonho ist ein nur dem Namen nach abhängiger Vasall des Königs von Congo. Don André, den der Verf. so freygebig mit dem Titel eines Königs beschenkt hat, ist aller Wahrscheinlichkeit nach noch immer nichts anderes, als was der Häuptling von Ambriz im Jahre 1780 war, nämlich ein Vasall des Grafen von Sonho.

Das letzte Capitel enthält eine Beschreibung der Insel Annabon. Dem Verf. wurde erzählt, Spanien habe seit 1778 nicht einmal Besitz von Annabon genommen; Ref. hat in diesen Blättern die Versuche, welche es gemacht hat, sich in Besitz dieser Insel zu setzen und darin zu behaupten, schon früher besprochen (Jahrgang 1844 Nro. 197 und folgende) und erlaubt sich hier, darauf zu verweisen. Von der ferneren Angabe des Vf., daß Annabon im J. 1845 in den Besitz Englands gekommen sey, welches ohne Zweifel in kurzer Zeit die vielfachen Vortheile benutzend, die Insel ihrer Vergessenheit entreissen und zu einer blühenden Colonie machen werde, ist ihm gleichfalls nichts bekannt, ja es scheint ihm sogar sehr unwahrscheinlich, daß die spanische Regierung bey der unter ihrem Volke gegen England herrschenden Stimmung in eine solche Abtretung willigen könne. Wohl haben auf Fernando Po Niederlassungen zum Zwecke der Niger-Expedition stattgefunden, niemals aber war von einer Aenderung des Besitzes, welche die spanische Regierung erlaubt hätte, die Rede.

Bey der kleinen Zahl von Werken, welche über Süd-West-Afrika und die dortigen portugiesischen Besitzungen erschienen sind, hat es Ref. für seine Pflicht gehalten, eine umfangreichere Anzeige von dem vorliegenden Werke zu erstatten.

Das Buch des Hrn. Dr. Tams ist kein statistisches Werk, sondern, wie der Titel sagt, ein Reisebericht, und Ref. setzt hinzu: ein fliessend und klar geschriebener Reisebericht. Ungern aber hat Ref. auch in diesem Buche gefunden, daß manche Anführungen von Werken über Afrika, deren Zahl doch nicht so gar groß ist, ganz ungenau gehalten sind, wie S. 41 Carlis statt Carli; S. 55 Michel Angelo von Gattinara statt Michel Angelo de Guattini; S. 65 Degrandpré, statt de Grandpré; auch ist ihm aufgefallen, daß der Verfasser, so wie mehrere deutsche Schriftsteller, die in der neuesten Zeit über Portugal geschrieben haben, Ortsbezeichnungen und Uebersetzungen aus dem Portugiesischen ganz irrig gegeben hat: Benguela und Angola sind nicht, wie es S. 37 und S. 85 heißt, die Namen von Städten, sondern von Ländern, und die franciscanos da ordem terceira, nicht wie es S. 70 heißt Franziskaner-Mönche aus Terceira, sondern vom dritten Orden. Noch wunderlicher klingt es, wenn aus den unbeschuhten Carmelitern (carmelitas descalços) auf derselben Seite eine neue Art Sansculotten gemacht wird.

So vortheilhaft die Feder des Verf. sich sonst von den erwähnten deutschen Federn unterscheidet, so sehr hätte Ref. gewünscht, daß es auch hierin geschehen wäre, denn bey den Werken der Letzteren kann mancher Ausländer, wie dieß auch geschehen ist, mit vollem Rechte an deutschem Fleiße und deutscher Gründlichkeit zweifeln.

Friedrich Kunstmann.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. März.

Nro. 59. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1847.

Beyträge zur Lehre von den Erzlagerstätten mit besonderer Berücksichtigung der vorzüglichsten Berg-Reviere der k. k. österreichischen Monarchie. Von Dr. Wilhelm Fuchs. Wien 1846. 86 S. 8. mit 3 Kupfertafeln.

Der Verfasser, früher Bergverwalter zu Agordo im Venetianischen, jetzt Bergrath und Oberhütten-Verwalter des niederungarischen Bergdistriktes, hat sich schon durch seine frühere Schrift über die Venetianer Alpen als ein genauer, umsichtiger und unparteyischer Beobachter einen rühmlichen Namen erworben. Obwohl plutonistischen Ansichten nicht abgeneigt, und in dieser Beziehung von der Mohs'schen Schule abweichend, hat er sich gleichwohl von denselben nicht bestricken lassen, alle geognostischen Erscheinungen ohne Unterschied aus plutonischen Einwirkungen ableiten zu wollen, im Gegentheil bekämpft er nicht selten mit Entschiedenheit die herrschenden Ansichten und zeigt in wichtigen Punkten ihre Unverträglichkeit mit den vorliegenden Thatsachen. Indem wir uns selbst in noch größerer Ausdehnung in Opposition mit der gegenwärtig dominirenden geologischen Schule befinden, kann es uns nicht anders als erfreulich seyn, wenn ein so ausgezeichneter Beobachter wie der Verf., der keineswegs unsern Standpunkt in allen Stücken theilt, gleichwohl nicht selten durch das Gewicht der Thatsachen zur Uebereinstimmung mit unsern eignen Ansichten genöthigt wird. Man wird es uns daher nicht verdenken, wenn wir in der Anzeige seiner Schrift gerade die Punkte hervorheben, welche als neue Belege für unsere geologischen Ansichten dienen können.

In vorliegendem Schriftchen hat sich der Verf. die Erzlagerstätten zum Gegenstand seiner Betrachtungen ausersehen, und seine amtliche Stellung hat ihm hiezu allerdings die reichste Gelegenheit zu Beobachtungen geboten. Er hat dabey abgesehen von der Bedeutung, welche die Erzlagerstätten in rein mineralogischer, in technisch-bergmännischer, oder in staatsökonomischer Hinsicht haben, indem er sich ausschließlich in den Gränzen geognostischer Forschung gehalten und insbesondere die Entstehung der Erzlager zum Gegenstand der Besprechung gewählt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Voyage en Egypte, en Nubie, dans les déserts de Beyouda, des Bicharys, et sur les côtes de la mer rouge etc.

(Schluß.)

Daß dieß letztere vor der ersten Reise nicht geschehen, davon zeugt jede Seite des Werkes, und es scheint, daß in der langen Zeit zwischen Vollendung der Reise und Mittheilung der Tagebücher sich die Kenntnisse des Verf. von dem Lande, das er so glücklich war zu entdecken, nicht weiter vermehrt haben. Gleich im Anfange begegnen wir einem Anachronismus, der um so unverzeihlicher ist, als die betreffende Stelle schon von den alten Geographen ganz befriedigend erklärt worden ist. Der Verf.

führt nämlich als Beweis für die wirkliche Existenz eines Kanales zwischen dem Nile und rothen Meere (an welcher doch Niemand zweifeln wird bey den vielen und genauen Nachrichten, die wir davon haben) nicht nur die Stelle bey Herodot, II, 158, an, in welcher dem Könige Necho das Werk zugeschrieben wird, sondern auch Odyssee IV, 84, wo Menelaus erzählt, daß er bey den Aegyptern herumirrend zu den Aethiopen, Sidoniern und Erembern und nach Libyen gekommen sey. Da es nun wahrscheinlich ist, sagt der Verf., daß Menelaus nicht das Vorgebirge der guten Hoffnung umschifft habe, muß er nothwendig durch diesen Kanal gefahren seyn, um zu den Küstenbewohnern des rothen Meeres zu gelangen. Aber nach Strabo (XVII, 1 gegen die Mitte) wurde der Durchstich zwar vor dem trojanischen Kriege von Sesostris begonnen, von Necho und Darius weiter geführt, jedoch erst von den Ptolemäern beendet und schiffbar gemacht *), also etwa neunhundert Jahre nach der Irrfahrt des Menelaus. Daß dieser nicht im rothen Meere, sondern im obern Theile des Niles die erwähnten Völkerschaften gesehen, führt Strabo (I, 2) weitläufig aus; schon bey Philä begannen die Aethiopen; die Erember, wahrscheinlich die Troglodyten der späteren Geographen, und die Libyer unter vielen verschiedenen Namen wohnten die ersten rechts, die andern links vom Nilthal; die Sidonier waren wahrscheinlich phönicische Ansiedler, welche wohl in jener Zeit bereits an vielen Punkten der nordafrikanischen Küste, vielleicht auch am Nile, zu finden gewesen seyn mögen.

*) Plinius (Hist. nat. VI, 23) giebt an, daß der Ptolemäer, welcher die Unternehmung hinausführen wollte, davon wieder abgestanden sey aus Furcht vor dem Hereinbrechen des drey Ellen höher als das Nilthal gelegenen Meeres oder vor dem Salzigwerden des Nilwassers; aber Strabo in der angeführten Stelle sagt ausdrücklich, daß zwar Darius durch den ersten der erwähnten Gründe sich habe abschrecken lassen, daß aber die Ptolemäer durch Schleußen die Gefahr beseitigt hätten. Dasselbe sagt auch Diodor (I, 33) mit dem Beysatze, daß der Kanal von dem Vollender, dem Ptolemäus Philadelphus, seinen Namen bekommen habe. Claudius Ptolemäus (IV, 5, 54) heißt ihn den Trajanischen. Er scheint aber nie lang offen geblieben zu seyn. Im Jahre 643 unserer Zeitrechnung, im 22. der Hedschra, eröffnete ihn von Neuem Amru, der Eroberer Aegyptens für den Chalifen Omar, als Arabien von einer Hungersnoth heimgesucht war; nachdem aber die Chalifen Medina mit Damaskus vertauscht hatten, gieng er wieder ein, und ist bis auf den heutigen Tag verschüttet geblieben.

Neue oder wenig bekannte anthropologische Beobachtungen, die in der Vorrede versprochen werden, sind in diesen Bänden nicht zu finden, außer etwa in einer gar zu dunklen Stelle (II, 61), wo zu verstehen gegeben wird, daß die Neger der Gebirgslandschaften westlich von Sennaar und Kordofan mit einer anormalen Verlängerung des Rückgrates nach unten versehen, mithin geschwänzt seyen, und daß, während die reinen, unvermischten Neger einen Uebergang bilden zwischen Mensch und Affe, die erwähnten Stämme noch unterhalb die genannte Thierklasse zu setzen seyen. Warum dennoch der Verf. mit solchen Geschöpfen so großes Mitleid gehabt, wenn er sie wie das Vieh behandelt sah, ist ein Räthsel so tief wie das, welches er so ungeschickt zu lösen versucht hat.

Wenig Beobachtungsgabe und geringe Menschenkenntniß zeigt der Verf. in der allgemeinen Annahme, daß die Neger sich selbst für niedrigere Wesen ansehen; hie und da mag wohl einem gutgearteten und lernbegierigen Sklaven ein solcher Gedanke kommen.

Die Schwarzen fühlen selbst, wie sehr sie den Weißen nachstehen; eine naive Tradition einiger afrikanischer Völker soll darthun, daß sie nicht die Wahl ihrer Farbe gehabt haben, und daß, wenn der Schöpfer sie vorher befragt hätte, sie weiß wie wir wären. Diese Tradition wurde mir zuerst von einer schwarzen Sklavin aus Darfur erzählt. Es ist bekannt, daß bey den Negern die Handflächen und Fußsohlen fast weiß sind; ich fragte nach dem Grunde davon, und folgendes war die Antwort der Negerin: In den ersten Zeiten gab es nur eine Hautfarbe auf der Erde: alle Menschen waren schwarz wie ich. Da fand man in einem unbewohnten Lande einen großen See, dessen Wasser die wunderbare Kraft besaß, die Haut zu bleichen. Die Völkerstämme, welche heute weiß sind wie du, kamen zuerst in das glückliche Land, und veränderten durch Eintauchung in die Fluthen des bezauberten Sees ihre Farbe. Allein da jeder Badende etwas von dem kostbaren Wasser einsog, war der See

schon erschöpft, als die jetzt noch schwarz gefundenen Völker sich einstellten. In Verzweiflung, daß sie zu spät gekommen, stürzten sie sich vorwärts auf den feuchten Grund, und dieser hatte nur noch die Kraft, die Unterseite ihrer Hände und Füße weiß zu machen.

Unter die Traditionen muß auch gerechnet werden die Erzählung eines Darfurischen Schechs von feyerlichen Menschenopfern in Darfur, welche jährlich wiederkehren sollen. **Browne**, der drey Jahre daselbst wohnte, erwähnt nur beyläufig, daß ein solches Gerücht gehe. Es ist ganz unwahrscheinlich, daß so strenge Muhamedaner, als welche die Darfurier bekannt sind, den barbarischen Gebrauch, welcher vor zweyhundert Jahren, vor ihrer Bekehrung zum Islam unter ihnen in Uebung gewesen seyn mag, und welcher von den Abyssiniern wahrscheinlich mit demselben Unrechte den Einwohnern von Gingiro vorgeworfen wird, beybehalten haben sollen.

Die Behandlung der kürzlich erst eingefangenen Sklaven und ihre Verschiffung auf dem Nile schildert der Verf. ausführlich, und theilt unter andern auch eine Anekdote mit, welche neu scheint. Sein ägyptischer Diener erzählt ihm folgende Geschichte:

Vor einigen Jahren begleitete ich als Diener einen Engländer, der die Alterthümer Aegyptens und des Landes der Barabrahs besuchte. Zwischen der ersten und zweyten Catarakte trafen wir eine Barke mit Sklaven, unter welchen die Blattern ausgebrochen waren. Mein Herr wollte sie in der Nähe sehen und beobachten, und bot daher dem Sklavenhändler Geld für einen Platz auf seiner Barke. Die Krankheit wüthete furchtbar; die Sklaven waren dicht zusammengedrängt, und man beeilte sich, die noch warmen Leichname in den Fluß zu werfen, um Raum für die Lebenden zu gewinnen. Der Mangel an Platz trug viel zur Vermehrung des Uebels bey, und wenn man sah, daß ein Kranker tödtlich ergriffen war, entledigte man sich seiner so schnell als möglich für das allgemeine Beste. Kurze Zeit nachdem mein Herr die Barke betreten hatte, trat ein solcher Fall ein; der mit dem Tode Ringende wurde über Bord geworfen, und aufgeweckt ohne Zweifel durch die Kühle des Wassers, stieß er einen schwachen Schrei aus, indem er seine Arme nach uns ausstreckte; aber er verschwand alsbald. Statt dem Sklavenhändler Vorwürfe zu machen, stürzte sich der Engländer rasch auf ihn, und warf ihn ohne Umstände in den Fluß. Dieser war ein guter Schwimmer; er tauchte sogleich wieder auf, und wandte sich gegen die Barke mit Schelten und Drohen. Aber der Fremde, weit entfernt seine rasche That zu bereuen, lud seine Flinte, und drohte dem Schwimmenden, wenn er es wagen sollte sich zu nähern, ihm eine Kugel durch den Kopf zu jagen, und ihn dem unglücklichen Sklaven nachzusenden. Der erschrockene Händler hielt unentschlossen inne, und da er die kalte und entschiedene Miene des Engländers sah, fand er es rathsam, das Ufer zu gewinnen, und seiner Ladung zu Fuße zu folgen, in der Hoffnung, daß der furchtbare Fremde wohl bald sich besser besinnen werde. An dem nächsten Haltplatze stellte er sich ein; der Engländer war ruhiger geworden, und hatte seine eigene Barke bestiegen, welche neben der anderen angelegt war. Er stellte sich, als ob er die Rückkunft des Händlers nicht bemerke; aber am andern Morgen im Augenblick der Abfahrt suchte er ihn in seiner Barke auf, und erklärte ihm, daß er neben seiner Barke bis nach Cairo fahren werde, und daß, wenn die Sklaven nicht mit mehr Menschlichkeit behandelt würden, er sich verpflichtet fühle, ihn dafür zu strafen. Wir segelten zugleich ab mit dem Händler und folgten ihm bis nach Cairo. Troß des Zornes und Verdrußes ihres Besitzers erfreuten sich die Sklaven einiger Erleichterung, und Dank der rohen, aber kräftigen Dazwischenkunft des Engländers wurden nur noch kalte Leichname den Krokodilen überliefert.

Des Verf. behutsame Einwendungen gegen solche Gräuel (er mußte häufig mit ansehen, wie sterbende Sklaven über Bord geworfen wurden) lockten den gefühllosen Sklaventreibern nur die hämische Frage ab: Dürfen wir nicht mit dem Unsrigen thun, was wir wollen? Einer derselben, welcher darauf mit seinen Sklaven den Landweg von Berber nach Derr durch die große nubische Wüste antrat, rettete mit genauer Noth sein eigenes Leben durch schleunige Rückkehr nach Berber; seine Sklaven verschmachteten alle in der Wüste bis auf einen, der mit dem Blute eines geschlachteten Kameles sein Leben fristend, auch nach Berber zurückkam, aber nachdem er seine traurige Geschichte erzählt, todt niederstürzte. Der Khamsin, ein glühender Süd-West-Wind, hatte sie überfallen, und die Wasserschläuche in wenigen Stunden ganz ausgetrocknet, sechs Tagereisen von dem nächsten Brunnen. Die lange Erzählung ist für die, denen sie in den Mund gelegt wird, zu sehr ausgeschmückt, ohne gerade Unwahrscheinliches zu enthalten.

Nubien mit Sennaar wird als ein vormals

glückliches, jetzt unter der ägyptischen Herrschaft höchst unglückliches Land geschildert. Der Exekutionen durch Ertränken waren so viele in Khartum, daß die früher ziemlich harmlosen Krokodile jetzt ganz lüstern nach Menschenfleisch sind, und beynahe täglich Badende oder Fischer wegschnappen. Soldatenpresse und Menschenraub in Verein mit Seuchen entvölkern zusehends das Land, für welches die Natur soviel oder fast noch mehr thut als für Aegypten.

Obgleich der fruchtbare Theil von Nubien keine große Ausdehnung hat, bringt doch das Land weit über das Bedürfniß seiner Bewohner hervor, deren Zahl man nicht einmal annähernd schätzen kann. Der Nil, zuerst eingeschlossen zwischen hohen Gebirgen, beginnt im Sennaar und in Nubien sich auszubreiten; seine Ufer, viel höher hier als in Aegypten, nehmen keinen so großen Antheil an der Wohlthat der Ueberschwemmung, als das Land der Pharaonen; aber die periodischen Regen, welche Sennaar und einen Theil von Nubien heimsuchen, und deren Aegypten entbehrt, sind ein vollkommener Ersatz dafür.

Anziehend und mehr des Neuen bietend ist die Beschreibung der Reise von Nubien an das rothe Meer durch die große Wüste der Bicharys, der Blemmyer und Troglodyten der alten Geographen. Zwischen Berber und Suakim sind zwar felsige Wüsteneyen, aber häufig abwechselnd mit Oasen, Wildnißen, und selbst Wäldern. Eine große Zahl von Stämmen oder kleinen Familien, unter dem Gesammtnamen der Bicharys treiben sich daselbst herum.

Sie sind unter allen den wandernden oder seßhaften Stämmen der großen Einöden auf beyden Seiten des mächtigen Stromes bey weitem die ausgezeichnetsten; sie haben edlere Züge als die Hassanyeh von Beyouda, als ihre Nachbarn die Ababdeh, und als die Chaykyeh des Niles; nur die Beduinen von Wady Halfa, welche übrigens keine Aehnlichkeit mit ihnen haben, könnten ihnen nahe gestellt werden; aber die Bicharys haben noch mehr Stolz in ihrem Gange und mehr Verachtung in ihren Blicken; man muß jedoch beachten, daß sich dieser Schlag von Menschen allmählig verändert, je weiter man sich vom Nile entfernt, und dem rothen Meere nähert; die hervorragenden Züge, welche ich sogleich angeben werde, finden sich hauptsächlich bey den Beduinen in der Nähe von Suakim; diejenigen, welche die Meeresküste bewohnen, haben weit männlichere und entschlossenere Mienen als die Nil-Anwohner. Ihr dickes, sich kräuselndes Haupthaar, künstlich geflochten an den Seiten und am Hinterkopfe, fällt in feinen und anmuthigen Locken auf die Schultern herab; vorne ist es sich selbst überlassen, legt sich über die Stirne, und giebt diesen Leuten ein dämonisches Aussehen. Die Haut ist tief schwarz, Gesicht oval, Stirne breit und hoch, Augen glänzend, Blick tief; Nase gebogen, Lippen schmal wie bey den Weißen, keine Waden, so wenig wie die reinen Neger. Sie sind Moslem, und haben früher wohl dem Cultus der Sabäer gehuldigt, wie sie auch noch jetzt sich die Planeten bewohnt vorstellen. Sie haben eine eigenthümliche Sprache, und wie ich sie sprechen hörte, erinnerten sie mich durch ihren Accent und ihre Betonung an die Galla-Sklaven, unter denen ich auf der Reise von Khartum nach Berber gelebt hatte. Sie verstehen weder die arabische noch die nubische Sprache. An einigen Orten ihres ausgedehnten Gebietes, das an der Wohlthat der tropischen Regen Antheil hat, ist Cultur möglich; trotz der Verachtung, welche sonst bey den Wüstenbewohnern die Ackerbauer trifft, bearbeiten die Bicharys einen kleinen Theil ihrer fruchtbaren Ländereyen; sie sind zugleich Hirten, Krieger und Ackerbauer. Jedoch decken ihre Erndten den Bedarf nicht; sie verkaufen Vieh, und verschaffen sich mit dem Erlöse Tabak, Waffen, Zeuge, weiblichen Schmuck und Getreide; sie stehen in Geschäftsverbindung mit Suakim, dem Nilthale, und der abyssinischen Provinz Hamacen, von welcher sie durch die Zegghi-Berge getrennt sind. In der Regenzeit finden zahlreiche Wanderungen Statt, und ein neues Leben taucht in der Wüste auf; dann sammelt sich überall Wasser, und die Hirten kehren mit Freude in die grünen schattigen Thäler zurück, von wo sie die Dürre vertrieben hatte; sie führen ihre Familien mit sich sammt der ganzen häuslichen Einrichtung, welche niemals ansehnlich ist, und welche sie auf ihre guten Dromedare, die geschätztesten von Ost-Afrika, laden. Nomaden-Stämme haben gewöhnlich Hang zu Diebstahl und Raub; die Bicharys machen keine Ausnahme von dieser allgemeinen Regel.

Des Verf. Kenntnisse in der Naturgeschichte sind sehr gering; er spricht, um nur ein Beyspiel anzuführen, häufig von Tigern, nicht bedenkend, daß diese Thiere ausschließlich nur Mittel-Süd- und Ost-Asien angehören, und daß Afrika von größeren Katzen nur Löwen und Leoparden hegt.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. März.
Nro. 60. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Beyträge zur Lehre von den Erzlagerstätten mit besonderer Berücksichtigung der vorzüglichsten Berg-Reviere der k. k. österreichischen Monarchie.

(Fortsetzung.)

In der kurzen Einleitung verwahrt sich der Verf. hauptsächlich gegen die Annahme von metamorphischen Bildungen der Schiefergebirge, die ihre Hauptstütze in dem sichtlich stattfindenden Uebergang der krystallinischen Schiefer in geschichtete, Versteinerungen führende Lager begründen will, wogegen er folgendermassen argumentirt.

Obschon der allmählige Uebergang der krystallinischen Schiefer in Sedimentlager (Sandsteine) ganz unläugbar vor Augen liegt, so ist doch auch eine gleiche Entwicklung der ersteren aus krystallinisch-körnigen Gesteinen noch viel bestimmter ausgedrückt, und es tritt noch der Umstand hinzu, daß krystallinisch-körnige und krystallinisch-schieferige Formen ganz regellos mit einander wechseln und sich in einander ziehen, so daß derselbe Grundsatz auch hier seine Anwendung fände, und man schlechterdings nicht weiß, bey welchem Gesteine die Metamorphose aufhört. Es zeigt überdieß die Erfahrung, daß überhaupt alle bekannten ursprünglichen Gebirgsgesteine durch solche Uebergänge sich unmittelbar an sekundäre Bildungen schließen. Krystallinisch-körniger Euritporphyr geht ohne bemerkbare Gränze in rothen Sandstein (Val di Fassa bey Moëna, San Pellegrino im Agordinschen), Melaphyr in grauen Dolerittuff (die Distrikte von Longarone, Agordo, Cadore im Venetianischen), Basalt in tertiären Grünsand (im Vicentinischen), Granit in Sandstein (Herrngrund in Niederungarn) über, und alle diese Bildungen müßten demnach für umgewandelte Gesteine gelten, was unmittelbar zu der paradoxen Annahme führt, daß entweder die sekundären, aus Fragmenten krystallinischer Massen gebildeten Gesteine älter als die krystallinischen Gebilde selbst sind, oder daß letztere sich in die ersteren umgewandelt, d. h. sich aus ihren Bruchstücken gebildet hätten, um dann wieder regenerirt und krystallinisch körnig zu werden.

Angesichts dieser Thatsachen hält es der Verf. für wahrscheinlicher, daß die ursprünglichen Formen freyer Bildung durch mechanische und chemische Einwirkungen an ihrer Oberfläche allmählig bis auf bedeutende Tiefen verändert, zerstört, in sandsteinartige Bildungen umgewandelt worden seyen, in deren höheren Lagen dann sich organisches Leben langsam zu entwickeln begonnen und Sedimentbildung gleicher oder ungleicher Zusammensetzung ihre Lager eben so langsam wieder aufgebaut hätte. Obwohl diese Meinung des Verf. ungleich wahrscheinlicher als die plutonistische von der Umwandlung ist, so scheint uns doch die Annahme von gleichartiger Entstehung der Sandstein-mit den granitischen Bildungen, zufolge der gegenseitigen Uebergänge, noch naturgemäßer und consequenter zu seyn.

Der Verf. hat seine Schrift in vier Kapitel abgetheilt; das erste handelt von den gleichzeitig mit dem Gebirge entstandenen Erzlagern. An Beyspielen, die theils aus dem Schiefergebirge zu Schmöllnitz und Agordo, theils aus den jüngern Kalklagern der südlichen Alpen, theils aus den krystallinisch-körigen Gebirgsmassen Tyrols und des Banates entnommen sind, weist er überzeugend nach, daß in allen diesen Fällen die beobachteten Erzlager keineswegs, wie die plutonistische Theorie will, im feurigflüssigen Zustande aus den unterirdischen Tiefen in

die gesprengten Gebirgsmassen eingedrungen, sondern gleichzeitiger und in gewisser Bedingung auch gleichartiger Entstehung mit den letztern sind. Bey dieser Gelegenheit führt er auch ein höchst interessantes Vorkommen an, das ein flach gegen Süden fallender Basaltgang im Syenite bey Moldawa darbietet, dessen Ulmen scharf vom Syenite geschieden (obgleich mechanisch nicht trennbar) erscheinen und dessen Zusammensetzung bey starker Olivinausscheidung ganz genau jene des Basaltes im Vicentinischen (des Monte Bolca 2c.) ist.

Da weder Augit noch Olivin sonst im Banater Syenite auftritt, auch das Abgeschlossene, Selbstständige des ganzen Vorkommens auf überall bestimmte Weise sich herausstellt, wäre die Annahme eines späteren Eindringens der Basaltmasse in das gesprengte Gebirge sehr zu rechtfertigen, wenn nicht das Verhalten der im Basalte und im Syenite erscheinenden Erze (Eisenkies, Kupferkies u. s. f.) derselben auf das Entschiedenste widerspräche. Diese Kiese tragen das vollständigste Gepräge der Gleichzeitigkeit ihrer Bildung mit jener des sie einschließenden Gesteines an sich, sie setzen aber auch so ununterbrochen aus dem Syenite in den Basalt über, daß die gleichzeitige Bildung aller dieser zusammenhängenden Kieskrystalle außer allen Zweifel gesetzt, und somit auch die Gleichzeitigkeit der Basalt- und Syenit-Entstehung bewiesen wird. Diese Schlußfolgerung ist so folgeschwer, es wirft das geschilderte Verhältniß ein so helles Licht auf die Beziehungen der Basaltgebilde zu den abnormen Gesteinen, daß eine nähere Untersuchung dieses interessanten Punktes gar sehr wünschenswerth erscheint.

Das zweyte Kapitel befaßt sich mit denjenigen Erzlagern, die nach des Verf. Meinung von späterer Entstehung als die Gebirgsmassen sind. Als Grundbedingung dieser Entstehungsweise betrachtet er gewaltsames Zerreißen des Gebirges im Momente der Erzlager-Bildungen oder das Vorhandenseyn offener Räume (Höhlen, Spalten) vor erfolgter Ab- und Einlagerung. Uebrigens will er es keineswegs verneinen, daß die Elemente der sich bildenden Erzeinlagerung nicht bereits in der Gebirgsmasse vorhanden seyn konnten und dann, durch irgend eine Kraft in Bewegung gebracht, zu selbstständigen, dem Gebirge ursprünglich fremden Bildungsformen sich geeinigt hätten; er glaubt nur darauf bestehen zu müssen, daß diese Kraft jedenfalls als eine von Außen hinzugetretene oder einwirkende, die Mischung und Zusammensetzung des Gebirgsgesteines nicht ändernde zu denken sey. Hier ist es nun, wo der Verf. dem Plutonismus seine Berechtigung zugesteht, obgleich er keineswegs ihn auf alle Fälle anwendbar findet, sondern im Gegentheil ihn mehrmals entschieden ausschließt.

Einen Fall der Art führt er unter andern S. 54 aus dem Schemnitzer Gebirge an, wo ein Kohlenflötz den Grünstein durchschneidet, sich aber dabey allseits so in denselben verläuft und verliert, daß anfangs nur dunklere Färbung der sonst unveränderten Grünsteinmasse die Gegenwart der Kohle beurkundet, welche nach und nach vorwaltet und zuletzt in ausgezeichnete, jedoch immer noch mit Grünsteinmasse imprägnirte, Faserkohle übergeht, aus der sich reinere Massen von Glanzkohlen scheiden. Die reineren, so wie die noch ganz mit Aphanitmasse durchwebten Kohlenstücke zeigen großentheils noch sehr deutliche Holztextur und es ist bey vielen Stücken nicht schwer, das Zellgewebe von Coniferenstämmen zu erkennen, da an ihnen, außer der Zahl der Jahresringe, die Astentwicklung und selbst die Form der Zellen sich vollkommen deutlich wahrnehmen läßt. Der Uebergang aus Diorit in Kohle findet so allmählig statt, es sind dabey die Stoffe so innig mit einander verbunden, daß dadurch der Verf. die Gleichzeitigkeit der Gebirgsbildung und der Kohlenablagerung außer allen Zweifel gesetzt findet. Aus der Art des Vorkommens jener merkwürdigen organischen Einschlüsse ergiebt sich ihm aber als weiteres Resultat, „daß sich die umhüllende Masse des Grünsteins schlechterdings nicht in feurig-flüssigem Zustande befunden haben kann, da das sichtbare Eindringen der Grünsteinmasse in das feinste Gewebe des Pflanzenkörpers ohne Zerstörung desselben solche Möglichkeit ausschließt.“

Ein anderes, sehr denkwürdiges Verhalten zeigt derselbe Grünstein, indem sich an beyden Ulmen der zahllosen, denselben durchsetzenden Klüfte mehr oder minder starke Quarzlagen ansetzen, welche in ihrer Masse Schwefelkies, Blende, Bleyglanz und Silbererze mancher Art einschließen, Krystallflächen der Mitte der Kluft zukehren, und auf diesen Krystallflächen neue Lagen von Quarz, von Kalkspath, von Braunspath, von Manganspath, von den genannten Erzen oder aus einem Gemenge mehrerer dieser Mi-

neralien bestehend ansetzen, die wieder auf ihren Endflächen andere Species tragen, bis endlich die Lager in der Mitte der Kluft zusammenstossen, selbe schließen oder, was häufig der Fall ist, in offenen Drusenräumen mancherley Krystallbildungen zeigen. Das Merkwürdigste dabey ist aber Folgendes.

Es ward schon erwähnt, daß der Quarz der Ausfüllungsmasse Krystalle von Blende, von Kies und von Bleyglanz einschließt, während auch seine Oberfläche von Blende und Bleyglanz bedeckt erscheint, dann wieder Bergkrystalle aufsitzen, welche in ihrer freyen Entwicklung nicht selten durch die Würfel des Bleyglanzes gehindert wurden, so daß (wie ein mir vorliegendes Exemplar zeigt) die Kanten und Ecken dieses letzteren tief in die absetzende Masse des Quarzkrystalls dringen, dessen vollständig ausgebildete Endflächen und Kanten aber wieder umgekehrt Bleyglanzkrystalle in freyer Bildung störten. Blende sitzt mit Zusammensetzungsflächen auf den Krystallflächen des Bleyglanzes und des Quarzes, während andere unmittelbar dieser Gruppe angehörende Krystalle von Schwefelzink ein umgekehrtes Verhalten zeigen; Baryt, Kalkspath und Braunspath erscheinen ihnen aufgewachsen, indem sie theilweise die Entwicklung jener Krystalle, von denen sie getragen werden, hinderten und ihrerseits Selenitkrystalle tragen, deren rein ausgebildete, glänzende Flächen mit kleinen Bleyglanzkrystallen ganz und gar bekleidet sich finden (S. 57).

Wir theilen mit dem Verf. die Meynung, daß unter solchen Verhältnissen die Gleichzeitigkeit der Entwicklung aller dieser Formen eben so vollständig bewiesen werde als die Gleichartigkeit der Kräfte, die dabey gleichzeitig thätig waren. Gegen die plutonistische Deutung solcher Verhältnisse spricht er sich selbst sehr entschieden aus.

Ein Empordringen feurig-flüssiger Massen aus der Tiefe in die Spalten des gesprengten Gebirgs erscheint nach dem Vorausgelassenen als eine so unmögliche und nicht eine einz'ge der Erscheinungen erklärende Annahme, daß sie (für die besprochenen Bildungen) längst verlassen ward; die Erklärung durch Sublimation dürfte bey Berücksichtung des Umstandes, daß Quarz, Bleyglanz, Blende, Kalk, Manganspath, wasserhaltiger Gips, Schwefelkies, Antimonglanz (oder die Grundstoffe dieser Verbindungen) sich zu gleicher Zeit, folglich bey derselben Temperatur unter gleichen Verhältnissen sublimirt und krystallinisch angesetzt haben müßten, kein besseres Schicksal verdienen, und es bleibt demnach allein die Annahme einer Entstehung der Gangmassen durch allmählige Krystallbildung unter Einwirkung von tropfbar-flüssigem Wasser, demnach bey einer Temperatur, welche mit dieser Form desselben sich vertrug, übrig, wobey es dahin gestellt bleiben mag, ob selbes die Spalten als lösendes Medium ausfüllte, oder ob es nur in jenen Mengen mit den Stoffen sich verband, welche ihr Zusammentreten zu bestimmten Verbindungen oder ihr Anschießen in Krystallform (wobey die entstehende Species auch wasserfrey werden konnte) möglich machte.

Ref. glaubt hiebey mit der Erinnerung sich begnügen zu dürfen, daß solche Fälle wie der vorliegende lediglich und allein durch die von einem Namensverwandten des Verf. aufgestellte Theorie des Amorphismus befriedigend gedeutet werden können.

Wir übergehen die interessanten Beobachtungen des Verf. über die ungarischen Trachytbildungen und über die Gangverhältnisse, um die von ihm hinsichtlich der Gebirgsformen und Erzlagerstätten des schemnitzer Bergdistrikts aufgestellten Erfahrungssätze hervorzuheben. Sie lauten also:

1) Alle Metalle, welche sich in den Gängen zu abbauwürdigen Gruppen anhäufen, finden sich im ganzen Ganggebirge theils regellos vertheilt, theils vorzugsweise in der Nähe der besondern Ablagerungen (Gänge) zusammen gedrängt, gelangen jedoch größtentheils nur innerhalb der Gränzen dieser letzteren zu gewinnbarer Entwickelung.

2) Die Verbindungsform (Mineralspecies), in welcher die Metalle im Nebengesteine auftreten, differirt im Allgemeinen nicht von jener, in der sie in der Gangmasse erscheinen, was sich mit voller Bestimmtheit beym Eisen (Schwefelkies), Kupfer (Kupferkies), Bley (Bleyglanz), Zink (Blende), Gold (regulinisch mit Silber verbunden) und Antimon (Grauspiesglanzerz) nachweisen läßt, beym Silber jedoch minder deutlich in die Augen fällt.

3) Die besondern Lagerstätten (Gänge) sind Spalten im Gebirgsgesteine, welche allmählig, theils auf mechanischem (durch Bäumstämme, Kohle, Gerölle, Thonmassen), theils auf chemischem Wege durch Krystallbildung, und in diesem letztern Fall durch Krystallansatz an den Ulmen der Spalten, zum Theil oder ganz ausgefüllt wurden.

4) Die Krystallbildung fand unter Beyhilfe tropfbar flüssigen Wassers statt und die Grundmasse der Gangausfüllung (Quarz) umschloß keineswegs bereits ausgebildete, auf anderem Weg entstandene Erze, son-

dern entstand mit diesen zugleich und bildete sich mit denselben gleichzeitig auf gleichartige Weise aus.

5) Der schemnitzer und kremnitzer Diorit, so wie der erzführende Trachyt von Königsberg und Kremnitz sind neuerer Entstehung und keine ursprünglich krystallinischen Bildungen, obschon sie mit solchen (Syenit und Euritporphyr) durch unmerkliche Uebergänge zusammen hängen.

Von diesen Sätzen meint der Verf., daß sie als vollständig erwiesen erscheinen, während alles Andere hypothetisch bleibe. Ref. ist damit fast durchgängig einverstanden und hält sich ebendeßhalb für berechtigt, über das Hypothetische ganz wegzugehen, um noch Raum zu behalten für das Thatsächliche, das im 3. Kapitel, von den Gangspiegeln und Gangverschiebungen handelnd, besprochen wird.

Schon im ersten Kapitel hat der Verf. bey der Schilderung des Schiefergebirges zu Schmöllnitz und Agardo die sogenannten Spiegel geschildert, welche daselbst nicht selten eine Fläche von mehreren Quadratklaftern einnehmen und zum Theil in solcher Reinheit erscheinen, daß sie das Bild des Beschauenden mit voller Deutlichkeit und Treue wiedergeben. Diese Spiegel werden lediglich von dem in großer Menge im Schiefergebirge vorkommenden Schwefelkies gebildet und die Meynung, daß sie als Rutschflächen zu betrachten seyen, hat hier Gelegenheit genug, Bestätigung oder Widerlegung zu finden.

Bey ihrer nähern Betrachtung fällt gleich der Umstand auf, daß bey den mehrfach gekrümmten Spiegeln die Krümmungslinien in Ebenen liegen, welche theils vertikal stehen, theils in die Ebene des Horizontes fallen, theils selbige in allen möglichen Winkeln schneiden; man wird aber noch weit mehr überrascht, wenn man diese gegen den Horizont geneigten Flächen gebrochen oder in bestimmten Kurven sich winden und an andern Spiegeln abschneiden sieht. Gewöhnlich aber kreuzen sich mehrere Spiegel auf solche Weise, daß kantige, eckige, abgerundete, auf allen Seiten vollständig von Spiegeln umschlossene Gestalten erscheinen. Eine große Zahl dieser Flächen tritt überdieß mitten im Kiese auf, ohne auf irgend einer Seite fortzusetzen oder mit einer Kluft, Steinscheidung u. s. w. zusammen zu hängen, sie verlieren sich vielmehr spurlos im Kiese. Daraus folgt der Verf. mit aller Evidenz, „daß diese blanken Flächen, trotzdem, daß jede derselben für sich genommen die Merkmale einer Rutschfläche besitzt, ganz sicher weder durch eine gleitende, noch durch irgend eine andere, den Gesetzen der Mechanik folgende Bewegung der starren Masse entstanden sind. Die Spiegel entstanden vielmehr mit der Masse zugleich, und ihre Bildung ward durch die Natur der Zusammensetzung bedingt, wobey es unentschieden bleiben mag, welche Kräfte bey ihrer Entstehung thätig wären."

Der Verf. zeigt weiter, daß, wie hier im Schiefergebirge, das gleiche Phaenomen unter ganz gleichen Umständen sich auch in den sogenannten sekundären Sedimentbildungen einstellt. So findet sich z. B. an dem Bestege der Salbänder, die sich oft in dünne spiegelnde Blätter theilen, diese Erscheinung häufig im ausgezeichneten Maaße, und die gewöhnliche Erklärung, nach der dieß ein Beweis für wiederholte Gleitung seyn soll, erklärt der Verf. für um so ungenügender, als es überhaupt nicht abzusehen sey, wie diese dünnen, mit Spiegelflächen sich berührenden Lamellen fixirt werden konnten, um die Entstehung neuer Blätter und neuer Spiegel zu gestatten, als endlich die parallelen Spiegel durch rechtwinklig auf ihnen stehende Spiegelflächen verbunden werden, denen ihrer Lage und Richtung nach unmöglich gleicher Ursprung (d. h. durch Reibung herbeygeführte Bildung) beygemessen werden kann.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. März.

Nro. 61. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Die Chemie nach ihrem gegenwärtigen Zustande, mit besonderer Berücksichtigung ihres technischen und analytischen Theiles. Dargestellt von A. Schrötter, Professor der spec. technischen Chemie am k. k. polytechnischen Institute in Wien. Zwey Theile mit vielen in den Text eingedruckten Holzschnitten. gr. 8. Wien 1846. Verlag von Carl Gerold.

In Nro. 19 dieser Blätter, Jahrgang 1846, haben wir über das erste Heft des bezeichneten Werkes Bericht erstattet und da nunmehr das zweyte und dritte Heft desselben auch erschienen sind, so glauben wir, ihnen ebenfalls die geeignete Aufmerksamkeit zuwenden zu müssen. Der im ersten Hefte begonnene Artikel über das Verhältniß der chemischen Anziehung zur Elektricität wird in dem zweyten vor uns liegenden Hefte vollendet, in welchem der Vf. sich endlich dahin äußert, daß die elektrischen Erscheinungen mit der Natur der Körper so innig zusammenhängen und zu der Vermuthung Veranlassung geben, daß alle chemischen Veränderungen derselben mit einer Störung des elektrischen Gleichgewichts, nämlich mit Entwicklung von Elektricität verbunden seyn dürften; dann folgen die Ansichten über die atomistische Theorie, so wie die Angabe der Längenmaße, der Flächenmaße und Gewichte, worauf der Verf. zu den chemischen Erscheinungen im Besonderen übergeht.

Wenn im ersten Hefte die chemischen Erscheinungen im Allgemeinen und in ihren Beziehungen zu den in der Natur wirkenden Kräften betrachtet wurden, so werden hier nun die Grundstoffe sowohl als ihre Verbindungen speciell erörtert. Der Verf. will hiebey eine Methode befolgen, durch welche der Anfänger gleich mit den wichtigsten Verbindungen bekannt gemacht werden soll und er hält es für zweckmäßig, einige dieser Stoffe aus jeder Gruppe zuerst hervorzuheben und dann die übrigen folgen zu lassen; in wiefern ihm dieß gelungen ist, werden wir später zu besprechen Gelegenheit finden.

Sauerstoff. Die Abscheidung des Sauerstoffs in Gasgestalt aus Quecksilberoxyd, Braunstein und chlorsaurem Kali wird umständlich beschrieben. Nachdem das Verbrennen von erwärmtem Arsen, Kupfer und einigen andern Körpern in Sauerstoffgas angegeben und auch auf die Wärmemenge hingedeutet ist, welche sich bey der Entstehung vieler dem Anfänger bis jetzt ganz unbekannten unorganischen und organischen Körpern entwickelt, werden ferner ganze Reihen von Stoffen aufgeführt, welche sich

1) mit dem Sauerstoff nicht direkt verbinden, als Chlor, Brom, Jod, Platin, Gold, Silber.
2) Stoffe, welche sich zwar mit dem Sauerstoff unter günstigen Umständen vereinigen, deren Verbindung aber bey Erhöhung der Temperatur wieder zerlegt wird, als Stickstoff, Palladium, Rhodium, Quecksilber, Iridium.
3) Stoffe, welche sich bey erhöhter Temperatur mit dem Sauerstoff vereinigen, deren Verbindungen aber durch Wasserstoffgas reducirt werden können, dahin gehören die Verbindungen

mit Schwefel, Osmium, Arsen, Tellur, Antimon, Selen, Wismuth, Kobalt, Nickel, Kupfer, Eisen, Bley, Scheel, Molybdän, Zinn, Cadmium.

4) Stoffe, welche mit Sauerstoff unter lebhafter Feuererscheinung Verbindungen eingehen, deren Oxyde aber durch Wasserstoff nicht reducirt werden können, als Chrom, Vanadin, Uran, Titan, Tantal, Alumium, Yttrium, Zink, Magnium, Kiesel, Phosphor, Kohlenstoff, Barium, Kalium ꝛc.

Ref. muß gestehen, daß er sich nicht hätte überwinden können, gleich von vorn herein dem Anfänger alle diese ihm noch unbekannten Substanzen aufzuführen, indem dadurch das Gedächtniß zu sehr belästigt wird. Der Verf. gibt hier schon gleich beym Sauerstoff eine Uebersicht von Säuren, Alkalien, Salzen, was uns ebenfalls sehr unpassend und nicht am rechten Orte zu seyn scheint.

Wasserstoff. Nur in Gasform als Wasserstoffgas bekannt, welches 16mal leichter als Sauerstoffgas und somit der leichteste unter allen Körpern ist. Der Wasserstoff verbindet sich nur mit sehr wenigen Körpern, wovon einige Verbindungen den Sauerstoffsäuren ähnlich sind, während andere in mehreren Beziehungen den Sauerstoffbasen gleichen. Das kleine Aequivalent des Wasserstoffs zeigt, in welchem hohen Grade dieser Körper fähig ist, die Eigenschaften eines andern Stoffes umzuändern. So reicht z. B. ein Gewichtstheil desselben hin, mit acht Gewichtstheilen Sauerstoff einen Körper, das Wasser, zu bilden, das bald als Basis, bald als Säure aufzutreten im Stande ist, während 1 Theil Wasserstoff mit 16 Theilen Schwefel eine schwache Säure gibt. Mit andern Körpern hingegen, wie mit Antimon, Azot ꝛc. kann er sich verbinden, dann haben aber die so entstandenen Körper einen entschieden basischen Charakter, wie dieß beym Ammoniak, dem Arsenwasserstoff der Fall ist. (Daß die Verbindungen des Wasserstoffs mit den Metallen einen basischen Charakter haben sollen, ist nach der Meinung des Unterzeichneten bis jetzt noch nicht gehörig erwiesen.) Es dürfte daher dem Wasserstoff, wenn man den kleinen Werth seines Aequivalents in Erwägung zieht, eine wenigstens eben so basenbildende Kraft eigen seyn, als der Sauerstoff eine säurebildende Kraft besitzt.

Aus der Verbindung des Wasserstoffs mit dem Sauerstoff entsteht das Wasser $HO = 9$. Die beyden Elemente vereinigen sich unter mannichfaltigen Umständen zu Wasser; dieß geschieht namentlich und ohne Feuererscheinung, wenn beyde Körper im Momente ihres Freywerdens sich treffen. Kommen dieselben hingegen in Gasform mit einem brennenden Körper oder mit dem elektrischen Funken in Berührung, so findet sogleich Verbindung derselben statt, die zwar nur von geringer Lichtentwicklung, aber von der größten Temperaturerhöhung begleitet ist. Viele Metalloxyde und einige schon bey gewöhnlicher Temperatur (wie die des Osmiums und Iridiums) werden unter Wasserbildung durch Wasserstoffgas reducirt. Die Reduction des Silberoxyds erfolgt schon bey 100°.

Bey Gelegenheit des tropfbar flüssigen Wassers gibt der Verf. die Löslichkeit verschiedener Salze vermittelst einer graphischen Darstellung an, so wie die Auflöslichkeitsverhältnisse der Gasarten, obgleich die bezeichneten Salze und Gasarten dem Anfänger noch nicht auf die entfernteste Weise bekannt sind, was sich in einem Werke, wie das von L. Gmelin, aus welchem die Tabelle übrigens entnommen ist, wohl recht gut thun ließ.

Bey der Darstellung des Wasserstoffsuperoxyds hätte angeführt werden sollen, daß man sich zur Zersetzung des Bariumsuperoxyds statt der wässerigen Flußsäure auch sehr gut und zweckmäßiger der Phosphorsäure bedienen könne.

Kalium. Der Leser wird sich wundern, unmittelbar nach dem Wasserstoff, noch vor dem Chlor, der Kohle und dem Schwefel, das Kalium und Natrium aus den Metallen hervorgehoben, schon hier anzutreffen, eine Willkühr, welche nicht leicht zu enträthseln ist. Man hätte glauben sollen, der Vf. würde sich wenigstens rechtfertigen und die Gründe angeben, welche ihn dazu bewogen, das Kalium und Natrium mitten in die Metalloide hineinzuwerfen, mit denen sie doch so wenig Aehnlichkeit haben

und deren Darstellung auf pyrochemischem Wege für den Anfänger nicht leicht verständlich ist. Beym Kalium und Natrium kömmt zugleich die Bereitung der Aetzlauge, des Kalihydrats und des Aetznatrons, so wie der Unterschied zwischen Kalisalzen und Natronsalzen vor. Bey den Eigenschaften des Natriums vermissen wir die Angabe seines Verhaltens zum warmen Wasser, auf welchem es sich von selbst entzündet und mit gelber Flamme brennt, was für diese Substanz sehr charakteristisch ist.

Schwefel. S = 16. Einer von den wenigen Grundstoffen, welche in der Natur auch im reinen krystallisirten Zustande vorkommen. Hinsichtlich seiner chemischen Eigenschaften gleicht er sehr dem Sauerstoff, indem er wie dieser ein großes Streben sich mit fast allen Körpern zu verbinden, zeigt, was in vielen Fällen unter heftiger Licht- und Wärmeentwicklung geschieht. In der Regel sind die Schwefelverbindungen den Sauerstoffverbindungen analog zusammengesetzt. Der gediegene Schwefel kommt vorzüglich in vulkanischen Gegenden vor, zu Radoby in Croatien in kugelförmigen Massen von der Größe einer Erbse bis zu centnerschweren Stücken, begleitet von merkwürdigen Pflanzen- und Thierabdrücken.

Bey dem Schwefel werden auch die Verbindungen desselben mit dem Sauerstoff beschrieben, deren es nicht weniger als 8 Oxydationsstufen gibt, wovon aber nur 2, nämlich Schwefelsäure und schweflige Säure im isolirten Zustande dargestellt worden sind, die übrigen kennt man nur in Verbindung mit Basen, als die einfach und doppelt geschwefelte Unterschwefelsäure (Trithion- und Tetrathionsäure), die Säuren von Plessy ꝛc., welche durch die Einwirkung der schwefligen Säure auf Schwefelchlorür und Schwefelchlorid gebildet werden. Auch der Hydrothionsäure wird hier schon ihr Platz angewiesen; dieser reiht sich an die Beschreibung des Schwefelkalium, Schwefelnatrium und der Verbindungen der Säuren des Schwefels mit einigen Basen.

Chlor. Cl = 35,4. Nachdem die mehr oder weniger vortheilhaften Bereitungsarten des Chlors erörtert sind, beleuchtet der Verf. die Frage, ob die Verbindungen des Chlors mit Kalium, Natrium ꝛc., ob diese Chloride als Salze und ob überhaupt das Chlor als ein Salzbilder oder ein Haloid zu betrachten sey. Da man unter Salz im Allgemeinen eine Verbindung aus einer Säure und einer Basis, welche beyde mit Sauerstoff verbunden sind, versteht, so ist der Verf. nicht geneigt, das Kochsalz ꝛc. unter diese Definition zu subsumiren, denn die Schwierigkeit wird nach des Verf. Ansicht durch Creirung von Salzbildern nicht gehoben, eben so wenig dadurch, daß man übereinkömmt, die binären Verbindungen der Salzbilder mit dem Namen Salze zu belegen, welche ihrer Zusammensetzung nach keine Salze sind. Wir glauben nicht, daß aus dieser von dem Verf. vorgeschlagenen Trennung der Chlorverbindungen von den Salzen für die Wissenschaft ein Gewinn hervorgehen dürfte, hingegen wird die von Berzelius aufgestellte Ansicht, die Sauerstoffsalze als Amphidsalze und die bezeichneten Chlorverbindungen als Haloidsalze zu bezeichnen, ihrer einfachen Betrachtungsweise wegen, einstweilen wohl auch die herrschende bleiben und man wird nicht nöthig haben, wie der Verf. meint, das Wort Salz entweder im naturhistorischen oder im chemischen Sinne zu nehmen.

(Schluß folgt.)

Beyträge zur Lehre von den Erzlagerstätten mit besonderer Berücksichtigung der vorzüglichsten Berg-Reviere der k. k. österreichischen Monarchie.

(Schluß.)

Ein anderes Beyspiel liefern die Kohlenschiefer der Banater Steinkohlenflötze, wo sich eine Unzahl eben- und krummflächiger, sich vielfach schneidender Spiegel einstellen, welche sich oft, nur einen Flächenraum von wenigen Quadratzollen einnehmend, spurlos im dichten Gesteine verlieren. Mitten in diesen Spiegeln liegen manchmal kleine Zweischaler auf solche Weise festgewachsen, daß sie durch die beyden auf einander liegenden Flächen tief in die Masse reichen, deren kleinste Bewegung die Muscheln in der Ebene der

Spiegel hätte brechen und zugleich die Bruchflächen schleifen müssen, was niemals stattfindet, so daß hier die Unmöglichkeit einer durch Reibung herbeygeführten Spiegelbildung auf das vollständigste bewiesen wird.

Die Ursachen, aus welchen glatte Ablösungsflächen hervorgehen, sieht der Verf. für verschiedenartig an. Bey den von ihm als krystallinische Gesteine bezeichneten Gebirgsarten scheint es ihm wahrscheinlich, in einigen Fällen sogar als gewiß, daß die Flächenbildung durch ursprüngliche Krystallgruppirung bewirkt worden ist. Bey den sogenannten Sedimentgebilden kann er natürlich diese Ursache nicht voraussetzen, sondern er sucht sie zunächst in starker Pressung der Massen oder in andern physikalisch-chemischen Einwirkungen, will auch nicht geradezu abläugnen, daß es gar keine durch Gleitung entstandne Spiegel gebe. Unsers Theils lassen wir uns daran genügen, daß der Verf. mit aller Schärfe und Sicherheit bewiesen hat, daß an sehr verschiedenen Punkten und unter sehr verschiedenen Verhältnissen Spiegelflächen vorkommen, die ihre Entstehung keineswegs der durch vulkanische Gewalten bewirkten Verrückung der Gebirgsmassen verdanken, sondern ursprüngliche Bildungen sind.

Ganz kurz theilt im 4. Kapitel der Verf. seine Klassifikation der Erzlagen mit, die er in 2 Hauptgruppen bringt. Die erste bezeichnet er mit dem Namen der symmorphen Bildungen oder der eigentlichen Lager und versteht darunter solche Einlagerungen, die mit dem Gebirge gleichartiger und gleichzeitiger Entstehung sind. Die andere Gruppe machen die allogenen Bildungen oder Gänge aus, denen der Verf. eine ungleichzeitige und ungleichartige Entstehung zuschreibt, indem sie erst nach vollendeter Gebirgsbildung durch unabhängige Einwirkung besonderer Kräfte entstanden seyn sollen.

Die eigentlichen Lager unterscheidet er weiter in Lager freyer Bildung, d. h. solche, welche sich in der Gebirgsmasse und mit derselben entwickelten, ohne daß eine störende oder bestimmende Einwirkung fremder Potenzen wahrnehmbar würde. Von diesen unterscheidet er die Contact-Lager, d. h.

die Anhäufungen, welche an die Gränzen gewisser Formationen gebannt, stets oder vorzugsweise an den Berührungspunkten verschiedenartiger Zusammensetzungsform sich bilden, bey deren Entwicklung eine solche Berührung bedingend und formend einzugreifen scheint.

Die allogenen Bildungen trennt der Verf. in plutonische und neptunische; erstere durch Einwirkung höherer Temperaturen, unter Ausschluß tropfbar flüssigen Wassers, letztere durch Vermittlung des Wassers entstanden. Die plutonischen sind entweder Injectionsgänge, wo die Gangausfüllungsmasse aus dem feurig-flüssigen Zustande unmittelbar in den starren übergegangen ist, oder Sublimationsgänge, wenn Dämpfe zu fester Masse erstarrt sind. Die neptunischen Gänge sind entweder Infiltrationsgänge, die unter Vermittlung des Wassers, zum Theil auch der Wärme, entstanden sind, oder Sedimentgänge, die nur als mechanische Ausfüllungen der Spalten oder andrer Höhlungen erscheinen.

Für die Möglichkeit der Gangentstehung auf plutonischem Wege beruft sich der Verf. auf die Vulkane, doch fügt er selbst hinzu: „was bey den Vulkanen offenkundig und unläugbar vor Augen liegt, gewinnt einen zweifelhafteren Charakter bey älteren Gebirgen.“ Ref. erklärt, daß diese Zweifel ihm so überaus gewichtig erscheinen, daß er sich nicht über sie hinwegsetzen und eben deshalb zur Annahme plutonischer Gänge sich nicht bequemen kann. Darüber ist in diesen Blättern schon so viel verhandelt worden, daß Ref. sich nicht veranlaßt hält, hier nochmals darauf zurückzukommen. In keinem Falle sind die Verhandlungen über die Ursachen der Gangbildung noch spruchreif.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 27. März.

Nro. 62. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Die Germanischen Ansiedlungen und Landtheilungen in den Provinzen des Römischen Westreiches in ihrer völkerrechtlichen Eigenthümlichkeit und mit Rücksicht auf verwandte Erscheinungen der alten Welt und des spätern Mittelalters dargestellt von Dr. Ernst Theodor Gaupp, ordentl. Professor der Rechte an der k. Universität zu Breslau und außerordentlichem Mitgliede des k. Oberlandesgerichts daselbst. Breslau 1845. XXIV und 612 S. gr. 8.

H. Gaupp, welcher zum erstenmale eine zusammenhängende Darstellung des bezeichneten, höchst interessanten Gegenstandes liefert, handelt im ersten Abschnitte seines Werkes (S. 17 — 58) von dem Völkerrechte der antiken Welt im Allgemeinen, hauptsächlich von dem von dem heutigen verschiedenen Verfahren gegen ein unterjochtes Volk und dessen Land, im zweyten (S. 58 — 77) von den Grundzügen der römischen Provinzial-Verwaltung und von den verschiedenen Classen der römischen Provinzialen, besonders mit Rücksicht auf den Grundbesitz, in den letzten Jahrhunderten des römischen Kaiserreiches, im dritten (S. 78 — 93) von dem Lieferungs- und Einquartierungswesen bey den römischen Armeen in den letzten Jahrhunderten des occidentalischen Kaiserreiches, im vierten (S. 93 — 161) von der ältesten Demokratie, Monarchie und Aristokratie der germanischen Völker, im fünften (162 — 265) von der Zusammensetzung der germanischen Völker bey der Niederlassung in den römischen Provinzen und von dem Verhältnisse der germanischen Völker zu den Römern in Beziehung auf Landtheilung, Connubium und Stamm - Recht im Allgemeinen, im sechsten (S. 265 — 432) von den germanischen Völkern in Gallien, von den germanischen Landtheilungen und Staatengründungen in den gallischen Provinzen, im siebenten (432 — 454) von den germanischen Völkern in Spanien und Afrika, im achten (S. 455 — 538) von den germanischen Völkern in Italien, im neunten (S. 538 — 553) von den germanischen Völkern in Britannien, im zehnten (S. 553 — 568) von den germanischen Völkern in Deutschland, im eilften aber (S. 569 — 590) von den gemeinen Freyen ohne alodiales Grundeigenthum und den Hospites des spätern Mittelalters, im zwölften endlich (S. 590 — 612) gibt er einige Andeutungen über die Ansiedlungen germanischer und romanischer Volksmassen in fremden Landgebieten während des spätern Mittelalters.

In den drey ersten Abschnitten war die Absicht des Hrn. V. nicht auf tiefe in das weite Gebiet der hieher gehörigen Fragen genau eingehende Forschungen gerichtet, sondern nur auf eine Uebersicht und Zusammenstellung dessen, was dazu dienen kann, theils das Eigenthümliche in den Landtheilungen der Germanen, theils die auch hier eingetretene Verschmelzung römischer und germanischer Einrichtungen in ein klares Licht zu stellen, weßhalb wir auf eine nähere Betrachtung derselben nicht eingehen, sondern uns sogleich zur Hauptaufgabe des Buches wenden, und auch den vierten Abschnitt nicht berühren, welcher zunächst bloß den Zweck hat, den Zustand und

die Zusammensetzung der germanischen Völker vor und bey der Völkerwanderung selbst deutlicher zu vergegenwärtigen.

Gegen die Annahme, daß die Gründung der germanischen Staaten in den Provinzen des Westreiches lediglich von Gefolgschaften ausging, sprechen innere und äußere Gründe (S. 162). Abgesehen von den Knechten, welche die Germanen mit sich führten, und welche in politischer Beziehung gar nicht als ein Theil des Volkes angesehen wurden, bestand die Hauptmasse aus freyen, nicht in eigentlichem Gefolgsverhältnisse befindlichen Genossen, welche an dem Zuge Theil nahmen, weil sie denselben selbst mit beschlossen hatten (S. 164). Ferner spricht der Umstand, daß Weiber und Kinder bey ihnen waren, was im Kreise eigentlicher Gefolgschaften wohl nur ausnahmsweise bey Einzelnen stattfand, immer für die Wanderung ganzer Völker, Läten aber scheinen die Germanen nicht bey sich gehabt zu haben, weil ihnen dieses Verhältniß ursprünglich nicht bekannt war, sondern sie fanden dieselben bereits vor. Da sie aber den Stiftern der neuen Reiche wenigstens größtentheils durch Stammverwandtschaft sehr nahe standen und auch in der römischen Zeit nicht in Knechtschaft herabgesunken waren, so wurden sie wie Metöken in den Volks- und Staatsverein mit aufgenommen. Ihr Verhältniß wird wenigstens für die älteste Zeit bezeichnender eine Halbfreyheit als eine Unfreyheit milderer Art genannt. Bey mehreren Völkern, wie namentlich bey den Burgundern und Westgothen, gab es keine Läten (S. 173), weil in den von ihnen eingenommenen Provinzen in römischer Zeit wenige oder gar keine solche Läten angesiedelt worden waren. Im Umkreise altrömischer Provinzen erscheinen als Hauptsitz derselben die Länder auf dem linken Ufer des Mittel- und Niederrheins, später fränkische und frisische Länder und hier war es, wo die Römer jene Läten hauptsächlich angesiedelt hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Chemie nach ihrem gegenwärtigen Zustande, mit besonderer Berücksichtigung ihres technischen und analytischen Theiles.

(Schluß.)

Hierauf folgen die Verbindungen des Chlors mit Sauerstoff, deren nicht weniger als 7 Abstufungen angegeben werden, von der unterchlorigen Säure an bestehend aus Chlor 35,4 und aus Sauerstoff 8, bis zur Ueberchlorsäure hinauf, welche letztere aus 35,4 Chlor und 56 Sauerstoff zusammengesetzt ist. Alle diese Sauerstoffsäuren des Chlors sind nur wenig beständig, einige werden durch den Einfluß des Lichtes und durch geringe Temperaturerhöhung, im letzteren Falle mit Explosion, zersetzt, andere hingegen können nicht für sich, sondern nur in Verbindungen bestehen, indessen werden sie alle mit großer Umständlichkeit beschrieben.

Das Hydrochlor, $HCl = 36,4$, Chlorwasserstoffsäure oder Salzsäure, ein farbloses Gas, wovon ein Vol. Wasser 480 Vol. aufzulösen im Stande ist, also nahe sein gleiches Gewicht Gas, wobey das Vol. des Wassers um die Hälfte zunimmt; in der erhaltenen Flüssigkeit ist ein M. G. Hydrochlor mit 6 M. G. Wasser verbunden. Das von Millon angegebene Wasserstoffsuperchlorid, eine noch sehr problematische Verbindung, ist hier ebenfalls beschrieben worden.

Es folgen nun die Verbindungen des Chlors mit Kalium, Natrium 2c., letztere bekannt als Kochsalz, welches für die gesammte chemische Industrie von umfassender Wichtigkeit ist. Die unter dem Namen Knistersalz in Wieliczka vorkommende Varietät von Steinsalz, die sich auch in Hallstadt findet, enthält comprimirtes Kohlenwasserstoffgas, welches beym Auflösen in Wasser unter Knistern entweicht. Die rothe Färbung des Steinsalzes soll von Infusorien herrühren.

Unter den Verbindungen der Chlorsäure mit Basen ist das chlorsaure Kali das wichtigste, dessen beste Bereitungsart nebst der Anwendung des Salzes

angegeben werden. Ebenso wird auch hier der Verbindungen des Chlor's mit Schwefel und der verschiedenen Chlorschwefelsäuren gedacht, welche bisher noch gar keine Anwendung gefunden haben.

Diesem folgt die Beschreibung der Eigenschaften des Brom, Jod, Fluor und ihrer Verbindungen mit anderen Stoffen. Das Jodgas, welches eine Dichte von 8, 716 hat, ist für sich ohne mit Luft vermengt zu seyn, völlig schwarz und undurchsichtig. Mit dem Sauerstoff verbindet sich das Jod auf keine Weise direkt, bildet aber auf indirektem Wege weit festere Verbindungen mit demselben, als das Chlor und das Brom, indem dieselben von dem Lichte fast gar nicht, durch die Wärme aber nur bey erhöhter Temperatur und niemals mit Heftigkeit zerlegt werden. Nur die Jodsäure wird analog der Chlorsäure durch Einwirkung des Jods auf die Lösungen der Alkalien gebildet. Nachdem die verschiedenen Jodsäuren abgehandelt sind, folgen die Verbindungen dieser Säuren mit den Alkalien.

Stickstoff. N = 14. Unter der Rubrik Stickstoff werden sehr viele Gegenstände aufgeführt, nämlich außer dem Stickstoff selbst, die Verbindungen desselben mit Sauerstoff, ferner die mit Wasserstoff als Ammoniak, die salpetersauren Salze, einige Amide, die Fabrikation der englischen Schwefelsäure, Salpeterbildung rc. Die Existenz von 4 aufgestellten Hydraten der Salpetersäure dürfte wohl noch nicht so erwiesen seyn, wie hier angegeben ist. Das Ammoniak, einer der verbreitesten Körper in der Natur, indem es sowohl in der Atmosphäre (als kohlensaures Ammoniak), im Meer, in den Flüssen, in vielen Quellen, als auch in der festen Erdrinde, namentlich in der Dammerde, in dem Thon und in den Eisenoxyd haltigen Mineralien vorkömmt. Die Art und Weise seiner Bildung ist eine sehr mannichfaltige. Von besonderem Interesse ist das Entstehen des Ammoniak durch die Einwirkung eines Gemisches von verdünnter Schwefelsäure und Salpetersäure auf Zink, wobey sich das Zink ohne alle Gasentwicklung unter Bildung von schwefelsaurem Ammoniak auflöst. Das Ammoniak bildet sich ferner bey der Zerstörung stickstoffhaltiger organischer Substanzen durch Fäulniß und dieß ist eine unerschöpfliche Quelle der Hervorbringung dieses Körpers, welche für das Verhältniß zwischen Pflanzen- und Thierwelt von der größten Wichtigkeit ist. Alles was für die Existenz von Ammoniumoxyd, H^4 NO, angeführt wird, ist hypothetisch, was auch zum Theil von den Amiden gesagt werden dürfte. Bey der Chlorsalpetersäure, NCL^2 O^3, = 108, 8 (Königswasser) sind die von Baudrimont über die Natur dieser Säure gemachten Beobachtungen benutzt werden. Der Verf. erhält diese Säure auf eine einfachere Weise, wenn er 2 Aeq. Kochsalz (116, 8) mit 1 Aeq. Salpeter (101, 1) zusammenschmilzt und das so bereitete innige Gemenge beyder Körper mit 2 Aeq. also nahe 100 Theilen Schwefelsäure übergießt. Die Salpetersäure gibt hiebey 2 Aeq. Sauerstoff an das Natrium des Kochsalzes ab und diese werden durch die 2 Aeq. Chlor desselben ersetzt.

Bey der Fabrikation der englischen Schwefelsäure wird die von Provostaye und Peligot aufgestellte Theorie angenommen, welche darin besteht, daß die in die Bleykammer tretende schweflige Säure nur durch die Salpetersäure in vollkommene Schwefelsäure verwandelt wird, indem sie derselben einen Theil ihres Sauerstoffs entzieht, wodurch der Zusatz von Salpeter zum brennenden Schwefel oder die Entwicklung von Stickoxydgas unnöthig werden.

Die Bildung salpetersaurer Verbindungen in der Natur geht langsam von statten. Nur ein geringer Theil derselben besteht aus salpetersaurem Kali, der bey weitem größere ist salpetersaures Ammoniak und salpetersaurer Kalk. Ueber die Frage, woher zunächst die beyden Grundstoffe, nämlich Sauerstoff und Stickstoff, aus welchen die Salpetersäure zusammengesetzt ist, stammen, gibt der Vf. folgende Erläuterung: der Ursprung des Sauerstoffs ist nicht sehr zweifelhaft, während hinsichtlich des Stickstoffs zwey Fälle eintreten können; entweder sind es unmittelbar die Bestandtheile der Atmosphäre, welche sich unter gewissen Umständen zu Salpetersäure vereinigen oder es muß der Stickstoff in einer anderen Verbindung vorhanden seyn, um die Sapeterbildung zu begünstigen. Durch zahlreiche Beobachtungen ist man zu dem Schluß gelangt, daß wenigstens in der gemäßigten Zone alle Salpetersäure von Ammoniak herrührt, indem dieses durch eine Oxydation seiner Bestandtheile sowohl die Salpetersäure, als auch das

zu ihrer Existenz nöthige Wasser liefert. Das Ammoniak entsteht durch die Zersetzung organischer stickstoffhaltiger Substanzen, ohne dasselbe wird aber selbst bey Gegenwart von Kali und Kalk niemals Salpeter gebildet, denn der Sauerstoff und der Stickstoff der Atmosphäre können sich außer durch den elektrischen Funken nicht unmittelbar zu Salpetersäure verbinden.“ Der Vf. erwähnt hier den Versuch von Thouvenel, welcher über faulendes Blut einen Korb mit ausgewaschener Kreide aufhing, in welcher er dann nach einigen Wochen schon $2\frac{1}{2}$ Proc. salpetersauren Kalk fand. Von den Angaben Longchamp's, daß die organischen stickstoffhaltigen Substanzen zur Bildung des Salpeters nicht nothwendig seyen, sondern daß nur die beyden Gasarten der Atmosphäre sich unter gewissen Umständen zu Salpetersäure vereinigen, hat der Vf. mit Recht keine Notiz genommen.

Da das salpetersaure Natron aus Chili jetzt in großer Menge nach Europa geführt wird, so hat man auch versucht, dasselbe zur Bereitung des Salpeters zu verwenden. Man zersetzt es nämlich durch Pottasche, woraus salpetersaures Kali und kohlensaures Natron entstehen, und reinigt den so erhaltenen Salpeter durch wiederholtes Umkrystallisiren. Dieß Verfahren kann aber nur an jenen Orten mit Vortheil angewendet werden, wo die Pottasche und das Brennmaterial in sehr niedrigen Preisen stehen.

Phosphor. P = 32. Da die Entdeckung des Phosphors in jene Zeit fällt, als noch größtentheils der Zufall die Versuche der Chemiker leitete und man ebenso bemüht war, den eingeschlagenen Weg so sehr zu verheimlichen, als man jetzt trachtet, denselben zu veröffentlichen, so herrscht auch aus diesem Grunde über den wahren Entdecker des Phosphor noch einiger Zweifel; indeß ist es doch am wahrscheinlichsten, daß es Brandt in Hamburg war, der ihn zuerst aus dem abgedampften Harn darstellte. Nachdem aber Gahn die Gegenwart desselben in den Knochen nachgewiesen hatte, wurden die Methoden zu seiner Bereitung wesentlich verbessert.

Die verschiedenen Säuren des Phosphors so wie die Verbindungen desselben mit Wasserstoff kommen hier vor, wobey der von Paul Thenard jun. entdeckte flüssige Phosphorwasserstoff als die wahre Ursache der Selbstentzündlichkeit des Phosphorwasserstoffgases bezeichnet wird. Auch einige der phosphorsauren Salze werden eingeschaltet, so wie die Verbindungen des Phosphors mit Schwefel, Chlor, Brom, Jod 2c. Die von H. Rose entdeckte Verbindung des Phosphors mit Stickstoff stellt ein weißes, lockeres, amorphes Pulver dar, welches selbst beym Rothglühen unschmelzbar ist und der Einwirkung energischer Säuren und den Auflösungen der Alkalien widersteht. Nur verpufft der Phosphorstickstoff sehr heftig, wenn er mit chlorsauren und einigen anderen Salzen erhitzt wird.

Der letzte Artikel, womit die vorliegenden Hefte beschlossen werden, ist der Kohlenstoff. Da aber die Beschreibung desselben nicht vollendet ist, sondern in das nächste noch nicht erschienene Heft übergeht, so werden wir später darauf zurückzukommen Gelegenheit haben.

Wir können diesen Bericht über die drey vorliegenden Hefte nicht schließen ohne die Bemerkung, daß wir in denselben viele Behauptungen gefunden haben, welche schwankend und rein hypothetischer Natur sind, was in einem Werke, welches dem Titel nach mit besonderer Berücksichtigung auf Technik geschrieben ist, hätte vermieden werden dürfen. So hätten z. B. die vielen von Millon angegebenen Sauerstoffsäuren des Chlors, und auch zum Theil die des Jod's 2c. der umständlichen Beschreibung wahrlich nicht bedurft, weil dadurch andere wichtigere und nützlichere Gegenstände beeinträchtigt werden. Es ist überhaupt nicht wohl einzusehen, wie der Vf., welcher den rein wissenschaftlichen und zum Theil hypothetischen Gegenständen so viel Raum opfert, das Werk, seinem Plane nach, in zwey Bänden zusammendrängen will.

Nach dem vollständigen Erscheinen des Werkes oder wenigstens des unorganischen Theiles desselben, werden wir uns näher darüber zu erklären Veranlassung nehmen.

A. Vogel sen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. März.

Nro. 63. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1846.

Viertes Quartal. October — December.

(Schluß.)

Ant. Pereira, Compendio e declaracao da Regra e estatutos da ordem militar de Santiago. Coimbra 1659.

John O'Keeffe, Recollections of the life, by himself. Lond. 1826.

G. Vasari, Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister von Cimabue bis zum Jahre 1567. A. d. Ital. von L. Schorn und nach dessen Tode von E. Förster. Bd. 4. Stuttgart 1846.

Mohan Lal, Life of the Amir Dost Mohammed Khan of Kabul. Vol. 1. 2. Lond. 1846.

G. von Herder, Joh. Gottfried von Herders Lebensbild. Erlangen 1846.

Dr. C. L. Grotefend, Leibniz-Album aus den Handschriften der k. Bibliothek zu Hannover. Hannover 1846.

A. Bürck, Ulrich von Hutten. Dresden 1846.

Fr. v. Raumer, Historisches Taschenbuch. 8. Jahrg. Leipz. 1847.

J. Plücker, System der Geometrie des Raumes in neuer analytischer Behandlungsweise. Düsseldorf 1846.

Fr. Seydewitz, Das Wesen der involutorischen Gebilde in der Ebene als gemeinschaftliches Princip individueller Eigenschaften der Figuren. Th. 1. Heiligenstadt 1846.

Fr. Osten, Die Bauwerke in der Lombardey vom 7 — 14. Jahrhundert. Heft 1. Darmstadt 1846.

Carl Il. Petitti, Delle strade ferrate italiane e del migliore ordinamento di esse. Capolago 1845.

Dr. E. Romershausen, Der dynamische Antagonismus. Heft 1. Halle 1846.

R. F. Marchand, Lehrbuch der physikalischen Chemie. Berlin 1845.

Dr. K. Gerhardt, Grundriß der organischen Chemie. Aus d. Franz. von Dr. A. Wurtz. Bd. 2. Straßburg 1846.

Dr. F. Wöhler, Grundriß der Chemie. 8. verb. Aufl. Th. 1. 2. Berlin 1845.

Dr. R. Sava, Lucubrazioni sulla flora e fauna dell' Etna e sopra l'origine delle speloncbe nelle lave di questo Vulcano. Mailand 1844.

Dr. M. Sars, Fauna littoralis Norvegiae. Heft 1. Christiania 1846.

G. R. Waterhouse, A natural history of the Mammalia. Part 9 — 11. Lond. 1846.

J. Richardson and Gray, Zoology of the voyage of H. M. SS. Erebus and Terror under the command of Capt. Sir James Clark Ross during the years 1839 to 1843. P. XI. Insects of New-Zealand by Ad. White. Lond. 1846.

Alcide d'Orbigny, Mollusques vivants et fossiles. Livr. 4. 5. Paris 1846.

A. N. Herrmansen, Indicis generum Malacozoorum Primordia. Vol. I. fasc. 1. Cassel 1846.

M. J. Roemer, Familiarum naturalium regni vegetabilis Synopses monographicae. Fasc. I. Hesperides. Vimariae 1846.

Dr. G. Mettenius, Beyträge zur Kenntniß der Rhizocarpeen. Frankf. 1846.

J. C. Weber, Die Alpen-Pflanzen Deutschlands und der Schweiz. Heft 1. München 1846.

G. Rose, Ueber das Krystallisationssystem des Quarzes. Berlin 1846.

Dr. A. E. Reuß, Die Versteinerungen der böhmischen Kreideformation. Abth. II. Zweyte Hälfte. Stuttg. 1846.

Dr. W. Duncker und H. von Meyer, Palaeontographica. Beyträge zur Naturgeschichte der Vorwelt. Bd. I. Lief. 1. Cassel 1846.

C. Thiede, Das Ganze des Seidenbaues. Jüterbog 1845.

Fr. A. Pinckert, Die Vermehrung der Fruchtbarkeit unserer Culturländereyen. Braunschweig 1846.

Dr. E. F. Mauz, Versuche und Beobachtungen über den Kartoffelbau. Stuttg. 1845.

H. E. Fr. v. Manteuffel, Anweisung zum Hügelpflanzen der Nadelhölzer. Dresden 1846.

A. von Weckherlin, Die landwirthschaftliche Thierproduktion. Th. 3. Stuttg. 1846.

Christ. Liebig, Organ für die Reformation des Waldbaues. Heft. 1. Prag 1846.

Biblioteca di comercio compilata per cura di G. Bursotti. Anno I. Vol. 1. 2. Neapel 1845.

Dr. K. Schwenck, Mythologie der asiatischen Völker, der Aegypter, Griechen, Römer, Germanen und Slaven. Th. 3. Mythologie der Aegypter. Frankf. 1846.

Dr. E. Schärer, Beyträge zur Erkenntniß des Wesens der Philosophie. Zürich 1846.

Guil. Tiberghien, Essai théorique et historique sur la génération des connaissances humaines dans ses rapports avec la morale, la politique et la religion. Bruxell. 1844.

Winspeare, Saggi di Filosofia intellettuale. Vol. I. II. p. 1. Napoli 1843 — 45.

J. H. Fichte, Grundzüge zum Systeme der Philosophie. Abth. III. Die speculative Theologie oder allg. Religionslehre. Heidelb. 1846.

Dr. A. Sylva Mascarenhas, A destruicam de Espanha restauraçam summaria da mesma. Lisboa 1671.

A. Fr. von Schack, Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien. Bd. 3. Berlin 1846.

Calderon de la Barca, Geistliche Schauspiele. Uebers. von Eichendorff. Stuttg. 1846.

Fr. Freiligrath, Englische Gedichte aus neuerer Zeit. Stuttgart 1846.

Ed. Fiedler, Geschichte der volksthümlichen schottischen Liederdichtung. Bd. 1. 2. Zerbst 1846.

Dr. H. Ulrici, Shakspeare's dramatische Kunst. Geschichte und Charakteristik des Shakspear'schen Dramas. Abth. 1. Leipzig 1847.

M. Müller, Ueber die Lieder der Nibelungen. Göttingen 1845.

Ad. Holtzmann, Die Kuruinge. Ein indisches Heldengedicht. Karlsruhe 1846.

Utrennaja Sara, almanach na 1841 god, isdannüi W. Wladisslawlewüm. St. Petersb. 1841.

C. Hauch, Slottet ved Rhinen, eller de forskiellige Standpunkter. Deel 1. 2. Kiobenh. 1845.

Briefe Schillers und Göthes an A. W. Schlegel. Aus den Jahren 1795 — 1801 und 1797 — 1824. Leipzig 1846.

Ad. Siret, Dictionnaire historique des peintres de toutes les écoles depuis l'origine de la peinture jusqu'à nos jours. Livr. 3. Bruxelles 1846.

Gio Rosini, Storia della pittura italiana. T. V. p. 3. Pisa 1846.

Raccolta di incisioni sul disegno delle migliori statue pubbliche e private esistenti in Firenze. Disp. 1 — 3. Firenze 1846.

Thomas Morus und sein berühmtes Werk Utopia. A. d. Engl. übers. von E. M. Oettinger. Leipzig 1846.

J. Cohen, Réflexions historiques et philosophiques sur les révolutions dans les bases fondamentales de la constitution des états. Paris 1846.

A. Billiard, De l'organisation de la république depuis Moise jusqu'à nos jours. Paris 1846.

Ch. Dupont-White, Essai sur les relations du travail avec le capital. Par. 1846.

M. Graf von Moltke, Ueber die Einnahme-Quellen des Staates. Hamb. 1846.

F. Volpicella, Proposta di una compiuta riforma delle prigioni. Vol. I. p. 1. Napoli 1845.

Fr. von Valentini, Die Lehre vom Krieg. Th. 1. 2. Berlin 1833 — 35.

J. Vogel, Ueber die Gesetze, nach welchen die Mischung von Flüssigkeiten und ihr Eindringen in permeable Substanzen erfolgt. Götting. 1846.

Dr. G. Valentin, Lehrbuch der Physiologie des Menschen. Th. 1. 2. Braunschweig 1845.

Dr. L. Choulant, Vorlesung über die Kranioskopie oder Schädellehre. Dresden 1844.

Dr. J. Ch. Schmidt, Darstellung der Entwickelung des menschlichen Organismus. Würzburg 1846.

Dr. G. A. Spieß, Physiologie des Nervensystemes. Braunschweig 1844.

Dr. A. G. Gruber, Untersuchungen über die Atmosphäre des menschlichen Körpers. Petersb. 1844.

Dr. K. Vierordt, Physiologie des Athmens. Karlsruhe 1845.

Dr. G. von Struve und Dr. E. Hirschfeld, Atlas zur Erläuterung der Lehre von den Verrichtungen des Gehirns. Heidelb. 1845.

Dr. C. Rokitansky, Handbuch der pathologischen Anatomie. Bd. 1. Wien 1846.

P. A. de Gemini, Considérations sur le mode de transmission de la Peste et sur la génération des maladies. Par. 1844.

A. N. Kościakiewicz, Mémoire pratique sur les affections typhoides. Par. 1842.

Dr. H. Heidenhain, Das Fieber an sich und das typhöse Fieber. Berlin 1845,

Dr. E. Hallmann, Ueber eine zweckmäßige Behandlung des Typhus. Berl. 1844.

C. Canstatt, De morbo Brightii. Erlang. 1844.

Pruys van der Hoeven, De historia morborum liber unus, auditorum in usum editus. Lugd. Bat. 1846.

Dr. C. H. Schultz, Lehrbuch der allgemeinen Krankheitslehre. Bd. 1. 2. Berlin 1845.

J. L. Brachet, Ueber die Hypochondrie. Uebers. von Dr. G. Krupp. Preisschrift. Leipzig 1846.

F. Barrier, Traité pratique des maladies de l'enfance. Vol. 1. 2. Par. 1845.

Dr. M. J. Chelius, Ueber die Heilung der Blasen-Scheiden-Fisteln durch Cauterisation. Heidelberg 1844.

Dr. L. J. Melicher, Die angebornen Verrenkungen. Wien 1845.

J. v. Mebes, Die Knochenbrüche. Leipzig 1845.

J. N. Fischer, Lehrbuch der gesammten Entzündungen und organischen Krankheiten des menschlichen Auges, seiner Schutz- und Hilfsorgane. Prag 1846.

X. Landerer, *Εγχειρίδιον της ιατρικο-φαρμακευτικης Ζωολογιας. Αθηναις* 1844.

J. H. Dierbach, Codex medicamentarius Germanorum. Heidelb. 1845.

Griechische Pharmakopöe. Leipzig 1846.

Sächsische Pharmakopöe. 1837. Leipzig 1846.

Russische Militär-Pharmakopöe 1840. Leipzig 1846.

Dr. Fr. A. Kiwisch, Ritter von Rotterau, Beyträge zur Geburtskunde. Abth. 1. Würzburg 1846.

Dr. C. F. Roßhirt, Geschichte des Rechts im Mittelalter. Th. 1. Canonisches Recht. Mainz 1846.

Ordenanza para el establicimento é instruccion de los Alcades de Barrio de la ciudad de Oaxaca. Mexico 1796.

Dr. H. Thoel, Volksrecht. Juristenrecht. Genossenschaften. Stände. Gemeines Recht. Rostock 1846.

B. Belli, Vocabolario giuridico secondo il diritto commune. Fasc. I. Roma 1845.

C. T. Zumpt, De legibus judiciisque repetundarum in republica romana. Berl. 1846.

F. A. Schilling, Lehrbuch für Institutionen und Geschichte des römischen Privatrechts. Bd. 3. Obligationenrecht. Leipzig 1846.

Dr. A. Renaud, Beytrag zur Theorie der Reallasten. Stuttg. 1846.

C. G. Wächter, Erörterungen aus dem römischen, deutschen und württembergischen Privatrechte. Heft. 2. 3. Stuttg. 1846.

J. D. H. Temme, Lehrbuch des preußischen Civilrechtes. Bd. 2. Leipzig 1846.

E. Villaume, Das preußische Vormundschaftsrecht und seine Reform. Breslau 1846.

O. Th. Risch, Die allgemeine Gewerbe-Ordnung vom 17. Januar 1845. Berlin 1846.

A. Funk, Das Innungswesen. Wolfenbüttel 1846.

Provinzial-Gesetzgebung des Königreiches Böhmen für das Jahr 1844. Bd. 26. Prag 1845.

L. A. Warnkönig und L. Stein, Französische Staats- und Rechtsgeschichte. Bd. 3. Geschichte des französischen Strafrechts und des Prozesses. Basel 1846.

C. M. Galisset, Corps du droit français ou recueil complet des Lois, décrets, ordonnances . . . publiés depuis 1789 jusqu' à nos jours. Vol. 6—8. Années 1837—1844. Par. 1845.

Dr. K. D. A. Roeder, zur Rechtsbegründung der Besserungsstrafe. Heidelb. 1846.

Dr. A. v. Richter, Der livländische Strafprozeß. Th. 1. Riga 1845.

Dr. Ed. Osenbrüggen, Theorie und Praxis des Liv-Esth- und Curländischen Civilrechts. Lief. 1. Dorpat 1846.

S. P. Lipmann, Wetboek van Strafvordering, vergeleken met het romeinsche en fransche regt. Amsterd. 1842.

Dr. F. C. Th. Hepp, Die politischen und unpolitischen Staatsverbrechen und Vergehen nebst angränzenden Amtsverbrechen und Polizei-Uebertretungen nach gemeinem und württembergischen Rechte. Tübing. 1846.

G. L. v. Gerlach, Ueber die fernere Behandlung der Revision des Preuß. Strafrechts. Berl. 1846.

Dav. Winspeare, Storia degli abusi feudali. T. I. Napoli 1811.

H. Wheaton, Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis le paix de Westphalie jusqu' à nos jours. 2. édition, revue . . . par l'auteur. T. 1. 2. Leips. 1846.

M. Pinheiro-Ferreira, Principes du droit public, constitutionnel et des gens. Vol. 1—3. Par. 1843.

Ferd. de Cussy, Dictionnaire ou manuel lexique du diplomate et du consul. Leip. 1846.

H. Zoepfl, Grundsätze des allg. und des constitutionell-monarchischen Staatsrechts. 3. verb. u. verm. Aufl. Heidelb. 1846.

Al. Mirus, Diplomatisches Archiv für die deutschen Bundesstaaten. Th. I. Abth. 1. 2. Leipz. 1846.

Dr. L. Snell, Handbuch des schweizerischen Staatsrechtes. Bd. II. Abth. 2. Kantonalstaatsrecht. Heidelb. 1845.

Dr. A. L. J. Michelsen, Zweyte polemische Erörterung über die Schleswig-Holsteinische Staatssuccession. Leipz. 1846.

von Kamptz, Abhandlungen aus dem deutschen und preußischen Staatsrecht. Bd. 1. Landstände, allg. Stände, preußische Constitution. Berl. 1846.

Dr. C. F. v. Hufnagel, Mittheilungen aus der Praxis der Württembergischen Civilgerichte. Heft 1. Tübing. 1846.

Dr. L. W. Pfeiffer, Praktische Ausführungen aus allen Theilen der Rechtswissenschaft. Bd. 8. Hannover 1846.

E. R. Redepening, Origenes. Eine Darstellung seines Lebens und seiner Lehre. Abth. 2 und letzte. Bonn 1846.

J. G. Sommer, Biblische Abhandlungen. Bd. 1. Bonn 1846.

S. Munk, Description géographique, historique et archéologique de la Palestine. Par. 1845.

Al. Sammaurens Vincenzi, Sessio quarta concilii Tridentini vindicata seu introductio in scripturas deutero-canonicas vet. testamenti. P. I—III. Romae 1842—44.

Dr. Alb. Ritschl, Das Evangelium Marcions und das kanonische Evangelium des Lucas. Tübing. 1846.

Vinc. Blas. Diotallevi, Dissertatio philologico-historico — biblica de titulo Evangelii secundum Joannem. Romae 1846.

Dr. J. W. Höfling, Das Sakrament der Taufe. Erlangen 1846.

Fern. Ximenes de Arago, Triunfo da religião catholica contra a pertinacia do Judaismo. Lisboa 1752.

Dr. A. Tholuck, Gespräche über die vornehmsten Glaubensfragen der Zeit. Heft. 1. Halle 1846.

Gius. Mennini, Quadro storico polemico delle osservanze e dei riti del culto catolico. T. I. II. Orvieto 1845.

P. Weber, Die gothische Kirche zu Tiefenbronn mit ihren Merkwürdigkeiten. Karlsruhe 1846.

Dr. J. J. Ritter, Handbuch der Kirchengeschichte. 3. umgearb. Aufl. Bd. 1. Bonn 1846.

Dr. Rohrbacher, Histoire universelle de l'église catholique. Vol. 1—21. Liége 1846.

J. E. Th. Wiltsch, Kirchenhistorischer Atlas von den ersten Zeiten der Ausbreitung des Christenthums bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Gotha 1843.

Jo. Jac. Blattau, Statuta synodalia, ordinationes et mandata Archidioecesis Trevirensis. T. 4. 5. Aug. Trevir. 1845—46.

Abbé A. Cousin de Saint-Denoeux, Essai sur l'histoire de la théologie scolastique, du droit canon et de la liturgie. Vol. I. Par. 1846.

J. Ad. Schall, Geschichte der chinesischen Mission. Wien 1834.

J. Wiggers, Geschichte der evangelischen Mission. Bd. II. Abth. 2. Hamburg 1846.

Dr. A. L. Richter, Die evangelischen Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts. Urkunden und Regesten zur Geschichte des Rechts und der Verfassung der evangelischen Kirche in Deutschland. Bd. 2. vom Jahre 1542 bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Weimar 1846.

Fr. X. Remling, Das Reformationswerk in der Pfalz. München 1846.

Roisselet de Sauclières, Histoire chronologique et dogmatique des Conciles de la chrétienté depuis le concile de Jérusalem, tenu par les apôtres l'an 50 jusqu'au dernier concile tenu de nos jours. T. III. Par. 1846.

J. Rocco, Jus Canon. ad civil. jurisprudentiam perficiendam quid. attulerit. Panormi 1839.

Ferd. Walter, Lehrbuch des Kirchenrechts aller christlichen Confessionen. 10. verb. Aufl. Bonn 1846.

M. Permaneder, Handbuch des gemeingültigen katholischen Kirchenrechts. Bd. 1. 2. Landshut 1846.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 31. März.

Nro. 64. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Viertes Quartal. October — December 1846.

(Schluß.)

Geruzez, Nouveaux essais d' histoire littéraire. Par. 1845. — Nouv. Rev. encycl. 1846. Déc.

Laborde, De l' organisation des bibliothèques dans Paris. Par. 1846. — Bull. du Bibliophile 1846. Déc.

Ordonnance du roi relative à la constitution et au régime de l' école des chartes. (dd. 31. Déc. 1846.) — Bibl. de l' école des chart. 1846. Nov.—Déc.

Jomard, Sur la langue des Indiens cheyennes. — Bull. de la Soc. de géogr. 1846. Nov. et Déc.

Desgranges, Grammaire sanskrite-française. T. I. Par. 1845. — Nouv. Rev. encycl. 1846. Déc.

Bredow, Quaestionum crit. de dialecto Herodotea libri IV. Lips 1846. — Ebendas.

Brandreth's Iliad of Homer. Lond. 1846. — Christ. Remembr. 1846. Oct.

Satires de Juvenal et de Perse trad. p. J. Lacroix. Par. 1846. — Nouv. Rev. encycl. 1846. Déc.

Julien, Notices sur les pays et les peuples étrangers, tirées des géographies et des annales chinoises. — Journ. as. 1846. Nov.—Déc.

Dozon, Etude sur le roman malay de Sri Rama. — Ebendas.

Gottwaldt, Notice d' un manuscrit arabe renfermant une continuation histoire universelle d' Aboulfeda. — Ebendas.

Les séances de Hariri, publiées en arabe par Silv. de Sacy; 2 éd. revue par Reinaud et Dérenbourg. Paris (1847.) — Journ. as. 1846. Nov.—Déc.

Relation des voyages faits par les Arabes et les Persans dans l' Inde et à la Chine dans le IX siècle. Texte arabe par Langlès, publ. par Reinaud. 2 vol. Par. 1845. (3 art.) — Journ. des Sav. 1846 Déc.

Vivien de Saint-Martin, Notice annuelle des travaux de la Société de géographie et du progrès des sciences géographiques pendant l' année 1846. — Bull. de la Soc. de géogr. 1846. Nov. et Déc.

Hughes, Fragments d'un voyage en Espagne. — Bibl. univ. (Litt.) 1846. T. III. Déc.

Sokes, Discoveries in Australasia. 2 Vol. Lond. 1846. 8. — Nouv. Rev. encycl. 1846. Déc.

Quatrefages, Souvenirs d'un naturaliste. Les côtes de Sicile. III. Trapani. Les îles Favignana. — Rev. des deux Mondes. 1846. T. IV. Livr. 1.

Haussman, Canton et le commerce européen en Chine. — Ebendas.

Bulletin archéologique, publié par le comité historique des arts et des monuments. IV Vol. Par. 1846. — Nouv. Rev. encycl. 1846. Déc.

Melchiorri, Decadi epigrafiche. Deca II. N. III. — Il Saggiatore. 1846. Quad. 5.

Storia di un codice singolare di Paolo Diacono. — Ebendas. Quad. 3.

Weiss, L' Espagne depuis le règne de Philippe II. jusqu'à l' avénement des Bourbons. 2 Vol. Par. 1844. — Journ. des Sav. 1846. Déc.

Orfila, Lettres sur l' état de l' instruction publique en Espagne etc. Par. 1846. — Nouv. Rev. encycl. 1846. Déc.

Mazio, Della vita, del regno e delle qualità di Filippo II. re di Spagna. — Il Saggiatore, giornale Romano. 1846. Quad. 1.

Soriano, Relazione inedita del regno e della corte di Filippo II., annotata da P. Mazio. P. I. — Saggiatore 1846. Quad. 1. 2.

Serradifalco, Le antichità della Sicilia. T. — IV V. Pal. 1840 1842. (2 art.) — Journ. des Sav. 1846. Décemb.

Mazio, Il Campidoglio moderno. — Saggiat. 1846. Quad. 2.

Lettere di Gaspare Paluzzi che riguardano la sua missione a Praga, a Madrid e a Lisbona. — Ebendas. Quad. 3.

Vittori, Memorie archeologicostoriche sulla città di Polimarzio, oggi Bomarzo. Roma 1846. — Quad. 4.

Merkel, Sopra un documento dell' anno 994. riguardante la città di Fondi. — Ebendaselbst. Quad. 5.

Vallet de Viriville, Notices et extraits de chartes ou des manuscrits appartenant au British Museum de Londres. — Bibl. de l'école des chartes 1846. Nov. Déc.

Rozière, Des erreurs de date contenus dans les registres du trésor des chartes. — Ebendas.

Vaulabelle, 1814, cent jours, 1815. Histoire des deux restaurations: T. 1—3. Par. 1847. — Nouv. Rev. encycl. 1846. Déc.

Bourquelot, Les Vaudois du XV siècle. — Biblioth. de l'école des chartes 1846. Nov. Déc.

Diploma inedito di Carlo V. a Caesare Ercolani. — Saggiat. 1846. Quad. 2—3.

Lettres et négociations de Paul Choart, seigneur de Buzanval, ambassadeur ordinaire de Henri IV. en Hollande etc. (1598—1599.) — Rev. nat. de Belg. T. XV. Livr. 4.

Etymologie de quelques noms de lieux Belges. — Ebendaselbst.

Hartshorne, The castle and parliaments of Northampton. — Archaeol. Journ. 1846. Dec.

Smith (S. T.) An antiquarian ramble in the streets of London etc. (Lond. 1846.) — Blackwood's Magazine 1846. Dec.

Duke, The druidical temples of the County of Wilts. Lond. 1846. — Christ. Remembr. 1846. Oct.

Défrémery, Recherches sur trois princes de Nichabour, 548—595 de l'hégire (1153—1199 de J. C. — Journ. as. 1846. Nov.—Déc.

Pijnappel, Lettre à M. Dulaurier sur la liste des pays qui relevaient de l'empire de Madjapahit à l'époque de sa destruction en 1475. — Journ. as. 1846. Nov.—Déc.

Barucchi, Discorsi critici sopra la cronologia egizia. Tor. 1844. 4. (5 art.) — Nouv. Rev. encycl. 1846. Déc.

Baluffi, L'America un tempo Spagnuola riguardata sotto l'aspetto religioso dall' epoca del suo discoprimento sino al 1843. Ancona 1845. — Saggiat 1846. Quad. 4.

Bancroft, Histoire des Etats-Unis d'Amérique. (4 et dern. art.) — Biblioth. univ. (Litt.) 1846. T. III. Déc.

Note sur la baie San Francisco. — Bull. de la Soc. de géogr. 1846. Nov. et Déc.

Jomard, Note sur les Botecudos, accompagnée d'un vocabulaire de leur langue. — Ebendas.

Berthelot, Essai historique sur l'île de Cuba. (Suite.) — Ebendas.

Lavallée, Questions géologiques sur l'origine des Antilles. Végétaux et habitants de ces îles à l'époque de leur découverte. — Ebendas.

Fontenelle. (1657—1757.) — Biblioth. univ. (Litt.) 1846. T. III. Déc.

Napier (Mark), The Marquis of Montrose. — Quart. Rev. 1846. Dec.

Cordara, La spedizione di Carlo Odoardo Stuart negli anni 1743—1746. fatta italiana da Ant. Gussalli. Milano 1845. — Ebendas.

Gennarelli, Alfieri giudicato da C. Botta, Ph. Chasles e C. Cantù. — Saggiatore 1846. Quad. 3.

Corradi, Del favore aulico del Conte-Duca di Olivares, e delle cause della sua caduta. — Ebendas. Quad. 4.

Gennarelli, Pietro Metastasio giudicato da Cesare Cantù. — Ebendas.

Gennarelli, Giovanni Visconti da Oleggio ed alcuni nuovi documenti che lo riguardano. — Ebendas. Quad. 5.

Bronwin (Brice), On the integration and transformation of certain differential equations. — Philos. Mag. 1846. Dec.

Hartshorne, On some anomalies observable in the earlier styles of english architecture. — Archaeol. Journ. 1846. Dec.

On some perforations in the walls of churches. — Ebendas.

Biot, Sur la planète nouvellement découverte par Le Verrier. (3 art.) — Journ. des. Sav. 1846. Déc.

Lowe, Remarkable solar halos seen on the 19. of October 1846. — Philos. Mag. 1846. Dec.

La planète Leverrier. — Revue nationale de Belg. T. XV. Livr. 4.

Present state of physical science. — Quart Rev. 1846. Dec.

Collomb, Faits pour servir à l'histoire du terrain erratique. — Bibl. univ. (Sc. phys.) 1846. T. III. Déc.

Powell, Remarks on some points of the reasoning in the recent discussions on the theory of the aberration of light. — Philos. Mag. 1846. Dec.

Hopkins, Observations on the meteorologie of Bombay. — Ebendas.

Millon, Recherches chimiques sur le mercure et sur les constitutions salines. (Fin.) — Annal. de Chim. et de Phys. 1846. Déc.

Delesse, Hydrocarbonate de zink, de cuivre et de chaux. Ebendas.

Dumas, Sur la conversion de l'hydrogène sulfuré en acide sulfurique. — Ebendas.

Figuier, Observations sur l'existence de l'arsenic dans les eaux minérales. — Journ. de Pharm. et de Chim. T. X. 1846. Déc.

Guibourt, Expériences relatives à l'essai des vinaigres. — Ebendaselbst.

Griffin, On the constitution of aqueous solutions of acids and alkalies. (Contin.) — Philos. Mag. 1846. Dec.

Playfair, On palmic acid, a fat acid to the Margaryle series. — Ebendas.

Bleibtreu, Researches upon Cumarine. — Ebendaselbst.

Redtenbacher, On a class of organic acids. — Ebendas.

Bowman, On tribasic boracic aether. — Ebendas.

Kolbe, On the formation of nitric acid in eudiometric combustions of gases mixed with nitrogen. — Ebendas.

Berghaus and Johnston, The physical atlas; a series of maps illustrating the geographical distribution of natural phaenomena. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1846. Dec.

Falconer, Note upon two crania of crocodiles in the Belfast Museum. — Ebendas.

Thompson (W.) Notice of a Surf Scoter, Oidemia perspicillata, Linn., obtained on the coast of Ireland. — Ebendas.

Doubleday, Descriptions of new or imperfectly described Diurnal Lepidoptera (Contin.) — Ebendas.

Buchanan, On the wound of the Ferret, with observations on the instincts of animals. — Ebendaselbst.

Thompson, Additions to the Fauna of Ireland; with the description of an apparently new Glossiphonia. — Ebendas.

Sundevall, The birds of Calcutta. (Contin.) — Ebendaselbst. Vol. XVIII. Suppl.

Wollaston, Descriptions of three newly-discovered British species of Coleoptera. — Ebendas.

Quatrefages, Etudes sur les types inférieurs de l'embranchement des Annelés. Mémoire sur les Némertiens. (Suite.) — Annal. des scienc. nat. (Zool.) 1846. Oct.—Nov.

Forbes, Classification des Méduses pulmogrades des mers britanniques — Ebendas.

Agassiz et Desor, Catalogue raisonné des familles, des genres et des espèces de la classe des Echinodermes. — Ebendas.

Pictet, Note sur la reproduction des pattes chez les insectes. — Bibl. univ. (Sc. phys.) 1846. T. III. Déc.

Lafresnaye, Note sur quelques oiseaux nouveaux de l'embouchure de l'Orénoque. — Rev. zoolog. 1846. Août.

— — — Sur une nouvelle espèce d'Euphone. — Ebendas.

Brisout de Barneville, Note sur les espèces du genre Lepadogaster de Gouan. — Ebendas.

Lucas, Note sur quelques nouvelles espèces d'insectes qui habitent les possessions françaises du nord de l'Afrique. — Ebendas.

Guérin-Méneville, Observations sur les moeurs et l'anatomie des Scolytes des ormes. — Ebendas.

Lattre et Bourcier, Description de quinze espèces nouvelles de Trochilidées, provenant de l'interieur du Pérou. — Ebendas. Sept.

Bourcier, Description de vingt espèces d'Oiseaux-Mouches. — Ebendas.

Lafresnaye, Description d'une nouvelle espèce de Campylorhynque de la Bolivie; Essai d'une monographie du genre Diglossa, Wagler; quelques nouvelles espèces d'oiseaux de la Jamaïque. — Ebendas.

Tyzenhauz, Remarques sur les aigles d'Europe. — Ebendas.

Duvernoy, Cours d'histoire naturelle des corps organisés. IV. Type des vertébrés. — Rev. zool. 1846. Oct. Nov.

Lafresnaye, Essai d'une monographie du genre Todirostre de Lesson. — Ebendas. Oct.

Lafresnaye, Sur le Ramphocelus icteronotus du prince Bonaparte. — Ebendas.

Recluz, De la famille des Lithophages de Lamarck et des genres qui la composent. — Ebendaselbst. Nov.

Gerbe, Mémoire sur l'Hippolaïs ictérine. — Ebendaselbst. Déc.

Chevreul, Considérations générales sur les variations des individus qui composent les groupes appelés etc. (Suite). — Annal. des scienc. nat. (Botan.) 1846. Oct.

Mercklin, Observations sur l'histoire du développement des feuilles. — Ebendas.

Planchon, Sur le genre Godoya et ses analogues etc. Ebendas. Oct. Nov.

Montagne, Note sur un nouveau fait de coloration des eaux de la mer. — Ebendas. Nov.

Barnéoud, Mémoire sur le développement de l'ovule, de l'embryon et des corolles anomales dans les Renonculacées et les Violariées. — Ebendas.

Trécul, Recherches sur l'origine des racines. — Ebendas.

Henfrey, On the development of vegetable cells. — Ann. and Mag. of. nat. hist. 1846. Dec.

Pernollet, Notes sur les mines et fonderies du midi de l'Espagne. (Suite.) — Annal. des Mines. T. X. 1846. Livr. V.

Pernollet, Description des filons des mines de Poullaouen (Finistère.) — Ebendas.

Rivot, Mémoire sur la houillère, les mines et l'usine à zinc de Stolberg (Prusse rhénane.) — Ebendas.

Mounier, De l'agriculture en France. 2 Vols. Par. 1846. — Quart. Rev. 1846. Dec.

Gasparin, Cours d'agriculture. T. 1. 2. Par. 1845. Nouc. Rev. encl. 1846. Déc.

Luken, De l'unité du genre humain, trad. par Léon Boré. — Rev. de Brux. 1846. T. V. Livr. 24.

Burnouf, Intioduction à l'histoire du Bouddhisme indien. T. I. Par. 1844. 4. — Nouv. Rec. encycl. 1846. Déc.

Dr. Hook and the education question. — Christ. Remembr. 1846. Oct.

The ragged schools. — Quart. Rev. 1846. Dec.

Lahaye, Cours de philosophie. Suite du chapitre XI sur l'origine du langage. — Univ. cath. 1846. Déc.

Ancient Portuguese drama. Works of Gil Vicente. — Quart. Rev. 1846. Dec.

Picci, Della letteratura Dantesca contemporanea. — Rivista europ. 1846. Ott. e Nov.

Li romans d'Alixandre, par Lambert li Tors et Al. de Bernay. Herausgeg. von H. Michelant. Stuttg. 1846. — Nouv. Rev. encycl. 1846. Déc.

Way, Illustrations of domestic customs during the middle ages. Ornamental fruit-trenchers inscribed with posies. — Archaeol. Journ. 1846. Dec.

Gennarelli, Le gemme incise dal cav. Giuseppe Girometti. — Saggiat. 1846. Quad. 3.

Babington, The influence of christianity in promoting the abolition of slavery in Europe. Cambridge 1846. — Christian Remembr. 1846. Oct.

Sacchi, Studj sulla pubblica beneficenza. (Contin.) — Rivista europ. 1846. Ottober e Nov.

Jager, Cours d'histoire ecclésiastique. (22 et 23 Leçons). Exécution du projet de croisade. Pierre l'Ermite etc. — Univ. cath. 1846. Déc.

Audin, Histoire de Léon X. Par. 1844. — Christ. Remembr. 1846. Oct.

Peruzzi, La chiesa Anconitana, con note e supplementi di Luigi Pauri e di Seb. Petrelli. Ancona 1845. — Saggiat. 1846. Quad. 5.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. April.

Nro. 65. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Die Germanischen Ansiedlungen und Landtheilungen in den Provinzen des Römischen Westreiches &c.

(Fortsetzung.)

Unter den Staaten, welche von Germanen in römischen Provinzen gegründet wurden, muß man zwey Classen unterscheiden (S. 178). Die meisten derselben entstanden dadurch, daß gewisse Landstriche von Seiten der Römer abgetreten oder von ihnen doch in die Gründung derselben ausdrücklich gewilligt wurde. In beyden Fällen dauerte wenigstens in der Theorie die römische Herrschaft noch fort, und von den auf diese Weise mit Ländereyen ausgestatteten Germanen wurden auch gewisse Verpflichtungen, besonders zu Kriegsdiensten für die Römer übernommen. Zu den Staaten dieser Art, welche also noch gar nicht selbstständig neben das römische Reich traten, sondern vielmehr nur abhängige Glieder desselben bildeten, gehören hauptsächlich der westgothische und burgundische, die zu einer Zeit sich erhoben, wo das Westreich noch stand; was das friedliche Verhältniß zu dem damaligen Sitze der römischen Herrschaft, d. h. also hier zu Constantinopel anbelangt, auch der ostgothische, vielleicht auch in den ersten Keimen der oder die fränkischen; denn es ist nicht unwahrscheinlich, daß anfangs mehrere kleine selbstständige Reiche der Franken neben einander errichtet wurden. Von diesen Staaten sind aber jene wohl zu unterscheiden, welche ihren Ursprung in der That durch das Recht der Eroberung nahmen und in Folge dessen gleich vom ersten Beginne an außerhalb des römischen Reiches bestanden. Zu den Staaten dieser Art gehören der vandalische in Afrika und der longobardische in Italien. Mit dieser Verschiedenheit des Ursprungs der neuen Reiche hängen eine Menge anderer Unterschiede, besonders in Bezug auf das Verfahren gegen die Römer zusammen. In den Staaten der ersteren Art bildete sich vom Anfange an ein brüderliches Verhältniß zwischen den beyden Nationalitäten, welches dann selbst den später dazu eroberten Landstrichen zu Gute kam.

Noch immer stand das ungeheuere Reich, Orient und Occident gemeinschaftlich umschlingend, äußerlich im Ganzen unversehrt (S. 181) und war für jeden nur einigermassen kräftigen Mann, wie z. B. Aetius war, mit einer großen Fülle von Hülfsmitteln ausgestattet; ihm gegenüber erscheinen die germanischen Völker, der Regel nach einzeln und zerstreut handelnd, oft eines mit dem andern in Zwietracht, ja im Vernichtungskriege befangen, viele derselben gar nicht besonders zahlreich und alle, welche den römischen Boden betreten hatten, im Suchen nach einer Heimath begriffen. Betrachtet man jene Landabtretungen von diesem Standpunkte, welcher der einzig richtige, mit den Quellen wahrhaft übereinstimmende ist, dann wird man dieselben schwerlich für etwas Gleichgiltiges ansehen können, und der mächtige Einfluß, welchen diese Begründungsart eines germanischen Reiches auf die ganze daselbst entstehende bürgerliche und politische Ordnung ausüben mußte, wird sich in keiner Weise bestreiten lassen. Im Verhältnisse zu den Läten, welche nur als Peregrinen gelten konnten, blieben die Römer die eigentlichen Vollbürger (S. 182). Wo dagegen auf

römischem Boden ein germanisches Reich unter einem eigenen König entstand, da nahmen die Germanen die Stelle des Vollbürgers ein, der Römer trat hier in persönlicher und dinglicher Beziehung, wie namentlich bey der Theilung der Grundstücke, an die zweyte Stelle. Doch wurden die verschiedenen Standesklassen der Römer in persönlicher Hinsicht den entsprechenden der Germanen auch wohl gleichgestellt. Die germanischen Herrscher der Reiche, welche mit Zustimmung des Kaisers gestiftet wurden, kann man am passendsten Vasallenkönige nennen (S. 187); ihre Gewalt war, so weit sie nicht ihr eigenes Volk betraf, von der kaiserlichen abgeleitet, und erhielt den Charakter der Rechtmäßigkeit nur dadurch, daß sie mit Bewilligung des Kaisers gehandhabt wurde, was der römischen Bevölkerung gegenüber von der höchsten Wichtigkeit war. Indeß wurde sie keineswegs nur im Auftrage des Kaisers ausgeübt, wie dieß zum Wesen einer bloßen Beamtengewalt gehört haben würde. Nach dem Untergange des Westreiches ward der byzantinische Kaiser selbst von den Germanen als eigentlicher Oberherr der Provinzen des Occidents angesehen, was auch die Geschichte der Franken zeigt (S. 190). Recht deutlich tritt das Verhältniß einer abhängigen Bundesgenossenschaft, in welcher die germanischen Könige der oben genannten Reiche zum römischen Kaiser standen, auch bey dem Einfalle Attila's in Gallien hervor. Allen germanischen Völkerschaften, welche unter Aetius gegen die Hunnen fochten, lag für das ihnen im römischen Reiche eingeräumte Land die Pflicht ob, dasselbe mit vertheidigen zu helfen. Ein großer Theil der germanischen Welt selbst war noch an das sinkende römische Reich in bestimmter rechtlicher Form angeknüpft worden, und manches, was man zuweilen lediglich aus der höhern römischen Cultur ableiten will, ist wenigstens theilweise aus jener politischen Verbindung zu erklären (S. 193). Wenn nun aber die westgothischen und burgundischen Könige, welche für uns hier die wichtigsten sind, weil ihre Reiche am frühesten gegründet wurden, über die Römer anfänglich nur unter einer gewissen Oberhoheit des Kaisers herrschten, so scheint hieraus zu folgen, daß die Römer noch nicht ganz aufgehört hatten, für Unterthanen des Kaisers zu gelten. Jedenfalls spricht die innere Wahrscheinlichkeit dafür, daß römische und germanische Obrigkeiten mit verschiedenem durch die Nationalität der Untergebenen bestimmten Wirkungskreise selbst für die höheren Gewalten eine Zeit lang neben einander bestanden.

Die Germanen theilten nicht augenblicklich nach ihrer Ankunft das Land mit den Römern, sondern ließen sich vielmehr gleich den römischen Truppen bey den römischen Grundbesitzern einquartieren und verpflegen. Zur Landtheilung in Gallien kam es erst, als die Gothen unter Wallia aus Spanien dahin zurückgekehrt waren. Es konnte demnach ein germanisches Volk schon längere Zeit in irgend einer römischen Provinz verweilen, ehe man zur Landtheilung schritt. Hieraus erklärt sich, wie es kam, daß die Germanen in denjenigen Staaten, welche anfänglich gewissermassen Glieder des römischen Reiches wurden, der Regel nach nicht zusammenhängende Distrikte der in Besitz genommenen Provinz zur Vertheilung unter sich brachten, sondern sich einzeln und zerstreut, überall unter die Römer vermischt, auch auf den Grundstücken derselben niederließen. Selbst die Quoten, nach denen das Land vertheilt wurde, die Dritteltheilungen, führen auf die Grundsätze zurück, nach welchen den römischen Kaisergesetzen zu Folge ein mit Einquartierungen belastetes Haus zwischen dem Wirth und seinem militärischen Hospes getheilt werden sollte (S. 89. 201). Uebrigens bestand darin zwischen dem römischen und germanischen Hospes, welcher auf diese Weise einquartiert wurde, ein sehr großer Unterschied, daß jener nur den temporären Gebrauch eines Theiles des Hauses und der darin befindlichen Wohnungen für sich in Anspruch nehmen konnte, dieser aber das Eigenthum einer gewissen Quote des ganzen Grundstückes zu fordern berechtigt war. Außerdem verfuhren auch die germanischen Völker in der Behandlung der Römer selbst sehr verschieden. Einige unter ihnen, wie die Westgothen und die Burgunder, stellten sich selbst gleichsam in das Verhältniß der Wirthe und traten den Römern gegenüber als die eigentlichen Herren des Landes auf; sie nahmen zwey Drittel desselben, und ließen den Römern nur das letzte Drittel als Eigenthum, so wie der römische Soldat als Hospes nur ein Drittel des Hauses

zum Gebrauche für sich verlangen durfte; andere, wie die deutschen Schaaren unter Odoaker, die Ostgothen unter Theodorich, nahmen wirklich nur ein Drittel als Eigenthum für sich, und stellten sich also den bisherigen Gutsbesitzern als minder berechtigte Fremde gegenüber (S. 202).

Die Theilung der einzelnen Grundstücke und das Wohnen neben- und durch einander mußte natürlich vom Anfange an mannigfache Berührungen zwischen Römern und Germanen veranlassen, zwischen denen sehr bald, nachdem der erste Sturm vorüber war, gegenseitige Annäherung erfolgte. Einem friedlichen Verhalten der Römer gegen jedes fremde in ihrer Mitte sich niederlassende Volk war durch den ungeheueren Druck vorgearbeitet worden, welchen die Provinzialen in den letzten Jahrhunderten des Westreiches durch grausame Gesetze und durch noch grausamere Ausführung derselben zu erleiden gehabt hatten, und sicher hat sich der Zustand der Römer unter germanischer Herrschaft im Allgemeinen verbessert (S. 207).

Ueberall, wo verschiedene Völker dasselbe Land bewohnen, erscheint es als eine der wichtigsten Fragen, ob Connubium zwischen ihnen bestand oder nicht. Jenen germanischen Schaaren, welche in den letzten Zeiten des Westreiches freywillig in das römische Reich übertraten und gegen Ertheilung von Ländereyen römische Kriegsdienste übernahmen, waren alle Ehen mit Provinzialen aufs strengste untersagt (S. 208). Das Verbot von Ehen römischer Provinzialen mit solchen Barbaren, welche nicht ins römische Reich aufgenommen waren, verstand sich um so mehr von selbst. Indeß war die Strenge dieser Absonderung schon vor dem Untergange des Westreiches allmählig gemildert. In Bezug auf die neu gestifteten germanischen Reiche wissen wir nur von den Westgothen mit völliger Bestimmtheit, daß hier eine Zeit lang kein Connubium zwischen Germanen und Römern Statt fand, und das Verbot desselben erst unter König Receswinth († 672) aufgehoben ward. Auch in dem Reiche der Vandalen in Afrika bestand höchst wahrscheinlich zwischen beyden Völkern kein Connubium und zwar hier vorzüglich aus religiösen Gründen; im ostgothischen Reiche aber fanden Ehen zwischen Gothen und Römern von Staatswegen schwerlich ein Hinderniß (S. 212). Nach der burgundischen Rechtssammlung scheinen solche Verbindungen, wenn ihnen die Zustimmung der Aeltern nicht fehlte, ebenfalls gestattet gewesen zu seyn. Mehr als alles andere hat das Connubium zwischen Römern und Germanen in allen den Staaten, welche von diesen in ehemaligen römischen Provinzen gestiftet wurden, diejenige Nationalität geschaffen, welche wir die romanische zu nennen pflegen. Romanen und Germanen traten auf diese Weise in das Verhältniß von Halbgeschwistern und zwar unverkennbar mehr von väterlicher, als von mütterlicher Seite (S. 214 fg.). Der nächste äußerliche Grund gerade dieser Art von Verwandtschaft mag schon darin gelegen haben, daß im Ganzen wohl mehr germanische Männer als Weiber in die neuen Wohnsitze einzogen. Eben dieses Verhältniß spiegelt sich auch sehr deutlich in der ganzen Entwicklung des romanischen Staates ab, in welchem Jahrhunderte lang der bildende, schaffende Geist durchaus germanisch erscheint.

Da in allen neuen Staaten, welche im Umkreise des alten Römerreiches aus der Völkerwanderung hervorgingen, die Römer den Germanen gegenüber gestellt werden (S. 216), so muß hier der Begriff Römer genauer in's Auge gefaßt werden. Seitdem durch Antoninus Caracalla (reg. 211 — 217) alle Bewohner des römischen Reiches zu römischen Bürgern erhoben worden waren, führten auch alle von Rom als der gemeinschaftlichen Mutterstadt den Namen; allein in den Provinzen hatte dieser alle Völker umschlingende Begriff doch offenbar nur eine staatliche, keine nationale Bedeutung. Durch die Erwerbung des römischen Bürgerrechtes waren die Provinzialen natürlich noch keine wirklichen Römer geworden. Für jenen staatlichen Charakter des Begriffes Römer bietet jedes große Reich, in welchem sich verschiedene Volksstämme vereinigt finden, gewisse Analogien dar. Es verhielt sich damit eben so, wie wenn sich gegenwärtig fränkische Rheinländer und Schlesier Preußen nennen. Seit der Ankunft der Germanen aber kam in den Begriff Römer gleichsam ein selbstständiges, nationales Element hinein. Den Germanen gegenüber wurde die alte vorgefundene Bevölkerung ganz allein nur mit dem Namen der Römer bezeichnet, weil es die

Ersteren mit denselben eben nur als mit bisherigen Unterthanen des römischen Reiches zu thun hatten. In dem viel stärkeren Gegensatze dieser beyden Nationalitäten verschwanden die alten Stammverschiedenheiten immer mehr, welche bisher unter der Hülle des Römerthums fortgelebt hatten. Im Verkehr mit den neuen Ankömmlingen trat nun gerade das Gemeinsame in Sprache, Sitte, Recht und Bildung bey den alten Bewohnern in den Vordergrund, wodurch es geschah, daß die römische Bevölkerung in jedem der neuen Reiche, aus wie verschiedenen Stämmen sie auch zusammengesetzt seyn mochte, dennoch selbst als eine nationale Einheit erschien und die Natur eines besondern Volkes annahm.

In den letzten Jahrhunderten vor dem Untergange des Westreiches erscheint Gallien wegen seiner Ausdehnung und mehr continentalen Lage, wegen der Beschaffenheit seiner Gränzen, welche nach Osten hin stets gehütet werden mußten, wegen der Tapferkeit und Anzahl seiner Bewohner und wegen des Reichthums und der hohen Bildung vieler Städte unzweifelhaft als Hauptland des Occidents. Für unsern Gegenstand ist es aber außerdem auch deßhalb von besonderer Wichtigkeit, weil die ersten germanischen Reiche, welche in römischen Provinzen entstanden, gerade innerhalb der Gränzen Galliens ins Leben traten. Unter den germanischen Völkerschaften, welche in demselben ihre Wohnsitze aufschlugen, sind vorzüglich diejenigen zu beachten, deren Auftreten in Gallien schon mit der großen Völkerbewegung, hauptsächlich seit dem vierten Jahrhundert, in Verbindung steht, und hier kommen als solche, welche sich ganz oder theilweise in Gallien niederließen, die Sachsen auf der gallischen Nord- und Westküste und auf den Inseln an der Ligermündung, vermischte Haufen von Alanen, die Burgunder, die Westgothen, eine Abtheilung der Ostgothen, die Alamannen, die Franken und später die Normänner in Betracht. Da wir aus keinem germanischen Reiche so genaue Nachrichten über die Landtheilungen besitzen, als aus dem der Burgunder, so stellt sie Hr. G. deßhalb voran. Die Burgunder wurden anfangs bey den römischen Grundbesitzern einquartiert und in so ferne gleich römischen Truppen behandelt, welche in irgend einer Provinz für längere Zeit Standquartiere erhielten.

Von einer Besitznahme des Landes vermöge eines eigentlichen Eroberungsrechtes konnte wenigstens in Betreff der ihnen ausdrücklich zur Theilung mit den alten Bewohnern angewiesenen Sabaudia keine Rede seyn. Deßgleichen mußte jeder Gedanke an eine Ausrottung der Römer oder Verwandlung derselben in Sklaven wegfallen, da sie das Land gerade zu dem Zwecke abgetreten erhielten, das wankende römische Reich in Zukunft mit vertheidigen zu helfen. Uebrigens zeigt das Verhältniß einer römischen Heeresabtheilung, welche irgendwo in Standquartiere verlegt wurde, mit dem eines solchen germanischen Volkes auch sehr wesentliche Verschiedenheiten. Wenn ein römisches Armee-Corps auch noch so lange in einer Provinz stand, so gehörte es dennoch dieser nicht regelmäßig an, sondern es konnte jeden Augenblick z. B. aus Syrien oder Afrika an die Donau und den Rhein verlegt werden. Die einzelnen Soldaten selbst hatten von ihren Wirthen außer dem Obdache und der nöthigen, späterhin genau bestimmten Räumlichkeit des Hauses nichts zu fordern, sondern sollten sich vielmehr mit der ihnen von Staats wegen gelieferten Annona begnügen; am allerwenigsten war daran zu denken, daß dieselben an gewissen Quoten der ihren Wirthen gehörigen Grundstücke ein Recht des Eigenthums für sich hätten verlangen können. Alles dieß war bey einem germanischen Volke, welches mit erklärter Zustimmung der römischen Autoritäten seine Wohnsitze auf Provinzialboden aufschlug, ganz anders. Hier ging auf beyden Seiten die Absicht dahin, ein festes, für immer dauerndes Verhältniß zu begründen. Die Germanen, welche mit Weibern und Kindern einzogen, wollten nicht bloß Standquartiere, sondern eine neue Heimath gewinnen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. April.

Nro. 66. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.



Die Germanischen Ansiedlungen und Landtheilungen in den Provinzen des Römischen Westreiches 2c.

(Fortsetzung.)

Die alten Einwohner sollten das Land mit den fremden Ankömmlingen theilen, und daraus folgte zugleich, daß diese nun auch ihren Unterhalt aus dem neu erworbenen Lande ziehen, Lieferungen von Annona an dieselben aber wegfallen mußten (S. 324). In Gallien näherte sich dieß Verhältniß schon mehr einer wirklichen Eroberung, wenn gleich mehr in faktischer Beziehung als in eigentlich völkerrechtlichem Sinne. Hier wurden ganze Provinzen an germanische Völker, welche neue Wohnsitze suchten, gegen das Versprechen des Kriegsdienstes zur Theilung mit den alten Einwohnern abgetreten. Daher betrachteten sich hier die Germanen als die zunächst zum Grundbesitz Berechtigten, wodurch es geschah, daß sie sich zwey Drittel der Aecker, also das Doppelte dessen, was den Römern verblieb, zueigneten (S. 461). Die Landtheilung erstreckte sich in der Regel auf sämmtliche Grundbesitzer, am meisten aber wurden wohl die reichsten und begütertsten Römer belastet. Es läßt sich kaum bezweifeln, daß vom Anfang an viele Burgunder auch in den römischen Städten Wohnsitze nahmen, und daß für diese ebenfalls die gewöhnlichen Regeln über Landtheilung zur Anwendung kamen (S. 334). Die burgundischen Könige scheinen im Besitze eines ausgedehnten Grundeigenthums gewesen zu seyn und es läßt sich mit der größten Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß die germanischen Könige überall das sehr bedeutende Vermögen der kaiserlichen Krone sich aneigneten, in welchem dann die eigentlichen Reichsgüter, die dem kaiserlichen Hause zugewiesenen fiskalischen Besitzungen und die kaiserlichen Patrimonialgüter noch weiter unterschieden wurden. Abgesehen hiervon mag auch bey den Burgundern gar manches von dem Könige willkürlich eingezogen worden seyn, wozu besonders die allmähligen Erweiterungen des Reiches mehrfache Gelegenheit boten (S. 335).

Bey der definitiven Landtheilung erhielt der Burgunder gewöhnlich zwey Drittel der eigentlichen Aecker, ein Drittel der Sklaven, die Hälfte von Haus und Hof und Obstgärten und die Hälfte der zum Grundstücke gehörigen Wälder und Haiden (campi). In Beziehung auf Rottland oder Neubrüche, welche in einem zum Grundstücke gehörigen und noch nicht getheilten Walde von einem oder dem andern Hospes seit der Ankunft der Burgunder gemacht worden waren, galt die Vorschrift, daß der ganze frühere Wald, das Rottland mit einbegriffen, als Einheit behandelt und zwischen Burgunder und Römer nach Hälften getheilt, dabey aber demjenigen, der das Rottland gemacht hatte, dieses in seine Hälfte mit angewiesen werden sollte. Burgunder, welche aus den frühern Wohnsitzen des Volkes nachkamen, sollten zwar auch noch römischen Hospites zugewiesen werden, aber von diesen nur die Hälfte des Grundstückes ohne Sklaven erhalten (S. 342). Die Burgunder bekamen offenbar nur deßhalb bloß ein Drittel der dem Hospes gehörigen Sklaven, weil sie selbst Sklaven mitbrachten. Wiewohl sich annehmen läßt, daß die Burgunder gerade unter die reichsten und begütertsten römischen Grundbesitzer ver-

theilt wurden, so müssen doch die Quoten sehr verschieden ausgefallen seyn. Um die Ungleichheit, welche durch die Verschiedenheit der römischen Besitzungen auch in dem Grundbesitz der Germanen hervorgebracht wurde, etwas auszugleichen, und dem Besitzer eines Grundstückes ohne Wald einen Ersatz für dasjenige zu gewähren, was ihm nach altgermanischer Verfassung vermöge seines Antheils an der gemeinsamen Mark zukam, wurde im burgundischen Gesetzbuch allen solchen Grundbesitzern das Holzungsrecht in fremden Wäldern ohne Ausnahme eingeräumt. Dasselbe wurde aber auch den Römern eben so gut, als den Germanen zugestanden. Burgunder und Römer wohnten in Folge der Landtheilung in denselben Ortschaften neben einander und die Burgunder scheinen nicht eine besondere Gemeinde neben der römischen gebildet, sondern es scheint vielmehr die Glieder beyder Nationen eine und dieselbe Gemeindeverbindung umfaßt zu haben (S. 349 fg.). Germanen und Römer fanden sich besser in einander, als dieß in spätern Jahrhunderten häufig zwischen Germanen und Slaven der Fall war. Auch der Umstand, daß sich nirgends durch Mischung des Deutschen und Slavischen eine dritte Sprache entwickelte, ist für das Verhältniß beyder Nationalitäten im Vergleich mit den romanischen Völkern von besonderer Wichtigkeit.

Als Ataulph die Westgothen in das südliche Gallien geführt hatte, ward anfänglich Narbonne der Hauptsitz der gothischen Macht (S. 377), aber auch andere Städte, wie Toulouse und Bordeaux mußten sich ihnen unterwerfen. Auf ihren Zügen und während ihres Aufenthaltes in diesem Theile Galliens benutzten dieselben gleich andern germanischen Völkern in ähnlicher Lage ohne Zweifel auch diejenigen Einrichtungen, wodurch die Verpflegung marschirender und cantonirender Truppen im römischen Reiche sicher gestellt war. Gewiß darf man sich dieselben nicht immer nur plündernd und verheerend vorstellen, sondern die Regel war, daß sie Annona verlangten, und wenigstens da, wo sie längere Zeit verweilten, sich einquartieren ließen. Als Wallia eine Zeit lang die seit 409 in Spanien eingedrungenen Barbaren-Völker, besonders die Vandalen und Silinger, im Interesse der Römer bekämpft hatte, führte er 419 die Gothen nach Gallien zurück, wo ihnen zum Lohne für die den Römern in Spanien gewährte Hülfe und gegen das Versprechen zu leistender Kriegsdienste bleibende Wohnsitze in Aquitania secunda und einigen benachbarten Landstrichen, d. h. also von Toulouse die Garonne entlang bis ans Meer angewiesen wurden. Hier schritten sie nun zur Landtheilung mit den Römern und legten damit den ersten Grund zu dem neu entstehenden romanischen Staate (S. 378). Es wird zwar nirgends erwähnt, daß den Westgothen das Land zur Theilung mit den Eingebornen angewiesen ward; allein das Verfahren der Westgothen selbst scheint doch dafür zu sprechen, daß auch bey ihnen der mit den Römern abgeschlossene Vertrag auf eine solche Theilung mit Erhaltung der alten Einwohner in gewissen Quoten ihres bisherigen Grundbesitzes gerichtet gewesen seyn muß. Das den Gothen abgetretene Land hatte bestimmte Gränzen (S. 381), welche ihnen bald zu enge wurden und sie zur Vergrößerung ihres Gebietes veranlaßten. In den zu der ursprünglichen Sors Gothica hinzu eroberten Ländern wurden ohne Zweifel auch immer wieder neue gothische Bewohner angesiedelt. Ein im Principe verschiedenes Verfahren in den durch Krieg eingenommenen und in den abgetretenen Ländern ist nicht wahrscheinlich, sondern vielmehr zu vermuthen, daß auch in jenen ein ähnliches Verhältniß der Hospitalität zwischen Römern und Gothen, wie es in diesen schon länger bestand, begründet wurde. Ja, die Römer können in den später dazu eroberten Gegenden sich zum Theile sogar in einer günstigern Lage befunden haben, in so ferne die meisten Mitglieder des erobernden Volkes schon in der demselben anfänglich eingeräumten Landschaft mit Grundstücken versehen wurden.

Das westgothische Gesetzbuch enthält über die Landtheilungen verhältnißmäßig nur wenige Stellen, und ist darüber namentlich weit dürftiger, als das der Burgunder (S. 393). Was der Römer behielt und was der Gothe empfing, wird auch hier Sors genannt und beyde werden als Hospites oder Consortes bezeichnet. Was dem Könige bey der Theilung zufiel, wird nirgends erwähnt. Wahrscheinlich nahm derselbe auch hier zunächst das Vermögen

der kaiserlichen Krone unmittelbar für sich in Besitz. Verleihungen von Grundstücken durch königliche Munificenz kamen schon frühzeitig vor, und die damit Belehnten werden im Gesetzbuche als Leudes, Fideles regis, die Güter selbst aber als regia beneficia bezeichnet. Wie die Burgunder, so erlaubten sich auch die Westgothen in Betreff der den Römern gebliebenen Grundstücke nicht selten Gewaltthätigkeiten. Aus dem Umstande, daß hier die Beamten der Städte und Dorfschaften neben einander genannt werden, läßt sich schließen, daß die städtischen und die ländlichen römischen Possessores im Allgemeinen gleichmäßig behandelt wurden. Auch bey den Westgothen war die Größe der durch die Theilung entstandenen Sortes sehr verschieden, und es hing in dieser Beziehung ungemein vieles von zufälligen Umständen ab. Die kernhafte Sittlichkeit der Gothen theilte auch ihrem Staatsleben den Charakter von Strenge und Reinheit mit, welche den Römern schon seit langer Zeit fremd war.

Bey den Franken, welche sich seit dem Anfange des sechsten Jahrhunderts zum herrschenden Volke in Gallien emporschwangen, ist von geregelten Landtheilungen sowohl unter ihnen selbst, als auch mit den Römern nichts Näheres bekannt. Höchst wahrscheinlich befolgten auch sie in beyden Beziehungen eine bestimmte Ordnung. Die fränkischen Volkshaufen, welche schon seit dem dritten Jahrhundert von einzelnen römischen Kaisern bald da, bald dorthin auf Provinzialboden verpflanzt worden waren, kommen hier nicht in Betracht, da es kaum zweifelhaft seyn kann, daß diese Läti in Betreff der ihnen angewiesenen Ländereyen sich einer nicht von ihnen selbst, sondern von den Römern bestimmten Regel unterwerfen mußten. Auch die Franken ließen die Römer als Volk bestehen und viele von ihnen siedelten sich schon frühzeitig in römischen Städten an, wurden aber ebenfalls Grundbesitzer (S. 417). Indeß verblieb auch den Römern ein Theil ihres Grundbesitzes, was schon die Classe der Romani Possessores beweist, welche im salischen Gesetze vorkommt und hinsichtlich des Wehrgeldes in der Mitte zwischen den Romani Convivae regis und Romani tributarii steht. In der Regel hatten sicher auch diejenigen Römer, welche als königliche Genossen bezeichnet werden, und die so häufig bey den Historikern erwähnten Römer von senatorischem Geschlechte Grundbesitz; nur entschied bey den Erstern ein anders Verhältniß, die königliche Trustis über ihren Rang und Stand und deßhalb wird des Grundbesitzes dieser Personen höchstens beyläufig Erwähnung gethan. Römer von senatorischem Geschlechte, welche Grundbesitz hatten, scheinen dagegen, wenn sie nicht in Truste waren, für das Staats- und Privatrecht der Franken, also namentlich auch im Bussen-System, nur als Romani Possessores gegolten zu haben.

In einer Beziehung hatte die Gründung der fränkischen Macht offenbar etwas Eigenthümliches, was für das richtigere Verständniß ihres spätern Wachsthums neben dem Uebertritte zur christlichen Religion von großer Bedeutung war.

Während nämlich Burgunder und Westgothen, einzelne Nachzügler ausgenommen, auf einmal kamen und sich von ihren alten Wohnsitzen gänzlich losrissen, und bey ihnen, da sie zusammenhängende Volksmassen unter einer schon sehr entwickelten königlichen Gewalt bildeten, die über die Behandlung der Römer, so wie des römischen Grundbesitzes aufgestellte Regel mit einer gewissen Einfachheit vom Anfang an für das ganze Volk durchgeführt werden konnte, trennten sich die Franken von dem alten heimathlichen Boden nicht völlig los, sondern schoben nur ihre Enden weiter vor, und breiteten ihre Sitze immer mehr aus, ohne daß der Zusammenhang zwischen den neu erworbenen Ländern und ihrer Heimath am Mittel- und Niederrhein aufgehoben wurde. Sodann handelten die fränkischen Völkerschaften, welche sich auf gallischem Boden festsetzten, nicht gemeinsam, und die Niederlassungen erfolgten hier auch nicht gleichzeitig. Sie waren damals, als die hauptsächlichsten Landtheilungen mit den Römern Statt fanden, noch gar nicht durch ein gemeinsames Königthum unter sich vereinigt. Am wahrscheinlichsten setzt man dieselben bey den Saliern in die Zeiten des Königs Clodio und seiner Nachfolger bis Chlodwig (S. 422), bey den Ripuariern gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts, nachdem es in Folge mehrerer Kriegsunternehmungen des Aetius gegen die Franken am Mittelrhein im Jahre 432 zu einer gütlichen Uebereinkunft zwischen den

beyden Theilen gekommen, und die angeblich überwundenen Franken nun ausdrücklich in Frieden auf römischem Boden aufgenommen worden waren. Kurz nachher traten auch die Ripuarier als Hülfsvolk der Römer gegen Attila auf.

Die Völkerwanderung schließen im westlichen und südlichen Europa in gewisser Beziehung die Normänner und zwar zuerst mit der Einnahme eines beträchtlichen Landstriches im nördlichen Frankreich. Zwar gab es daselbst am Anfange des zehnten Jahrhunderts keine Römer im alten Sinne des Wortes mehr (S. 425); allein wie einst zwischen den Römern und Germanen, so wäre jetzt zwischen den Eingebornen, welche sich offenbar schon als Franzosen bezeichen lassen, und den normännischen Ankömmlingen eine Theilung der Grundstücke möglich gewesen, die aber nach der Ansicht des Hrn. V. nicht erfolgte. Die mit Hospitalität zu den alten Bewohnern verbundene Theilung, wie sie von den germanischen Völkern vorgenommen wurde, welche sich im fünften Jahrhundert in einem großen Theile des römischen Westreiches niederließen, war etwas ganz Besonders und hatte ihre eigenthümlichen völkerrechtlichen Ursachen. Wo die Germanen sonst zur Theilung eines eroberten Landes schritten, da thaten sie dieß im Großen und Ganzen, was denn auch in der Normandie der Fall war. Es konnte allerdings eine beträchtliche Anzahl der vorgefundenen Grundbesitzer bey dieser Austheilung des Landes an die Getreuen des Rollo verschont bleiben und nur mit Abgaben an den neuen Herzog belastet werden, was hauptsächlich in den Städten geschehen seyn dürfte; allein der Mehrzahl ward ein anders Loos zu Theil. Die Bewohner der an Rollo's Leute vertheilten Landstriche scheinen nämlich zu diesen in das Verhältniß von zins- und dienstpflichtigen Bauern mit bloß abgeleitetem Besitzrechte eingetreten zu seyn. Reichere Grundbesitzer der alten Bevölkerung behaupteten sich vielleicht als Vasallen jener neuen Seniores und wurden als Aftervasallen des Herzogs betrachtet (S. 427).

Bey der Ländertheilung, welche die Vandalen in Afrika vornahmen, erscheint als charakteristisch, daß zwischen ihnen und den frühern römischen Grundbesitzern keine Hospitalität entstand. Es wurde zwar nach einer Regel getheilt, aber nur unter den Eroberern allein; ein Recht der frühern Eigenthümer an Grund und Boden ward nicht anerkannt. In denjenigen Provinzen, welche der König unmittelbar für sich nahm, mochten wohl viele Römer auf ihren bisherigen Grundstücken sitzen bleiben; allein sie verloren das Eigenthum derselben und geriethen wenigstens theilweise in Unfreyheit oder andere Ministerialverhältnisse. Diese Erscheinung erklärt sich aus dem Verfahren der alten Germanen gegen ein unterworfenes Land. Das Recht der Eroberung gab bey ihnen, wie bey andern Völkern des Alterthums die Personen und das Eigenthum der Besiegten in die Hände des Siegers. Die Westgothen und Burgunder konnten diese völkerrechtliche Sitte des Alterthums nicht zu ihrer Richtschnur nehmen, weil bey ihnen nach der Form, in welcher sie die ihnen zuerst eingeräumten Provinzen erwarben, eine eigentliche Eroberung gar nicht Statt fand. Anders verhielt sich die Sache bey den Vandalen, welche das Land, das ihnen 442 bleibend abgetreten werden mußte, im vollen Wortsinne als Eroberer gewonnen hatten (S. 951). Die germanischen Völkerhaufen unter Odoaker aber nahmen nicht irgend einen großen, zusammenhängenden Landstrich weg, um ihn in einzelne Landloose zu zerschlagen, sondern theilten vielmehr die vorgefundenen einzelnen Grundstücke mit den römischen Besitzern (S. 459). Italien, diese Wiege der römischen Weltherrschaft, war dasjenige Land, in welchem der Untergang derselben am wenigsten in Form einer germanischen Eroberung erfolgte; Volkshaufen, welche sich daselbst bereits vorfanden, verwandelten sich nur aus Miethtruppen in Grundeigenthümer.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 3. April.

Nro. 67. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Aristophanes in seinem Verhältniß zu Sokrates. Ein Beytrag zur Würdigung des Dichters, von Johannes Zorn, königl. Pfarrer und Professor. Bayreuth 1845. 20 S. gr. 4.

Sokrates erscheint bey Aristophanes in einem ganz anderen Lichte, als bey Plato und Xenophon. H. Zorn hat zur Entscheidung der noch keineswegs auf eine allgemein überzeugende Weise gelösten Frage, was den Comiker veranlaßte, den weisesten Mann des griechischen Volkes mit dem beißendsten Spotte zu überschütten, durch die Abhandlung, welche er als Programm des Bayreuther Gymnasiums schrieb, einen schätzbaren Beytrag geliefert. Sokrates gab allerdings durch die Vernachlässigung seines Aeußern, sein sonderbares Einherschreiten in den Strassen, seinen mit seltsamer Wichtigkeit nach allen Seiten gerichteten Blick, durch seine körperliche Erscheinung, die mit der eines Satyrs verglichen wird, vielen Athenäern Anstoß, was selbst seine Freunde nicht in Abrede stellen (S. 13). Auch ahmten viele Schüler seine Eigenthümlichkeiten nach, und gingen vielleicht in dieser Beziehung noch weiter, als der Meister. Wie leicht geschah es, daß sie über den Aeußerlichkeiten die Hauptsache vergaßen, und durch Leerheit und Eitelkeit, durch ein verächtliches Herabsehen auf Andere nicht weniger beleidigten, als durch die übertriebene Ehrfurcht vor ihrem Lehrer (S. 7), welchen sie nur αὐτός nannten, dessen Bedeutung Jedermann ohne Weiters verstehen sollte. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man bey einigen auch die Zimmerfarbe in Folge der angestrengten geistigen Thätigkeit bemerkte, und man darf sicher behaupten, daß sie in körperlicher Beziehung den starken Männern, welche die Schlacht bey Marathon entschieden, nachstanden (S. 17). Viele Jünglinge verkehrten zu kurze Zeit mit Sokrates, als daß er auf ihre Bildung nachhaltig hätte einwirken können, andere suchten ihn nicht in der Absicht auf, um Geist und Gemüth durch seinen Unterricht zu veredeln, sondern bloß, um sich jene Fertigkeit in der Rede anzueignen, welche sie zur Durchführung ihrer Entwürfe für nothwendig hielten. Das Benehmen dieser Menschen, welche die große Menge von den ächten Schülern des Sokrates nicht unterschied, mußte diesem sehr viel schaden. Ferner war nicht jeder Zuhörer fähig, seine Lehren vollständig zu erfassen, was, abgesehen von anderen Umständen, schon die vielen Schulen beweisen, welche die Schüler des Sokrates stifteten. Die sonderbaren Auftritte und schlimmen Folgen, welche die einseitige oder verkehrte Auffassung seiner Ansichten herbeyführte, mußten bey vielen Bürgern eine höchst irrige Meinung von seiner Wirksamkeit erzeugen und diese in einem sehr gehässigen Lichte erscheinen lassen. Man warf ihm vor, daß er an die Götter nicht glaubte, welche der Staat

verehrte (S. 14). Zu den Thoren, welche in ihrem Herzen sprechen: „Es ist kein Gott", gehörte Sokrates allerdings nicht (S. 18.); daß er aber dem Glauben seiner Mitbürger nicht huldigte, ist bekannt. Gewiß wollte er die Jugend nicht verführen (S. 15), wie ihm seine Feinde vorwarfen, sondern in jeder Hinsicht veredeln; aber gleichwohl geriethen Jünglinge ohne seinen Willen durch die falsche Auffassung oder schlechte Anwendung dessen, was sie in seiner Nähe lernten, auf Abwege. Die hohe Meinung, welche sie von sich und ihren Kenntnissen hatten, mochte zu mancher unnatürlichen Scene im Familienleben Veranlassung geben, und es konnte deßhalb leicht der Wahn entstehen, als ob Sokrates zur Mißhandlung der Aeltern mit klaren Worten aufforderte (S. 15). Die Fertigkeit in der Dialektik, welche bey ihm eine höchst wichtige Bestimmung hatte, benützten gewiß bey der damaligen Lage der Verhältnisse manche zu ganz andern Zwecken, und so mochten viele Athenäer glauben, daß Sokrates seine Zuhörer zu Schönrednern, Schwätzern und Rechtsverdrehern heranbilde, was ihm durchaus ferne lag. Es kann nicht befremden, daß einige derselben die Ringschulen verließen, und die Barbierstuben und Buden in der Nähe des Marktes, wo die Neugierigen zusammenkamen, und sie durch ihre Gewandtheit im Reden die Augen auf sich ziehen konnten, mit besonderer Vorliebe aufsuchten. Auch wendeten leichtfertige Jünglinge gewiß die Kunst, einer schwächern Sache den Sieg über eine stärkere zu verschaffen, welche sie bey Sokrates erlernten, nicht selten auf eine für das Gemeinwesen höchst nachtheilige Weise an (S. 17).

Die Verhältnisse Athens waren damals nicht die besten. Die Faulniß der innern Zustände, welche Perikles eine Zeit lang verbarg, trat bald nach seinem Tode in ihrer ganzen Gräßlichkeit hervor (S. 12). Die Demagogen, welche seine Stelle einnahmen, hatten nur sich und die Erhöhung ihres Ansehens im Auge und suchten diesen Zweck auf jede Weise zu erreichen. Die angesehenen Bürger wurden verdächtigt und durch allerley Ränke entfernt. Das Volk, welches in der Ekklesia unumschränkter Herr zu seyn sich dünkte, war ein Spielball der groben und feinen Leidenschaften seiner Führer. Wie im Innern die schrankenlose und ungezügelte Demokratie den Staat seinem Verfalle entgegenführte, so wirkte von Außen der unglückliche Krieg, welcher zur Auflösung oder Veränderung der frühern Verhältnisse wesentlich beytrug, auf die Sitten höchst nachtheilig ein. Während Sokrates Sparta für das Ideal eines Staates hielt, war Aristophanes seinem ganzen Wesen nach ein ächter, vollblütiger Athenäer (S. 17), ein erklärter Feind der frechen Volksherrschaft (S. 11), der zügellosen Demokratie, welche in seiner Zeit ihren Höhepunkt erreicht hatte. Nach Außen wollte er den Frieden, und als das einzige Mittel zur Heilung der Wunden, an welchen Athen blutete, betrachtete er die Rückkehr zum religiösen Glauben und den einfachen Sitten der Ahnen (S. 12). Die Erinnerung an die alte Größe seiner Heimath gewährte ihm bey dem Jammer der Gegenwart lindernden Trost, und je trauriger seine Zeit, je größer ihre Verdorbenheit war, desto sehnsuchtsvoller blickte er auf die Vergangenheit zurück, und die Tage von Marathon und Salamis seinem Volke wieder zu bringen, galt ihm als das erhabenste Ziel seiner dichterischen Bestrebungen. Durch die Schüler des Sokrates schien ihm nicht bloß das Familienleben, sondern auch die Religion, die Grundlage der öffentlichen Glückseligkeit, gefährdet zu seyn. Die schlimmen Folgen, welche theils die Kurzsichtigkeit und Geistesschwäche vieler Schüler des Sokrates, theils die verkehrte Anwendung oder der Mißbrauch, welchen sie von seinem Unterrichte machten, theils der schlechte Wandel, welchen andere führten, veranlaßte, legte er in seiner Befangenheit dem Mei-

ster zur Last. Selbst seine persönlichen Eigenthümlichkeiten erfüllten ihn mit Unwillen, und sie erschienen ihm wegen der demokratischen Verfassung Athens ungleich nachtheiliger, als uns in monarchischen Staaten die Schwächen großer Männer, welche bey der eigenthümlichen Beschaffenheit unserer bürgerlichen Verhältnisse zumeist nur auf den engen Kreis ihrer nächsten Umgebung verderblich einwirken. Diese Umstände bestimmten also den Dichter, die Persönlichkeit und das System des Sokrates, durch welches er die Wohlfahrt seiner Heimath bedroht glaubte, mit allen ihm zu Gebote stehenden Waffen anzugreifen, und für die alten Götter und alles Herrliche und Große, das nach seiner Ansicht mit ihrer Verehrung zusammenhing, einen Kampf auf Leben und Tod zu bestehen (S. 20), durch welchen er dem edlen Weisen mehr schadete, als seine Ankläger. Die Verdienste, welche sich Sokrates um Athen erwarb, konnte Aristophanes bey der einseitigen und verkehrten Auffassung der Wirksamkeit desselben nicht erkennen. Uns erscheint Sokrates in einem ganz andern Lichte, als ihm. Gerade das, was er ihm besonders zur Last legte, daß er die Auflösung des alten Götterglaubens einleitete, gibt demselben seine welthistorische Bedeutung. Wir brauchen ihn hier gegen die ungerechte Behandlung, welche er durch Aristophanes erfuhr, nicht zu vertheidigen. Diesen Freundschaftsdienst haben ihm Plato und Xenophon, die es am besten gekonnt, bereits erwiesen, und die dankbare Nachwelt stellt sich bey seiner Beurtheilung auf einen richtigern Standpunkt, als manche seiner Zeitgenossen.

Uschold.

Die Germanischen Ansiedlungen und Landtheilungen in den Provinzen des Römischen Westreiches 2c.

(Schluß.)

Die Eroberung der Ostgothen richtete sich allerdings zunächst nur gegen Odoaker und seine Schaaren. Sie sprachen nur das Drittel der Grundstücke an, welches diesen zugewiesen war; allein in der Ausführung gestaltete sich die Feststellung des neuen Besitzstandes doch überwiegend als wirkliche Theilung zwischen Gothen und Römern (S. 471), da ein bloßes Einrücken in die herulischen Landloose schon durch die Verschiedenheit in der Zahl der in beyden Fällen vorhandenen Völkermassen unmöglich gemacht werden mußte. In so ferne sich hier und da Ueberreste der Anhänger des Odoaker erhielten, mögen dieselben wohl größtentheils in colonenartigen Verhältnissen auf den Landloosen der Ostgothen, vielleicht auch römischer Grundbesitzer fortgelebt haben, Einzelne wohl auch im Besitze ihres freyen Grundeigenthums geblieben seyn; übrigens erfolgte die Ackervertheilung sicherlich nach bestimmten Grundsätzen und mit Ordnung und Gesetzmäßigkeit.

Auch bey den Longobarden in Italien lag in ähnlicher Art, wie bey den Vandalen in Afrika, eine Eroberung vor (S. 514). Das Westreich war schon lange untergegangen, und von einer Abtretung des Landes zur Theilung mit den Eingebornen, welche von Seite des byzantinischen Hofes erfolgt wäre, wissen die Quellen nicht das Geringste. Rücksichten auf besondere Schonung der römischen Bevölkerung gab es also hier nicht, wenigstens nicht in der ersten Zeit, und daraus erklärt es sich, warum das Recht des Siegers, wenn auch nicht überall auf gleiche Weise, in Anwendung gebracht wurde. Als nach einer mehrjährigen Vielherrschaft das Königthum wie-

der hergestellt ward, war damit unverkennbar die Einführung einer neuen Ordnung und Regel in Bezug auf das Verhältniß beyder Völker zu einander verbunden. Fünfzehn Jahre lang dauerte bereits der Aufenthalt der Longobarden in Italien, als dieselben zur Begründung dieses neuen Rechtszustandes schritten (S. 514). Während dieser Zeit mochte sich wohl der Drang der ersten Eroberung etwas gemäßigt haben, und die Vermuthung, daß bey dieser Gelegenheit eine wirkliche Landtheilung vorgenommen wurde, indem die Sieger es für gerathener hielten, die römische Bevölkerung mit gewissen bürgerlichen Rechten, namentlich einem bestimmten Grundeigenthum, neben sich bestehen zu lassen, hat ziemlich viel Wahrscheinlichkeit für sich; übrigens kommt man hier über Vermuthungen nicht hinaus, und auch über das zu Grunde gelegte Quotenverhältniß ist nichts bekannt. In Britannien scheint römisches Leben hauptsächlich nur in den Städten und Castellen verbreitet gewesen zu seyn, während sich auf dem platten Lande britisch-celtisches Volksthum ziemlich unverändert erhalten hatte (S. 539 fg.). Nachdem es zum wirklichen Kriege zwischen den Briten und Angelsachsen gekommen war, trat eine Besitznahme des Landes durch diese ganz nach dem Rechte der Eroberung ein. Die Autorität des römischen Namens kam den Besiegten hier nicht zu Statten; im Gegentheile scheint alte Stammfeindschaft zwischen Walen und Germanen eher zum Nachtheil der Ersteren gewirkt zu haben. Die Sieger nahmen das gesammte Landeigenthum für sich in Anspruch, ohne den Besiegten in Masse ein Recht auf gewisse Quoten ihres bisherigen Grundbesitzes einzuräumen. Eine Folge dieses Verfahrens war, daß sich die Mehrzahl der Briten aus den angelsächsischen Theilen des Landes in die westlichen und südwestlichen Gebiete zurückzog, während für die wenigen in den östlichen Gegenden etwa zurückbleibenden Ueberreste meistentheils nicht bloß Grund und Boden, sondern auch die persönliche Freyheit verloren ging. Daß die Angelsachsen unter sich selbst eine regelmäßige Landtheilung vornahmen, darf man mit Bestimmtheit behaupten. Wie sie aber dabey verfuhren, und in wie ferne der Unterschied der Stände auf das Maaß der dem Einzelnen zugetheilten Land-Quoten einen gewissen Einfluß übte, läßt sich nicht ermitteln. Als später die Normänner kamen, wurde das französische Lehnwesen auch in England allgemein eingeführt und der größte Theil des Landes unter die normännischen Barone vertheilt. Verschiedene Mitglieder des angelsächsischen Adels wurden zwar, so lange sie sich ruhig verhielten, von Wilhelm in ihren Besitzungen gelassen, aber sehr viele fanden in Gefangenschaft, andere in der Verbannung ihren Untergang oder wurden wenigstens ihrer Besitzungen beraubt. Ja, selbst wo der König als Beschützer der Angelsachsen auftreten wollte, konnte er den normännischen Großen gegenüber oft seinen Willen nicht durchsetzen.

Die letzten drey Abschnitte näher zu betrachten, verbieten uns die dieser Anzeige bestimmten Grenzen. Wir schließen dieselbe mit der Ueberzeugung, daß, wenn auch manche Ansichten des gelehrten Hrn. Verf., besonders in Bezug auf die Abhängigkeit der ersten germanischen Reiche von Rom und Byzanz, sich wohl kaum halten dürften, doch die vielen Verdienste, welche er sich durch Aufhellung mancher dunklen Punkte und die umsichtsvolle Darstellung eines sehr wichtigen und interessanten Gegenstandes erworben hat, überall die verdiente Anerkennung finden werden.

Uschold.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1847 Nr. 8.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 6. April.

Nro. 68. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung vom 29. März 1847.

Der Herr Vorstand der Akademie, Staatsrath Frhr. v. Freyberg, eröffnete die Sitzung mit folgender Rede:

Unendlich Vieles vermag zwar auch der einzeln stehende zu Stande zu bringen, und nur sehr beschränkte Hilfsmittel standen oft denjenigen zu Gebot, welchen wir die wichtigsten Entdeckungen auf dem Gebiete der Wissenschaften zu danken haben. Wenn aber erwogen wird, daß bei dem überschwänglichen Zuströmen des Stoffes das Bedürfniß solcher Hilfsmittel immer dringender wird, daß die einzelnen Wissenschaften in Folge der ihnen einwohnenden Anziehungskraft sich in ihrem Fortschreiten immer näher rücken, daß das Bewußtseyn eines Gemeinsamen, sie alle Verbindenden in dem Maaße ihrer allseitigen Entfaltung immer lebendiger wird — so treten die Vortheile von Vereinen zu einer gemeinschaftlichen Pflege der Wissenschaften gewiß überzeugend hervor. Das Bestehen einer solchen Ueberzeugung findet denn auch in der sich jährlich mehrenden Zahl neu entstehender Gesellschaften dieser Art in allen Theilen der Welt ihre Bestätigung. Aus der Vervielfachung solcher, durch das Bedürfniß einer Vertheilung der Arbeitskräfte in das Leben gerufener Vereine ist auch für unsere Akademie die Anforderung eines lebendigen und stetigen Verkehres mit den ihr gleichartigen Anstalten, und eines möglichst schnellen Austausches der wechselseitigen Forschungsergebnisse nur eine um so größere geworden. Dieselbe hat daher in dem Verlaufe des seit der letzten Feyer ihres Stiftungstages abgewichenen Jahres es nicht an Eifer fehlen lassen, diesem Verkehre die thunlichste Ausdehnung zu geben, und sie hat sich hiebey nur um so mehr in der Ueberzeugung bestärkt, wie es nur auf diesem Wege möglich sey, sich namentlich in dem Gebiete der Naturwissenschaften bey jener Uebersichtlichkeit zu behaupten, und jener Anregung zu weitern Folgerungen aus neuern Entdeckungen theilhaft zu bleiben, durch welche der eigene Fortschritt so wesentlich bedingt ist.

Von dieser Erwägung geleitet hat die Akademie, welcher im verflossenen Jahre die auswärtigen Mitglieder Willems in Gent, Bessel in Königsberg, Lupin in Illerfeld, Giovanelli in Trient durch den Tod entrissen worden sind, auch nicht gesäumt sich auf dem Wege ihres Wahlrechtes solche Männer des Auslandes als neue Mitglieder zuzugesellen, welchen um ihrer eminenten Verdienste willen eine solche Huldigung geziemend schien, und von welchen sie ein freundschaftliches Mitwirken zu ihren Aufgaben erwarten zu dürfen glaubte. Ihre Wahlen fielen in diesem Jahre auf die Herren Welcker in Bonn, Schumacher in Altona, Chmel in Wien, le Roy d'Etioles und Ozanam in Paris, Asa Gray in Nordamerika, Eschwege in Lissabon, Guyon in Algier, Zippe in Prag und Ankershofen in Klagenfurt. Durch den Zuwachs ihrer Aufgabe, besonders bey der physikalischen und historischen Klasse, in welch' letzterer Beziehung

namentlich die Ausarbeitung eines historisch topographischen Lexicons für Bayern in Aussicht steht — hat sich die Akademie noch weiter veranlaßt gefunden, durch die Wahl der Herren Adjunkten Vogel und Roth, der Herren Pettenkofer und Buchner, dann der Herren Föringer und Walther zu außerordentlichen Mitgliedern, und des Hrn. Gerstner in Ingolstadt zum Correspondenten, ausgezeichnete Männer des Vaterlandes zu einer stetigen Theilnahme an ihren Arbeiten zu berufen. Dagegen hat sie den durch den Tod herbeygeführten Verlust zweyer ihr besonders werther Genossen, des Hrn. Hoppe in Regensburg, und jüngst erst des ordentlichen Mitgliedes, Geistl. Raths Hortig, zu betrauern, welchen sie eine besondere Gedächtnißfeyer darzubringen sich vorbehält.

Was das innere Gebiet unsers Wirkungskreises betrifft, so sind wir redlich bemüht geblieben den Anforderungen die an uns zu stellen sind, in dem Verhältnisse der dargebotenen — Dank der königlichen Fürsorge sich stets mehrenden Hilfsmittel Genüge zu leisten. Bezüglich des literärischen Ergebnisses unserer Arbeiten dürften die auch in dem abgewichenen Jahre durch den Druck bekannt gemachten akademischen Schriften das Publikum von selbst in den Stand setzen, sich über das was auf diesem Wege für die Wissenschaft in Zugang gekommen ist, ein Urtheil zu bilden. Und zwar um so mehr, als namentlich in unserer gelehrten Zeitschrift auch die in unsern Klassensitzungen über so viele wissenschaftliche Fragen erstatteten Vorträge, zur öffentlichen Kenntniß gebracht worden sind.

Doch bey einem Institute welchem durch seine innige Verbindung mit dem Lehramte, durch die seinen Mitgliedern anvertraute Verwaltung der wissenschaftlichen Schätze des Reiches, noch nebenher ein so wichtiger Wirkungskreis eröffnet ist, kann ja die Bethätigung seines Berufes wohl nicht in der Zahl schriftlicher Ausarbeitung, oder erstatteter Gutachten über einzelne wissenschaftliche Probleme gesucht werden. Sein größerer Werth und Einfluß wird immer nur nach dem Geiste in dem es zu wirken, nach dem Standpunkte den es seiner Zeit gegenüber zu behaupten bestrebt ist, zu bemessen seyn. Und so dürfte es der Natur der Tagesfeyer die wir heute begehen nicht unangemessen seyn, mit wenigen Worten auf die Natur und das Maaß der an uns zu richtenden Forderungen zurückzukommen, und durch eine zeitweise Verständigung hierüber mit dem größeren Publikum die Anhaltspunkte für eine gerechte Würdigung unserer Aufgabe zu befestigen.

Mehrmal ist die Stellung und Beziehung unsers Institutes zu dem Lande und seiner Regierung eine veränderte geworden, seitdem dasselbe heute vor 88 Jahren durch die edle Ungeduld, durch den fast ungestümen Drang einiger der feurigsten Patrioten nach einem höheren Aufschwunge der Intelligenz, nach rühmlichen wissenschaftlichen Unternehmungen, in das Leben gerufen wurde. „Belehrung und Verbreitung von Kenntnissen" war sein damals ausgesprochener Zweck, und da es aus einem wahren Volksbedürfnisse hervorgegangen war, da es sich der Anerkennung des Fürsten so wie des Zutrauens des Publikums zu erfreuen hatte, da es selbst durch den Widerstand, den es von mancher Seite gefunden, nur zu größerer Energie sich gereizt sah, so blieb es auch seiner Aufgabe gewachsen bis es von der vorwärts stürmenden Zeit überholt wurde. Nicht so vortheilhaft waren die Verhältnisse unserer Akademie beschaffen, als dieselbe im Jahre 1802 ihr zweites Stadium beschritt. Ungeheuere politische Ereignisse hatten sich zwischen eingedrängt; Bayern war zu einem Staate erwachsen, dessen Regierung sich berufen halten durfte der entzündeten Ruhmbegierde der Nation auch durch glänzende Schöpfungen glänzender innerer Anstalten Befriedigung darzubieten. Dabey war aber auch in dem geistigen Reiche eine Bewegung und Gährung eingetreten, die noch so viel Problematisches hatte, daß auf das ruhige Gedeihen, auf den sichern Erfolg irgend einer Maaßnahme nicht wohl gerechnet werden konnte. Diese damalige Zeit-Beschaffenheit mußte nothwendig ihren Einfluß auch auf unser Institut behaupten, und wenn man daher auch dem was von demselben in seinem zweyten 20jährigen Stadium im Einzelnen geleistet wurde, die volle Anerkennung, dem Staate für die liberale Ausstattung desselben den vollen Dank nicht vorenthalten darf, so können wir uns doch nicht verhehlen, daß man dem Bedürfnisse vorausgeeilt war, daß man Dinge vorausgesetzt, auf

Elemente und Sympathieen gerechnet hatte, die sich in der Wirklichkeit nicht gegeben fanden. Andererseits hatte man nach der Richtung der Zeitpolitik der Akademie zu vorwaltend den Charakter einer Staatsanstalt im engeren Sinne des Wortes gegeben, und es sohin auch an jener dem Institute zu gewährenden Freyheit ermangeln lassen, sich durch eigene Wahl seiner Mitglieder fortwährend zu verjüngen.

So war es denn der glorreichen Regierung König Ludwigs vorbehalten, unserer Akademie bey der Einführung in ihr drittes Stadium nicht nur jene innere Unabhängigkeit und Wahlfreyheit zu gewähren, durch welche die Erstarkung eines wahren Gemeingeistes bedingt ist, sondern auch durch die innige Verbindung derselben mit der hiesigen Hochschule, ihr die Bahn zu einem fruchtbareren Einwirken auf das Staatsleben zu öffnen. Die Akademie sollte von nun an ein unter dem besonderen Schutze des Staates stehender Verein seyn, dessen Mitglieder ihre Kräfte der Pflege und Förderung der Wissenschaften aus freyer Liebe zu denselben, und aus lebendiger Ueberzeugung von der Wichtigkeit ihres Einflußes auf das Leben zu weihen berufen sind. Keineswegs findet sich hiebey die Akademie eines nähern, unmittelbaren Verkehres mit dem Staate, von dem sie sich an die Spitze der Bildungsanstalten gestellt sieht, entäußert. Denn nicht nur hat sie ihre Kräfte wissenschaftlichen Unternehmungen, die die Mittel des einzelnen übersteigen zuzuwenden; sondern ihre Thätigkeit wird in dem Maaße, als die wissenschaftlichen Theorien sich täglich mehr in das praktische Leben hereingezogen finden, auch von dieser Seite her immer lebendiger in Anspruch genommen. Doch was ihr immer und überall nur als ihr höchstes Ziel vorzuschweben hat, liegt in dem uneigennützigen Streben die Wissenschaften zu pflegen weil sie das Gemeingut aller gebildeten Welt sind, in dem Bestreben durch die Förderung einer tieferen geistigen Kultur, die ja allen Lebensgütern erst ihren wahren Werth zu geben hat, auf die gesammten Interessen des Vaterlandes und das bürgerliche Leben überhaupt wohlthätig zurückzuwirken.

Ist auch in dem Deutschen die reine Liebe zu den Wissenschaften um ihrer selbst willen eine überschwängliche, findet er auch in dem Anschauen eines großen Zusammenhanges und geistigen Bandes derselben allein schon eine höchste Befriedigung, so muß doch auch bey uns die Anziehungskraft des Wissens auf die That und das Leben sich in ihrem Rechte geltend machen; und wenn es wahr ist daß die Denkart durch die Lebensart, die Gesinnung durch die Handlung bestimmt wird, so wird sich auch bey uns jene Rückwirkung einer anscheinlich nur der Speculation zugekehrten wissenschaftlichen Anstalt auf die Interessen des Gemeinwesen, in seiner vollen Bedeutung behaupten.

Fassen wir hiebey die Beschaffenheit der Gegenwart in das Auge, so dürfte freylich mit der Bedeutung auch die Schwierigkeit der bezeichneten Berufsaufgabe sich nur um so größer herausstellen. Ist ja doch der Geist des Forschungsbetriebes schon seit längerem in so mancher Beziehung von der wahren Richtung und Haltung abgewichen. Schon vor zehn Jahren ist in diesem Saale von einem Manne dem eine competente Stimme hierüber wohl zugestanden werden muß, bittere Klage erhoben worden über den Mangel an selbstischem Halte und innerer Ruhe der Forschung, an Sicherheit des Standpunktes und Bestimmtheit des Zieles, über die Verbreitung eines antihistorischen Sinnes und egoistischen Selbstvertrauens, durch welchen der Verlaß auf die Stetigkeit und Nachhaltigkeit so sehr geschwächt wird; auch darüber, daß an die Stelle der Schulen der Gelehrsamkeit des Alterthums ein Treiben der sich überschätzenden Individuen, an die Stelle umfassender, gründlicher Werke rhapsodische Erzeugnisse kecker Geister, daß, wie er sich bildlich ausgedrückt, an die Stelle der Folianten magere Journalhefte getreten sind. Hat nun wohl seit diesem Decennium die innere Ruhe und der rechte Ernst der Forschung mit der Fülle des ihr mittlerweile zugeströmten Stoffes gleichen Schritt gehalten? Hat — um an dem Einzelnen die Probe zu ziehen — das Urtheil der Historiker sich schon so allgemein zu ethischer Würde und Unbefangenheit erhoben die seine heiligste Pflicht ist? Haben die Ergebnisse der philosophischen Speculation eine um so viel positivere, christliche statt heidnische Natur gewonnen? Finden wir die Naturforschung schon so ganz nur der Ehre Desjenigen

zugewendet der alles Leibliche geschaffen hat? Ist anderseits, um auf die Zustände der Zeit überzugehen, der Drang nach einer Umwandlung des Bestehenden, das Streben in das Schrankenlose und in die Emancipation weniger ungestüm? Ist die Gefahr ob des maaßlosen Begehrens nach dem Genuße materieller Lebensgüter die Pflege der geistigen Bildung zu verabsäumen, und damit einer zweyten geistigen Barbarey entgegen zu gehen, schon so ganz beseitigt? Ist nicht vielmehr eine klare und ruhige Weltanschauung, eine tiefere Erkenntniß und besonnene Würdigung des wahren Zeitbedürfnisses nicht gerade das woran es noch sehr zu gebrechen scheint? Und ist wohl der rechte Gebrauch einer größern äußeren Freyheit — also gerade das worauf es unserer Zeit am meisten ankommen will — jetzt weniger durch das Maaß einwohnender Weisheit bedingt, die allem menschlichen Streben erst die wahre Richtung zu geben hat? Und auf welchem Wege, als auf dem einer ernsten und eifrigen Pflege und Entfaltung jener vitalen, wiederherstellenden Kraft, die in den Wissenschaften liegt, den menschlichen Geist immer wieder auf das ewig Wahre zurückzuführen — ist wohl jene Verbreitung und Vertiefung wahrer menschlicher Bildung zu erzielen, durch welche eine wahre Vervollkommnung unsers gesellschaftlichen Zustandes bedingt ist?

Nun liegt freylich die Urquelle menschlicher Bildung und Vervollkommnung in einer Region, die über den Bereich unseres Wissens hinausgeht, das ja sein Licht selbst nur von dorther zu empfangen hat; und ist der höchste Werth der Wissenschaften zuletzt doch nur nach dem was sie zur Erkenntniß der göttlichen Dinge beytragen, zu bemessen. Aber sie sind und bleiben berufen Träger und Vermittler jenes Lichtes, und damit auch Vermittler einer Humanität zu seyn, welche jene des heidnischen Alterthums in dem Maaße überbieten soll, als eine Menschheit die ihren Gott gefunden, höher steht, als jene, die ihn erst zu suchen hatte.

Ich habe es versucht, in diesen der Feyer des Tagesfestes gewidmeten Worten den Beruf der Männer der Wissenschaft, in Rückblick auf das Bedürfniß der eigenen innern Restauration des wahren Forschungsgeistes und seiner Richtung nach Oben sowohl, als auf die Anforderungen die das Leben und unsere Zeit an die Wissenschaft stellt, wenigstens anzudeuten. Je ernster sich aber dieser Beruf herausstellt, je freudiger haben wir zugleich des Tages zu gedenken, der den Ausgangspunkt einer Laufbahn bezeichnet, die einer Ruhmbegierde, einem Wetteifer der edelsten Natur geöffnet wurde, indem er einen Verein in das Leben gerufen, dem in der Pflege der geistigen Cultur, die als das höchste Gemeingut aller gebildeten Völker zu betrachten ist, eine so schöne Aufgabe zu Theil wurde. Wie könnte ich aber wieder diesen Worten einen würdigern Schluß geben, als indem ich mit dem Ausdruck des Dankes gegen einen Monarchen der uns seinen Schutz und die Mittel gewährt einer solchen Aufgabe nachzukommen, das Angelöbniß verbinde unserem Beruf in seinem Sinne, und mit jener innigen Liebe der Wahrheit nachstreben zu wollen, die sich dem Verstande beygesellen muß, wenn das Wissen wahre Früchte des Lebens bringen soll.

Hierauf las Hr. Professor Phillips, ord. Mitglied der historischen Classe, die Festrede:

Ueber die Ordalien bey den Germanen in ihrem Zusammenhange mit der Religion,

welche bereits im Druck erschienen ist.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1847. Nr. 9.

Gelehrte Anzeigen.

München. Herausgegeben von Mitgliedern 7. April.

Nro. 69. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Nachtrag zu der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 13. Februar 1847.

Herr Akademiker Dr. Schafhäutl berichtet:

Ueber den bey Schönenberg Landgerichts Burgau gefallenen Meteorstein und sein Verhältniß zu den im mineralogischen Kabinete der Akademie der Wissenschaften befindlichen Aerolithen. —

Man theilt die Meteorsteine gewöhnlich in zwey Classen; in solche nämlich, welche metallisches Eisen enthalten, und in solche — die seltneren — ohne metallisches Eisen.

Diese Eintheilung ist unnatürlich; denn es fallen da Steine von sehr verschiedener Structur in eine Classe zusammen.

Naturgemäßer ist es, die Meteorsteine in
leicht schmelzbare und
schwer schmelzbare
einzutheilen, wie wir sogleich darthun werden; denn da zeigt uns schon der bloße Anblick, in welche Classe sie gehören.

Alle Meteorsteine, so wie sie aus der Luft fallen, sind mit einer Kruste überzogen, durch einen Sinter- oder Schmelzprozeß erzeugt.

Diese Kruste muß in einer sehr starken Weißglühhitze entstanden seyn, wie sie sich an der Spitze der blauen Löthrohrflamme findet.

Alle Meteorsteine, welche an dieser Stelle leicht zu einem dunkelbraunen Glase schmelzen, sind auch in derjenigen Gestalt, in welcher wir sie finden mit einer glänzenden, glasigen, schwarzbraunen Kruste umgeben und bilden also unsere erste Classe. Dahin gehört vor allen der Meteorstein von Stannern.

Alle, welche vor dem Löthrohr nur braun werden und zusammensintern, sind auch im natürlichen Zustande nur mit einer unebenen, matten, schwarzbraunen Kruste überzogen. — Diese gehören in die zweite Classe und dahin müssen wir auch unsern neuen Ankömmling setzen, welcher uns zu den gegenwärtigen Betrachtungen veranlaßt hat.

Alle Meteorsteine sind gleich dem Granite bloß ein Gemenge von mehreren körnigen oder auch krystallinischen Fossilien, die neben und zwischen einander gelagert sind. — In jedem Meteorstein finden sich wenigstens zwey Silicate, deren Basen Magnesia, Thonerde und Kalkerde, Kali und Natron, Eisenoxyd, Manganoxyd, Nickeloxyd und Chromoxydul sind. —

Das eine dieser Silicate hat man für Leucit gehalten, andere scheinen es für Feldspath erklärt zu haben. — Es ist jedoch aller Wahrscheinlichkeit gemäß keines von beiden; denn Salzsäure greift diesen Gemengtheil schon in den ersten Stunden der Einwirkung am meisten an, bildet bey längerem Stehen auch mit dem ungepulverten Mineral eine Gallerte, und vor dem Löthrohre färbt es sich zuerst durch-

sichtig bierroth, dann dunkelbraun und schmilzt zuletzt zu einer glasigen Kugel. Nach Behandlung mit Salzsäure fand ich jedoch, was der Beobachtung bisher entging, daß die Meteormasse die Eigenschaft, vor dem Löthrohre sich zu färben und zu schmelzen, verloren hatte.

Berzelius glaubt darin basischen Olivin zu erkennen, der übrigens in der Natur nicht existirt, und in jedem Falle eine andere Farbe besitzen würde. Ein zweytes Silicat findet sich beygemengt, das im Feuer am längsten unverändert bleibt und von Säuren nicht angegriffen wird; es hat ein strahliges, büschelförmiges Gefüge. Man hält es seiner Farbe halber für Olivin, obwohl ich nicht glaube, daß es diese Zusammensetzung besitze.

Dieses Mineral ist bey Meteorsteinen der ersten Classe häufig durch ein anderes Silicat vertreten, das die Farbe und Spaltungsform des Zoisits oder Kalkepidot's besitzt.

Zwischen diesen weißen, körnigen und graubräunlichen oder grünlichen, zur Form des Meteorsteines zusammengebackenen Fossilien finden sich Phosphor- und Schwefelmetalle nebst wahren Metalllegirungen eingesprengt, unter welchen eine Legirung von Eisen als die hervorragendste erscheint. Sie ist nahezu silberweiß, glänzend, das sogenannte Meteoreisen bildend, welches gewöhnlich noch mit fünf anderen Metallen verbunden ist, nämlich mit Kupfer, Zinn, Kobalt, Nickel und Mangan. Zugleich finden sich dazu Magnesium, Schwefel, Phosphor und Kohle in derselben Verbindung. An diese Legirung schließt sich das Schwefeleisen an in verschiedener atomistischer Zusammensetzung.

Es giebt sich unter dem Mikroskope schon durch sein eigenthümliches Ansehen und seine würfliche, oft von Contractionsrissen durchzogene, der Form krystallisirten Gußeisens gleichende Gestalt zu erkennen.

Diese Schwefelverbindung besteht nicht immer, wie Berzelius meint, aus einfach Schwefeleisen, dieses ist nur dann der Fall, wenn sich bey Uebergießung mit Salzsäure, Schwefel-Wasserstoffgas entwickelt.

Im Meteorstein von Ensisheim im Elsaß z. B. fand ich eine Verbindung von Schwefeleisen mit Schwefelkupfer, die erst von kochender Salzsäure zerlegt wird.

Im Meteorsteine von Stannern fand ich Chromeisen mit Nickelgehalt, eine Verbindung, die nicht auf den Magnet wirkt, und nicht einmal im heißen Königswasser aufgelöst wird.

Klaproth hat sie nicht angegeben. Oft findet sich auch würflicher Magneteisenstein in den Meteorsteinen.

Ob sich die Radicale von Kalk, Bittererde, Thonerde wirklich in den Meteorsteinen vorfinden, wie sie Ritter von Holger im Meteorsteine von Wesely angibt (Baumgärtners Zeitschrift, neue Folge I. pag. 247), bedarf erst einer genaueren Untersuchung.

Zählen wir alle diese Bestandtheile zusammen, so finden wir, daß in den Meteorsteinen beinahe ein Drittel aller bekannten einfachen Körper vorkommt.

Von den fünf Meteorsteinen des Kabinets der Akademie gehören zur ersten Classe:

Der Meteorstein von Stannern in Mähren.

Am 22. May 1808 Morgens nach $5\frac{1}{2}$ Uhr vernahm man in einem Umkreise von 8 — 10 Meilen einen starken Knall, dem mehrere schwächere Schläge, hierauf ein starkes Rollen, Brausen und Pfeifen folgte, das gegen 8 Minuten anhielt. Um Stannern trat bey heiterem Himmel zur selben Zeit plötzlich ein starker Nebel ein, der gegen 4 Stunden anhielt. Eine Meile westlich von Stannern und eben so nördlich auf 4 bis 5 Meilen von diesem Orte, an der böhmischen Grenze, bemerkte man jedoch die Feuerkugel, welcher die Steine ihren Ursprung verdankten. Sie war etwas kleiner als der Mond, funkensprühend, mit einem kettenartigen Schweife und nahm ihren Weg von Nordost nach Südwest. Die Feuerkugel, successiv zerplatzend, ließ auch in dieser Richtung die Steine fallen, die zuerst größer, zuletzt kleiner waren.

Manche dieser Steine schlugen, je nachdem sie einen größeren oder kleineren Winkel während ihres

Falles mit dem Horizont bildeten, bis zu 2 Fuß tief in den Boden, oder drangen kaum in denselben ein. Die Steine sind von einem sehr lockern porösen Gefüge. Ihr specifisches Gewicht ist 3 kaum übersteigend.

Auf dem Bruch erscheinen sie staubig matt, Dolerit ähnlich, graulich-weiß, feinkörnig.

Unter dem Mikroskope zerfällt der Stein in ein weißes nadelförmiges krystallinisches Gefüge, zwischen welchem sich eine dunkelschwarzbraune, körnige Masse befindet, die nach meinen Untersuchungen eine Verbindung von Eisen und Chrom mit etwas Kohle und Schwefel ist. Es findet sich keine metallische Legirung darin eingesprengt, und deßhalb wirkt der Stein auch nicht auf den Magnet.

Von Salzsäure wird er nur unbedeutend angegriffen, und sie löst auch kochend nur etwas Thonerde mit einer Spur von Eisen auf.

Vor dem Löthrohre schmilzt er unter allen Meteorsteinen am leichtesten zu einem schwarzen vollkommenen Glase.

Während des Glühens färbt sich die weiße strahlige Masse erst im Zusammensintern mit der Eisenverbindung und schmilzt zuletzt.

Der Meteorstein ist demgemäß auch von einer vollkommen glasigen glänzenden Rinde umgeben, die auf der Oberfläche ästig und runzlig mit wahren Trennungsrunzeln, wie ich sie nennen möchte, bedeckt ist, worauf wir später zurückkommen werden.

Daß diese glasige Rinde im Anfange weich, abfärbend gewesen sey, und wie Wagenschmiere an den Fingern geklebt habe; ist ganz gewiß ein Irrthum.

Eine dem gegenwärtigen Standpunkte der chemischen Wissenschaft angemessene Analyse ist bis jetzt meines Wissens noch nicht bekannt gemacht worden.

Holger gab an, daß er eine solche wirklich vollendet habe; ob er sie bekannt gemacht, konnte ich jedoch nicht in Erfahrung bringen. Vauquelin untersuchte diesen Aerolithen zuerst und dann Klaproth. Er fand darin

Kieselsäure	48,25
Thonerde	14,50
Magnesia	2,00
Kalkerde	9,50
Eisen	23,00
Schwefel Manganoxyd und Verlust	2,75
	100,00

Unser Meteorstein ist also einer von den wenigen, welche nur Spuren von Nickel enthalten. Außer diesem kennt man noch zwey andere ohne Nickel, nämlich den Meteorstein von Agen, Departement de Lot et Garonne, gefallen 1814 den 5. September um Mittag, und den von Chassigny in der Champagne, der Morgens 8 Uhr am 3. October 1815 fiel.

An diesen reihen wir den merkwürdigen Aerolithen an, der am 13. December 1803 Vormittags zwischen 10 und 11 Uhr zu St. Nikolas bey Massing, Landgerichts Eggenfelden in Bayern fiel. Er war $3\frac{1}{4}$ Pfund schwer und hatte ein specifisches Gewicht von 3,365. Man hörte um obige Zeit mehrere Explosionen gleich Kanonenschüssen gegen Westen zu. Einer von den Bauern zu St. Nikolas, der dieses Getöses halber aus seinem Hause trat, bemerkte sogleich, daß ein schwarzer Körper in sehr großer Höhe unter beständigem Sausen von Osten her die Luft durchschnitt und endlich das Schindeldach seiner Wagenhütte durchschlug. In dieser Hütte fand er nun einen schwarzen Stein, der nach verbranntem Schießpulver roch und noch heiß war.

In ihm sind die einzelnen Silicate am selbstständigsten entwickelt, und in so großen Aggregaten auftretend, daß man sie leicht mit freyem Auge unterscheiden kann, und das Gestein ein Ansehen von Bimssteinporphyr erhält.

Es besteht aus milchweißen Körnern von blättrig strahliger Structur, aus olivinartigen körnigen Massen von Erbsengröße und aus zum Theil matten basaltartigen Fragmenten, die jedoch öfters auf den augitartigen Blätterdurchgängen von Glasglanz erscheinen.

Sparsam findet sich würfelig rissiges irisirendes Schwefeleisen eingesprengt, und kleine Körnchen von Chromeisen.

Der Stein wirkt nicht auf die Magnetnadel. Vor dem Löthrohre schmilzt er ziemlich leicht, und ist ebenso mit einer glasigen glänzenden Rinde überzogen wie der Aerolith von Stannern.

Salzsäure entwickelt etwas Schwefelwasserstoffgas aus ihm, und greift die milchweiße Masse stärker an als die olivinartige. Die einzige Analyse von Imhof ist sehr unvollständig. Er fand darin

Kieselerde	31,00
Bittererde	32,54
Nickel	1,35
Eisen	1,80
Eisenoxyd	32,54
(Verlust)	10,06

Von diesem Steine, der Anfangs $3\frac{1}{4}$ Pfund wog, sind nur noch $1\frac{1}{2}$ Loth vorhanden.

II. Classe.

Schwerschmelzbare Aerolithen.

Die weiße Masse färbt sich während des Sinterns bierroth und zuletzt braunschwarz.

Schwarzbraune, rauhe, zum Theil rissige Rinde.

Meteorstein von Eichstädt.

Nach einem heftigen Donnerschlage zwischen zwölf und ein Uhr Mittags am 19. Februar 1785 — sah ein Arbeiter an einer Ziegelhütte eine schwarze Masse auf den mit Schnee bedeckten Boden niederfallen. Er lief sogleich zur Stelle, um den schwarzen Körper aufzuheben, fand ihn aber so heiß, daß er ihn zuerst im Schnee abkühlen mußte, ehe er ihn fortzutragen im Stande war.

Der Stein hatte etwa einen Fuß im Durchmesser.

Seine Structur ist ziemlich grobkörnig, die Körner sind rundlicher, als dieß bey allen übrigen Aerolithen der Fall ist; ja es finden sich sogar vollkommen elliptische, wie abgeschliffen aussehende Körner von graulicher Farbe und dichtem ziemlich mattem ebenem Bruche darin, ohne bemerkbares krystallinisches Gefüge.

Neben diesen liegen grünliche olivinartige Körner von glasig muscheligem Bruche.

Schwefeleisen, Nickeleisen und Magneteisen sind zwischen diesen Körnern eingesprengt, so daß er unter allen Meteorsteinen unserer Sammlung am stärksten auf die Magnetnadel wirkt.

Klaproth hat ihn analysirt und zusammengesetzt gefunden, aus:

19,00	Eisen
1,50	Nickel
16,50	Eisenoxydul
37,00	Kieselsäure
21,50	Magnesia
4,5	Schwefel sammt Verlust.

An ihn reihen wir den berühmten Meteorstein von L'Aigle, Departement de l'Orne (Normandie).

Am 26. April 1803 gegen 1 Uhr Nachmittags bemerkte man zugleich in sehr weit von einander gelegenen Orten als Caen, Falaise, Pont d'Audemer, Verneil, Alençon eine Feuerkugel, die sich schnell von SO nach NW bewegte. Kurz darauf vernahm man in der Gegend von L'Aigle starke Explosionen, 3—4 Kanonenschüssen gleichend, denen ein Getöse wie von kleinem Gewehrfeuer folgte, untermengt mit dem gewaltigen Rasseln einer großen Anzahl von Trommeln. Der Lärm mochte wohl gegen 6 Minuten angehalten haben.

Zu L'Aigle selbst bemerkte man die Feuerkugel nicht, wohl aber ein Wölkchen etwa von der Form eines Rechteckes, das bey vollkommen heiterem Himmel ungefähr eine halbe Stunde Nordwest von L'Aigle still zu stehen schien. Während der Explosionen schossen Rauchstrahlen nach allen Seiten aus diesem Wölkchen hervor, und man vernahm ein Brausen und Zischen, wie von Steinen, die aus einer Schleuder geworfen werden. Zu gleicher Zeit fielen auch wirklich von SO nach NW auf eine Strecke, beynahe 3 Stunden lang und eine breit, über 2000 Steine, die größten, von welchen einer $17\frac{1}{2}$ ℔ wog, am südöstlichen Ende, die kleinsten, wovon einer etwa zwey Quintchen schwer war, am nordwestlichen Ende des Striches.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1847 Nr. 10.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. April.
Nro. 70. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Nachtrag zu der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 13. Februar 1847.

Herr Akademiker Dr. Schafhäutl berichtet:

Ueber den bey Schönenberg Landgerichts Burgau gefallenen Meteorstein und sein Verhältniß zu den im mineralogischen Kabinete der Akademie der Wissenschaften befindlichen Aerolithen. —

(Fortsetzung.)

Die weiße Masse des ziemlich compacten Steines hat ein körniges und oft strahliges Gefüge, einzelne Partieen besitzen Zoesitartigen Blätter = Durchgang. Diese weiße Masse umschließt Körner von einer Art von Olivin (gleich dem von Eichstädt), welche aber ziemlich leicht von Säuren angegriffen werden. Es findet sich etwas Schwefeleisen eingesprengt, dann Chromeisen mit etwas Nickeleisen. Das Schwefeleisen hat sich an mehreren Stellen zersetzt und die Masse rostgelb gefärbt.

Salzsäure entwickelt Schwefelwasserstoffgas aus ihm, die eingemengten Mineralien von fasriger Structur werden nur sehr wenig angegriffen. Er wirkt auf die Magnetnadel. Fourcroy und Vauquelin haben ihn analysirt und darin gefunden

Kieselerde	53,0
Bittererde	9,0
Kalkerde	1,0
Eisenoxyd	36,0
Nickel	3,0
Schwefel	2,0
nebst Chrom	

Aerolith von Ensisheim in Oberelsaß.

Am 7. November 1492 Vormittags zwischen 11 und 12 Uhr bemerkte man bey übrigens heiterem Himmel ein feuriges und feuerspeiendes wolkenartiges Meteor, vernahm dann einen gewaltigen Donnerschlag sogar bis nach Luzern hin, dem ein anhaltendes Getöse folgte. Während der Explosionen sah man den Stein bey Ensisheim in ein Waizenfeld niederfallen, wo er eine halbe Mannslänge tief in die Erde einschlug. Der Stein war von einer keilartigen dreyeckigen Form und nahe 270 ℔ schwer. Dieses Ereigniß erregte in der damaligen Zeit großes Aufsehen. Auf Befehl Kaiser Maximilian I., der sich um dieselbe Zeit in Ensisheim befand, wurde er durch eine feyerliche Procession vom Felde abgeholt und in dem Chor der Kirche aufgehängt sammt einer Urkunde, welche über die Begebenheit Nachricht gab. Man sah ihn später als ein wunderbares Zeichen an, das der Himmel gab, um zu einem Kreuzzuge gegen die Türken aufzufordern. Während der Revolutionszeit wurde er von Ensisheim nach Kolmar gebracht, später aber kam er wieder an seine alte Stelle nach Ensisheim zurück, obwohl sehr verkleinert; denn er wiegt gegenwärtig nur mehr siebenzig Pfund. Sein Durchmesser ist 10 Zoll Höhe und 13 Zoll Breite. Dieser Stein besitzt unter

allen Meteorsteinen des hiesigen Cabinets das feinste Korn und die dunkelste Farbe und ist ziemlich schwer zu zerbrechen.

Der Stein besteht aus einem Conglomerate von glasglänzenden durchsichtigen Körnern, zwischen welchen sehr gleichförmig Magnet- und Chromeisen nebst Schwefeleisen eingesprengt sind, welche dem Steine das dunkelschwarzgraue Ansehen verschaffen, den durchsichtigen Körnern als Unterlage dienend. Selten finden sich olivinartige Körner von honiggelber Farbe.

In größeren würfeligen Partieen und oft mit gesprungener Oberfläche findet sich eine Schwefelverbindung, die nur von kochender Salzsäure angegriffen wird. Ich fand sie zusammengesetzt aus Schwefeleisen und Schwefelkupfer mit Spuren von Schwefelnickel und etwas Chrom.

Kalte Salzsäure löst das einfache Schwefeleisen unter Entwicklung von Schwefelwasserstoffgas auf. Dadurch wird der Stein lichtgrau gleich den folgenden Meteormassen.

Die glänzenden Körner werden nicht von Salzsäure angegriffen, desto mehr die honiggelben. Der Stein wirkt auf den Magnet. Fourcroy und Vauquelin haben ihn analysirt und darin gefunden:

Kieselerde	56,00	
Eisenoxyd	30,12	
Bittererde	12,00	
(Thonerde	1,5	(Klaproth)
Kalkerde	1,4	
Nickel	2,4	
Schwefel	3,5.	

Nun kommen wir zum größten Exemplare unseres Cabinets, zur Meteormasse von Mauerkirchen bey Braunau, in unserm ehemaligen Innviertel.

Am 20. November 1768 nach 4 Uhr Nachmittags hörte man zu Mauerkirchen ein starkes Krachen und Brausen, und sah gegen Westen den Himmel mit Rauch oder Dampf bedeckt, der bald nachher verschwand. Während dieses obigen Getöses sah man einen schwarzen Stein von Himmel fallen, der zwey und einen halben Schuh tief in ein Feld einschlug.

Der Stein war 38 ℔ schwer, 12 Zoll lang und 8 Zoll dick, sein specifisches Gewicht beträgt 3,452. Der gegenwärtig sich im Kabinet befindende Ueberrest wiegt nur noch 17 ℔. Er ist ein nahe zu kubisches Stück mit ebenen Bruchflächen und einer berindeten cylinderisch gewölbten Seite. Die Rinde ist dunkelbraun, uneben, hie und da rissig mit einigen glänzenden Schmelzstreifen. Am Ende des einen derselben findet sich ein grasgrüner emailartiger Schmelzflecken. Der Stein ist sehr feinkörnig von erdigem Bruche, weiß, etwas ins Grauliche sich ziehend, leicht zerreiblich. Beym Handhaben des Steines oder leichtem Kratzen mittels des Fingernagels auf der Bruchfläche hört man ein Geräusch wie das von lockerem, porösem, gebranntem Thone, der auf gleiche Weise behandelt wird.

Die weißen Körner verrathen Anlage zur Krystallisation. Zwischen der körnigen Masse finden sich gelbliche, mit deutlichen, Zoesitartigen Blätterdurchgängen. Sehr selten kommen milchweiße Klümpchen von körnig muschligem Bruche vor, und eben so selten graue basaltartige von noch matterer Farbe.

Meteoreisen in gefranzten weißlichen glänzenden Blättchen findet sich gleichmäßig in der ganzen Masse eingesprengt. Schwefeleisen in irisirenden Körnern.

Der Aerolith wirkt auf den Magnet. Salzsäure entwickelt mit ihm Schwefelwasserstoffgas. Die feinkörnig weiße Masse findet sich am meisten angegriffen, die grünliche olivinartige weniger. Die Analyse von Imhof ist gleichfalls sehr unvollkommen. Er fand darin

Kieselerde	25,40
Kalkerde	28,75
Eisenoxyd	40,24
Eisen	2,33
Nickel	1,20
Verlust	2,08.

Mit diesem von gleicher Zusammensetzung ist der im vorigen Jahre beym Filialdorfe Schönenberg (2 Stunden von Burgau im Westen des Mindelthales) gefallene Meteorstein.

Am 25. December 1846 nach 2 Uhr Nachmittags vernahm man in einem Umkreise von we-

nigstens 18 Stunden Durchmesser z. B. zu Kirchberg, Ulm, Ehingen, Biberach ꝛc. ein Donnerähnliches Rollen. Im letztern Orte wurde man durch eine Explosion erschreckt, gleich der von einer Kanone oder einem zusammenstürzenden Holzhaufen hervorgebracht, so daß in mehreren Wohnungen Fenster geklirrt und frey stehende Gegenstände sich bewegt hatten. Die Bewegung, (man hielt hier wie an andern Orten das Ganze für einen Erdstoß) schien von Südost nach Nordwest oder auch umgekehrt zu gehen. In der Umgebung des Mindelthales verglich man das Getöse mit fernem Kanonendonner, der nach etlichen und zwanzig Schlägen in ein Trommeln oder vielmehr Paucken überging, und nach etwa 3 Minuten (in Kirchberg sprach man von 12 bis 15 Secunden) mit einem lang gezogenen Sausen und Klingen gleich fernem Trompetenklange endete. Jeder der Beobachter glaubte den Schall unmittelbar über seinem Haupte zu vernehmen.

In Schönenberg (es war gerade um die Zeit des Nachmittagsgottesdienstes) traten mehrere Leute bey diesem Geräusche wieder aus der Kirche und andere aus ihren Häusern, worauf mehrere sogleich eine schwarze scheinbar kaum faustgroße Kugel hoch in der Luft, von Nordost sich zuletzt nach Südost wendend, daherziehen sahen, die endlich rasch abwärts fiel und in einem Krautfelde unterhalb der Häuser des Dorfes in die Erde schlug. Beynahe die ganze Gemeinde lief in größter Aufregung nach der Stelle, wo die Kugel einschlug. Man fand sie zwey Fuß tief in dem etwas gefrornen Lehmboden, und bemerkte an dieser Stelle noch Schwefelgeruch. Merkwürdig ist zugleich, daß sich der bey 0 R. bedeckte Himmel nach diesem Ereignisse plötzlich aufhellte, indem zuerst ein wolkenfreyer Streif in der muthmaßlichen Richtung des Meteors entstand.

Der Stein, auf allen Seiten von einer dunkelbraunen rauhen Sinterrinde überzogen, bildet eine sehr unregelmäßige, in den Hauptumrissen vierseitige Pyramide mit einem Dome oder einer Zuschärfung, die in der Richtung des längsten Durchmessers der Basis läuft und sich nach der hintern Seite der Pyramide hinabsenkt, so daß der Stein vorne höher ist (nämlich $4\frac{3}{4}$ paris. Zoll an der rechten Kante), als an der entgegengesetzten Seite, wo die Höhe nur $3\frac{1}{4}$ Zoll beträgt. Die Basis ist etwas cylindrisch concav, in dem Hauptumrisse ein vierseitiges Trapezoid darstellend. Die vordere und hintere Seite dieser trapezoidalen Basis ist etwas nach außen gebrochen, so daß jede dieser Seiten eigentlich aus zweyen zusammengesetzt ist, die einander unter sehr stumpfen Winkeln berühren.

Durch diese stumpfen Ausbiegungen läuft der größte Durchmesser von 6,5 pariser Zollen; der größte Querdurchmesser beträgt 5 Zoll 4 Linien. Kehren wir unsern Aerolithen mit seiner concaven Basis nach oben, die höhere Seite und die Achse der cylindrischen Aushöhlung gegen uns gerichtet (welche Lage wir während der ganzen Beschreibung beybehalten werden), so finden wir die rechte Kante oder Ecke der Basis, aus einem Winkel von etwa 117° bestehend, die nächste rechte hintere Ecke ist bedeutend abgestumpft, so daß dadurch eine neue kleine Seite entsteht, an der ersten Ecke von 126,5° und der folgenden von 146 Graden. Die hintere Seite ist, wie wir oben gesehen, gleichsam nach außen gebrochen und bildet da eine Ecke, in welcher sich die Theile dieser Seite unter einem Winkel von 136,5° gegen einander neigen. Die linke hintere Kante bildet einen Winkel von 143°. Die linke Seite ist 5,5 Zoll lang und macht dann mit der vordern Seite einen spitzigen Winkel von 79,5°. Diese vordere Seite ist 5″ lang und gegen die linke Seite zu gleichsam etwas gebrochen, eine Brechung, welche auch über die vordere Seite der Pyramide herabläuft. Die hintere etwas stärker gebrochene ist an ihrem rechten Theile 3″ 6‴, am linken 3″ 5‴ lang. So viel von dem Umriß der Basis. Nun gehen wir zur Beschreibung des Körpers unseres Aerolithen über.

Die vordere und hintere Seite des Aerolithen divergiren, die rechte und linke convergiren, so daß der Querschnitt in Mitte unseres Steines in der oben angegebenen Richtung, wo die untere Zuschärfung in der Richtung des größten Durchmessers läuft, ein nachenförmiges, fünfseitiges Trapezoid bildet, von welchem der Kiel oder die Zuschärfung nach unten gerichtet ist.

Wird also die ausgehöhlte Basis nach oben gekehrt, so bildete die rechte Seite mit der Basis ei-

nen Winkel von 92,5°, an diese legt sich die Zuschärfungsseite unter 95°, und diese bildet mit der nächsten linken untern Zuschärfungsseite den Kiel oder das Doma unter einem Winkel von 97,5°. Die linke Zuschärfungsseite schließt sich an die oberste linke Seite unter einem Winkel von 112° und diese an die nach oben gewendete Basis unter 79° an. Dieß ist der Umriß des Querschnittes in der Mitte.

Die eigentliche Vorder- und Hinterseite des Meteorsteines haben eine etwas andere Form. Die Vorderseite stellt nämlich beynahe ein vollständiges und an der Spitze etwas abgestumpftes Rechteck dar. Die längere Kathete desselben wird von der Vorderseite der Basis unserer Pyramide gebildet, die kürzere Kathete von der rechten Kante dieser Vorderseite, $4\frac{3}{4}$ Zoll lang, und die Hypothenuse unsers Rechtecks gibt die untere Begrenzung unserer Vorderseite an, welche 7 Zoll Länge hat; denn es ist von der ursprünglichen Masse des großen Ganzen noch eine tief rechtwinklich auf die Basis aufgesetzte Kante zur rechten Hand unserer Meteorpyramide stehen geblieben, welche der Vorderseite eine ganz andere, nämlich unsere obige Gestalt gibt, als dem Querschnitt der Pyramide.

Die hintere Seite dagegen gleicht einem ungleichseitigen Dreyecke von $3\frac{1}{4}$ Zoll Höhe, dessen Basis die größte oberste Seite bildet. Die rechte Seite, wenn man nun die hintere Seite gegen sich gekehrt hält — ist gebrochen, zwey Seiten bildend, die sich unter einem stumpfen Winkel von mehr als 100° berühren, so daß eigentlich ein Trapezoid entsteht.

An der rechten Seite des Meteorsteines (in seiner ersten Lage) läuft unsere oben beschriebene Ecke nach einer kurzen Abstumpfung in einem parabolischen Bogen steil aufwärts und dann nach der hinteren oberen Seite zu; der übrige Theil dieser Seite fällt unter diesem Bogen tief einwärts, eine scharfe Kante bildend. Diese Seite ist überhaupt am rauhesten und unebensten. Etwas unter der Mitte der vordern rechten Ecke findet sich ein horizontaler tiefer Einschnitt, wie von einem keilförmigen Instrumente verursacht, in welchen die schwarze Rinde mit hineingedrückt ist, ein Beweis, daß er noch in einem erweichten Zustande auf die Erde kam. Um diesen Einschnitt bemerkt man links unregelmäßige Eindrücke, wie sie Finger in einer weichen Masse hinterlassen.

Durch die oben beschriebene rechteckige vordere Seite ziehen, etwas convergirend gegen die linke, nicht ganz parallel mit der oberen Seite oder Basis, sondern unter einem spitzen Winkel von 15 bis 30° gegen die linke Seite herabsinkend, 7 Streifen von silberweißem, weichem, leicht rostendem Nickeleisen, welche sich in derselben Richtung durch die ganze Masse des Meteorsteines erstrecken und sich öfter, namentlich auf dem Bruchwinkel der linken unteren Seite des Domas zu einem Korne von 2 bis 3 Linien Durchmesser vereinigen. Diese Schnüre sind bald $\frac{1}{4}$ bis zu $\frac{1}{2}$ und $\frac{3}{4}$ Zollen von einander entfernt. Auf diese gegen den Horizont sich neigenden Schnüre setzt beynahe rechtwinklig eine andere Schnur oder Ebene von Nickeleisen herab, welche man durch die ganze concave Basis verfolgen kann und welche da die größte Axe unter einem spitzen Winkel von etwa 20° nach der linken Seite hin durchschneidet.

Diese Metallschnüre, unter welchen sich oben an der rechten Seite eine gabelt und die im Ganzen den Stein in Bezug auf seine obige Lage nicht ganz horizontal und vertikal durchziehen, bilden das einzige Unterscheidungsmerkmal zwischen ihm und dem von Mauerkirchen, in welchem letztern sich keine solchen vorfinden.

Die obere concave Seite, so wie die linke, welche ein lang gezogenes Trapez von fünf Seiten bildet, — aus der starken schiefen Abstumpfung (nach links sich neigend) des Scheitels und der Abstumpfung der Ecke zur rechten Hand eines gleichseitigen Dreyecks entstanden, — sind ziemlich eben, ohne alle Eindrücke; die rechte Seite dagegen ist sehr unregelmäßig vertieft, wie das Bruchstück eines Steines, der durch eine äußere Gewalt zerschlagen worden ist. Noch unregelmäßiger findet sich der untere gekielte Theil auf der linken Seite.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1847. Nr. 11.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. April.

Nro. 71. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Nachtrag zu der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 13. Februar 1847.

Herr Akademiker Dr. Schafhäutl berichtet:

Ueber den bey Schönenberg Landgerichts Burgau gefallenen Meteorstein und sein Verhältniß zu den im mineralogischen Kabinete der Akademie der Wissenschaften befindlichen Aerolithen. —

(Fortsetzung.)

Beym Herausgraben wurde der Stein ein wenig an den hervorragendsten Ecken verletzt, so daß man seine innere Structur sehr gut bemerken kann.

Er ist noch nicht Eigenthum der Akademie; eine quantitative chemische Analyse konnte mit ihm also bis jetzt nicht vorgenommen werden. Der Stein wiegt 14 bayerische Pfund und 17 Loth. Er ist in kleinen Stücken leicht mittelst der Finger zu zerbröckeln und in Sand zu zerreiben. Beym Handhaben des Steines, oder wenn man mittelst der Nägel über die Flächen des Steines fährt, gibt er jenen klingenden Laut eines porösen, gebrannten Töpfergeschirres von sich, von dem wir schon beim Stein von Mauerkirchen sprachen. Er wirkt auf die Magnetnadel. Salzsäure entwickelt aus ihm Schwefelwasserstoffgas und bildet nach längerem Einwirken auch mit dem ungepulverten, Steine eine Gallerte. Es ist gleichfalls die weiße feinkörnige Masse, welche am meisten angegriffen wird, die gelbliche und grünliche leidet weniger von der Säure. Das weiße feinkörnige Gefüge theilt er ganz mit dem Meteorsteine von Mauerkirchen; ebenso bemerkt man honiggelbe und grünlich körnige Aggregate zwischen den weißen Körnern. Schwefeleisen findet sich in einzelnen kleinen Körnchen; ebenso silberglänzendes Nickeleisen in gefranzten Blättchen gleichförmig durch die ganze Masse eingesprengt. Zugleich hat sich aber das weiche Nickeleisen auch zu größeren Massen als Schnüre in den oben beschriebenen Schichten durch den Stein verbreitet, die sich rechtwinkelig und unter vielen anderen Winkeln kreuzen. Von Augit, Labrador u. dgl., wie ein öffentliches Blatt meldete, ist nichts in unserem Aerolithen zu entdecken.

Ob der Stein, nachdem er ausgegraben worden, noch heiß war, darüber konnte ich bis jetzt keine Nachrichten erlangen. Daß aber alle Aerolithen, die gleich nach dem Falle beobachtet wurden, sich noch heiß fanden, ist eine längst bekannte Thatsache, ja es wurde sogar im Jahre 1835 am 13. November, also zur Zeit der Sternschnuppen-Periode, im Departement Aix durch einen Aerolithen ein Haus angezündet.

Die schwarze Kruste, welche alle Meteorsteine (offenbar nur Trümmer eines größeren Körpers) überzieht, ist ganz gewiß eine Verbrennungskruste, und sie mußte, wie ich durch meine Versuche dargethan, erst in Berührung mit einer sauerstoffhaltigen Luft nach dem Zerspringen des Meteors entstanden seyn.

Wohin der Sauerstoff nicht dringen konnte — in's Innere der Masse — da ist der Stein an Farbe unverändert geblieben.

Eine eigenthümliche Erscheinung bietet die Kruste des Steines von Stannern dar. Die glänzende Oberfläche ist nämlich mit einem Adernetze von zugeschärften Runzeln überzogen, welche namentlich die Rücken der hervorragendsten Theile verfolgen, und die ich Trennungsrunzeln nennen möchte; denn sie entstehen nur, wie ich schon anderswo gezeigt*), wenn man eine zähe Flüssigkeit zwischen zwey ebene Flächen bringt und dann die Flächen in stets paralleler Richtung von einander reißt.

Es ist, als ob die Rinde dieses Meteorsteines eine dünne flüssige Schichte da gebildet hätte, wo sich die Trümmer des Meteors von einander trennten. Runzeln, durch Zusammenziehung der Masse entstanden, können es nicht seyn; denn der Rücken dieser Runzeln ist viel zu scharf.

Daß sich die Steine in einem Zustande der Erweichung befanden, lehrt unser jüngster Meteorstein mit seinen mannigfaltigen Eindrücken zur Genüge, obwohl ich kaum glauben kann, daß ein Meteorstein zu Stannern einer Bäuerin auf den Fuß fiel, ohne sie seiner Weichheit halber nur im Geringsten zu incommodiren. Im tropfbar flüssigen Zustande konnten sie indessen während ihres Falles nicht gewesen seyn, denn den Gesetzen des Gleichgewichts flüssiger Körper zufolge würden sich während der Erstarrung nie so unregelmäßig pyramidale eckige Körper haben bilden können, wie dieß bey allen Meteorsteinen der Fall ist, welche stets nur Trümmer einer größern Masse zu seyn scheinen.

Daß während des Entstehens dieser Meteore eine Hitze gewaltet haben müsse, die unsere Weißglühhitze überstieg, beweisen die eingesprengten Trümmer regulinischen Nickeleisens, welche oft Schnüre und ein Netzwerk bilden, das die ganze Masse skeletartig durchzieht. Wenn wir auch annehmen wollten, es befinde sich fein zertheiltes regulinisches Eisen im (sauerstofffreyen) Weltraume, so müßte es sich zu jenen größeren oder kleineren Klümpchen erst während der Bildung der Meteorsteine vereinigt haben.

*) Leonhard Jahrbuch für Mineralogie und Geognosie 1846 p. 685.

Diese Vereinigung konnte in unserer Atmosphäre nicht vor sich gegangen seyn, denn da wäre das Eisen im Sauerstoff der Luft verbrannt, und würde sich nur als Oxyd in der Masse finden.

Ein Ausweg bliebe indessen auch da noch offen; man könnte nämlich annehmen, das Eisen sey durch einen ähnlichen Prozeß wie in unseren Hochöfen reducirt und von der geschmolzenen erdigen Masse des Meteorsteines wie von einer Schlacke umgeben worden, die es gegen die Einwirkung des Sauerstoffes geschützt hätte. So gelangt Roheisen im Hochofen unversehrt durch den Punkt, wo die lebhafteste Verbrennung stattfindet, unten im Herde an.

Dagegen streitet indessen auf der andern Seite wieder die Verschiedenheit der Silicate unserer Meteorsteine im Vergleich mit der schützenden Schlacke unserer Hochöfen, welche immer im amorphen Zustande ein Glas bildet.

Es ist jedoch unsere Hochofenschlacke ein Kunstprodukt, das gerade in dieser Form wesentlich zum guten Gange des Hochofens nothwendig ist, und beynahe alle Bestrebungen des Hochofenmeisters sind dahin gerichtet, durch Gattirung und Zuschläge eine Schlacke von dieser Zusammensetzung und Form zu erzeugen. Nie ist es indessen gelungen, durch Schmelzversuche Produkte hervorzubringen, in welchen Silicate solcher Art, wie sie sich in den Meteorsteinen finden, ungestört neben einander gelegen hätten.

Die Meteorsteine gleichen in ihrer körnigen Zusammensetzung manchen Trachyten und vulkanischen Auswürflingen, obwohl sie viel weniger Kali in ihrer Mischung enthalten, unterscheiden sich aber von allen diesen durch ihren Gehalt an regulinischem Metall, wodurch sie sich wieder den Hochofenschlacken anreihen.

Die chemische Verbindung der einzelnen Bestandtheile der Meteorsteine zu gewissen Silicaten ist noch bis jetzt nichts weniger als ausgemittelt.

Die älteren Analytiker zerstießen den Meteorstein, und zogen die metallischen Eisen- und Nickelkörner mittelst des Magnets aus. Das Uebrige wurde gleich einem einfachen Fossile zerlegt.

Später suchte man den Meteorstein mineralogisch zu zerlegen, was auf mechanischem Wege eben so wenig als auf chemischem Wege gelingen konnte. Nordenskiöld und G. Rose betraten zuerst diesen Weg. Dann kam Berzelius mit seiner Analyse der Meteorsteine aus Macedonien, von Blansko Chantonnay, Alais und Lontalax.

Er behandelte den gepulverten und von magnetischen Bestandtheilen so gut als möglich befreyten Stein mit Salzsäure, die einen Theil des Pulvers zersetzte und nahm die zurückbleibende Kieselerde mittelst Kali weg. Was nun zurückblieb, hielt er für ein besonderes Fossil und glaubte dadurch die mineralogischen Bestandtheile wirklich geschieden zu haben.

Allein ich habe schon oben gezeigt, daß alle die verschiedenartigen Gemengtheile von der Salzsäure angegriffen werden, nur in verschiedenem Grade, daß also das von der Salzsäure Zersetzte eben so wenig als ein reines Mineral betrachtet werden könne als das Zurückgebliebene. Was sich auflöste, hielt Berzelius für basischen Olivin. Allein die olivinartig eingesprengten Körner sind gerade die unauflöslichsten. Was sich am meisten auflöst, ist, wie ich schon oben gezeigt, die erste körnige Substanz, und diese gelatinirt nach Art der Zeolithen mit Säuren, oder wie Fuchs zuerst entdeckt hat, gleich den geglühten Epidot, Vesuvian u. s. f. Wir sind also auch durch diese Untersuchungen der Wahrheit nicht näher gekommen.

Eben so wenig ist man über den Ursprung dieser Meteore im Reinen.

Vor noch nicht langer Zeit half man sich damit, wie noch jetzt in vielen ähnlichen Dingen — die Wirklichkeit der Meteorsteinfälle zu läugnen.

Obwohl schon Anaxagoras von solchen Ereignissen spricht und Plutarch im Leben des Lysander umständlich erzählt, daß bey Aegospotamos in Thracien im Jahre 465 v. Chr. ein ungeheurer Stein vom Himmel gefallen sey, welchen sogar Plinius noch näher beschreibt, so glaubte man doch in unsern Tagen an die Möglichkeit einer solchen Erscheinung so wenig, daß Chladni, als er in Folge einer Unterredung mit Lichtenberg in Göttingen über diesen Gegenstand Nachforschungen anstellte und 1794 mit seiner Schrift auftrat: Ueber den Ursprung der von Pallas entdeckten Eisenmasse rc. — nahezu für verrückt gehalten wurde. Der Genfer Professor De Luc griff ihn zu wiederholten Malen an und erklärte die Pallas'sche Eisenmasse für den Auswürfling eines Vulkanes. Indessen erklärten sich die Astronomen Zach und Olbers und der Mineraloge Werner für Chladni, und Olbers zeigte schon 1795 die Möglichkeit, daß Steine, von Mondvulkanen ausgeworfen, in die Attractionssphäre unserer Erde gelangen könnten, eine Idee, die übrigens schon 1660 der Italiener Paolo Maria Terzago ausgesprochen bey Gelegenheit eines zu Mailand gefallenen Steines, der einen Franziskaner todtgeschlagen hatte. Die Engländer nahmen dann zunächst die Sache auf mit ihrer gewöhnlichen Ausdauer, nur in Frankreich verlachte man Chladni's Ideen und die Untersuchungen der Engländer, bis endlich, durch Pictet angeregt, im Jahr 1802 der große Laplace dieselbe Meinung äußerte, wie Olbers um 1795, daß diese Steine nämlich Auswürflinge von Mondvulkanen seyn könnten.

Da ereignete sich glücklicher Weise der Meteorsteinfall von L'Aigle. Der Maire dieses Ortes zeigte dieß Ereigniß officiell in Paris an; aber selbst da noch machten sich Pariser Zeitungsblätter über diese Nachricht lustig, und bedauerten die Gemeinde L'Aigle, deren Maire wirklich glaube, es könnten Steine von Himmel fallen. Indessen wurde endlich Biot von der Akademie an Ort und Stelle gesendet, welcher die Wirklichkeit des Ereignisses außer allen Zweifel setzte.

Von nun an befestigte sich der Glaube an die Möglichkeit und Wirklichkeit solcher Steinfälle immer mehr; über den Ursprung dieser Meteorsteine sind jedoch die Naturforscher bis jetzt nichts weniger als ins Reine gekommen.

Die auch im Felde der Gelehrsamkeit übermäßig patriotischen Franzosen halten noch immer an Laplaces Hypothese. Nach den Rechnungen Biots mußte der Stein mit einer anfänglichen Geschwindigkeit von 7771 pariser Fuß, nach Olbers mit einer solchen von 7780,16 in der Sekunde vom Mondvulkane aufgeworfen werden, also etwa mit

der 6fachen Geschwindigkeit einer 24pfündigen Kanonenkugel, wenn er aus dem Bereich der Attractionssphäre des Mondes in die unserer Erde gelangen sollte. Er würde dann in etwa $2\frac{1}{2}$ Tagen unsere Erde erreichen.

Bey diesen Rechnungen sind indessen Mond und Erde als ruhend angenommen. In der Wirklichkeit findet sich die Sache jedoch ganz anders, und Olbers hat sehr gut dargethan und Poisson weiter ausgeführt, daß in den allermeisten Fällen wegen der Bewegung des Mondes die von ihm mit wenigstens der obigen Geschwindigkeit ausgeworfenen Körper in einer Ellipse die Erde umkreisen würden, anstatt auf sie herabzufallen. Dieß letztere wäre da nur in einem einzigen Fall möglich, wenn nämlich das Perigäum dieser Ellipse innerhalb der Erd-Atmosphäre fällt. Dazu gehört indessen ein Zusammentreffen von so vielen Umständen, daß von einer Unzahl von solchen Würfen, die die Masse des Mondes rasch verkleinern würden, nur die allergeringste Anzahl auf unsere Erde gelangen könnte; denn man rechnet nach einem allgemeinen Ueberschlage etwa zwey Meteorsteinfälle auf jeden Tag des Jahres.

Von den Tausenden von Mondvulkanen, die da existiren müßten, hat man aber noch keine Spur auf dem Monde bemerkt. Die lunarische Hypothese ist also schon deßhalb und noch überdieß wegen der ungeheuren Geschwindigkeit der Feuermeteore, welche oft der der Weltkörper selbst gleich kömmt, von allen deutschen Physikern und Mathematikern als unwahrscheinlich verlassen worden; nur der Chemiker Berzelius hängt ihr in den neuesten Zeiten noch an.

Die am meisten verbreitete Hypothese ist die von Torbern Bergmann und Chladni, welcher nach Lichtenberg's Vorgang sich darzuthun bemühte: diese Meteore müßten kosmischen Ursprungs und mit den Sternschnuppen eines und dasselbe seyn. Weltspäne, wie sich Chladni scherzend ausdrückte, die im Weltraume als Trümmer eines zerstörten Planeten oder auch als kometenartige Urmaterie gleich Kometen umherirren und endlich einmal in die Attraktionssphäre unserer Erde gelangen, wo sie dann von ihr angezogen werden. Als Gründe für seine Meinung nahm er unter andern die anfängliche Geschwindigkeit dieser Feuermeteore, die so groß ist, als die der Weltkörper im Weltenraume selbst; die anfängliche Richtung der Meteore, welche nicht die einfache eines fallenden Körpers ist, sondern von der aus Tangentialbewegung und Schwerkraft zusammengesetzten der Weltkörper selbst herrühren muß.

Endlich die ungeheure Höhe, in welcher die Feuerkugeln gewöhnlich erscheinen: so hatte die Feuerkugel am 15. May 1811 eine Höhe von wenigstens 17 bis 18 deutschen Meilen. Indessen ist diese große Höhe wegen der unvollkommenen Beobachtungen noch keineswegs als ausgemacht anzusehen.

Die Hitze dieser Weltspäne, mit welcher sie auf unserer Erde ankommen, schreibt Chladni der Wärme zu, welche durch Compression der Luft entwickelt wird, in welcher sich ein (fester?) Körper mit so außerordentlicher Geschwindigkeit von mehreren Meilen in der Sekunde bewegt. Nach dieser Hypothese müßte jedoch diese Wärme zugleich so groß seyn, daß sie die ganze Masse des Meteorsteines nicht nur in Fluß bringt, sondern dieselbe sogar bis zu mehr als dem Tausendfachen seines Volumens ausdehnt; denn die Meteorsteine entstehen gewöhnlich aus einer Wolke, die Rauch und Flammen speit, oder aus einer Feuerkugel, die in einer so ungeheuren Höhe häufig noch dem Durchmesser des Vollmondes nahekömmt.

Das Zerplatzen und das donnerartige Getöse, welches diesem folgt, schreibt Chladni den durch die außerordentliche Hitze im Inneren entwickelten Gasarten zu, welche die dichte Masse zu einer Kugel ausdehnen, die endlich gleich einer Seifenblase zerplatzt.

Diese Erklärungen bilden unstreitig den schwächsten Theil der Chladnischen Hypothese. Endlich haben unter den Alten schon Aristoteles, unter den neueren Glauber, Lavoisier, Volta, Murray, Reynolds, Dalton, Fischer, Egen und zuletzt Ideler sich für den atmosphärischen Ursprung der Feuerkugeln und Meteorsteine erklärt.

(Schluß folgt).

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1847 Nr. 12.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 10. April.
Nro. 72. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Nachtrag zu der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 13. Februar 1847.

Herr Akademiker Dr. Schafhäutl berichtet:

Ueber den bey Schönenberg Landgerichts Burgau gefallenen Meteorstein und sein Verhältniß zu den im mineralogischen Kabinete der Akademie der Wissenschaften befindlichen Aerolithen. —

(Schluß.)

Die große Schwierigkeit bey dieser Hypothese liegt darin, nicht nur das Vorhandenseyn von Erden und Metallen, aus welchen die Meteorsteine zusammengesetzt sind, in unserer Atmosphäre und noch überdieß in den höchsten Regionen derselben nachzuweisen, wo die Luft, wenn die oben angegebenen Höhen richtig sind, oft Millionenmal dünner ist als an unserer Erdoberfläche — sondern noch überdieß auch nur wahrscheinliche Ursachen aufzufinden, welche die im Luftraum zerstreute Masse zu einer Wolke verdichten und aus derselben immer Körper von gleicher Zusammensetzung erzeugen. Rechnen wir dazu noch die Meteoreisenmassen, welche ihre Entstehung aller Wahrscheinlichkeit nach derselben Ursache verdanken, so wird die Aufgabe noch schwieriger. So findet sich nach von Humboldt eine Gediegeneisenmasse von 300 Fuß Umfang und 90 Fuß Höhe bey Durango in Neuspanien; eine andere am Rio de la Plata von etwa 30,000 Pfund Gewicht. Die Pallas'sche Gediegeneisenmasse in Sibirien hat 1400 ℔ Gewicht.

Der sogenannte verwünschte Burggraf zu Elbogen in Böhmen ist 191 ℔ schwer gewesen. Die sibirische Eisenmasse enthält

nach Berzelius		die von Elbogen	
Eisen	88,042		88,231
Nickel	10,732		8,517
Kobalt	0,455		0,762
Magnesium	0,050		0,279
Mangan	0,132	Phosphormetalle	2,211
Zinn und Kupfer	0,066	nebst Spuren von Schwefel und Mangan	
Kohle	0,043		
Schwefel Spur			
Unlöslicher Rückstand	0,480		
welcher unlösliche Rückstand in 100 Theilen aus			
Eisen	48,67		
Nickel	18,33		
Magnesium	9,66		
Phosphor	18,47		
zusammengesetzt war.			

Wie sich so ungeheure Quantitäten Eisens in den höchsten Regionen der Atmosphäre erhalten konnten, ist überaus schwer zu erklären. Da alle wägbaren Körper eine Anziehungskraft gegen die Wärme

besitzen, so streben sie immer sich mit der Wärme zu einer elastischen Flüssigkeit zu verbinden, d. h. sie verwandeln sich in Gas und verdampfen oder verdunsten. Sogar das Eis verdunstet noch und die Luft in einer Flasche, in welcher sich Quecksilber befindet, ist immer mit Quecksilberdämpfen angefüllt. Der Analogie zufolge schließen demnach auch obige Physiker, daß alle Körper verdunsten und berufen sich auf die Erfahrung, daß geriebene Metalle, z. B. Kupfer einen Geruch verbreiten, der nur von verdunsteten Metalltheilchen herrühren könne.

Allein nie hat man auch nur die geringste Gewichtsveränderung nach einem Verlauf von vielen Jahren an Metallen beobachten können, und trotz den mannigfaltigsten Bemühungen hat man noch nie mit Gewißheit Spuren von Metall in unserer Atmosphäre entdecken können. Es wollte zwar Zimmermann im Regen Eisen und Nickel entdeckt haben; allein nach ihm hat sie kein anderer Chemiker wieder gefunden. Trotz diesem nimmt indessen Ideler neben unserer Sauerstoff-, Stickstoff-, Wasser- und Kohlensäure-Gas-Atmosphäre, noch eine andere aus expansiblen Dünsten bestehende an, welche von den festen Körpern unserer Erde herrühren. Die Feuerkugeln seyen dann Niederschläge in dieser Atmosphäre, wie der Regen und Schnee oder vielmehr der Hagel in unserer bekannten Atmosphäre. Allein dieß ist bloß eine Hypothese und noch dazu eine ziemlich unwahrscheinliche, weil wir uns durch keinen einzigen direkten oder indirekten Weg von der Existenz einer solchen Atmosphäre überzeugen können.

Gewiß ist, daß die Meteorsteine wie wir sie auf der Erde finden, erst in der Nähe unseres Luftkreises gebildet werden.

Sie erscheinen anfangs als eine Wolke, die Wolke verdichtet sich zu einem viel kleineren Feuerballen und dieser erst zu den dichten Meteorsteinmassen, die zerspringend auf unsere Erde fallen.

Die Bildung aller Steine, welche eine solche Wolke fallen läßt geschieht nicht in einem Momente, sondern successiv, während eines Zeitraums von mehreren Minuten. Die Explosionen, welche mit der Steinbildung gewiß im Zusammenhange stehen, dauerten z. B. bey L'Aigle, wenigstens 6 Minuten. Während sich das Meteor horizontal fortbewegte, fielen gegen 3000 Steine, aber wieder einem gewissen Gesetze folgend, indem die größten Steine zuerst fielen, hierauf immer kleinere und kleinere bis ans Ende der Ellipse. Ganz dasselbe fand beym Meteorsteinfalle von Stannern statt.

Die hohe Intensität des Lichtes, welches bey diesen Feuermeteoren oft dem der Sonne gleich kam, kann nicht allein vom Verbrennen der brennbaren in der Urmaterie enthaltenen Stoffe herrühren wie Chladni meint, so wenig als die Succession von so gewaltigen Schlägen, die man auch bey unserem letzten Meteorsteinfall zu Schöneberg einem Erdbeben zuschrieb, von dem Zerplatzen einer zähen Masse, einer, wenn auch gigantischen Seifenblase herrühren können. Die Explosionen haben eben so wenig verbrennendem Knallgase ihren Ursprung zu verdanken; denn wenn sich auch Sauerstoffgas genug in jenen ungeheuern Höhen fände, so explodirt das Knallgas schon nicht mehr bey einem 4mal geringeren Drucke als dem unserer Atmosphäre.

Auch die große Geschwindigkeit, mit welcher sich Feuermeteore durch den Weltraum bewegen, wäre kein haltbarer Grund, die Aerolithen bloß deßhalb für kosmischen Ursprungs zu erklären; denn alle Feuermeteore, welche wirklich Steine fallen ließen, bewegten sich ziemlich langsam, wie Biot von dem Meteor bey L'Aigle unabweisbar nachwies. Ob jene sich so rasch bewegenden Meteore mit unseren Aerolithen in Verbindung standen, ist nichts weniger als ausgemacht, und eben so zweifelhaft ob Sternschnuppen, Feuerkugeln und jene meteorischen Wolken in der That identisch sind. Alle Beobachter, welche Zeugen von Steinfällen waren, sprechen von Rauch- und Feuerspeienden Wolken; die zu L'Aigle hatte die Form eines Rechtecks, und es ist schwer einzusehen wie man überhaupt denselben Körper an einem Ort als ein Rechteck, am andern als eine Kugel erblicken kann. Nach Chladnis Meynung verwandelt sich erst die Feuerkugel in jene Wolke. Mit dieser Verwandlung müßte aber ihre Wirksamkeit enden, in der That beginnt aber ihre Wirksamkeit erst in dieser Gestalt und dauert oft mehrere Minuten.

Die Höhe, in welcher Wolken und Steine erschei-

nen, ist nicht bedeutend. Unser letzter Stein bey Schönenberg schlug 2 Fuß tief in den etwas gefrornen Boden des Krautfeldes. Eine 12 pfündige Kanonenkugel, die mit einer Geschwindigkeit von wenigstens 1000 Fuß in der Sekunde am Kugelfange ankömmt, schlägt noch wenigstens 6 Fuß tief in den Wall. Nehmen wir an, um nur einen rohen Vergleich hier zu machen, daß unser Meteorstein mit derselben Geschwindigkeit anlangte, des gefrornen Lehmbodens wegen jedoch nur 2 Fuß tief einschlug, so müßte der Aerolith, um diese Geschwindigkeit zu erreichen, eine halbe Minute lang gefallen seyn und dabey einen Weg von 15625 pariser Fuß durchlaufen, also nur etwas mehr als eine Stunde Wegs zurückgelegt haben. Es ist jedoch sehr zweifelhaft, ob der Stein während er beobachtet wurde auch nur die Hälfte dieser Zeit im Fallen begriffen gewesen sey.

Daß der so rasch wachsende Widerstand der Luft die noch fallende weiche Masse zerdrücke, ist viel wahrscheinlicher, als daß sie von Gasen zerrissen werde. Läßt man nämlich an einem Thurme bey windstillem Wetter einen etwas großen Tropfen aus einer zähen Flüssigkeit bestehend, hinabfallen, so zerspringt dieser Tropfen plötzlich, wenn er ohngefähr die Mitte des Thurmes erreicht hat, als wenn er von einer sich plötzlich von innen expandirenden elastischen Flüssigkeit zerrissen worden wäre. Mir ist dieß Experiment nie mißlungen.

Herschel ist der Meynung, daß die Urstoffe der Planeten sich noch immer im Weltraume vorfänden, und daß eine Bildung von festen Körpern aus diesen Urstoffen noch immer vor sich gehe, und dieser Hypothese gibt auch v. Hoff seinen Beyfall. Er beschreibt diese Bildung als einen noch unbekannten chemischen Prozeß.

Allein dieser unbekannte chemische Prozeß ist wohl das Interessanteste bey der ganzen Erscheinung, und seiner Erklärung haben sich namentlich die Lunaristen gleich anfangs enthoben, da sie den Stein schon gebildet annehmen, und denselben sich ganz einfach vom Monde aus zuwerfen lassen.

Ich glaube, daß die Bildung dieser Meteorsteine mit der Bildung unserer krystallinischen Gesteine auf der Erde in einem gewissen Zusammenhange stehe, und namentlich gleichen die Aerolithen gewissen Trachyten, welchen letztern nur das eingesprengte metallische Nickeleisen fehlt.

Die Gegenwart dieses metallischen Eisens erhöht das Räthselhafte des ganzen Verlaufes der Bildung unserer Aerolithen noch um Vieles.

Ein metallischer, so leicht oxydirbarer oder verbrennbarer Körper inmitten verbrannter Körper, die sich noch überdieß zu eigenthümlichen Verbindungen vereinigt haben!

Wenn das Eisen von unserer Erde verdunstet, so konnte sich dieß nur im oxydirten Zustande in der Atmosphäre befinden.

Wir bedürfen eines Reductionsmittels und schwerlich ließe sich ein geeigneteres in solchen Höhen finden als die Elektricität, welche dieselbe räthselhafte Rolle bey den Gewittern spielt.

Das Eisen mußte sich äußerst fein vertheilt in einer Art von Gas zwischen den Silicaten gelagert und sie netzweise durchzogen haben, so daß ein Schlag die Eisenmasse reducirte. Die Körner und Blättchen, welche sich durch die ganze Masse des Meteorsteines vertheilt finden, sind gleichsam die Tröpfchen zu welchen sich die früher flüssigen Lagen verdichtet, haben, etwa entfernt ähnlich den Tröpfchen, welche entstehen wenn eine Seifenblase springt.

Wir müßten uns zugleich die Radicale der Erdmetalle im selben Augenblick schon als oxydirt vorhanden vorstellen, der Sauerstoff müßte sich schon früher wie mit dem Eisen so mit dem Kiesel, Magnium, Calcium und Aluminium verbunden haben. Auch dieß spräche wieder für den terrestrischen Ursprung dieser Oxyde, wenigstens in so ferne als sie ihren Sauerstoff von der Erde genommen haben mußten, wenn sie auch als Metalle aus dem Weltraume unserer Atmosphäre nahe kommen. Es könnte die beginnende Oxydation dieser Metalle die Einleitung zur nachfolgenden Reduction des Eisens während der Verdichtung derselben gebildet haben, nach der Art unsers oben erwähnten Hohofen-Prozesses.

In jedem Fall scheint mir die krystallinisch körnige Structur dieser Gesteine auf eine durch die ganze Masse gleichzeitig momentan wirkende Bil-

dung hinzudeuten, wodurch vielleicht alle diese krystallinischen Bildungen allein hervor gebracht werden können. Denn noch nie ist es uns vermöge aller unserer chemischen Operationen im Großen so wohl als im Kleinen gelungen, ein solch abgesondertes Aggregat von den verschiedensten Silicaten und Metallen hervorzubringen. Es muß also zu ihrer Bildung noch ein Element oder ein Umstand nöthig seyn, dessen wir uns bey unsern künstlichen Operationen nicht bemeistern konnten.

Die Entstehung unserer dichten Meteorsteine aus einer Wolke von einem viel tausendmal größeren Inhalte, die oft mehrere Minuten lang sich durch den Himmel bewegt, gleich den Wolken; die sucessiven Explosionen, so wie der sucessive Fall von Steinen — wobey die größeren, so lange nämlich die Wolke noch mit Materie überladen ist, zuerst fallen, dann immer kleinere und kleinere; das Gleichförmige und nicht schalige ihrer Bildung durch die ganze Masse hindurch, alle diese Umstände machen es beynahe zur Gewißheit, daß die Steine nicht als solche in der Wolke schwebten. Sie mußten sich erst während dieser Explosionen bilden, und die verhältnißmäßig kurze Dauer dieser Explosionen ist eben so der Beweis, daß die Bildung dieser Steine in einer eben so kurzen Zeit geschah. Es erscheint natürlich eine solche Masse als ein Aggregat von Tausenden von Individuen, welche nach allen Dimensionen dieser Masse zugleich entstehend nicht Zeit hatten sich mit einander chemisch zu verbinden und sich endlich in eine homogene Masse aufzulösen. Dieß möchte zugleich einer der Umstände seyn, durch welche sich die Operationen der Natur von den unserigen im Großen wie im Kleinen unterscheiden. Dürften wir diesem gemäß analog auf die Bildung unserer räthselhaften krystallinischen Felsarten schließen, so möchte das Momentane, das Gleichzeitige des Bildungsactes durch alle einzelnen Theile des Gesteines uns einen viel besseren Fingerzeig zur Erklärung ihrer räthselhaften Erscheinung geben, als die langsame Abkühlung der feuerflüssigen Massen, wenn man diese Abkühlung auch durch Aeonen prolongirt. Selbst die Natur in ihren gewaltigen unterirdischen Werkstätten scheint gegenwärtig nicht mehr im Stande, ein ähnliches Product zu Tage zu fördern, wie sie dieß in den Tagen der Vorzeit gethan. Keine Lava unserer Tage gleicht in Form und Zusammsetzung den Trachyten und krystallinischen Gebilden der Urzeit, und nur einzelne Auswürflinge erinnern noch an das Wirken und Bilden in längst vergangenen Perioden.

Nur in ihrem luftigen geheimnißvollen Laboratorium in den höheren Regionen der Atmosphäre scheint sie noch in alter gigantischer Weise zu wirken und zu bilden, und unter Blitz und Donner was sie von der Erde oder vielleicht auch aus dem Weltraume genommen, Regen, Hagel und Meteorsteine der Erde wieder zurückzugeben. Von der Weise ihres Wirkens und Schaffens da droben wissen wir indessen bis zu dieser Stunde troß allen Bemühungen unserer Physiker, Chemiker und Meteorologen nichts Gewisses. Der Hagel so wie der ihn begleitende Blitz sind noch so räthselhafte Erscheinungen wie die Meteorsteine, um so mehr, da dieser Hagel manchmal Körner von festen erdigen und metallischen Verbindungen enthält, die an Meteorsteine nur zu sehr erinnern.

Der Hagel, welcher 1825 zu Sterletamak im Gouvernement Orenburg fiel, hatte einen steinigen Kern, welcher aus

Eisenoxyd	70,000
Manganoxyd	7,50
Magnesia	6,25
Thonerde	3,75
Kieselsäure	7,50
Schwefel	5,00

bestand, und Pictet erklärte bey einem Hagel 1821 in Irland den Kern der Hagelkörner für dodekaedrischen Schwefelkies.

Es scheint, um den Schlüssel zu dem geheimnißvollen Wirken der Natur in diesen Regionen und in der Vorzeit zu finden, müssen wir die Art unseres Experimentirens nach der oben berührten Weise bedeutend modificiren!

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1847 Nr. 13.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. April.
Nro. 73. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Nachtrag zu der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 13. Februar 1847.

Hierauf las Herr Professor Erdl: Ueber eine neue Form elektrischen Apparates bey Gymnarchus niloticus.

Bey diesem Fische tritt der elektrische Apparat in einer so eigenthümlichen Form auf, daß man sich vergebens nach etwas auch nur entfernt Aehnlichem bey der bis jetzt bekannten Reihe von Fischen umsieht. Selbst die sonst in so vielen Theilen verwandte Gattung Mormyrus, welcher auch ein wohlentwickelter elektrischer Apparat zukommt, entfernt sich hier gewaltig weit, und nähert sich mehr dem Gymnotus.

Bey den bis jetzt genauer untersuchten elektrischen Fischen liegt der betreffende Apparat an verschiedenen Körperstellen: bey Torpedo, bekanntlich, seitlich zwischen Kopf und Flossen, bey Gymnotus, Mormyrus am Schwanze auf eine verhältnißmäßig ziemlich kleine Räumlichkeit beschränkt; bey Malapterurus liegt er in der Haut und umwickelt mit dieser den ganzen Körper des Fisches, bey Gymnarchus aber ist seine größte Masse wohl auch auf die hintere Hälfte des langen Schwanzes angewiesen, ein Theil davon erstreckt sich jedoch nicht nur auch über die vordere Hälfte desselben, sondern begleitet sogar noch die Wirbelsäule bis zum Kopfe hin.

Eben so eigenthümlich wie in den äußeren Verhältnißen zeigt sich bey unserem Fische der elektrische Apparat auch in seinem inneren Baue. Er ist nicht aus dicht neben einander stehenden Säulen gebaut, wie bey Torpedo, noch aus nahe an einander liegenden Blättchen, wie bey Gymnotus, Mormyrus und Malapterurus zusammengefügt, sondern ihn bilden kurze prismatische Körper, welche sich wie Perlen an einer Schnur hinter einander reihen.

Solcher Reihen oder Ketten unterscheidet man jederseits vier, jede in eine besondere häutige Röhre eingeschlossen. Die erste oder oberste Reihe ist die kürzeste, beginnt an dem Dornfortsatz des 87. Wirbels, liegt unmittelbar unter der Muskulatur der Flossenstrahlen, wird an dem flossenfreyen Theile des Schwanzes, wo ihr die entsprechende Reihe der anderen Seite nachbarlich anliegt, größtentheils von der zweyten Reihe ihrer Seite bedeckt und besteht aus fünfzig Gliedern. Die zweyte Reihe, die längste von allen, liegt neben dem oberen Ende der Rückenmarkshöhle, beginnt mit einem äußerst zarten und feinen Anfange an dem zweyten Rückenwirbel, wird gegen den Schwanz hin allmählig voluminöser, erreicht an ihm ihre stärkste Entwicklung und verliert sich nach und nach wieder gegen das feinste Ende desselben. Diese Reihe oder Kette besteht aus 136 Gliedern. Die dritte, zweytlängste Reihe liegt von ihrem Anfange am letzten Rippenwirbel an unter der Wirbelsäule, gegen das flossenfreye Ende des Schwanzes hin aber legt sie sich seitlich an die Körper der Wirbel an und erstreckt sich immer kleiner

werdend bis zum äußersten Ende des Schwanzes, also weiter nach hinten als die drey anderen Reihen. An ihr konnte ich 96 Glieder zählen. Die unterste, vierte Reihe beginnt an dem unteren Dornfortsatze des 82. Wirbels, läuft unmittelbar unter der vorigen Reihe liegend mit dieser gegen das flossenfreye Schwanzende, zeigt daselbst dieselben Größenverhältnisse wie die zweyte Reihe und verliert sich auch allmählig wie diese. An ihr zählte ich 56 Glieder. Die vier Reihen einer Seite zusammen haben demnach 338 Glieder, und von beyden Seiten zusammengerechnet besteht der ganze Apparat aus 676 Gliedern.

Die Gestalt der Glieder ist die dreyseitiger Prismen. Die Seiten sind aber nicht gleich, sondern eine von ihnen ist immer schmäler, so daß der Querdurchschnitt ein gleichschenkliges sehr spitzwinkliges Dreyeck darstellt. Bey der zweyten und dritten Reihe sind die ersten Glieder ungemein dünn, aber verhältnißmäßig lang; erst am Schwanze werden sie dicker und kürzer. Von der ersten und vierten Reihe ist schon das erste Glied bedeutend groß aber nach vorne konisch zugespitzt. Die meisten Glieder der zweyten Reihe messen $1\frac{1}{2}'''$ Länge und $\frac{1}{5}'''$ Breite; die größten Glieder am Schwanze sind nahe an $2'''$ lang und gegen $1\frac{1}{2}'''$ breit.

Mit den drey seitlichen Flächen ist jedes Glied an die jede Reihe umgebende häutige Röhre geheftet. Außerdem aber unterscheidet man noch eine hintere und eine vordere freye Fläche, womit jedes Glied gegen das ihm unmittelbar vorausgehende und folgende sieht. Diese Flächen sind dreyeckig, etwas konkav, ohne Verbindung mit der Röhre und zwischen je zwey Gliedern bleibt immer ein, wenn auch kleiner Zwischenraum.

Die häutigen Röhren sind durchsichtig, sehr dünnwandig und hängen mit ihrer Umgebung (Muskeln und Intermuskularbänder) so innig zusammen, daß es eine äußerst schwierige Aufgabe ist, sie eine größere Strecke weit in ihrer Integrität darzustellen. Sie sind überall in sich abgeschloßen, und nirgends konnte ich sehen, daß sie mit einander auf einer Seite oder mit den Röhren der anderen Seite communiziren. An ihrem Anfange sind sie, was man besonders deutlich an der ersten und vierten sehen kann, in einen länglichen blindsackigen Zipfel ausgezogen. Wie sie sich an dem hintersten Schwanzende verhalten, war mir nicht möglich zu erforschen: sie sind daselbst so innig mit der sie umgebenden äußeren Haut verbunden, daß man sie nicht mehr isoliren kann.

Die Form der Röhren ist cylindrisch, weicht mithin von der Form der in ihnen enthaltenen Glieder bedeutend ab. Mit letzteren stehen sie in einer eigenthümlichen Verbindung. Von jeder der drey Seiten der Glieder entspringt nämlich ein dreyeckiges Band, welches sich an der inneren Oberfläche der Röhre inserirt. Dadurch entwickeln sich in jeder Röhre ihrer ganzen Länge nach laufende den drey Seitenflächen der Glieder entsprechende drey ligamenta dentata, die denen an dem Rückenmarke des Menschen z. B. sehr ähnlich sehen. Diese Einrichtung bewirkt, daß die Röhrenwand von den electrischen Gliedern sich entfernen und die cylindrische Form annehmen kann.

Sobald man während des Präparirens eine Röhre ansticht, strömt eine beträchtliche Menge Flüssigkeit aus, worauf die Röhre zusammensinkt, schlaff wird, die cylindrische Form verliert und sich an die elektrischen Glieder anlegt. Daraus darf man wohl abnehmen, daß auch während des Lebens Flüssigkeit in diesen Röhren mit enthalten sey. Ist aber dieß der Fall, so müssen die elektrischen Glieder durch ihre Bänder schwebend in der Röhre erhalten, und an ihren freyen Enden von der Flüssigkeit umspühlt werden. Dieses Lagerungsverhältniß der Glieder in den Röhren kann aber offenbar geändert werden, wenn die auf den Röhren aufliegende Muskulatur wirkt. Durch sie kann jede Röhre etwas komprimirt und verkürzt werden, wobey nothwendigerweise die elektrischen Glieder einander näher gerückt werden und sich mit ihren freyen Enden berühren müssen — was vielleicht für die elektrische Wirkung von Wichtigkeit ist.

Bey genauerer Untersuchung der einzelnen Glieder findet man in ihrem Inneren eine ziemlich große, mit Flüssigkeit gefüllte ovale Höhle, an deren Wandung die Substanzmasse weicher ist als an der äuße-

ren Oberfläche. Als mikroskopische Bestandtheile zeigen sich sehr zartwandige häutige Röhrchen, ungefähr dreymal so dick als Nervenprimitivröhrchen, welche, manchen Pflanzenhaaren nicht unähnlich, aus hinter einander gereihten, langgezogenen Zellenabtheilungen zusammengesetzt werden und bey Weingeistexemplaren einzelne Klumpen einer gelblichen, offenbar koagulirten Masse enthalten. Diese Röhren finden sich auch in dem elektrischen Organe des Zitterrochen, bey welchem sie aber kaum halb so dick erscheinen.

Daß dieser Apparat ein elektrischer sey, habe ich nun freylich nur aus den angegebenen anatomischen Verhältnißen erschloßen; über die Lebenseigenschaften dieses Fisches ist noch gar nichts bekannt. Als Beleg für die Richtigkeit meiner Deutung dürfte aber noch der schon früher angegebene Bau des Gehirnes des Gymnarchus sprechen, so wie der Umstand, daß er, wie mich Herr Dr. Pruner versichert, von den Arabern Abu' rad, d. i. Vater des Donners genannt wird. Herr Dr. Pruner war so gütig auf meine Bitte einige seiner Freunde in Cairo zu Beobachtungen an lebenden Exemplaren dieses Fisches anzuregen, weßwegen ich hoffe, in nicht langer Zeit die Ehre haben zu können, die Resultate davon hier mitzutheilen.

Ferner las Herr Dr. Pettenkofer, außerord. Mitglied der Classe:

Ueber die Affinirung des Goldes und über die große Verbreitung des Platin.

In allen chemischen Schriften ist der Prozeß der Scheidung des Goldes vom Silber und Kupfer durch Schwefelsäurehydrat sehr kurz abgefertigt. Er läßt sich auch in praxi kurz abfertigen, wenn man nicht darauf angewiesen ist, feines Gold zu erzielen, d. i. ein Gold, welches höchstens $\frac{1}{2}$ bis 1 Tausendtheil fremde Metalle enthalten darf. Gegenwärtig wird bekanntlich noch Silber geschieden, was nur 6 — 7 Zehntausendtheile Gold enthält (z. B. die Kronenthaler). Das aus solchen Scheidungen resultirende Gold, was doch als möglichst fein vertheilt betrachtet werden muß, mithin dem Eindringen chemischer Agentien kein mechanisches Hinderniß entgegensetzen kann, wird durch noch so oftes Abkochen mit concentrirter Schwefelsäure nie fein gebracht. Es tritt ein Zeitpunkt ein, wo die kochende Säure in größtem Uebermaaße angewendet aus diesem feinst vertheilten Golde auch nicht mehr eine Spur Silber hinwegnimmt; und doch sind noch fast 3 Prozent darin enthalten, wie sich ergibt, wenn man das Scheidegold schmilzt und probirt. Diese für die Scheider traurige Erfahrung, die manchmal obwohl in geringerem Maaße auch bey ganz sorgfältig (auf die Quart) legirtem Scheidegute vorkommt, hat man in allen größeren Scheideanstalten gemacht, wo goldhaltige Silbermünzen verarbeitet werden, in Wien, München, Frankfurt, Straßburg, Paris ꝛc. Man hat allerley dagegen versucht — aber umsonst. Es blieb bisher nichts übrig, um feines Gold zu gewinnen, als das Scheidegold (Goldpulver, welches gewöhnlich mit dem technischen Ausdruck Goldkalk in den Scheidungen bezeichnet wird), mit Salpeter zu schmelzen, den gewonnenen silberhaltigen Goldkönig aufs Neue mit Silber zu legiren (und zwar so, daß das Gold nicht viel unter oder über $\frac{1}{4}$ des Ganzen ausmachte), um abermals den Prozeß der Scheidung damit durchzumachen. Hiebey ereignete es sich nicht selten, daß ein solcher Goldkönig das Ziel einer ganzen großen Goldscheidung, welcher er beygeschmolzen wurde, nämlich das Feinwerden des Goldes, abermals vereitelte.

So standen die Sachen bisher. Kein Scheider konnte mit Gewißheit voraussagen, daß er feines Gold erzielen werde; — in manchen Fällen aber wußte er voraus, daß das Feinbringen des Goldes ohne nochmalige Legirung und Scheidung unmöglich sey. — Von gründlichen Erklärungsversuchen dieser Räthsel ist mir keiner bekannt geworden. Ich hielt es daher für eine eben so wichtige und nothwendige, als auch interessante Aufgabe, den oben erwähnten Thatsachen eine wissenschaftliche Basis zu geben, aus welcher sie ihre Erklärung finden, und woraus vielleicht Mittel abgeleitet werden könnten, um den bisher theils unsicheren, theils mangel-

haften Erfolg in der Affinirung des Goldes ganz in die Gewalt des Scheiders zu geben. Ich hoffe, diese Aufgabe zur Zufriedenheit gelöst zu haben.

Die erste und wichtigste Frage für den vorliegenden Fall war: Ist das in Schwefelsäure unlösliche Silber des Scheidegoldes, das aus sehr goldarmem Silber erhalten wird, als regulinisches, oder chemisch mit einem andern Elemente verbunden darin enthalten?

Wenn man solches pulverige Scheidegold in einem Strome von Wasserstoffgas schwach glüht, so bilden sich allerdings etwas Chlorwasserstoff und Schwefelwasserstoff. Die Mengen derselben sind aber so gering, daß sie kaum den tausendsten Theil des im Scheidgolde noch vorhandenen Silbers in Chlor- oder Schwefelsilber verwandeln könnten. Die Auflösung dieses Scheidegoldes in Salpetersalzsäure läßt weder die Säuren des Phosphor und Arsenik, noch anderer negativer Elemente erkennen. Uebrigens würden sich alle derartige Silberverbindungen, so viel wir bis jetzt von ihnen wissen, in kochender concentrirter Schwefelsäure auflösen, selbst Chlorsilber nicht ausgenommen. Man wird mithin zur Annahme gezwungen, daß das Silber als regulinisches im Scheidegolde zurückgehalten werde; aber in einem andern Zustande, mit anderen Eigenschaften begabt, als wir das Silber gewöhnlich kennen. In diesem Zustande löst es sich nicht mehr in kochendem Schwefelsäurehydrat; eben so wenig in kochender Salpetersäure und kochender schwefelsaurer Eisenoxydlösung. Es wird trotz der feinen Vertheilung von kochender Eisenchloridlösung nicht in Chlorsilber verwandelt, was sonst bey fein vertheiltem Silber momentan geschieht. Das auffallendste Beyspiel von der Widerstandskraft des Silbers in diesem Zustande gegen chemische Einwirkung aber ist, daß man über solches Scheidegold Schwefel abdestilliren kann, ohne daß sich das darin befindliche Silber ($2\frac{1}{2}$—3 Prozent) in Schwefelsilber verwandelt.

Bey genauer Analyse konnte ich von regulinischen Metallen nichts auffinden, als Gold und Silber, und constant — was mich in hohem Grade überraschte, und was man kaum glauben möchte, — Platin. — In 100 Theilen durchschnittlich

Gold	97,0
Silber	2,8
Platin	0,2
	100.—

Ferner enthält in Folge der Scheidung dieses Scheidegold noch geringe Beymengungen von schwefelsaurem Bleyoxyde, basisch schwefelsaurem Eisenoxyde und Spuren von Schwefelkupfer, die sich jedoch sämmtlich durch geeignete Behandlung entfernen lassen.

Alle Erfahrungen, die ich bisher über den Gegenstand gemacht habe, nöthigen mich zu der Annahme, daß dieses so fein vertheilte Gold und Platin den Zustand der eigenen Unauflöslichkeit in einfachen Säuren, der Indifferenz gegen Eisenchlorid und schmelzenden Schwefel auch auf einen Theil Silber zu übertragen vermag. Wohl zu bemerken ist, daß sehr fein vertheiltes Gold, welchem kein Platin beygemischt ist, die nämliche Wirkung auf Silber äußert, nur in schwächerem Grade, — man mag das Silber nun mit Schwefelsäure oder mit Salpetersäure auflösen. — Deßhalb muß bey Goldscheidungen, die feines Gold liefern sollen, eine zu große Vertheilung desselben im Scheidegute jederzeit vermieden werden. Beträgt das Gold nur etwas weniger als $\frac{1}{16}$ der ganzen Legirung, so darf man es a priori als unmöglich erklären, durch Kochen mit Schwefelsäurehydrat die letzten 4—5 Tausendtheile Silber hinwegzunehmen. Diese praktische Wahrheit finden alle Scheider bestätigt.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1847. Nr. 14.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. April.
Nro. 74. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Nachtrag zu der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 13. Februar 1847.

Ferner las Herr Dr. Pettenkofer, außerord. Mitglied der Classe:

Ueber die Affinirung des Goldes und über die große Verbreitung des Platin.

(Schluß.)

So entmuthigend die Erfahrungen über die Hartnäckigkeit der letzten 2—3 Procente Silber in dem Scheidgolde, das aus sehr goldarmem Silber (z. B. den Brabanterthalern) erhalten wird, für mich waren, so wurde ich dennoch nicht müde, nach Mitteln zu suchen, den Widerstand dieses Silbers gegen chemische Einwirkung zu überwinden. Ein solches Mittel habe ich in den sauren schwefelsauren fixen Alkalien gefunden. Wird das Scheidegold damit gemengt, und nahe zur Rothgluth erhitzt, so oxydirt sich alles Silber zu schwefelsaurem Silberoxyde und kann nun leicht mit Wasser ausgewaschen werden. Mit größtem Vortheile wurde auf meine Veranlassung hin in der hiesigen Münzamts-Scheidung das saure schwefelsaure Natron eingeführt. Man erspart hiedurch die Kosten und die Zeit einer nochmaligen Legirung und Scheidung von ein paar hundert Mark Gold jährlich. — Die hohe Temperatur (anfangende Rothgluth), bey welcher das 2. Aequiv. Schwefelsäure des sauren Salzes hier einwirkt, ist Ursache, daß dasjenige Silber oxydirt wird, was Schwefelsäurehydrat, welches schon bey 260° R. siedet, nicht mehr anzugreifen vermag. —

2) Verbreitung des Platin.

Durch zahlreiche Erfahrungen bin ich zu dem Schlusse gelangt, daß das Platin ein ebenso verbreitetes Metall seyn müsse, als das Gold. Vauquelin hat schon in einem Silbererze von Guadalcanal in Spanien Spuren von Platin angegeben, welcher Angabe Berzelius später widersprochen hat. Es haben noch mehrere Analytiker auf das Vorkommen des Platin in Erzen von Deutschland, Frankreich, Spanien ꝛc. ꝛc. hingedeutet. Die Richtigkeit der meisten dieser Angaben hat man mehr oder weniger in Zweifel gezogen, aber gewiß mit Unrecht. — Alles Silber, was sich im Handel und Wandel befindet, und nicht etwa direkt aus einer Scheideanstalt stammt, ist platinhaltig, wenigstens soviel mir unter die Hände gekommen, und das ist nicht wenig. Es tritt daher jederzeit in größerer und leicht nachweisbarer Menge auf, so oft das Silber einer Procedur unterworfen wird, wobey das Platin seiner Natur nach im Rückstande bleibt. Solche Proceduren sind im Großen die Scheidung mit Schwefelsäure und die Amalgamation. Seit ich diese erstaunliche Verbreitung des Platin entdeckt habe, konnte ich bey der hiesigen Scheideanstalt noch keinen einzigen Fall beobachten, in welchem das Platin beym Scheidegolde gefehlt hätte, es mochte nun eine Schei-

bung güldischer Münzen, oder eine auf die Quart legirte Goldscheidung gewesen seyn. —

Bey der Amalgamation der Gold- und Silber-Krätze auf den Krätzmühlen, so wie der Erze auf Hüttenwerken, wird der größte Theil des Goldes und Silbers durch das Quecksilber ausgezogen. Das Platin bleibt bey etwas Gold und Silber im sogenannten Nachsande (Amalgamations-Rückstand). In diesem Handels-Artikel findet man es sehr angereichert. Das daraus gewonnene Silber zeigt oft 16—18 Millièmes Platingehalt. —

So wenig Platin das Silber gewöhnlich enthält, so trägt es doch sehr viel bey, die Affinirung des Goldes zu erschweren. Neben dem, daß seine Gegenwart die Retention des Silbers im Scheidegolde überhaupt sehr steigert, bedingt es auch einen nicht unbeträchtlichen Goldabgang beym Schmelzen des Scheidegoldes mit Salpeter. In allen Scheidungen hat man die Erfahrung gemacht, ohne sich die Gründe davon angeben zu können, daß man nie ein Gold erhält, das sich nach dem üblichen Probirverfahren als fein zeigt, oder das die nöthige Weichheit und Dehnbarkeit besitzt, wenn man das Scheidegold nicht mit Salpeter zusammenschmelzt. Nach dem Schmelzen mit Salpeter kann es aber allen Anforderungen genügen. — Ich habe mich vielfach überzeugt, daß das Schmelzen des Scheidegoldes mit Salpeter eine unerläßliche Operation bey der Affinirung, daß es die Scheidung des Platin vom Golde ist. Fein vertheiltes Platin oxydirt sich bekanntlich leicht und vollständig im schmelzenden Salpeter; Gold oxydirt sich darin zwar auch an und für sich, aber nur sehr wenig: in erstaunlichem Maaße jedoch, wenn es zugleich etwas Platin enthält. Das Platin überträgt hier offenbar seinen Zustand auf das Gold. Es gibt aber auch Fälle, wo schmelzender Salpeter das fein zertheilte Platin nicht vollständig zu oxydiren vermag. Schmilzt man nämlich Scheidegold, welches noch 2—3 Procent Silber enthält, mit Salpeter, so schützt das Silber jederzeit einen Theil des Platin vor der Oxydation, und führt es so in den silberhaltigen Goldkönig ein. Schmilzt man nun einen solchen Regulus zu seiner vollständigen Affinirung einer günstig legirten Goldscheidung bey, so kann sich, da das übrige Scheidegut gleichfalls etwas platinhaltig ist, der Platingehalt des Scheidegoldes, und mit ihm die Retention des Silbers so steigern, daß durch bloßes Kochen mit Schwefelsäurehydrat nicht alles Silber entfernt werden kann. Ist aber das Silber bis auf $\frac{1}{2}$ Procent entfernt, so entrinnt kein Platin mehr der Wirkung des Salpeters, sondern geht vollständig in die Schlacken. —

Behandelt man die Schlacken, welche beym Schmelzen des Scheidegoldes mit Salpeter fallen, mit Wasser, so hinterläßt dieses ein bald mehr, bald minder graues, sehr leichtes Pulver, bestehend aus Thonerde, Kieselerde und Kali, etwas Bley-, Kupfer-, und Eisenoxyde, und diesem Platin-Goldoxyde. Diese Schlackenrückstände sind so fein, und erhalten sich im Wasser so lange schwebend, daß man sie bisher fast für werthlos gehalten hat. Man hat sie geschlämmt, um das mechanisch eingemengte regulinische Gold zu gewinnen, und das Abgeschlämmte dann unter das gewöhnliche Krätz geworfen. Wie war ich aber erstaunt, als ich solche abgeschlämmte Schlackenrückstände auf ihren etwaigen Gehalt an edlen Metallen untersuchte. Sie enthielten in der Regel 19—20 procent Gold und $2\frac{1}{2}$—3 procent Platin nebst etwas Silber. Durch Amalgamation kann man das Gold nur höchst unvollständig ausziehen, ähnlich, wie man aus Goldpurpur durch Quecksilber kein Gold ausbringen kann. Man ersieht hieraus, daß die bisherige Art der Benützung dieser Salpeterschlackenrückstände nicht länger beybehalten werden darf. —

Gehörige Anwendung des sauren schwefelsauren Natron und des Salpeters werden es von nun an jedem Scheider leicht machen, sich des erwünschten Erfolges seiner mit so viel Mühe und so großem Risico beladenen Arbeit zu versichern.

Das Nähere, besonders über den technischen Theil dieser meiner Arbeit werde ich in Dingler's polytechn. Journale mittheilen. —

München den 13. Februar 1847. —

Anhang.

An dieses merkwürdige Verhalten des Silbers im Scheidgolde reihen sich noch einige andere That-

sachen, die bisher isolirt gestanden, und die ich kurz anzudeuten mich nicht enthalten kann.

Proust schon gibt an, daß man in einer Retorte Kohle und Schwefel nicht durch Glühen vollständig trennen könne. Marchand erhielt bey einem Versuche, wo das Gemenge in einer kleinen Retorte über $\frac{1}{2}$ Stunde der stärksten Hitze auf der Weingeistlampe ausgesetzt war, $2\frac{1}{2}$ procent Schwefel, der aus der Kohle durch Glühen nicht ausgetrieben werden konnte, während er sich in einem Strome von Wasserstoffgas vollständig abdestilliren läßt.

Ich habe gefunden, daß eine Legirung aus einem Theil Platin und vier Theilen Bley durch noch so lange Behandlung mit Salpetersäure nicht vollständig vom Bleye befreyt werden kann. Bey dem Platinpulver bleiben namhafte Mengen des andern Metalles zurück. —

Jedem Analytiker sind eine große Menge anderer Beyspiele bekannt, wo die Trennung zweyer oder mehrer Substanzen bis auf einen gewissen Grad mit großer Leichtigkeit vorschreitet, aber mit größter Hartnäckigkeit oft die letzten Antheile zurückgehalten werden. Die wenigsten dieser Beyspiele lassen sich aus dem Gesetze der chemischen Masse erklären.

Ich möchte zur Erklärung dieser Phänomene die von Liebig geschaffene Doktrin der chemischen Ansteckung oder Uebertragung von Zuständen als die passendste annehmen. Man führt gewöhnlich nur solche Beyspiele auf, in denen durch Uebertragung der Zustände chemische Verbindungen zu Stande kommen (Auflösung des mit Silber legirten Platin in Salpetersäure). Die von mir erwähnten scheinen solche, in denen durch Uebertragung der Zustände chemische Verbindungen erschwert, oder gänzlich verhindert werden. Bley mit Platin legirt vermag zwar dieses nicht in Salpetersäure auflöslich zu machen, wie es das Silber thut, — hingegen aber macht das Platin einen Theil des Bleyes unauflöslich in Salpetersäure. —

Wie sich Zustände von einem Körper auf den andern übertragen können, davon gibt auch der von Fuchs ins Leben gerufene Amorphismus viele Beweise. Amorpher Zucker überträgt seinen Zustand des Amorphismus auf viele sonst krystallische Körper. Blutserum trocknet in größerer Menge zu einer vollkommen amorphen, glasigen Masse ein, und doch enthält es in diesem getrockneten Zustande an 10 Procent krystallisirbare Salze, auf welche sich aber der amorphe Zustand des präponderirenden Albumin überträgt. Aus wie vielen Mutterlaugen, die noch viel krystallisirbare Körper enthalten, gewinnt man keinen Krystall mehr, wenn amorphe Verbindungen darin zugegen sind. —

Ich will dahingestellt seyn lassen, ob nicht auch die Lösung der Salze in Wasser darauf beruhen möchte, daß das Wasser seinen tropfbar flüssigen Zustand auf gewisse Körper bey einer Temperatur zu übertragen vermag, bey welcher diese an und für sich nur im festen Zustande existiren. Eine gesättigte Kochsalzlösung enthält, z. B. bey einer Temperatur von 0° C. 27 Proz. tropfbar flüssiges Chlornatrium, das an und für sich erst in der Rothglühhitze flüssig wird.

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 18. Februar 1847 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von dem Hrn. Grafen Avogadro in Turin:

Mémoire sur les volumes atomiques des corps composés. Turin 1845. 4.

Von dem Ferdinandeum für Tyrol und Vorarlberg in Innsbruck:

Neue Zeitschrift. 12. Bändchen. Innsbruck 1846. 8.

Von der k. Preuß. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen im Monat November 1846. Berlin 1846. 8.

Von der Académie royale des sciences et belles lettres de Bruxelles:

a) Nouveaux mémoires, Tom. XIX. Bruxelles 1845. 4.
b) Bulletins. Tom. XII. IIe Partie 1845. Tom. XIII. Ie. Partie 1846.
c) Annuaire de l'Académie roy. Douzième année. Bruxelles 1846. 8.
d) Annales de l'observatoire royal de Bruxelles, publiées, aux frais de l'état, par le directeur A. Quetelet, Secrétaire perpétuel de l'académie royale des sciences etc. de Belgique; Tom. V. Bruxelles 1846. 4.
e) Rapport adressé a M. le Ministre de l'Intérieur sur l'état et les travaux de l'observatoire royal de Bruxelles (Année 1845). 8.
f) Observations de la planète Leverrier, faites à l'observatoire royal de Bruxelles. 8.
g) Sur les anciens recensements de la population Belge, par M. A. Quetelet, Président de la commission centrale (Bulletin de la commission centrale de Statistique de Belgique. Extrait du tome III.). 4.
h) Sur le Climat de la Belgique. Phénomènes periodiques des plantes par A. Quetelet. Bruxelles 1846. 4.
i) Recensement général de la population. Statistique agricole et industrielle. (Ministère de l'Intérieur.) Extrait du Moniteur du 4 Juillet 1846. Bruxelles 1846. 4.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. XXIII. No. 20—23 inclus. Novembre — Decembre 1846. Paris 1846. 4.

Von Hrn. Professor Ab. Francesco Zantedeschi in Venedig.

Ricerche fisico-chimico-fisiologiche sulla luce. Venezia 1846. 4.

Von dem landwirthschaftlichen Verein in Bayern in München:

Centralblatt, September 1846 — Januar 1847.

Von Hrn. Manuel J. Johnson, M. A. radcliffe observer in Oxford.

Astronomical observations made at the radcliffe observatory Oxford, in the year 1844. Vol. V. Oxford 1846. 8.

Von der k. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig:

Berichte. Mathem. phys. Classe. November III. Leipzig 1846. 8.

Von der Fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft in Leipzig:

Preisschriften. I. H. Graßmanns geometrische Analyse. Leipzig 1847. 8.

Von dem koninklijk-nederlandsche Instituut van Wetenschappen, Letterkunde en schoone kunsten te Amsterdam:

a) Verhandelingen der eerste Klasse I—VII. Deel. Amsterdam 1812—25. 4.
b) Nieuwe Verhandelingen derselben Klasse 12. Deel. Amsterdam 1846. 4.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1847. Nr. 15.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. April.

Nro. 75. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 13. März 1847.

Das außerordentl. Mitglied Hr. Dr. Buchner jun. theilt eine Notiz mit:

Ueber den Arsenik-, Kupfer- und Zinngehalt bayerischer Mineralwässer.

Herr Akademiker Schafhäutl hat vor einigen Jahren zuerst auf die Gegenwart des Arseniks in vom Wasser abgesetzten Eisenerzen (Eisenoxydhydrat) und insbesondere auf die so häufige Anwesenheit dieses Metalls und auch des Antimons und Zinns im Eisen aufmerksam gemacht*). Diese Thatsache wäre vielleicht vergessen worden, wenn nicht Hr. Professor Walchner in Karlsruhe vor Kurzem ebenfalls unsere Aufmerksamkeit auf die allgemeine Verbreitung des Arseniks und auch des Kupfers auf unserer Erde gerichtet hätte, indem nach seinen Versuchen diese beyden Metalle, die auf unserer Erdoberfläche so sehr verbreiteten Eisenerze stets und überall begleiten**).

*) The Lond. and Edinb. phil. Mag. Supplem., Juli 1840 p. 570; auch Journ. f. prakt. Chem. XXI. 129.

**) Walchner hat seine Entdeckung zuerst der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Bremen in der ersten allgemeinen Sitzung am 18. September 1844 mitgetheilt. S. d. amtlichen Bericht über diese Versammlung S. 58. Aber erst zwey Jahre später, nachdem davon die französische Akademie (Compt. rend. 1846 XXXIII. p. 612) Kenntniß erhalten und das von Walchner erhaltene Resultat von französischen Chemikern bestätigt war, sind die Deutschen auf diesen Gegenstand aufmerksamer geworden.

Walchner fand zunächst Arsenik und Kupfer in sehr kleiner Menge in jedem Eisenerze, das Meteoreisen nicht ausgenommen*), und in manchen Erzen sogar in einem solchen Verhältnisse, daß sie dann zur Erzeugung eines guten Eisens entweder gar nicht oder nur unter Beobachtung eines besonderen, die Abscheidung der fremden Metalle bewirkenden Verfahrens, angewendet werden können.

Als er beobachtet hatte, daß namentlich Braun- und Spatheisensteine, sodann die sogenannten Linsenerze und die Bohnerze der Juraformation, die man als frühere Ablagerungen aus Quellen betrachten kann, Arsenik und Kupfer enthalten, untersuchte er ferner Sumpferz und Raseneisenstein als neuere, noch fortwährend unter unseren Augen entstehende Absätze von Eisenoxydhydrat, und auch diese jüngsten Eisenerzgebilde zeigten einen Gehalt an jenen Metallen.

Nichts lag nun näher, als diese Metalle auch in den Absätzen der Stahlquellen gegenwärtiger Zeit,

*) Im Peridot des Pallas'schen Meteoreisens hat schon im Jahre 1840 Hr. Rumler in Wien arsenige Säure entdeckt (Poggend. Annal. XLIX. 591).

in den Ochern der jetzt noch fließenden eisenhaltigen Mineralwässer zu vermuthen, und zwar wurden sie zunächst aufgesucht in den ocherigen Absätzen der Eisensäuerlinge des Schwarzwaldes, von Griesbach, Rippoltsau, Rothenfels und Steinach, von Canstadt, außerdem in den Ochern der Thermen von Wiesbaden und in jenen der Säuerlinge von Schwalbach, Ems, Pyrmont, Lamscheid am Hundsrücken und des Brohlthales bey Andernach. In allen diesen Ochern konnte Walchner Arsenik und Kupfer und in jenen von Wiesbaden auch noch Antimon finden. Selbst eisenschüssige Ackererde, Thon und Mergel zeigten sich nicht frey von Arsenik und Kupfer.

Arsenik und noch andere Metalle außer Eisen und Mangan sind zwar schon früher in einigen Mineralwässern aufgefunden worden; namentlich hat Tripier in der Quelle von Hamam-mes Kutin (verfluchte Bäder) in Algier Arsenik entdeckt, ein Resultat, zu welchem später auch Chevallier und Henry gelangten. Berzelius erkannte bey der Analyse der Saidschützer Quellen, daß darin eine Spur von Zinn- und Kupferoxyd aufgelöst sey, die er den Olivinen des dortigen vulkanischen Bodens zuschreibt, und J. Baur fand in einem Mineralwasser bey Schlüpfheim im Canton Luzern eine nicht unbeträchtliche Menge von Antimonoxyd*). Allein diese Fälle standen zu vereinzelnt da, als daß sie auf den Gedanken einer allgemeineren Verbreitung solcher Metalle in den Mineralwässern hätten führen können. Erst durch Walchner's Entdeckung sind die Chemiker auf dieses häufige Vorkommen aufmerksam gemacht und theils zur Prüfung der Angaben Walchners, theils zu neuen Versuchen über diesen Gegenstand angeregt worden. Solche Versuche haben seitdem Figuier, Will, Flandin,

*) Tripier Compt. rend. IX. 599; auch Poggend. Annal. Ergänzungsband 1842 S. 376. — Chevallier und Henry, Journ. de Chim. méd. 2. série XI. 413. — Berzelius, Compt. rend. 2. sem. 1839 p. 164; auch Annal. d. Pharm. XXXI. 240. — Baur, Jahrb. f. prakt Pharm. X. 3.

Chatin und Chevallier angestellt*); der erstere am Rückstand der Verdampfung des Wassers aus dem Kochbrunnen von Wiesbaden, um darin die Anwesenheit des Arseniks zu bestätigen, was ihm auch leicht gelungen ist; der zweyte am Wasser der drey Quellen zu Rippoltsau, worin nicht nur wieder Arsenik und Kupfer, sondern auch noch Bley, Zinn und Antimon entdeckt werden konnten; ferner an den ocherigen Absätzen von Wiesbaden, Soden und Homburg, welche namentlich arsenik- und zinnhaltig gefunden wurden. Flandin und Chatin haben hingegen Arsenik und Kupfer im Wasser von Passy zu wiederholten Malen vergeblich gesucht, welche Metalle aber nach Chatins Beobachtungen im ocherigen Absatze einer Eisenquelle im Parke zu Versailles vorhanden sind. Nach Chevalliers Versuchen enthält der Ocher aus den Quellen von Forges nicht die geringste Spur Arseniks, aber Spuren von Kupfer.

Ich meinerseits habe geglaubt, daß es nicht unwichtig sey, auch bayerische Heilquellen oder deren ocherige Absätze auf Arsenik, Kupfer und andere Metalle untersuchen zu lassen. Hr. Dr. Keller aus Würzburg hat auf meine Veranlassung und unter meinen Augen diese Untersuchung im chemisch-pharmaceutischen Laboratorium der k. Universität begonnen und hierzu zunächst den ocherigen Schlamm des Rakoczys und Pandurs von Kissingen, jenen des Stahlbrunnens von Brückenau und der eisenhaltigen Quelle von Kellberg nächst Passau, welche von zuverlässigen Personen gesammelt und eingesendet worden waren, gewählt. Die Ocher aus dem Rakoczy und aus dem Pandur wurden zusammengemengt überschickt.

Aus den bisherigen Versuchen ergibt sich folgendes Resultat:

1) Der bräunlichgelbe, ocherige Absatz aus den

*) Figuier, Journ. de Pharm. et de Chim. X. 401. — Will, Annal. d. Chem. u. Pharm. LXI. 192. — Flandin, Compt. rend. XXIII. 634. — Chatin, Journ. de Chim. méd. 1847, Janvier p. 1. — Chevallier, Journ. de Chim. méd. 1847, Janvier p. 1.

Quellen Rakoczy und Pandur zu Kissingen enthält nur eine zweifelhafte Spur von Kupfer, hingegen so viel Arsenik, daß dieses Metall darin sehr leicht und sicher entdeckt und daraus dargestellt werden kann.

2) Im schön röthlichbraunen Ocher aus dem Wasser der Eisenquelle in Brückenau ist nur eine Spur Arseniks, aber eine ziemliche Menge Kupfers vorhanden.

3) In den Ochern von Kissingen und Brückenau konnte auch Zinn entdeckt werden.

4) Eine vorläufige Untersuchung des braungelben Ochers aus dem eisenhaltigen Wasser von Kellberg führte in Betreff eines Arsenik- und Kupfergehaltes zu keinem entscheidenden Resultat; jedenfalls ist die Menge dieser Metalle, wenn sie darin wirklich vorhanden seyn sollten, so außerordentlich geringe, daß sie sich nicht leicht mit Bestimmtheit werden nachweisen lassen.

Ich will noch kurz der Methode erwähnen, nach welcher diese Untersuchung gemacht worden ist. Die Ocher wurden in Salzsäure aufgelöst und in die filtrirte Auflösung gehörig lange Schwefelwasserstoff geleitet. Der erhaltene Schwefelniederschlag wurde, nachdem er auf einem Filtrum gesammelt und ausgewaschen war, zuerst mit Salpetersäure ausgekocht, die salpetersaure Flüssigkeit bis auf ein sehr geringes Volumen eingedampft und dieser Rückstand wieder mit etwas Wasser vermischt, welche Flüssigkeit man in zwey Theile theilte, wovon man den einen zur Entdeckung des Arseniks im Marsch'schen Apparat weiter behandelte und den andern zur Auffindung des Kupfers benützte. Diese gelingt, wenn in einer Flüssigkeit nur Spuren von Kupfer vorhanden sind, am Besten mittelst einer kleinen aus Platin und Zink construirten galvanischen Kette, wozu man sehr zweckmäßig einen kleinen blanken Platintiegel benützen kann. Bringt man in diesen die mit Salzsäure schwach angesäuerte, auf Kupfer zu untersuchende Flüssigkeit und berührt innerhalb der Flüssigkeit das Platin an einer Stelle mit einem Zinkstreifen, so schlägt sich das Kupfer bald auf dem Platin nieder und bildet auf der Oberfläche desselben einen kupferrothen Ueberzug, der dann wieder in Salpetersäure aufgelöst und zur weiteren Untersuchung benützt werden kann.

Der mit Salpetersäure ausgekochte Schwefelniederschlag aus den Auflösungen des Kissinger- und Brückenauer-Ochers enthielt noch Zinn, welches daraus durch Auskochen mit Königswasser und noch besser durch Verpuffung des Niederschlages mit Salpeter, Auflösung der verpufften Masse in salzsaurem Wasser ꝛc. entdeckt werden konnte, indem in der sauren Auflösung Schwefelwasserstoff noch einen Niederschlag hervorbrachte, welcher vor dem Löthrohre auf Kohle mit Cyankalium und Soda zusammengeschmolzen ein Zinnkorn gab.

Zur Entdeckung des Arseniks im Kissinger Ocher ist es nicht einmal nothwendig, das obige Verfahren zu befolgen, sondern man braucht den Ocher nur in Salzsäure aufzulösen und diese Auflösung unmittelbar dem Marsch'schen Apparat zu übergeben, um die deutlichsten Anzeigen von der Gegenwart des Arseniks zu erhalten. Schon aus zwey Grammen dieses Ochers konnte auf solche Weise in sehr kurzer Zeit ein starker, arsenikalischer Ring erhalten werden, der bey näherer Prüfung sich frey von Antimon zeigte.

Es sind noch keine Versuche zur Beantwortung der Frage angestellt worden, in welcher Weise das in den ocherigen Absätzen vorhandene Arsenik in den Wässern selbst vorhanden sey, ob wirklich aufgelöst, oder als eine unauflösliche, in Wasser nur fein zertheilt schwebende Verbindung? Was die Menge des in einer bestimmten Quantität Wassers vorhandenen Arseniks betrifft, so habe ich selbst hierüber noch keine Bestimmung gemacht, wohl aber haben Tripier, Will, Figuier und Chatin bereits sich bemüht, die Quantität des Arseniks in einigen Wässern auszumitteln. Tripier hat in 10,000,000 Theilen des Wassers von Hamam-mes Kutin nur fünf Theile Arsenik (= 6,6 arsenige Säure) gefunden. Nach Wills Bestimmungen beträgt in 10,000,000 Theilen Wassers der Quellen von Rippoltsau die Quantität Arseniks, als arsenige Säure berechnet, auch nur 4 bis 9 Theile, nämlich 4 in der Wenzelquelle, 6 in der Josephsquelle und 9 Theile in der Leopoldsquelle, also in 1302 badischen Pfun-

den nahezu 4 bis 9 Gran, welche Menge in 866 Flaschen versendet wird, so daß um einen Gran arseniger Säure zu bekommen, 96 bis $216\frac{1}{2}$ solche Flaschen voll von diesem Wasser getrunken werden müßten. Nach Figuiers Analyse sind in 100 Litern Wasser aus dem Kochbrunnen von Wiesbaden 0,045 Gramme arseniger Säure, oder in 10,000,000 Theilen $4\frac{1}{2}$ Theile enthalten; nach Chatin endlich berechnet sich auf 10,000,000 Theile Wassers der Eisenquelle von Versailles gar nur 0,12 Theil Arsenik. Aus diesen Bestimmungen kann also geschlossen werden, daß das Arsenik, so leicht auch seine Auffindung in den ocherigen Absätzen ist, in den Wässern selbst nur in so höchst geringer Menge vorkommt, daß dadurch jede Furcht vor einer etwa deßhalb schädlichen Wirkung eines Wassers beseitiget werden muß, während es anderseits nicht unwahrscheinlich ist, daß eine so kleine Quantität Arseniks und der andern Metalle an der wohlthätigen heilkräftigen Wirkung der sie enthaltenden Mineralwässer einen Antheil haben könne.

Ferner wurden vorgelegt:

Bemerkungen über die Frage, ob das vegetabilische Leben früher, als das animalische auf der Erde erwacht sey, von Hr. Prof. Gustav Bischof in Bonn.

Alexander von Humboldt *) äußert sich hierüber: „Nichts scheint zu beweisen, wie man aus theoretischen Ansichten über Einfachheit der ersten Lebensformen hat annehmen wollen, daß das vegetabilische Leben früher, als das animalische auf der alten Erde erwacht sey, daß dieses durch jenes bedingt sey. Selbst die Existenz von Menschenstämmen, welche in die eisige Gegend der nordischen Polarländer zurückgedrängt worden sind und allein von Fischfang und Cetaceen leben, mahnt uns an die Möglichkeit der Entbehrung alles Pflanzenstoffs."

*) Kosmos I. 293.

Diese Bemerkung führt zur Frage, ob nicht auch die Existenz der Fische und der Cetaceen die der Pflanzen voraussetzt? — Es ist gewiß nicht zu zweifeln, daß sich die meisten Bewohner des Meers aus der organischen Materie, womit dasselbe gleichsam getränkt ist, entwickeln und daraus ihre Nahrung mittelbar oder unmittelbar ziehen. Jene Frage würde nicht beantwortet werden, wenn man sich darauf beziehen wollte, daß diese organische Materie von verfaulten Seethieren herrühre, oder eigentlich aus nichts anderem, als aus Myriaden von Infusionsthierchen bestehe; denn dieß würde uns nur im Kreise herumführen. Die Frage reducirt sich also darauf, ob ursprünglich eine organische Materie im Meere existirt habe, von welcher alle Organismen in ihm, Pflanzen wie Thiere abstammen, oder ob sich eine solche Materie erst durch Zersetzung der unorganischen Kohlensäure entwickelt habe. Es würde nichts nützen, einen unorganischen Proceß annehmen zu wollen, wodurch diese Zersetzung bewirkt worden wäre; denn ein solcher würde uns nur Kohlenstoff, aber keine organische Materie liefern. Stets werden wir daher auf eine organische Thätigkeit zurückgeführt, um organische Materie zu schaffen. Können Infusorien Kohlensäure zerlegen, so scheint es einerley, ob man diesen oder den Pflanzen die Priorität zuschreiben will.

Wie heut zu Tage noch Pflanzen aus abgestorbener thierischer Materie sich entwickeln, so konnten auch die ersten Pflanzen auf Kosten des ersten untergegangenen Infusoriengeschlechts sich entwickeln. Indeß, wenn dieß so war, so rächte sich später das Thierreich bey der Entwicklung seiner höheren Organismen: es wartete nicht, wie die Pflanzen, auf den Untergang der Thiere, um daraus Nahrung zu ziehen; sondern es ergriff das Pflanzliche in seinem vollen Leben, um sich auf seine Kosten zu nähren.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1847 Nr. 16.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. April.

Nro. 76. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 13. März 1847.

Ferner wurden vorgelegt:

Bemerkungen über die Frage, ob das vegetabilische Leben früher, als das animalische auf der Erde erwacht sey, von Hr. Prof. Gustav Bischof in Bonn.

(Schluß.)

Gerade darin, daß das Thier die Pflanze zur Nahrung nimmt, wie sie ist; die Pflanze aber erst dann auf Kosten des Thiers wächst, wenn dieses durch Fäulniß zerstört ist, liegt der Beweis, daß die Pflanze alles aus den unorganischen Verbindungen der Elemente machen kann, was sie braucht, nicht aber so das Thier. Eben deßhalb verschlingt das Thier die Pflanzen in ihrer vollkommenen Integrität, und meidet sie, wenn der Geruch die anfangende Zersetzung anzeigt. Das Thier thut es aus Instinct, der Mensch weiß aber, daß die organische Materie, pflanzliche wie thierische, seinen Organismus zerstört, wenn die organischen Verbindungsgesetze durch die der unorganischen Natur überwunden worden sind. Denn selbst die heftigsten Gifte des Mineralreiches wirken nicht so zerstörend, wenigstens nicht in so kleinen Dosen auf ihn, als die durch Zersetzung organischer Substanzen producirten. Setzt er Pflanzenstoffe für seine feineren Nahrungsmittel Umwandlungsprocessen aus: so sorgt er wohl, daß die organischen Verbindungsgesetze die herrschenden bleiben. Wie nahe indeß selbst das edelste unter diesen Umwandlungsproducten, der Alkohol, den Giften steht, ist nicht näher zu beleuchten.

Die näheren organischen Bestandtheile der Leiber der Infusorien kennen wir nicht. Wir haben aber keinen Grund zu zweifeln, daß sie, wie andere kleine Seethierchen, z. B. die Austern, Protein, den von Mulder entdeckten organischen Grundstoff von Albumin, Fibrin, Fleisch, Käse und vielleicht von noch einigen andern Thierstoffen, enthalten. Daß diese Substanz ein Product der Vegetation sey, ist gewiß; denn Pflanzeneiweiß besteht größtentheils aus ihr. Daß sie also mit diesem Nahrungsmittel in das Thierreich übergeht, ist nicht zu bezweifeln. Da ferner, nach den Untersuchungen von Dulong, Despretz und besonders von Boussingault *) der thierische Körper keine stickstoffhaltigen Substanzen zu produciren vermag, indem aller Stickstoff, den Thiere in ihren Nahrungsmitteln zu sich nehmen, sich, so fern sie nicht an Gewicht zunehmen, in den Excrementen und in der ausgeathmeten Luft wieder findet; so halten wir dafür, daß der Streit, ob dem Pflanzen- oder dem Thierreiche die Priorität zustehe, leicht zu entscheiden sey. Das Protein, welches die nordischen Polarländer mit ihrer Fischkost zu sich nehmen, ist daher weder von den Fischen, noch von den

*) Compt. rend. 1844. No. 2. p. 74. Vergl. Mulder Bulletin de Neërlande 1838. p. 112 und Liebig's Frage sittlich und wissenschaftlich geprüft von Ebendems. 1846. S. 26.

Seethieren, die diesen zur Nahrung dienen, erzeugt worden. Könnte man den ganzen Kreislauf verfolgen, den dieses Protein gemacht hat, ehe es in die Fischkost übergegangen ist: so würde man gewiß auf Pflanzen zurück kommen, welche es producirt haben. Es ist dasselbe Verhältniß, wie es seyn würde, wenn Menschen in andern Ländern sich der Pflanzenkost gänzlich enthielten und bloß von Fleischspeisen lebten: das Protein, welches sie mit diesen Speisen zu sich nehmen, würde eben so gut pflanzlichen Ursprungs, wie dasjenige seyn, welches jene Polarländer nährt.

Diesen Schlüssen könnte man vielleicht entgegensetzen, daß Infusorien, welche die Fähigkeit besitzen, Kohlensäure zu zersetzen und den Kohlenstoff sich anzueignen und mithin organische Materie zu bilden, auch atmosphärischen Stickstoff assimiliren und stickstoffhaltige thierische Substanzen bilden könnten. Es liegt nichts Widersprechendes darin, sich beyde Fähigkeiten in den Infusorien vereinigt zu denken. Pflanzen, welche auf Kosten dieser Thierchen vegetirten, würden daher die von denselben gebildeten stickstoffhaltigen Substanzen (Protein) aufnehmen. Ein solcher Vorgang der Dinge widerspricht jedoch den oben erwähnten Gesetzen, daß Pflanzen nur dann auf Kosten der Thiere vegetiren, wenn diese durch Fäulniß zerstört sind. In diesen thierischen Ueberresten finden sich aber weder Protein, noch andere stickstoffhaltige Substanzen, sondern der Stickstoff ist darin in unorganische Verbindungen, theils in Ammoniak, theils in Salpetersäure übergegangen.

So führen denn alle Verhältnisse zur Priorität des Pflanzenreichs. Es kann aber nicht in Abrede gestellt werden, daß unmittelbar nach der ersten Bildung pflanzlicher Materie, Infusorien sich entwickeln konnten. Vermögen diese Thierchen Kohlensäure zu zersetzen, so ist zu schließen, daß sie sich auch in einer Luft entwickeln können, welche sehr reich an Kohlensäure ist. Es ist denkbar, daß sie in derselben Kohlensäure-reichen Luft leben können, in welcher Pflanzen noch vegetiren. Daß aber die Landthiere erst erscheinen konnten, nachdem die Atmosphäre durch die Vegetation einen großen Theil ihrer Kohlensäure verloren hatte, schließen wir aus den mächtigen kohlenstoffhaltigen Ueberresten, welche in der Steinkohlen-Formation begraben sind, und die eine großartige vorangegangene Vegetation voraussetzen.

Wenn, wie oben gezeigt wurde, das Thierleben unmittelbar auf das Pflanzenleben folgen konnte, so brauchen wir nicht mehr große Zeiträume anzunehmen, welche zwischen der Erscheinung dieser beyden Naturreiche verflossen sind. Während der Bildung derselben sedimentären Formation können beyde Naturreiche auf Erden erschienen seyn. Wir haben Gründe genug, diese beyden wichtigen Epochen in die Bildung der Grauwacken-Formation, in eine Formation fallen zu lassen, die an Mächtigkeit alle übrigen sedimentären Bildungen übertrifft, und deßhalb den größten Zeitraum zu ihrer Vollendung erfordert hatte.

In dieser Formation finden wir eine Flora und eine Fauna begraben. Die ältesten Transitions-Schichten zeigen nur zellige Laubpflanzen des Meeres. Erst in den devonischen Schichten hat man von Gefäßpflanzen einige kryptogamische Formen (Calamiten und Lycopodiaceen) angetroffen. Wir finden aber auch in den älteren, wie in den jüngeren Bildungen Versteinerungen. Nehmen z. B. die Terebrateln in den jüngeren Schichten an Zahl zu, so fehlen sie doch nicht in den älteren. Die Anhäufung von Pflanzen, hinreichend um Kohlenflötze in der Grauwacken-Gruppe zu bilden, hat in Europa in einer sehr frühen Zeit begonnen, und, wie es scheint, auch in Amerika. Nach Eaton gehören die Anthracit-Flötze von Worcester (Mass.) und Newport derselben Epoche an. Dieß ist wichtig; es beweist das Vorhandenseyn von festem Lande, mit Pflanzen bewachsen, gleichzeitig oder doch beynahe gleichzeitig mit der ersten Erscheinung von thierischem Leben auf der Erde *)

In der Grauwacken-Gruppe läßt sich daher kein Zeitraum zwischen der Erscheinung des pflanzlichen und thierischen Lebens nachweisen.

*) De la Beche Handb. d. Geognosie von H. von Dechen. S. 504.

Gehen wir weiter zurück, zu den unteren geschichteten oder versteinerungslosen Gebirgsarten. Kohlenstoff findet sich in ihnen, wie die blaulich graue Farbe, welche im versteinerungslosen Thonschiefer so häufig vorkommt, und bisweilen ganz ins Schwarze übergeht, zeigt. Gehen wir von der Ansicht aus, daß es keinen primären Kohlenstoff auf der Erde giebt (eine Ansicht, die ich im 2. Bande meiner Geologie vertheidigen werde), so muß vor, oder wenigstens während der Entstehung dieser Formation schon eine Pflanzenwelt existirt haben. Ja man möchte geneigt seyn, die Gegenwart des Kohlenstoffs als das ausschließliche Zeichen einer untergegangenen Vegetation zu betrachten. Indeß der Mangel an Versteinerungen entscheidet nicht mit Bestimmtheit über die Abwesenheit einer Thierwelt in jener Periode. Es giebt zahlreiche Organismen, welche nicht geeignet sind, Reste ihres Daseyns in den Gesteinsschichten zurückzulassen, die sich während ihres Lebens bilden. Die vielen Weich- und gallertartigen Thiere der heutigen Meere dürften wohl schwerlich irgendwo eine Spur in den Sand- oder Schlamm-Bildungen, welche jetzt noch fortdauern, zurücklassen: sie verwesen spurlos. Sie können höchstens den Bildungen einen gewissen Bitumen-Gehalt mittheilen, der sich auch häufig, ohne Rücksicht auf sonstige organische Reste, findet. *)

Daß Pflanzen in einer bis zu einem gewissen Grade mit Kohlensäure erfüllten Luft noch vegetiren, in welcher selbst die auf der niedrigsten Organisations-Stufe stehenden Thiere nicht mehr leben können, ist bekannt. Sollte daher der Kohlensäure-Gehalt in der Atmosphäre, vor der Erscheinung des Pflanzenlebens, diese Grenze überschritten haben: so

*) De la Beche Handb. d. Geognosie von H. von Dechen. S. 506.

würden wir auf einen langen Zeitraum zurückgeführt werden, innerhalb welchem die Pflanzen die überschüssige Kohlensäure hätten fortschaffen müssen, ehe das Thierleben hätte Platz greifen können.

Die Untersuchungen von Aimé haben gezeigt, daß sich die auf dem Boden des Meeres wachsenden Pflanzen, wenn das Sonnenlicht durch das Wasser zu ihnen dringt, mit Luftblasen bedecken, welche eine vorwaltende Menge von Sauerstoff enthalten, und die sich allmälig von ihnen ablösen und durch das Wasser aufsteigen. Die freye Kohlensäure des Meerwassers wird auf diese Weise zersetzt und dadurch verhindert, sich in größerer Menge darin anzusammeln. Es ist klar, daß sich in den Umgebungen solcher Pflanzen das Meerwasser mit Sauerstoff sättigt und die Fähigkeit erlangt, die Respiration der Seethiere zu unterhalten. Es ist zu erwarten, daß jene Zersetzung um so lebhafter von statten gehen werde, je mehr das Meerwasser Kohlensäure enthält. Die Möglichkeit ist gegeben, daß auf diese Weise Seethiere in einem Meerwasser leben konnten, welches einen bedeutenden Kohlensäure-Gehalt hatte. Zu begreifen ist es, wie ein Meer mit einer an Kohlensäure reichen Atmosphäre bedeckt seyn konnte, daß kein Thier darin zu athmen im Stande war, während die Seethiere in der, die Pflanzen umgebenden Wasserschicht sehr wohl leben konnten." Der Umstand machte ihre Existenz möglich, daß der durch Zerlegung der Kohlensäure in Meerwasser ausgeschiedene Sauerstoff am Orte seiner Bildung blieb, oder doch nur so viel davon aufstieg, als vom Wasser nicht mehr absorbirt werden konnte.

Ganz anders waren aber die Verhältnisse, wenn gleichzeitig mit der Zersetzung der Kohlensäure im Meere durch die Meerespflanzen, eine Zerlegung der atmosphärischen Kohlensäure durch Landpflanzen statt-

gefunden hatte. — Hier trat der ausgeschiedene Sauerstoff nicht an die Stelle der zersetzten Kohlensäure, wie dort; sondern er zerstreute sich in das ganze große Luftmeer, und erst nach langen Zeiträumen konnte er sich so anhäufen, daß Landthiere darin zu respiriren im Stande waren.

Ganz einfach ist nun zu begreifen, wie ein langer Zeitraum verstreichen mußte, ehe Säugethiere Platz greifen konnten, und wie unter einer, an Kohlensäure reichen und für diese Thiere nicht geeigneten Atmosphäre, eine Unzahl von Seethieren leben konnten, deren Ueberreste wir auch in den älteren sedimentären Bildungen finden *).

---

*) Es ist bey dieser Gelegenheit auf einen wichtigen vor kurzem erhobenen Fund, aufmerksam zu machen, welcher den bisherigen großen Zeitraum zwischen dem Auftreten der Schalthiere und der Reptilien beträchtlich abkürzt. Die Beantwortung der Frage nämlich, ob die Reptilien erst in der Periode des rothen Sandsteins und des Zechsteins zum Daseyn gekommen sind, oder schon Bewohner der Steinkohlen-Wälder waren, wie Murchisson aus dem Funde großer Knochen in England vermuthet hat, veranlaßte v. Dechen durch eine, bey Lebach im Saarbrücken'schen in der Steinkohlen-Formation aufgefundene Sphärosiderit-Niere. Diese Niere enthält den $6\frac{1}{2}$ Zoll rhein. langen Kopf des Stammvaters der Eidechsen und Krokodile, den Goldfuß Archeyosaurus Dechenii nannte. Dadurch ist also nachgewiesen, daß in den Steinkohlen-Wäldern eine krokodilartige Eidechse lebte, welche ungefähr 4 Fuß lang war und durch ihren Schädelbau nicht den ihr an Alter nahe stehenden langrüsseligen Emydosauriern, sondern den eigentlichen Krokodilen der neuesten Periode verwandt ist. (Aus einem von Goldfuß am 18. Februar d. J. in der Niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde zu Bonn gehaltenen Vortrage).

Fuchs hat zuerst in seiner Rede über die Theorien der Erde die Idee ausgesprochen, daß die Atmosphäre anfänglich viel reicher an Kohlensäure war, indem er sagt: „Beim Beginne der Vegetation befand sich vermuthlich in der Atmosphäre noch viel mehr Kohlensäure als jetzt, und da diese Säure bekanntlich dem Wachsthume der Pflanzen sehr förderlich ist, wenn sie, wie Saussure gezeigt hat, ein gewisses Maaß nicht übersteigt, so konnten sich damals in einem humusreichen Boden wohl jene kolossalen Gewächse ausbilden, welche ihr Andenken nur in den Versteinerungen zurückgelassen haben."

Fuchs hält es sogar für wahrscheinlich, daß ursprünglich gar kein Sauerstoff in der Atmosphäre vorhanden gewesen, sondern erst später durch die Zersetzung der Kohlensäure in dieselbe gekommen sey. „Diese Säure, sagt er, hatte vom Anfange der Schöpfung an eine dreyfache Bestimmung: erstens den neutralen kohlensauren Kalk von den Silicaten getrennt und bis zu einer gewissen Zeit aufgelöst zu erhalten, zweytens die Atmosphäre mit Sauerstoff zu versehen und drittens für die Steinkohlen und organischen Körper den Kohlenstoff zu liefern. S. gelehrte Anzeigen — Jahrgang 1838. No. 26—30. —

Anmerkung des Classensecretärs.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1847 Nr. 17.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 17. April.

Nro. 77. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Klasse am 27. Februar 1847.

Hr. Legat. Rath von Koch-Sternfeld las:

Ueber die Carvancas in Kärnthen; den Cirvancus bey Salzburg; und die Karwendel in Oberbayern.

Dem nach Süden gekehrten Beschauer auf dem Zollfelde bey Klagenfurt in Kärnthen tritt ein mächtiger, von Osten nach Westen gerichteter Gebirgszug entgegen; ein 7—8000 Fuß übers Meer ragendes Kalkgebirg, dessen gelb, roth, und graufarbigen pralligen Wände, in mannigfaltige Giebel und Zacken auslaufend, die Phantasie lebhaft anregen. Die Drau strömt da von Westen nach Osten vorüber. „Es ist das Craynergebirg," sagen die dießseitigen Anwohner. — „Es ist das Kärnthnergebirg," antworten die Anwohner jenseits an der Save, die aus diesem Kärnthen und Crayn scheidenden und in seinem Innern Waldungen und Weidenschaften bergenden Gränzgebirge entspringt. Ein anderer Collectivnamen ist im Volke nicht bekannt.

Denselben hat aber Megiser: (annales Carinthiae 1612;) bewahrt: er nennt diesen Gebirgszug „die Carvancas," und fügt bey, daß sich auch im Bisthum Salzburg ein Berg mit Namen: „Vancas" finde. Neuere Schriftsteller, z. B. Beitzke, in seinem voluminösen Werke über die Alpen, (Colberg 1843), nennen diesen Gebirgszug „die windischen Carvancas," und wollen hierin ein wendisches oder slavisches Etymon erkennen. Das ist aber irrig. Schon Ptolemäus in seiner Geographie, und insbesondere über die Lage Noricums, gibt an, daß über Istrien das Gebirge Carvancas aufsteigt, woran sich von Norden, von der Donau her, das cetische Gebirge anschließt. So begränzen sich Noricum, Pannonien und Istrien in der Geographie der Alten *). Das Wurzelwort Car oder Kar, vulgär auch Cor und Chor lautend, ist in unsern Alpen, bis an die Schweiz hin tausendfältig verbreitet; indem es nicht „so wohl den Ursprung der Thäler, und die Gebirgsspitzen und Kegel" bedeutet, als allenthalben die am Hochgebirge hängenden und geschirmten Gesenke, Mulden, und Wiegen, welche Aesung und Weidenschaften bieten, und in der Alpenwirthschaft mit der größten Sorgfalt nach Lage und Beschaffenheit, vom Gemskar bis zum Rinder- und Roßkar (daher auch die „rauhen Wiegen 2c.," im Oberpinzgau, wo die besten Pferde gezogen werden); ausgeschieden sind. Daß nun im ersten Theil des Namens Carvancas auch dieser Begriff Car enthalten sey, dürfte eben so wenig bezweifelt werden, als daß derselbe Begriff auch in Carinthia und Carniola 2c. 2c. vorwaltet: demnach ich von jeher der Meynung war, daß dieser Urlaut mit dem Ur-

*) Cl. Ptolemaei, Geographia, Lib. II. Cap. XIV. „τῷ κετίῳ ὄρει, καὶ — — ὕπερ τὴν Ἰστρίαν ὄρει ὃ καλεῖται καρουάγκας."

volk aus Asien, (Caramanien ꝛc. ꝛc.) den Taurus entlang, in unsere Alpen eingewandert sey.

Was nun die andere Hälfte der im Volke verschollenen Benennung Carvancas anbelangt, wobey schon Megiser eine Analogie mit einem andern Berge im Noricum ahnete: so besagt eine Urkunde K. Arnulfs vom J. 890, womit er das weite Besitzthum der Erzkirche Salzburg bestätigt: et in aquilonari parte de rivulo Tinnilinpach usque in summitatem montis Cirvancus nominati. Ein späteres Diplom vom K. Otto II., vom J. 978 ist mit obigem ganz gleichlautend, nur steht anstatt Cirvancus, Cirvencas geschrieben. *) Es ist die Rede von dem aus Pinzgau bis Ischel reichenden Forstgebiet, und von der Gränze über den Tindelbach; (der vom Schafberg herab in den Abersee fällt; und von Tholgau herauf gegen Altentan) auf die Höhe des Berges Cirvancus. Dieser ist aber vielmehr nur ein mit Wald und Weide bedeckter Landrücken, kaum 2000 Fuß über'm Meer; und vom Volke heute noch der Zivanken genannt. Vom Zinkenbach am Abersee kann hier nicht wohl die Rede seyn. Ich habe nun die Ansicht, daß die Carvancas und der Cirvancus zwar in der zweyten Abtheilung des Namens sich analog oder identisch; in der ersten Hälfte aber wesentlich, so wie in der naturhistorischen Beschaffenheit, selbst verschieden sind: daher das Hochgebirg mit Car, und der Landrücken mit Cir angedeutet wird; über welch' letztern Urlaut ich aber keine Aufklärung fand. Auch den eigentlichen Sinn von Vancas und Vancus will ich dahingestellt seyn lassen.

Mit der Carvancas in Kärnthen hat nun die Karwendel in Oberbayern, nach Lage und Beschaffenheit eine auffallende Aehnlichkeit. Ein von Osten nach Westen hinziehendes, pralliges und mit der Zugspitze bis zu 10,000 Fuß übers Meer aufsteigendes Kalkgebirg, das auf seinem Rücken und in den innern Revieren viele Alpen (Kare), die von Oberbayern und Tirol aus benützt werden, bietet, scheidet es zunächst die Grafschaft Werdenfels mit

*) Topographische Matrikel, aus dem Codex der Juvavia ꝛc. München im akad. Verlag 1841.

Parthenkirchen, Garmisch, Mittenwald ꝛc. vom Oberinnthal Tirols. Ohne die Karwendel zu nennen, aber das weidenreiche Jagd- und Alpengebiet in jenen Gebirgen hervorhebend, verkaufte Graf Gebhart von Eschenloh im Jahr 1294 diese Grafschaft an den Bischof Emicho von Freysing *). Jedoch schon 600 Jahre früher erscheint die weite Karwendelrévier als Eigenthum eines davon sich nennenden Geschlechts. Denn zur Zeit des Bischofs Aribo von Freysing, c. 770, erhält seine Kirche eine Schenkung in Oberbayern, wobey unter den Zeugen ein: Kerwentil erscheint. Man weiß, das die damaligen Zeugen in der Regel angesehene Landsassen waren. Zweyhundert Jahre später, zur Zeit des Bischofs Gotschalk c. 990, der auch aus Oberbayern stammte, tauscht ein Cleriker Simon, mit demselben um Liegenschaften zu Attenheim, Altkirch, Emilhausen und Karwendelhausen „(Karwentilhusa)" im heutigen Landgericht Wolfrathshausen (dort umher das mehrfältige Hausen im Hausengau **). In spätern Gränzbeschreibungen der Grafschaft Werdenfels wird mehrmal vom Gerwendelbach gesprochen. Ob im Germischgau einst nicht auch die erste Sylbe als Car gelautet haben möchte? Hier sollen nun zwey neuere Autoritäten in der Sprachforschung nicht übergangen werden. In Hrn. Prof. Schmellers bayerischem Wörterbuch wird Car als ein teutsches Wurzelwort, unter andern in der Bedeutung eines Getreidgefäßes, und sofort von Weideplätzen im Hochgebirge, welche als Gehänge und Gesenke mehr geschirmt sind, angegeben. Hr. Schmeller schreibt nicht: die Karwendel, sondern der Karwendel, indem er Berg hinzufügt. In Beziehung auf die oben angeführten urkundlichen Notizen von Kerwentil und Kerwentilhusa ist er der Meynung, daß, gleichwie der Watzmann in Berchtesgaden von einem Manne, (Watzmann, der sich bekanntlich auch als Insasse zu

*) Hist. frising. von Meichelbeck, T. II. P. I. ꝛc. ꝛc. Meichelbeck rühmt den vortheilhaften Ankauf dieser Grafschaft auch wegen des zahlreichen Gemsenbestandes auf jenen Gebirgen zur fürstlichen Hofhaltung, und wegen der im Magen jener edlen Thiere vorfindigen, und als Arznei so köstlichen Gemskugel: („Aegagrotilus)."

**) Hist. frising. T. I. P. II. 61 und 477.

Reichenhall nachweisen läßt,) so genannt worden; so auch das Karwendelrevier vom Zeugen Kerwentil den Namen geschöpft habe. Hiebey erinnert Herr Schmeller an einen Sachsen, Namens Gerwandillus, dessen Sohn Horwandillus geheissen. Von den Carvancas ist hier nicht die Rede. (Schmellers bayerisches Wörterbuch Bd. II. 334 in Bd. III. 106. auch Bd. IV. 99, über Bend, Wend und Went.)

Hr. Dr. L. Steub „über die Urbewohner Rätiens, und ihren Zusammenhang mit den Etruskern, München 1843“ — bespricht hierin das Wurzelwort Car, und sofort die Carvancas, den Cirvancus und die Karwendel unter verschiedenen Beziehungen. Wenn ich recht verstehe: so nimmt Hr. Steub unsere Alpen, von der Schweitz bis an die Carvancas für seine „Räter,“ respective, für seine „Rasener und Etrusker —“ indem sie vorerst auf dem Gebirge saßen, und von da dann südwärts nach Etrurien hinabzogen — in Anspruch; (S. 146.) von keltischen Stämmen in Rätien sey keine Rede. Der Urlaut Car und dessen Bedeutung Berg(?) gehöre auch den Rätern an; (S. 39) und Familienweise trete dieser Begriff z. B. im Gebirgsstocke Karwendel hervor; (S. 64. 69). Sogar im Namen Scharniz, Scarbia, sey die Wurzel Car nicht zu verkennen (?) (S. 31*); Carvancas nnd Cirvancus sey ein und dasselbe (S. 70. 106, 168), wogegen ich oben, bezüglich auf Car und Cir, die geographische Verschiedenheit der beyden Reviere geltend machte. „Da dieses weithinaus ins Flachland gesehene Gebirge (der Karwendel) gerade auf der Linie liegt, wo sich die Räter von den Vindeliciern scheiden, so könnte man in dem Namen ein Compositum sehen, und in wendel den der Vindelicier wieder finden wollen; so, daß Karwendel so viel hieße, als „der Berg der Vindelicier.“ „Sicherer ist es aber u. s. w. (S. 64).“

Merkwürdig ist jedenfalls die (S. 151 und 154) vom Hrn. Verf. auf Karwendel angewandte Beziehung von Caravantis in Epirus, von Koribantes in Phrygien, und von Koriphantis in Aeolis. Die appellative Bedeutung dieser Sprachformen wisse man aber zum größten Theil nicht zu geben (S. 39)**).

Haben diese und ähnliche Erscheinungen in der uns näher verwandten alten Geographie schon bisher die Aufmerksamkeit der Sprachforscher auf sich gezogen, in so fern sich hiebey geographische und etymologische Analogien, und sofort auch ethnographische Beziehungen geltend machen; so ist zu wünschen, daß diese Forschungen, wozu unsere Urkunden reichen Stoff bieten, weiter verfolgt werden.

*) „Scarro“ ist der Name eines Landsassen und Eigenthümers in der Scharniz rc. s. neust. Geschichte der Longobarden: Index.

**) Vom Hrn. Steub namentlich citirt, benütze ich diese Gelegenheit, ein paar Mißverständnisse zu beseitigen. S. 106. „Capaneve und Campanova;“ im Codex der Juvavia S. 162 und 311 vorkommend, bedeuten ohne Zweifel das heute noch sogen. Campanif oder Elsbethen, rechts der Salzach, Anif gegenüber; dagegen muß das heutige Gamp bey Hallein unter „Campa“ Cod. 308 und 309 verstanden werden, wie in der topogr. Matrikel und in der kleinen Broschüre: Salzburg unter den Römern 1815 erläutert ist. Zu S. 108. Zell im Pinzgau hieß niemals Kaprun. Bisontium ist bekanntlich Pinzgau; local aber auch das heutige Pfarrdorf Piesendorf. Cella in bisontio ist der heutige Marktflecken Zell am See im Pinzgau; die dortige Klosterkirche nach sicherer Tradition vom Nachfolger des hl. Rupert, vom hl. Vital c. 640 gegründet. Caprun, Burg und Dorfschaft war bis 1600 der Sitz des heutigen Pfleg- und Landgerichts Zell am See, und erscheint als „Chataprunin“ (nicht Capruna), im J. 931. u. s. w. S. die topogr. Matrikel in den Artikeln Cella, Bisonzio, Chataprunin rc.; was zu andern Combinationen führen möchte. Auch das chronicon novissimum st. Petri. (Salzburg 1786), dessen Urkunden sich an den Codex der Juvavia anschliessen, und denselben vervollständigen, enthält viel Materiale zur alten Geographie vom Inn bis zur Drau; und insbesondere vom Gebirge.

Sitzung der historischen Klasse am 20. März 1847.

Hr. Prof. Phillips las:

Ueber den Antheil des heiligen Bonifacius an dem Sturze der Merovinger.

Die Kirchengeschichte Deutschlands ist im verflossenen Jahre um ein Werk bereichert worden, welches wegen des Fleißes seines Verfassers, wegen einer gewissen Unbefangenheit desselben in der Forschung und wegen der Form, welche er seinem Gegenstande zu geben gewußt hat, bereits an mehreren Orten eine nicht unverdiente Anerkennung gefunden hat; dieß ist Rettberg's Kirchengeschichte Deutschlands, wovon bisher ein Band erschienen ist. Unsere Absicht kann bey diesen Zeilen nicht auf eine Kritik des Buches überhaupt gerichtet seyn, sondern nur einen kleinen Abschnitt desselben, der von dem Antheile des heiligen Bonifacius an dem Sturze der Merovinger handelt, wollen wir deshalb zur näheren Besprechung hervorheben, weil darin eine von der gangbaren Meinung der Schriftsteller abweichende Ansicht über den fraglichen Punkt vorgetragen wird.

Des Verfassers Streben hat sich hiebey zum Zielpunkte gewählt: den genannten Kirchenfürsten von der schwarzen auf ihn gewälzten Anklage zu befreyen, daß er sich bey der politischen Intrigue des im Jahre 752 erfolgten Thronwechsels im fränkischen Reiche habe verwenden und zum Mißbrauche seines geistlichen Ansehens habe verleiten lassen. Dieß sey aber in Wahrheit nicht geschehen; Bonifacius habe sich bey keiner Mission zu Gunsten Pippins betheiligt, vielmehr sey das Gegentheil in hohem Grade wahrscheinlich, auch habe er die Krönung des Usurpators zu Soissons nicht vollzogen. Die Gründe für diese Auffassung des Verhältnisses werden hauptsächlich daraus entnommen: daß Bonifacius überhaupt in keinem guten Vernehmen mit Pippin gestanden, daß er im Jahre 751 den Lullus nach Rom gesendet und ihm geheime mündliche Aufträge an den Papst gegeben habe, daß ferner nur solche Chronisten, welche im entschiedenen Interesse des neuen Königshauses schrieben und denen es darauf ankam, dasselbe durch die Verbindung mit dem glorreichen Märtyrer zu heben, der Krönung Pippins durch diesen gedenken und endlich, daß Papst Stephan II. im Jahre 754 keine abermalige Krönung vorgenommen haben würde, wenn diese bereits zuvor durch seinen Legaten vollzogen gewesen wäre.

Wir halten dafür, daß es nicht sehr schwer seyn würde, diesen Beweisgründen zu begegnen, glauben aber auch, daß der Verfasser selbst nicht in ihnen die eigentliche Stärke seiner Argumentation erkennt, sondern sie eben nur als kräftige Unterstützung seines Hauptgrundes hervorheben zu müssen gemeint hat. Dieser Hauptgrund scheint uns aber in der vorausgehenden Schilderung des erhabenen Charakters des heiligen Bonifacius zu liegen, den der Verfasser in der That sehr würdig aufgefaßt hat. Seine Schlußfolgerung ist nun eigentlich die: Ein solcher Mann, geschmückt mit den höchsten christlichen Tugenden, konnte seine reinen Hände nicht damit beflecken, daß er jenen Thronwechsel durch die Krönung Pippins sanctionirte. Von der an sich richtigen Voraussetzung ausgehend, Bonifacius sey einer unmoralischen Handlung unfähig gewesen — und hierin stimmen wir dem Verfasser vollkommen bey —, sah sich derselbe veranlaßt, sich noch nach andern historischen Gründen umzusehen, durch welche es mehr als wahrscheinlich gemacht, ja zur Gewißheit erhoben werden könnte, Bonifacius habe thatsächlich Pippin nicht gekrönt.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1847. Nr. 18.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. April.
Nro. 78. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Klasse am 20. März 1847.

Hr. Prof. Phillips las:

Ueber den Antheil des heiligen Bonifacius an dem Sturze der Merovinger.

(Schluß.)

Ehe wir nun auf die nähere Prüfung dieser Gründe eingehen, können wir daher nicht anders, als jenes wichtige Ereigniß des Sturzes der Merovinger selbst ins Auge zu fassen, in Betreff dessen wir die Anschauungsweise des Verfassers unter allen Umständen nicht für die richtige halten, sondern im Gegentheile der Ansicht sind, daß der heilige Bonifacius sich dabey sehr wohl durch die Krönung Pippins betheiligen konnte, ohne daß ihm gerechter Weise deshalb auch nur der mindeste Vorwurf daraus zu machen sey.

Diese unsere Ansicht glauben wir zunächst auf die zu damaliger Zeit geltenden positiven Rechtsgrundsätze stützen zu dürfen. Das positive Recht bezeichnet aber der berühmte Hugo zwar auf eine scherzhafte, aber doch zutreffende Weise dahin: es sey dasjenige Recht, was so ist, aber auch anders seyn könnte. Historisch aufgefaßt kommt es oft für die Beurtheilung jeder Zeit und der einzelnen ihr angehörigen Thatsachen auf dasjenige an, was damals Rechtens war, ohne Rücksicht darauf, daß in andern Zeiten, namentlich in den unsrigen, die Rechtsansichten ganz andere geworden sind. Wir verwahren uns also gegen eine jede absolute Anwendung der damals in dem fränkischen Reiche herrschenden Prinzipien, sie haben weder für alle Völker jener Zeit, noch für die Gesammtheit der Geschichte eine universelle Gültigkeit. Um aber schon Gesagtes nicht zu wiederholen, möge es gestattet seyn, zu bemerken: daß in meiner deutschen Geschichte Bd. 1 S 522 — 527 der Versuch gemacht worden ist, jene Grundsätze des damaligen fränkischen Staatsrechtes zusammenzustellen und hierauf die Legitimität des im Jahre 752 erfolgten Thronwechsels zu begründen. Die bekannte Frage, welche Pippin an den Papst Zacharias richtete, würde sich darnach dahin gestalten: ob das Sittengesetz der Anerkennung der in dem amtlichen Rechte begründeten Ansprüche Pippins ein Hinderniß in den Weg lege oder nicht? Der Papst hätte sich, nach dieser Auffassung der Sache, entschieden für den von dem gesammten Adel rechtmäßig zum Könige gewählten Pippin erklärt, und es wäre mithin Bonifacius auch nur der Vollzieher des Ausspruches des nach den Ansichten der damaligen Zeit höchsten kirchlichen Organes für das göttliche Recht gewesen. War also diese Anerkennung bestehenden amtlichen Rechtes keine Unsittlichkeit, so war auch die Handlung des heiligen Bonifacius durchaus keine solche, welche mit der Würde seines erhabenen Charakters auch nur in den leisesten Widerspruch träte.

Mit der bloßen Andeutung der Grundsätze des älteren fränkischen Staatsrechtes und den nach unserer Ansicht daraus hervorgehenden Consequenzen, haben wir uns aber um so eher begnügen zu können geglaubt, als wir Niemanden diese unsere Auffassungsweise des in Rede stehenden Verhältnisses aufdringen wollen. Wir überlassen die Prüfung der dafür sprechenden Gründe um so leichter jedem Einzelnen, als wir auch selbst für den Fall, daß das positive fränkische Reichsrecht sich nicht als Unterstützung für die Legitimität herbeyziehen ließe, weder in der päpstlichen Antwort auf Pippins Frage, noch in der Krönung dieses Stammvaters des karolingischen Geschlechtes etwas Unmoralisches erblicken können.

Wenn also keine Gründe des positiven Rechtes in Anschlag gebracht werden sollen, so kommen die Thatsachen in Betracht.. Die Geschichte lehrt uns aber, daß seit den Zeiten Dagoberts I., dessen Thronbesteigung von dem Regierungsantritte Chlodwigs I. nur um ein Decennium weiter als von der Absetzung Childerichs III. entfernt ist, kein einziger tüchtiger Merovinger mehr zur Regierung gelangt, sondern die Herrschaft des Reiches in andere Hände gekommen sey. Dadurch mußte von selbst eine andere Macht wachsen, und schon die Schlacht bey Testri im Jahre 687 entschied für das Verbleiben des Majordomates bey dem Geschlechte des heiligen Arnulf. Es wurden in dieser Beziehung keine Rechte usurpirt, sondern eine Entwicklungsperiode von einhundert und dreyßig Jahren hat die Zustände, wie sie im Jahre 752 waren, nach und nach ohne Rechtsverletzung ausgebildet.

Aber selbst wenn man sich diesen Entwicklungsgang nicht so allmählig fortschreitend vorstellen wollte, so war es doch ein unleugbares Factum, daß um die Mitte des achten Jahrhunderts nicht mehr daran zu denken war, daß den entnervten Puppen, welche den Namen Merovinger und Könige führten und die Schuld ihrer Vorfahren auf sich trugen, weder Geist noch Kraft eingehaucht werden konnte, und daß das Frankenreich an dem Abgrunde einer dasselbe als Beute seinen Feinden preisgebenden Revolution dastand, wenn nicht eine wirkliche mit der höchsten Gewalt bekleidete Auctorität es rettete. Drohte nicht im Süden der Halbmond? rüsteten sich nicht im Norden die für ihre Götzen fanatisch begeisterten Sachsen zum Kampfe? standen nicht an des Reiches Ostgränze die Slaven und Avaren, längst furchtbar gewordene Feinde, zum Angriff bereit? Rettungslos wäre das fränkische Reich verloren gewesen und in allen seinen Gauen der christliche Name ausgelöscht worden, wenn nicht in jener Weise geholfen wurde. Wie konnte dem Adel der Franken — von allem positiven Rechte abgesehen — in diesem Nothstande es noch verwehrt seyn, sich von dem blödsinnigen Childerich abzuwenden und denjenigen zum wirklichen Beherrscher auszurufen, der bereits alle Gewalt in Händen hatte, und von welchem allein sich Hülfe hoffen ließ. Sehr richtig bemerkt in dieser Hinsicht ein neuerer Schriftsteller (Seiters, Bonifacius S. 516): „es ist in der That viel eher zu bewundern, daß er (Pippin) und seine Vorfahren sich nicht schon früher auf den königlichen Thron erheben ließen, als daß dieß jetzt endlich geschah. Nach einem ähnlichen Beyspiele möchten wir uns wohl vergebens in der Geschichte irgend eines Volkes umsehen, daß ein Heldengeschlecht wie das karolingische, im ausschließlichen Besitze der Gewalt, des Ansehens und der Macht, Generationen hindurch einen Schattenkönig, wie die letzten Merovinger, über sich geduldet, und nicht schon längst den morschen Bau zusammengestürzt hätte.“

Nachdem nun die Wahl Pippins durch den Adel geschehen war, fragte Pippin den Papst: ob es nicht recht sey, daß derjenige, welcher die königliche Gewalt habe, den Titel eines Königs führe? Wir haben oben, von der Basis des fränkischen Staatsrechtes ausgehend, diese Frage anders verstanden, hier nehmen wir sie so: darf dieser factische Zustand ein Rechtszustand werden? Der Papst antwortete: Ja; dieß that er aber nicht aus einer eigennützigen Politik, sondern weil der Besitzstand selbst eine Rechtsquelle ist und in dem fränkischen Reiche überhaupt ein möglicher Rechtszustand begründet werden, und die endliche Entscheidung hierüber von einer höheren Autorität ausgehen mußte. Daß jene da-

her bey dem Papste eingeholt wurde, erklärt sich aus dessen damaliger Stellung; er bildete ein völkerrechtliches Tribunal für alle solche Fälle, in welchen heut zu Tage Schiedsgerichte und Conferenzen mit ihren Protokollen die Entscheidung abgeben. Die Entscheidung des Papstes ist daher auch abgesehen von den Grundsätzen des damals geltenden positiven Rechts, eine sittlich durchaus zu rechtfertigende, und wenn in Folge derselben Bonifacius die Krönung Pippins vollzog, so lag hierin durchaus kein Grund, ihm diese Handlung auch nur im Mindesten zum Vorwurfe zu machen.

In Beziehung auf den Charakter des heiligen Bonifacius erscheint es daher vollkommen gleichgültig, ob er die Krönung an Pippin vornahm oder nicht, und wir würden uns von diesem Standpunkte aus gar nicht so sehr dagegen wehren, wenn man durch Schlüße aus historischen Thatsachen uns zu beweisen sich bemühte, Bonifacius habe jene Handlung nicht vollzogen. Allein die von Rettberg vorgebrachten Gründe überzeugen uns nicht, und manche von ihnen verlieren, indem man von seiner vorgefaßten Meinung einer politischen Intrigue absieht, ihren eigentlichen Nerv. Insonderheit ist es gar nicht erweislich, daß Bonifacius mit Pippin in einem schlechten Vernehmen gestanden habe. Man darf sich auch Pippin nicht in dem Bilde vor Augen stellen, wie es so häufig von neueren Schriftstellern, die eben von der Voraussetzung seiner unersättlichen Herrscherbegierde ausgehen, entworfen wird. So trägt auch sein Benehmen gegen seinen Bruder Griffo, wenn man sorgfältig die Thatsachen in ihrer Aufeinanderfolge betrachtet, nichts an sich, was man Pippin gerechter Weise zum Vorwurfe machen könnte. Er behandelte — wie Otto der Große seinen Bruder Heinrich — den stets unruhigen und aufrührerischen Griffo, der sich nicht entblödete, zu dem Feinde des Reiches, den Sachsen, sich zu begeben und diese gegen dasselbe anzustiften, mit großer Nachsicht. Wenn daher der Verfasser der Kirchengeschichte Deutschlands in dem Briefe, welchen der heilige Bonifacius an Griffo zur Zeit des von diesem begonnenen Aufstandes schrieb, eine politische Hinneigung zu demselben erblickt, so braucht man dieses Dokument nur mit Aufmerksamkeit zu lesen, um sich zu überzeugen, daß die Bestrebungen des großen Kirchenfürsten auf etwas ganz Anderes gerichtet waren. Er denkt nur an die Gefahren, welche durch den ausgebrochenen Kampf seinen kirchlichen Anpflanzungen in Thüringen drohen, und daher bittet und beschwört er Griffo, derselben zu schonen. Und hierin sollte nach der Meinung Rettbergs Pippin nöthigenfalls einen Hochverrath haben erblicken können!

Ueberhaupt war der Mann, welcher in göttlicher Kraft die Donnereiche zu Geismar fällte, weit davon entfernt, sich in politische Dinge einzumischen. Er war und blieb auch auf dem erzbischöflichen Stuhle von Mainz der einfache Mönch nach der Regel des heiligen Benedikt, eifrig darauf bedacht, für das Reich Gottes die Seelen zu gewinnen und sie im Glauben zu erhalten und zu befestigen. Er hatte am Hofe nichts zu thun, und wenn er demüthig den Abt Fulrad um seine Fürsprache bey Pippin für das Loos armer Engländer in Anspruch nimmt, so läßt sich hieraus nichts weniger als ein Argument der Art entnehmen: Pippin könne gegen Bonifacius nicht zur Dankbarkeit verpflichtet gewesen seyn, denn sonst würde dieser nicht so „gebettelt“ haben, mithin könne er jenen auch nicht zum König gekrönt haben. Die Sprache des heiligen Bonifacius ist die, wie sie ein Mann führt, der nur seinem Berufe als Missionär hingegeben ist, und der nichts Anderes auf der Welt sucht, als diesem zu leben. Eben daher können wir auch der Sendung des Lullus nach Rom, die in das Jahr 751 fällt, durchaus keinerley politische Bedeutung beylegen. Die Schlußfolge ist nicht stichhaltig: weil Bonifacius dem Papste mehrere Anliegen mündlich vorlegen läßt, deßhalb müssen sich diese auf die fragliche Reichsangelegenheit bezogen haben. In dem Briefe an den Papst (Ep. 86), welchen Bonifacius dem Lullus mitgab, sagt er: habet enim secreta quaedam mea, quae soli Pietati vestrae profiteri debet; quaedam viva voce Vobis dicere, quaedam per litteras notata ostendere. Wenn wir uns daran erinnern, in wie vielen zweifelhaften Fällen und namentlich Gewissens-Angelegenheiten Bonifacius und andere Missionäre, z. B. der heilige Augustinus,

Englands Apostel, sich an den Papst wendeten, so können wir uns gewiß aller weiteren Muthmaßungen enthalten und brauchen an keinerley diplomatische Sendung weder mit den Einen für noch mit den Andern gegen Pippin zu denken. Man soll doch nicht aus vorgefaßten Meinungen die Geschichte zu einem bloßen Gewebe von Intriguen machen; auf solchem Wege kann man freilich aus Allem Alles herausbringen.

Was sodann den Umstand betrifft, daß unter den Quellen nur die eigentlich fränkischen die Nachricht enthalten, Bonifacius habe Pippin zum König gekrönt, so müßte nach der obigen Ausführung das specielle Interesse, welches diese Chronisten an der Sache gehabt haben sollten, überhaupt nicht so erheblich gewesen seyn. Rettberg scheut sich aber nicht, den doch mindestens seit 768 gleichzeitigen Autoren ohne weiteres eine große und noch obenein damals leicht zu widerlegende Lüge aufzubürden. War denn jene Zeit etwa so geknechtet, daß die Stimme der Wahrheit nicht einmal in einem abgelegenen Klosterwinkel sich hätte vernehmen lassen, oder keine Feder zur Ueberlieferung der wirklichen Thatsachen an die Nachwelt gefunden? Jene Kunde aber, daß Bonifacius die Krönung vollzogen habe, wird nirgends auch nur in den mindesten Zweifel gestellt; ein solcher ist aber auch aus den Chroniken, welche des Apostels der Deutschen hiebey nicht ausdrücklich erwähnen, nicht zu entnehmen; denn wenn andere Chroniken sagen, Pippin habe cum consecratione episcoporum die Krone empfangen, so ist damit nicht ausgeschlossen, daß Bonifacius sie ihm auf das Haupt gesetzt habe.

Dann aber behauptet Rettberg weiter: Pippin könne von Bonifacius nicht gekrönt worden seyn, weil Stephan II. ihn nochmals im Jahre 754 gekrönt habe; der Papst würde die Handlung seiner Legaten nicht wiederholt haben. Allein die Chroniken, namentlich Annal. Laurish. sagen ausdrücklich ann. 750: unctus per manum sanctae memoriae Bonefacii archiepiscopi und ann. 754: — Stephanus confirmavit Pippinum unctione sancta in regem et cum eo inunxit duos filios ejus. Eine richtige Interpretationsmethode kann aber von zweyen Nachrichten, die bey einem und demselben Schriftsteller unmittelbar auf einander folgen, nicht die eine oder andere so ohne Weiteres für falsch erklären, weil sie mit einander in Widerspruch zu stehen scheinen. Wir glauben, daß sie sich sehr gut mit einander vereinigen lassen. Pippin konnte sehr wohl von Bonifacius gekrönt seyn und doch die Krönung, besonders in einem so außerordentlichen Falle, von dem Papste wiederholt werden. Einestheils konnte nämlich Bonifacius bey jener ersten Krönung ohne irgend einen besondern Auftrag des Papstes Zacharias verfahren haben, indem er nur kraft der vom Papste auf Pippins Anfrage ertheilten Antwort kein Bedenken trug, die Krönung zu vollziehen; hier handelte er gar nicht als Legat, sondern als fränkischer Reichsbischof, und daß nach vorgegangener Krönung durch die Bischöfe die abermalige durch den Papst zuläßig sey, räumt auch Rettberg ein. Anderntheils konnte der Papst auch noch ausdrücklich seine Confirmation des so höchst wichtigen Ereignisses der Berufung des karolingischen Geschlechtes auf den fränkischen Königsthron vor der ganzen Welt sanctioniren wollen, und eben deshalb Pippin sammt seinen Söhnen zu Königen krönen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. April.

Nro. 79. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Historia dos principaes actos e procedimentos da Inquisiçaõ em Portugal, organisada a vista de auctorisados documentos, com a relaçaõ dos auctos da fié celebrados neste reino; e precedida d'uma ligeira noticia sobre a primitiva origem e incremento do alludido tribunal. Lisboa 1845. Seiten 632. gr. 8.

Mit der Einführung der ersten Constitution mußte die Inquisition in Portugal fallen. Gleich nach ihrer Aufhebung erschienen über sie einige Schriften wie sie der Eindruck der neuen Ereignisse hervorrief, um theils durch einen Ueberblick über die Wirksamkeit dieses Institutes in Italien, Spanien und Portugal, theils durch Aufführung einzelner Thatsachen die Wohlthat nachzuweisen, die dem Lande durch die Aufhebung desselben zu Theil geworden sey [1]).

Unter ihnen zeichnet sich die kleine Schrift des ehemaligen Inquisitor's Franzisko Freire de Mello, eines Neffen des berühmten Rechtsgelehrten Pascoal José de Mello Freire durch ihre Heftigkeit aus.

Wenn es im Himmel eine Barmherzigkeit giebt, ruft der ehemalige Inquisitor aus, so begreife ich nicht, daß es gegen eine solche schreckliche Höhle von Räubern nicht Blitze regnete [2]). Dem Leser aber muß es dagegen unbegreiflich bleiben, wie ein Mann von solchen Grundsätzen von 1788 bis 1819, in welchem Jahre er gegen seinen Willen pensionirt wurde, Mitglied eines Tribunals seyn konnte, das er mit solchen Worten bezeichnet.

Seit jener Zeit war die Aufmerksamkeit der Portugiesen zu sehr auf die politischen Bewegungen des Landes gerichtet, als daß sich erwarten ließe, sie werde sich einem gefallnen Institute zuwenden, welches Niemanden mehr Besorgnisse einflößte, weil Niemand an dessen Erneuerung dachte.

Um so erwünschter waren für diejenigen, welche einem aus den geöffneten Archiven der Inquisition geschöpften Werke entgegensahen, das Vorhaben des Bibliothekar's in Evora Herrn da Cunha Rivara, ein solches Werk zu schreiben, und die Ankündigung des vorliegenden Werkes von einem ungenannten Verfasser, da sie der Hoffnung Raum gaben, eine vollständige und getreue Geschichte der Inquisition in Portugal zu erhalten, wie sie weder die frühere Zeit bey verschlossenen Quellen noch die jetzige in

1) Historia completa das inquisiçoës de Italia, Hespanha e Portugal. Lisboa 1821. 4. ist sehr allgemein gehalten. Noticias reconditas do modo de proceder a inquisiçeõ de Portugal com os seus prezos. Informaçaõ, que ao pontifice Clemente X. deo o P. Antonio Vieira. Lisboa 1821. 12. bezieht sich nur auf den Prozeß des Jesuiten Vieira. Representaçaõ ás cortes e invectiva contra a inquisiçaõ por Francisco Freire de Mello. Lisboa 1821. 4. enthält nur Schmähungen gegen die Inquisition.

2) Se alguma piedade ha no ceo, não sei como não choverão raios contra uma tão horrenda espelunca de ladroës loc. cit. pag. 16.

der ersten Aufregung durch die Zeitereignisse liefern konnte.

Solchen Erwartungen wurde indessen bis jetzt nicht entsprochen, denn Herr da Cunha Rivara hat sich inzwischen mit der Bearbeitung des Handschriftenverzeichnisses der Bibliothek in Evora beschäftigt und der Verfasser der vorliegenden Arbeit spricht nirgends davon, daß er das Archiv zu seinen Forschungen benützt habe, sondern beruft sich Seite 163 auf eine sehr alte Handschrift, die sich in seinem Besitze befinde und S. 354. auf handschriftliche Berichte und Verzeichnisse der Autos da Fé, welche ihm aus einer Privatbibliothek zu Gebote standen, wobey er bemerkt, daß die Archive der Inquisition schon als Pedro Monteiro im Jahre 1722 ein vollständiges Verzeichniß dieser Autos versprach, lückenhaft gewesen seyen, wie sich aus seinen im dritten und vierten Bande der Akademie der Geschichte enthaltenen Abhandlungen ergebe.

Richtig ist, daß die handschriftlichen Verzeichnisse der Autos da Fé in dem ehemaligen Archive des allgemeinen Rathes der Inquisition nicht auf Vollständigkeit und unbedingte Glaubwürdigkeit Anspruch machen können, da sie Abschriften aus späterer Zeit sind, indessen machen sie nur einen unbedeutenden Theil dieses Archives aus. Für die innere Geschichte der Inquisition findet sich, abgesehen von den vielen hierauf bezüglichen Papieren des Staatsarchives, in dem Archive des allgemeinen Rathes eine reichhaltige Ausbeute; auch finden sich in dem Archive der Inquisition sämmtliche Processe aus allen Theilen der portugiesischen Monarchie. Die Documente, welche auf die Organisation und Verwaltung der Tribunale zu Evora, Coimbra und Goa Bezug haben, befinden sich zwar noch in den einzelnen Provincialarchiven, indessen hätte es der Verfasser auch bey einer nur oberflächlichen Benützung des vorhandenen Stoffes leicht vermieden, über ganz bekannte Vorgänge und Anordnungen unrichtige Zeitbestimmungen anzugeben, wie ihm dieß öfter begegnet ist.

Auf dem Titelblatte hat sich der Verfasser nicht genannt, nach der S. 162 enthaltnen Anmerkung aber ist es L. D. Mendonça, ein portugiesischer Litterat, der Schäfer's Geschichte von Portugal in die Sprache seines Vaterlandes übersetzt und mit einer Fortsetzung begleitet hat, welche letztere sich keineswegs einer günstigen Aufnahme zu erfreuen hatte.

Insbesondre scheinen die Ansichten, die Herr Mendonça damals über die Inquisition kund gab, ihm den Vorwurf zugezogen zu haben, er sey ein leidenschaftlich erbitterter Gegner derselben, denn er beklagt sich in dieser späteren Arbeit wiederholt (man vergl. S. 196 und 366,) über die Ungerechtigkeit dieser gegen ihn erhobnen Beschuldigung.

Sein vorliegendes Werk zerfällt in drey Theile, in dem ersten (S. 13—199) behandelt er die Geschichte der Inquisition im Allgemeinen von ihrem Entstehen bis zu ihrer Einführung in Portugal; in dem zweyten (S. 199—367) die der portugiesischen Inquisition, im dritten (S. 367—616) aber verbreitet er sich über das Proceßverfahren, welches dieses Tribunal in Portugal beobachtete.

Mit Ausnahme dessen was Portugal selbst betrifft und nach der von dem Verfasser gewählten Eintheilung dem zweyten Theile angehören sollte, enthält der erste Theil nichts als einen kurzen Abriß der Entstehung und Verbreitung der Inquisition, der weder auf Richtigkeit noch auf Vollständigkeit Anspruch machen kann.

Richtiger und vollständiger hätte ihn der Verfasser darstellen können, wenn er auch nur einen Auszug aus dem bekannten Werke Llorente's gegeben hätte, das übrigens, wie Referent im Vorbeygehen bemerkt, nirgends von ihm angeführt wird.

Auch der zweyte Theil, der nach S. 5. der Einleitung die Geschichte der Inquisition in Portugal, gestützt auf zahlreiche erläuternde Elemente, (auxiliada com um sem numero de elementos illustrativos,) liefern soll, ist sehr unvollständig ausgefallen.

Unter vielfacher Wiederholung der am Ende des ersten Theiles schon berührten Thatsachen umfaßt er höchst lückenhaft die Regierungsperiode Johann des Dritten, enthält nur Weniges aus der Regierungszeit Sebastian's, in der die Organisation der Inquisition vollendet wurde, und giebt für die

spätere Zeit nichts Bedeutendes als die Listen der Autos da Fé, die Reihenfolge der Großinquisitoren und ein Verzeichniß der Gerichts- und Geschäftsordnungen der Inquisition (regimentos) mit der Angabe der neusten Werke über dieselbe.

Selbst in dieser unvollständigen Gestalt würde indessen die vorliegende Schrift immer noch von Wichtigkeit seyn, hätte der Verfasser wenigstens bey der Bearbeitung desjenigen Theiles, der in die Regierungszeit Johann's III. fällt, sich die Mühe genommen, die noch vorhandnen Originalberichte zu vergleichen, oder doch die gedruckten Quellen richtig zu benützen; denn es erregt wirklich Verwunderung, wenn man S. 212 liest, der allgemeine Rath der Inquisition sey am 14. Juni 1549 kraft einer Bulle Paul's III. vom 16. Juli 1547 zusammengesetzt worden, während doch ein vom Verfasser öfter angeführtes Quellenwerk für die Geschichte der Inquisition in Portugal, das auf Befehl des Großinquisitor's Dom Franzisco de Castro gedruckt wurde, die richtige Angabe liefert [3]).

Referent hat sich deßhalb vorgenommen, wenigstens die Geschichte der Einführung der Inquisition in Portugal ausführlicher nach Archivalien zu besprechen. Wie der Verfasser S. 201 berichtet, trat Johann III. die Regierung im Jahre 1522 damit an, daß er durch dieselben Gesandten, durch welche er Hadrian VI. huldigen ließ, von diesem Papste die Einführung der Inquisition in derselben Weise verlangte, wie sie Sixtus IV. 1478 für Castilien genehmigt hatte; allein erst nach anhaltenden, neun Jahre hindurch fortgesetzten, Vorstellungen erlangte er von Clemens VII. am 21. December 1531 die erste Bulle für die Errichtung einer Inquisition in Portugal. Da dieselbe dem Willen des Königs nicht entsprach, so verlangte man eine andre, welche derselbe Papst am 18. December 1533 ergehen ließ [4]).

Referent bemerkt hiezu; es ist mehr als unwahrscheinlich, daß Johann III. gleich nach seinem Regierungsantritte (21. December 1521) eine solche Bitte an den Papst gestellt habe, denn er bestätigte noch im Jahre 1524 ein Privilegium seines Vorfahrers (vergl. S. 194), gemäß welchem gegen die neu bekehrten Juden auf die Dauer von zwanzig Jahren vom 13. Mai 1497 an gerechnet keine Anklage des Glaubens wegen erhoben werden durfte. Ganz unrichtig ist aber, daß Clemens VII. durch eine Bulle vom 21. December 1531 ein Inquisitionstribunal in Portugal errichtet; so wie, daß er eine zweyte Bulle vom 18. December 1533 erlassen habe, durch welche der König zufriedner als durch die erste gestellt worden sey.

In der im Jahre 1531 erlassnen Bulle cum ad nihil magis errichtete Clemens VII. nicht ein ständiges Tribunal gegen die Häretiker, sondern ernannte auf Verlangen des Königs den ihm von Johann III. empfohlnen Franziskaner-Mönch Diogo da Silva zu seinem und des apostolischen Stuhles Be-

---

3) Dieses Quellenwerk führt den Titel: Collectorio das bullas e breves apostolicos, cartas, alvaras e provisoes reaes que contem a instituição e progresso do sancto officio em Portugal, varios indultos e privilegios que os summos pontifices e reys destes reynos the concederão, impresso per mandado do illustrissimo e 1mo. senhor bispo Dom Francisco de Castro, inquisidor geral do conselho do estado de sua Magestade. Die erste Ausgabe erschien zu Lissabon 1596, die zweyte 1634, beyde in Folio, die letztere wird hier angeführt.

4) Die Worte des Verfassers lauten: El rei D. João III. começou o seu reinado pedindo ao papa Adriano VI. no anno de 1522 pelos mesmos embaixadores por quem lhe mandou dar obediencia, a concessão da Inquisição para este reino, a semilhança da que ja havia em Castella desde 1478 por bullas de Sixto IV: porem só depois de nove annos de instancias, e requerimentos, é que pôde conseguir do papa Clemente VII. a expedição, aos 21 de Dezembro de 1531 da primeira bulla para a erecção da Inquisição em Portugal. Como esta bulla não viesse à vontade do Soberano, ou antes favorecedora dos projectos daquelles que lha alevantarão, pedio-se uma outra; a qual o mesmo papa mandou lavrar em 18. de Dezembro de 1533, e esta foi a segunda bulla a tal respeito.

auftragten und Inquisitor im Reiche Portugal und dessen Colonien; zugleich gab er ihm Vollmacht, gegen bekehrte Juden welche rückfällig geworden, gegen Christen welche sich zum Judenthume hinneigten, gegen die Anhänger der lutherischen und andrer Häresien, wie gegen Solche, welche offenbar mit Häresie verknüpften Aberglauben trieben, in Verbindung mit den Bischöfen, welche in allen rechtlich festgesetzten Fällen zu berufen seyen und im Falle ihres Nichterscheinens auch ohne die Gegenwart der Bischöfe, Untersuchung einzuleiten, die Schuldigen zu verhaften, ein Endurtheil zu sprechen und sich bey seinen Untersuchungen Gehülfen zu wählen.

Ihrem ganzen Inhalte nach spricht die Bulle nur von der Abordnung eines Inquisitor's, wie er auch von frühern Päpsten nach Portugal gesandt wurde, ohne daß jedoch jemals ein ständiges Tribunal in diesem Lande bestanden hatte. [5]).

Die Bulle genügte dem Könige nicht, da sie von einem Inquisitor sprach, der im Vereine mit den bischöflichen Gerichten handeln sollte; ihn scheinen vorzugsweise weltliche Absichten auf den Güterbesitz der neuen Christen geleitet zu haben, denn er erließ ein Verbot, daß die neuen Christen das Reich nicht verlassen sollten.

Zur Vertretung der Neubekehrten reiste Duarte da Paz, gleichfalls jüdischer Abstammung, nach Rom und erlangte durch den Cardinal Sanctorum Quatuor der früher Nuntius in Portugal gewesen war, von Clemens VII. die Zurücknahme der dem Inquisitor Diogo da Silva übertragnen Vollmachten und die Verheißung einer allgemeinen Verzeihung, welche der Papst am 7. April 1533 in der Bulle sempiterno regi für diejenigen Christen Portugal's aussprach, welche innerhalb drey Monaten nach Bekanntmachung der Bulle sich durch ein reumüthiges Bekenntniß mit der Kirche vereinigen würden [6]).

Der Schutz welchen die neuen Christen durch ihren Vertreter Duarte da Paz in Rom fanden, hat den Verfasser veranlaßt S. 169 nach den Gründen zu fragen, welche der heilige Stuhl hiezu gehabt habe; Er hält nicht dafür, daß Menschlichkeit die Triebfeder gewesen sey, sondern neigt sich nach einer Mittheilung, die ihm von Jemanden, der in Verhältnissen dieser Art viele Kenntnisse habe, gemacht worden sey, zu der Meinung, daß die großen Summen welche den Cardinälen angeboten worden seyen die Ertheilung der allgemeinen Verzeihung erwirkt hätten [7]).

5) Ein Theil dieser Bulle ist abgedruckt bey Fr. Manoel de S. Damazo verdade elucidada e falsidade convencida etc. Lisboa 1730 fol. pag. 28. mit dem Datum 21. December 1531, das Original, welches sich im K. Archive zu Lissabon befindet trägt das Datum 17. December 1531.

6) Die Bulle sempiterno regi ist abgedruckt im bullarium romanum ed. Cherubini, Romae 1638. Tom. I und in dem schon erwähnten collectorio das bullas e breves apostolicos. pag. 32. seq.

7) Tal era o patrocinio dos Christaõs novos Portuguepes nesta época, que a corte de Roma se recusava a fazer inaugurar a sua dilecta inquisição unicamente pelos proteger. Seria isto effeitos de hymanidade? Não o podemos acreditan; e incliniinamos — nos a crer, o que já ouvimos a alguem mui sabedor nas cousas desta natureza, que os grandes dinheiros, offerecidos aos cardeaes pelo indulto, é quem tinha ordenado a concessão da indulgencia, e a suspensão da Inquisição. Assim tem andado o mundo!!

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. April.

Nro. 80. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Historia dos principaes actos e procedimentos da Inquisiçaõ em Portugal, organisada a vista de auctorisados documentos, com a relaçaõ dos auctos da fié celebrados neste reino; e precedida d'uma ligeira noticia sobre a primitiva origem e incremento do alludido tribunal. Lisboa 1845. Seiten 632. gr. 8.

(Fortsetzung.)

Referent gesteht, daß er die Autorität nicht kenne, auf welche der Verfasser diese Angabe stützt, jedenfalls hätte man erwarten dürfen, daß er in irgend einer gleichzeitigen Quelle wenigstens doch ein Anzeichen nachgewiesen habe, womit er eine solche Annahme zu begründen meynte. Die gleichzeitigen Dokumente enthalten aber hievon nichts, obgleich Johann der Dritte doch sonst Clemens VII. mit Vorwürfen nicht verschonte. Hätte man am Hofe Johann's III. die Ansicht des Verfassers gehabt, so wäre sie gewiß nicht verschwiegen worden, denn der König beschuldigte den Papst geradezu, er habe durch die Bulle der allgemeinen Verzeihung die politische Ordnung seines Reiches gestört, drohte damit ihre Bekanntmachung zu verweigern und führte diese Drohung auch aus, indem er sich wirklich niemals zur Bekanntmachung derselben verstand. Welche Mittel Johann III. anwandte, um seinen Zweck zu erreichen, ersehen wir aus dem Berichte, den der Verfasser seiner Annalen Luiz de Souza giebt. Er erzählt, daß man den Duarte da Paz während seines Aufenthaltes in Rom durch Dolchstiche aus dem Wege zu räumen suchte, meldet aber nichts davon, daß man ihn der Bestechung beschuldigt habe.

Derselbe Vorwurf, den der Verfasser hier gegen den heiligen Stuhl erhebt, wurde dagegen, wie sich gleich, besonders in einem Breve Paul III. zeigen wird, gerade von diesem gegen Johann III. ziemlich deutlich in der Weise vorgebracht, daß es den König nach dem reichlichen Güterbesitze der Neubekehrten gelüste.

Clemens VII. nahm die erwähnte Bulle der allgemeinen Verzeihung nie zurück, er drang bis an das Ende seiner Regierung darauf, daß sie in Portugal bekannt gemacht werde, und erließ an den Nuntius in Portugal hinzu die gemessensten Befehle, deren Ausführung jedoch an dem Widerstreben Johann's III. scheiterte. Wie wenig Clemens VII. geneigt war, diese Bulle zurückzunehmen, zeigt ein im letzten Jahre seiner Regierung an Johann III. erlassnes Breve, in welchem er dem Könige die Gründe der päpstlichen Milde gegen die neuen Christen erörtert und sich gegen dessen Beschuldigungen weitläufig rechtfertigt.

Die Vorwürfe, welche der König dem Papste machte, waren im Wesentlichen auf folgende Punkte gerichtet, über welche Johann III. seinen besondern Unwillen ausdrücken ließ, nämlich, der Papst habe den Neubekehrten Verzeihung angedeihen lassen, ehe er den König davon in Kenntniß gesetzt hätte, durch diese Maaßregel habe er im portugiesischen Reiche eine gefährliche Neuerung eingeführt, endlich habe er den Aussagen der neuen Christen, die sich in Rom

aufhielten gegen die übrigen Mittheilungen Glauben geschenkt.

Clemens VII. antwortete, Irrenden Verzeihung angedeihen zu lassen, könne man nicht als Neuerung betrachten, sollte dieß aber dennoch als Neuerung gelten, so könne sie keineswegs von solchem Belange gewesen seyn, daß daraus Gefahr für Portugal hätte entstehen können, denn Niemand werde es wagen zu behaupten, daß Wirren im Lande oder Aergerniß für die Gläubigen dadurch hervorgerufen worden seyen; er aber habe hierin nur die Gebote dessen befolgt, in dessen Namen er die Kirche regiere; eben so glaube er auch dem Willen des Königs Genüge geleistet zu haben, da dieser selbst und sein Vater den Neubekehrten eine Gnadenfrist von ein und dreyßig Jahren eingeräumt hätten. Den Beschwerden der Neubekehrten habe er Glauben geschenkt, weil man die Wahrheit glauben müsse, auch wenn sie von Menschen geringen Standes und fremden Herkommens (a parvulis et alienigenis) behauptet werde.

Johann III. hatte ferner von dem Papste verlangt, die Verzeihung für die Neubekehrten solle in einer andren Form abgefaßt werden, und die Bedingung gestellt, der Papst solle alle Neubekehrten, welche insgeheim in Irrthümer gefallen seyen, zwingen, sie der Kirche bekannt zu geben ehe ihnen Verzeihung zu Theil werden könne. Clemens lehnte dieß ab, indem er den König daran erinnerte, daß das Gericht über geheime Verbrechen der göttlichen Majestät vorbehalten sey.

Die Schlußworte dieses Breve zeigen, daß der Papst nicht im Sinne hatte, ein Inquisitionstribunal wie es der König verlangte zu errichten, weil er daran zweifelte, daß das königliche Gesuch von wirklich religiösen Beweggründen ausgehe.

Obgleich, schreibt er ihm, in deinen Forderungen über die Form der künftigen Inquisition einige Dinge enthalten sind, die gegen das Recht und die Satzungen der Kirche verstoßen, so werden wir doch die Zugeständnisse nicht verweigern, die unbeschadet der Ehre Gottes zu deinen Gunsten geschehen können, wenn deine Majestät uns überzeugt hat, daß wir sie für die Religion Christi und das Heil der Völker bewilligen sollen; einstweilen aber ermahnen wir deine Majestät, den bereits erlassnen Verordnungen nicht ferneren Widerstand entgegen zu setzen, denn sie würde sonst auf gleiche Weise gegen die päpstliche Autorität wie gegen Gerechtigkeit und Billigkeit verstossen [8]).

So war der Stand der Unterhandlungen beschaffen, als Paul III. den päpstlichen Thron bestieg. Bey ihm erneuerten der Erzbischof Martin von Funchal und Don Henrique de Menezes als Gesandter Portugal's die früheren Anträge über die Form, in welcher den Neubekehrten Verzeihung für die Vergangenheit zu Theil werden sollte. Paul III. übergab sie einer Commission zur Prüfung, ordnete aber einstweilen einen Stillstand der ganzen Angelegenheit in der Art an, daß die Bulle sempiterno regi von dem päpstlichen Nuntius in Lissabon nicht bekannt gemacht, oder Falls dieß schon geschehen sey nicht vollzogen werden solle. Er untersagte den Inquisitoren, von den Vollmachten, welche Clemens VII. 1531 an Diogo da Silva und seine Gehülfen übertragen habe, und den Bischöfen von den Befugnissen, welche ihnen durch Recht und Herkommen hinsichtlich der Glaubensgerichte zuständen, Gebrauch zu machen; er verbot gegen die Neubekehrten fernere Anklagen anzunehmen und befahl, die Verhafteten

8) Cetera quae ad futurae inquisitionis formam pertinent, etsi in iis nonnulla sunt quae adversus jura et ecclesiae constitutiones aperte postulantur, si tamen tua majestas nobis persuaserit ea pro Christi religione et populorum suorum salute a nobis danda esse, non recusabimus quod nos salvo dei honore in tui gratiam fieri posse intelligemus.

Interea vero tuam majestatem iterum atque iterum monere et hortari non cessabimus, ne diuturnius his quae a nobis in hac causa constituta sunt velit resistere, nam cum ipsa jam videre possit quanta aequitate et justitia ea fuerint constituta, fieri non posset quin simul majestas tua non solum authoritatem nostram sed et justitiam et aequitatem oppugnaret, quod scimus ab ejus animo et voluntate longe abesse. Breve Clemens VII. an Johann III. vom 2. April 1534 nach dem Original im Archive zu Lissabon. Heft 19 Nro. 12.

mit Ausnahme der Rückfälligen gegen Caution oder auch ohne Caution, wenn ihre Güter sich in den Händen des Fiscus befänden, aus den Gefängnissen zu entlassen [9]).

Die Commission gab ihr Gutachten zu Gunsten der Neubekehrten ab; in Folge desselben drang Paul III. im Anfange auf den Vollzug der Bulle sempiterno regi und erließ später (1535, 20. Juli) ein Breve, in welchem er streng verbot, die Neubekehrten an ihrer Vertheidigung und an dem Rekurse nach Rom zu hindern. In demselben Jahre (12. Oktober 1535) erfolgte auch noch das Breve illius vices in terris gerentes, welches in der Urkundensammlung der Inquisitoren als zweyte Bulle der allgemeinen Verzeihung für die Neubekehrten aufgeführt wird, weil der Papst darin den Inhalt der Bulle sempiterno regi wiederholte, die Gnadenfrist aber bis zum Tage der Ausführung seines Breve verlängerte [10]).

Im folgenden Jahre (23. Mai 1536) erließ Paul III. die Bulle cum ad nihil magis an die Bischöfe von Coimbra, Lamego und Ceuta, aus deren Vollzuge das erste ständige Tribunal der Inquisition in der Stadt Evora entstand, wo sich Johann III. damals aufhielt.

Der Papst ernannte die erwähnten Bischöfe zu seinen und des apostolischen Stuhles Bevollmächtigten und Inquisitoren in Portugal und gab ihnen die Befugniß, gegen diejenigen Juden, welche vor dem 12. Oktober 1535 sich zum Christenthum bekehrt hatten, nachher aber wieder zum Judenthum zurückgekehrt waren, wie gegen Christen, welche jüdische Irrthümer angenommen hätten, der lutherischen oder einer andern Häresie anhingen, und gegen diejenigen, welche häretischen Aberglauben trieben, mit Beyziehung der bischöflichen Behörden Untersuchungen einzuleiten, Gehilfen hiebey anzustellen, die Schuldigen zu verhaften und ein Endurtheil zu sprechen. Jedoch sollte die ersten drey Jahre nach der Bekanntmachung der Bulle dem gemeinen peinlichen Rechte gemäß verfahren werden. Die Güter der zum Tode Verurtheilten sollten in den nächsten zehn Jahren nicht dem Fiskus sondern den Verwandten anheimfallen, Berufungen, die von den Angeschuldigten gegen die Inquisitoren, gegen ihre Gehilfen oder die bischöflichen Richter eingelegt würden, sollten an einen allgemeinen Rath gebracht werden. Für die Errichtung einer solchen Berufungs-Instanz ertheilte der Papst den drey Bischöfen die apostolische Vollmacht (ad concilium generale ipsius inquisitionis per vos auctoritate nostra constituendum) und erlaubte überdieß dem Könige, einen vierten Inquisitor aus der Welt- oder Ordensgeistlichkeit zu wählen. Portugiesische Schriftsteller, welche der Verfasser S. 204 anführt, haben behauptet, die Bulle sey ihrem Inhalte gemäß den drey Bischöfen von Lamego, Coimbra und Ceuta mitgetheilt worden, welche hierauf gemeinschaftlich ihr Amt verwaltet hätten. Herr Mendonça bemerkt nur, es sey nicht bekannt, ob der König sie auch den Bischöfen von Lamego und Coimbra bekannt gegeben habe, und läßt die Sache unentschieden.

Aus dem Vollzugspatente, welches Johann III. den 20. November 1536 zur Ausführung dieser Bulle erließ, geht indessen deutlich hervor, daß er hierin mit der größten Willkühr verfuhr und nur den Bischof von Ceuta als Inquisitor haben wollte.

Seine Worte lauten: auf meinen Betrieb hat der heilige Vater Paul III. die Bulle der Inquisition für mein Reich bewilligt und dieselbe im Allgemeinen gewissen in der erwähnten Bulle genannten Bischöfen und zwar Jedem derselben für sich und ihre Nachfolger übertragen. Einer von ihnen ist der Bischof von Ceuta. Ihm, der jetzt Bischof der Stadt Ceuta, mein Beichtvater und mein Rath ist, habe ich aus mehreren gerechten Ursachen, die mich hiezu bewogen, diese Bulle mittheilen lassen [11]).

9) Breve Paul's III. an König Johann III. vom 26. November 1534 nach dem Original im Archiv zu Lissabon, Heft 7 Nro. 15.

10) Das Breve vom 20. July 1535 steht im Collectorio das bullas e breves apostolicos fol. 38 seq., das vom 12. Oktober 1535 ebendaselbst fol. 42 seq. und im bullarium romanum.

11) Das Vollzugspatent ist abgedruckt im Collectorio fol. 147. Die angeführte Stelle heißt wörtlich:

Mit dem Hoflager des Königs scheint auch die Inquisition ihren Sitz gewechselt zu haben; denn aus dem Vollzugs-Akte eines päpstlichen Breve Paul's III., welche den Inquisitoren, die vom Sitze ihrer Pfründen abwesend waren, den Genuß derselben auf fünf Jahre gestattete, zeigt sich, daß die Inquisition am Anfange des Jahres 1539 ihren Sitz zu Lissabon in einem königlichen Palaste hatte [12]).

Auch der neu ernannte Großinquisitor (Inquisidor mor) Diogo da Silva scheint dem Könige nicht genügt zu haben, denn er bekleidete dieses Amt nicht lange. Schon am 10. Juny 1539 gab er es in die Hände des Königs mittelst eines Schreibens, das er aus der Provinz Beira an denselben richtete, zurück. Euere Hoheit wissen, schreibt er dem Könige, wenn Sie sich daran erinnern, daß ich das Amt eines Großinquisitors annahm, weil mir es Eure Hoheit befahlen, in der Erwartung, daß Eure Hoheit kraft der Bulle des heiligen Vaters eine andre Person ernennen und mich dieses Amtes entheben werden, denn es ist kein Dienst Gottes, noch verträgt es sich mit meinem Gewissen, noch darf Eure Hoheit es gut heißen, daß ich ein solches Amt von solcher Bedeutung habe, ohne es ausüben zu können, sowohl wegen meines Alters, das nahe an siebenzig Jahre reicht, und wegen meines schwächlichen Zustandes, als auch, weil ich mich nicht immer am Hofe aufhalten kann, wie dieses Amt es erfordert, da ich an die Verwaltung des Bisthums, welches ich habe, gebunden bin. So bitte ich denn wegen dieser Gründe und anderer gerechter Rücksichten halber, wie auch, weil es mir scheint, daß ich Eurer Hoheit einen Dienst leiste, wenn ich Sie hieran erinnere, vielmals um die Gnade, Sie möge für gut halten, eine andere Person, die ihr mehr tauglich und angemessen für ein solches Amt erscheint, zu ernennen, und mich desselben zu entheben [13]).

Johann III. nahm das Entlassungsgesuch des Bischofes von Ceuta an und ernannte an seine Stelle seinen Bruder, den Infanten Heinrich, damals Erzbischof von Braga, zum Großinquisitor.

E à minha instancia o sancto padre Paulo III. ora na igreja de deos presidente concedeo bulla para a ditta inquisição se fazerem meus reynos e senhorios, e cometteo a ditta inquisição g e r a l m e n t e a certos prelados na ditta bulla nomeados, e a cada hum delles, que ora são e ao diante forem, dos quaes he hum o bispo de Septa, e por a l g u m a s j u s t a s c a u s a s, que me a isso moverão eu mandei appresentar a ditta bulla a Dom Diogo de Silva bispo, que ora he da ditta cidade de Septa meu confessor, e do meu conselho.

12) Man vergleiche im Collectorio fol. 94 die Akte des Notars der Inquisition Diogo Travaços vom 21. März 1539 über das Breve Paul's III. vom 12. Februar 1539.

13) Senhor, vossa Alteza sabe, se he lembrado, que eu aceitei este officio de Inquisidor mòr por mo vossa Alteza mandar, com esperança de vossa Alteza, per virtude da bulla do sancto padre nomear outra pessoa, e me descarregar do officio, porque não he serviço de Deos, nem convem a minha consciencia, nem vossa Alteza o deve haver por bem, que eu tenha hum tal officio, e de tanto peso, sem o poder servir, por minha edade que he perto da settenta annos e fraca disposição, e tambem por não poder estar sempre na corte, segundo o tal officio requere, pois sou obrigado ao regimento do bispado que tenho; e assi por estas razoes e por outras, como tambem por me parecer que sirvo vossa Altezza em lhe lembrar isso, lhe peço muito por merçe, que haja por bem de querer nomear outra pessoa a que lhe parecer mais idonea e sufficiente para o tal officio, e escusarme delle etc., abgedruckt im Collectorio fol. 9 seq.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. April.

Nro. 81. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Historia dos principaes actos e procedimentos da Inquisiçaõ em Portugal, organisada a vista de auctorisados documentos, com a relaçaõ dos auctos da fié celebrados neste reino; e precedida d'uma ligeira noticia sobre a primitiva origem e incremento do alludido tribunal. Lisboa 1845. Seiten 632. gr. 8.

(Fortsetzung.)

In dem Ernennungsdecrete bemerkt der König ausdrücklich, er habe diese Stelle seinem Bruder gegeben, weil ihn die päpstliche Bulle bevollmächtige, außer den drey Bischöfen von Coimbra, Lamego und Ceuta auch noch einen vierten Großinquisitor zu ernennen [14]).

Seinem Gesandten in Rom theilte der König die Ernennung des neuen Großinquisitors gleichfalls mit, und erklärte in diesem Schreiben, daß er, um Niemanden Gelegenheit zu üblen Nachreden zu geben, auf die Confiscation der Güter der wegen Häresie verurtheilten Personen verzichten wolle.

Seine Erklärung hierüber muß indessen nicht befriedigend ausgefallen seyn, denn Paul III. drang hinsichtlich der Gütereinziehung auf eine bestimmtere Fassung, antwortete hinsichtlich der Ernennung des Infanten Heinrich ausweichend, und setzte eine Frist von vier Monaten fest, binnen welcher er Antwort erwarte.

Der Verfasser hat dieser ganzen Verhandlung mit keinem Worte erwähnt, das Breve Paul's III. ist aber von Bedeutung, weil es deutlich zeigt, daß man die Beweggründe des Königs für die Ausbreitung der Inquisition als sehr verdächtig erachtete, und weil es überdieß die früher (23. May 1536) festgesetzte, aber bereits abgelaufene Frist für das Verfahren nach gemeinem peinlichen Rechte verlängert; deßhalb theilt es auch Referent hier seinem vollen Inhalte nach mit, wie er es in dem Archive zu Lissabon fand.

Paulus papa III.

Charissime in Christo fili noster salutem et apostolicam benedictionem.

Ex litteris Serenitatis tuae ad oratorem tuum scriptis intelleximus quae ad eum tua Serenitas scribit cum de inquisitione tum vero de inquisitore majori venerabili fratre archiepiscopo Bracharensi germano tuo tuique regni infante. Ac quoad primum, perinde ac debuimus, plurimum commendavimus zelum ac pietatem Serenitatis tuae cupientis ipsam inquisitionem fieri secundum severas praedecessorum nostrorum constitutiones, et ne qua obloquendi aliis detur occasio prompte offerentis dimissurum se ac repudiaturum in perpetuum quicquid sibi ex bonis propter haeresim publicandis obvenire possit, ut appareat omnibus, nihil a Serenitate tua quaesitum esse aut quaeri praeter executionem justitiae et catholicae religionis in tuo regno conservationem.

Super quo, quoniam pia et laudabilis Serenitatis tuae mens in litteris ad ipsum oratorem tuum scriptis non satis explicata videbatur, liben-

14) Schreiben des Königs vom 22. Juny 1539, abgedruckt im Collectorio fol. 10.



ter nos quidem optaremus, iterum ac plenius ab ipsa Serenitate tua informari, quae videlicet sit ejus in hoc certa sententia.

In altero vero articulo circa inquisitoris majoris personam et dignitatem benigne nos quidem consideravimus majestatis tuae fraternum in dictum archiepiscopum amorem atque affectum, omniaque super eodem archiepiscopo a te scripta aequo animo et in bonam partem accepimus; sed, quoniam ut diximus responsum tuae Serenitatis super bonis publicandis clarius expectaturi sumus, id quoque de inquisitore tanquam simul connexum in idem tempus tuae responsionis rejiciendum duximus, ut utrumque simul determinare possimus, sicut haec plenius tua Serenitas ex tui oratoris ad te redeuntis verbis, et ex protectoris apud nos tui litteris intelliget. Interim vero ut Majestas tua cognoscat, nos omni benevolentia ac respectu erga se quantum nobis licet abundare, volumus, donec responsum tuae Majestatis super bonis publicandis expectamus, circa ipsam inquisitionem non procedi nisi prout primo triennio processum extitit. Quod quidem responsum per quatuor menses a data praesentium expectabimus, deinde vero ad expeditam determinationem omnium tam inquisitionem quam inquisitorem concernentium adjutore domino deveniemus. Datum Romae apud sanctum Petrum sub annulo piscatoris die X. Martii MDXXXX pontificatus nostri anno sexto. Blosius.

Die Antwort des Königs ist Referenten nicht bekannt. Auf die damals schwebenden Processe hatte das Breve indessen keinen Einfluß, denn in demselben Jahre (20. September) wurde das erste Auto da Fé in Lissabon gehalten.

Im folgenden Jahre wurden für Coimbra, Porto, Lamego und Thomar eigne Juqnisitionstribunale angeordnet, welche durch ihr Verfahren den Namen Inquisition mit Schmach bedeckten.

Als dem Papste berichtet wurde, Duarte da Paz sey Muhamedaner geworden und Diogo Fernandez ein andrer Neubekehrter habe sich des päpstlichen Schutzes unwürdig gemacht, nahm er die Breven, durch welche er diese Männer nebst ihren Familien von der Gerichtsbarkeit der Inquisition befreyt hatte, wieder zurück (28. Oktober 1542).

Dennoch wollte Johann III. dem für Portugal bestimmten päpstlichen Nuntius Alois Lipomani, Coadjutor des Bischofs von Bergamo, nicht erlauben, nach Portugal zu kommen, und gab diese Erlaubniß erst dann, als ihn Paul III. versichert hatte, der künftige Nuntius werde nur über die Berufung der allgemeinen Kirchenversammlung nach Trient unterhandeln und sich in keine andre Angelegenheit einmischen [15]).

Lipomani wurde hierauf in Portugal zugelassen, aber mit oder wieder seinen Willen durch das harte und willkührliche Verfahren der Inquisitoren dennoch in die Angelegenheiten der Inquisition verwickelt.

Auf seinen Bericht erließ Paul III. am 22. September 1544 das Breve cum nuper dilectum filium, worin er verbot, gegen die Neubekehrten ein Urtheil zu vollstrecken, ehe er von dem Nuntius, den er nach Portugal senden werde, genauen Bericht erhalten habe.

Lipomani veröffentlichte das Breve am 25. November desselben Jahres und überließ den Fortgang der Sache dem zu seinem Nachfolger bestimmten Johann von Montepulciano.

Auch diesem verweigerte Johann III. die Zulassung in Portugal und benachrichtigte hievon den Papst durch ein eignes in Evora (13. Januar 1545) verfaßtes Schreiben. Paul III. erließ hierauf an ihn jenes eindringliche Breve vom 16. Juni 1545, dessen Inhalt Referent in diesen Blättern bey der Anzeige des Werkes von Hefele über den Cardinal Ximenes bereits erwähnt hat.

Johann von Montepulciano stattete dem Papste mehrere Berichte über das Verfahren der Inquisi-

15) Die beyden Breven vom 28. Oktober 1542 sind im Collectorio fol. 67. seq. abgedruckt, das vom 29. Oktober 1542 befindet sich im Archive zu Lissabon Heft 23 Nro. 8. Der Papst schreibt dem Könige am Schlusse desselben; Nos enim eidem Aloysio episcopo injunximus ut, cum ejus opera in ipsa celebratione valde nobis commoda futura sit, absque alicujus alterius negotü executione ceterisque omnibus quae pro suo nuntii officio facere forsan posset posthabitis, ac expositis his quae ad concilii pacisque negotium attinent, quamprimum ad nos redeat etc.

toren in Portugal ab, da er aber über den Grund einzelner Beschwerden der Neubekehrten sich nur allmählig unterrichten konnte, so fand es Paul III. für angemessen, einstweilen eine allgemeinere Maaßregel durch das Breve dudum cum nobis plurium relatione vom 22. August 1546 zu treffen.

In diesem Breve sprach er die Hoffnung aus, durch seinen Nuntius binnen Jahresfrist von allen schwebenden Klagen vollständig unterrichtet zu werden. Zugleich verlängerte er die ihrem Ablaufe nahe Frist von zehn Jahren, binnen welcher die Gütereinziehung der zum Tode Verurtheilten dem Fiscus verboten worden war, zu Gunsten der Neubekehrten auf ein Jahr und versprach, alsdann eine allgemeine Entscheidung zu geben, wie sie Gott und Gerechtigkeit erfordere.

Am 11. Mai 1547 erklärte Paul III. durch die Bulle illius qui misericors et miserator, die Frist für das Verfahren nach gemeinem peinlichen Rechte sey bereits abgelaufen, die Bewilligung gegen die Gütereinziehung ihrem Ablaufe nahe, deßhalb müsse nächstens in der Angelegenheit der Inquisition nach der Strenge des Rechtes und nach den dem Könige gemachten Zusagen verfahren werden. Hinsichtlich der Vergangenheit aber wolle er für die Neubekehrten sorgen, und befreye daher alle Diejenigen die jüdischer Abkunft und der Häresie angeklagt seyen bis zum Tage der Veröffentlichung dieser Bulle von Schuld und Strafe, selbst dann, wenn man bereits angefangen habe, letztere gegen sie zu vollziehen, wie von allen kirchlichen Censuren und allen Nachtheilen, welche die kirchlichen und weltlichen Gesetze nach sich zögen.

Nach diesem Akte der Gnade nahm er am 16. Juli des nämlichen Jahres die Vollmacht, die er früher den Bischöfen von Coimbra, Lamego und Ceuta ertheilt hatte, zurück und trug sie auf den Infanten Heinrich, der bereits zum Cardinal erhoben worden war, über. Diese Bulle spricht zwar noch, indem sie Alles, was früher zu Gunsten der Inquisitoren verfügt worden war, für den Cardinal und seine Inquisitionsbeamten erneuert, von einem Vorbehalt der bischöflichen Einschreitung in jenen Fällen, die durch das kanonische Recht bestimmt seyen, aber wie so manche andre Vorbehalte trat wohl auch dieser anfangs nur selten, später gar nicht mehr in das Leben über.

Beyde Bullen wurden am 10. Juli 1548 in der Domkirche zu Lissabon bekannt gemacht. In Folge der ersteren leerten sich die Gefängnisse der Tribunale zu Lissabon und Evora für einige Zeit, die der von Porto, Lamego und Thomar aber für immer; denn der Verfasser schreibt S. 209: die Thätigkeit der drey letztgenannten Tribunale habe im Jahre 1547 oder 1548 (wahrscheinlicher im letzteren), in Folge der erwähnten Bulle ihr Ende erreicht [16]).

Erst im Jahre 1552 erhielt die portugiesische Inquisition eine eigne Geschäfts- und Gerichtsordnung (regimento). Bis dahin hatte sie sich verschiedner, wahrscheinlich spanischer Instruktionen bedient. Der vom Papste schon 1536 angeordnete allgemeine Rath, der die einzelnen Tribunale beaufsichtigen und als Berufungsinstanz dienen sollte, wurde erst unter Sebastian's Regierung durch den Cardinal Heinrich errichtet. Am 14. Juni 1569 wurden die Mitglieder ernannt und am 1. März, 1570 eine eigne Geschäftsordnung für denselben (regimento do conselho geral) bekannt gemacht. Johann III. behandelte die Inquisition wie ein königliches Tribunal, er ernannte die Großinquisitoren und bestimmte was zur Competenz der Inquisition gehöre. Dieß zeigt seine Verordnung vom 1. Februar 1552 in der er die Inquisitoren von Lissabon ermächtigte, Kaufleute, die den Mohamedanern Waffen verkaufen und die Seeleute, welche die Lieferung besorgen würden, nach den Rechtssatzungen und den königlichen Bestimmungen so zu bestrafen, wie seine Gerichte thun könnten [17]).

16) Die Bulle vom 11. Mai 1547 steht im Collectorio fol. 54 seq., die vom 16. Juli d. J. ebendaselbst fol. 10 seq.

17) Hey por bem e me praz, que tomeis conhecimento dos casos sobredittos e possaes proceder nelles e os determineis finalmente conforme a dereito e minhas ordenações, assi destes presos, como quaesquer outras pessoas da mesma calidade, que em este caso foram culpados, assi e da maneira que minhas justiças o poderião fazer. Collectorio fol. 148.

Unter Sebastian's Regierung wurde das Tribunal in Goa errichtet, unter ihr erhielt die Inquisition besonders durch den Cardinal Heinrich, der während der Minderjährigkeit des Königs die Regentschaft führte, eine mehr unabhängige Stellung und eine ausgedehntere Gerichtsbarkeit, die ihr durch eine Reihe von päpstlichen Breven gesichert wurde.

Pius IV. änderte das Proceßverfahren, indem er gestattete, die Namen der Zeugen dem Angeklagten zu verschweigen; er ernannte den Cardinal Heinrich zum Legaten a latere in Glaubenssachen und erlaubte ihm, alle Processe, welche wegen Häresie vor den bischöflichen Gerichten anhängig seyen, an sich zu ziehen und die Bußfertigen von allen kirchlichen Censuren auch von solchen, die sie sich aus andren Gründen als der Häresie halber zugezogen hätten, loszusprechen. Er erweiterte das Strafrecht der Inquisitoren, indem er es auf die Bestrafung der Sodomiten ausdehnte.

Die folgenden Päpste theilten den Inquisitoren auch die Untersuchung und Bestrafung des Verbrechens der Verlockung zur Unzucht im Beichtstuhle, der Bigamie, der Ausübung kirchlicher Handlungen durch Unbefugte u. s. w. zu, und bestätigten ihnen die Gerichtsbarkeit über die ganze Ordensgeistlichkeit in Untersuchungen wegen Häresie. In späterer Zeit wurde ihnen von der weltlichen Macht auch die Bestrafung der Schmuggler übertragen.

Die erste Geschäftsordnung, welche der Cardinal Heinrich 1552 abfassen ließ, wurde nie gedruckt. Eine königliche Bestätigung derselben hat man bis jetzt nicht gefunden, sie bleibt daher zweifelhaft. Die Geschäftsordnung des allgemeinen Rathes wurde von dem Cardinal Heinrich seinem königlichen Neffen vorgelegt, die königliche Bestätigung erbat der Cardinal aber nur in den Punkten, welche den Fiskus, die Krone und die Gerichtsbarkeit des Königs betrafen [18]).

Auch diese Geschäftsordnung ist bisher ungedruckt geblieben. Die Ernennung des Großinquisitors war nach ihr nicht mehr der Willkühr des Königs anheimgegeben, sondern der König sollte den Mann seiner Wahl dem Papste vorschlagen, dieser dagegen ihn bestätigen. Auch die Ernennung der Mitglieder des allgemeinen Rathes bedurfte der Zustimmung des Königs, dessen Hoflager vorschriftsmäßig der Sitz des Großinquisitor's und des allgemeinen Rathes war. In Fällen der Häresie und Apostasie, die am Hofe selbst vorkamen, beauftragte der letztere ein Glied aus seiner Mitte mit der Untersuchung. Päpstliche Bullen, welche zu Gunsten der Neubekehrten erlassen wurden, das Verfahren der Inquisition betrafen, oder gegen sie gerichtet waren, mußten dem allgemeinen Rath in Gegenwart des Großinquisitors vorgelegt werden, um über sie zu entscheiden und nöthigen Falls den König von dieser Entscheidung in Kenntniß zu setzen. Während der spanischen Herrschaft blieb der Sitz des allgemeinen Rathes und des Großinquisitors von dem Hoflager der Könige getrennt, aber zwey Vicekönige Portugals bekleideten das Amt eines Großinquisitors. Ihre Ernennung war wohl die nächste Veranlassung, daß die Inquisition als Glaubensgericht in dieser Periode am unabhängigsten von dem Willen der Könige auftrat.

18) Dieß sagt König Sebastian in dem Bestätigungsdekrete vom 15. März 1570, abgedruckt im Collectorio fol. 155: e me pedio, que por quanto no ditto regimento se continhão algumas cousas que tocavão ao fisco, e minha coroa real, e a minha jurdição ouuesse por bem de confirmar o ditto regimento, no que a mim tocava.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. April.

Nro. 82. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Tirol und Vorarlberg; statistisch, topographisch, und mit geschichtlichen Bemerkungen (in vier Bänden, 1839—1846); von Joh. Jacob Staffler, der R. Dr.: tirolischen Gubernialrath und Kreishauptmann im Pusterthal und am Eisack. Innsbruck, gedruckt bey Felician Rauch.

Seit dem Frieden auf dem alten Continent, sah man in Teutschland Behufs körperlicher und geistiger Bewegung unter andern Genossenschaften auch zwey hervortreten, in deren Princip, wenn auch unter verschiedener Befähigung der Genossen, seyen es nun die vom Leder, oder die von der Feder, doch ein- und dasselbe Ziel erreicht werden soll. Lebendig schwebt es stets, der heranreifenden und kampflustigen Jugend der erwerbenden Stände, wie den noch nicht haussässig gewordenen Literaten und Adspiranten, und zunächst dort vor, wo die Natur der Phantasie ohnehin weniger Stoff bietet. Während die Einen innerhalb der heimathlichen Markung, in Ermanglung von Gebirgen und Abgründen, volksthümlich an hohen Flaggenstöcken und Gerüsten auf- und niederklettern, und über Planken und spanische Reiter voltigiren: die Turner nämlich; ergreifen die Andern den Wanderstab, und ziehen, mit Tornister und Schreibtafel ausgerüstet, schaarenweise, weit aus. Das sind die Touristen. Ferne Länder und Menschen wollen sie sehen, ihren Erwerb und Verkehr, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Verfassung, und zunächst ihren Cultus. Die ältere Geschichte dieser Landschaften, und die Fähigkeiten ihrer Bewohner kennen sie nur aus ihren Schulcompendien und Taschenbüchern; denn ihr Buchhandel läßt ausschließlich nur Einheimisches zu. Die südteutschen Hochebenen, und insbesondere die Alpen, sind für jene Genossen „des Tieflandes," bis zu den baltischen Küsten hinab, — wie sie sich selbst bezeichnen, fürwährend ein Gegenstand der Sehnsucht, und der Bewunderung: „dahin, dahin laßt uns ziehen!" — ihr Refrain. Nach einigen Monaten heimgekehrt, verarbeitet so mancher wohlbeschlagene Tourist seine Notizen und Ideen zu einem Buch, worin er dieser oder jener Bevölkerung, die ihn freundlich und gemüthlich aufgenommen, die Nativität stellt; ihr wohl meynend bemerklich macht, was sie nicht ist, und doch seyn könnte: und ihr daher auf der „Leiter der Intelligenz und der allgemeinen Bildung" nur ganz unten eine Stufe anweist. Das Buch erscheint auf der nächsten Leipziger Messe, wird, wie billig, von der dortigen Gevatterschaft, zum Frommen der Landes- und Volkskunde von Südteutschland gerühmt, und liegt, wenige Wochen später, auch schon in den Buchläden der Groß- und Kleinstädter, in den Alpen selbst auf. Während der Südteutsche mehr im Stillen, tiefern und versammelten Gemüths, die Reitze und Erscheinungen seiner schönern Heimath hinzunehmen, und zu geniessen gewohnt ist, will der Nordteutsche, red- und schreibselig von Haus aus *), alles, was er an sich heranzieht, so auch wieder von sich geben; und er traut es sich zu, dort, wo er noch nicht einheimisch wäre, es auf dem kürzesten

---

*) „Holstein und Schleswig; Schleswig und Holstein rc. rc."

Wege zu werden. Und in der That findet sich eben in der Touristenliteratur auch manches Streiflicht von Bedeutung für den unbefangenen Leser, da von mancher, im Volke selbst unverholen besprochener Ansicht und Thatsache, nur auswärts geschrieben werden darf. Unsere Alpen, von der Rab bis zur Rhone, wir kennen sie nur unter dem Namen das Gebirge (in montanis!): ein Terrain von 3000 □ Meilen, wovon Tirol und Vorarlberg als integrirender Theil derselben, an der Heerstrasse nach Italien gelegen, den südwestlichen Zugang zum Welthandel der Adria bewahren, sind allerdings eine Welt für sich, und einer unablässigen Forschung werth. Bietet uns die alte und mittlere Geschichte der Alpen im Allgemeinen und in den mannigfaltigsten Einzelheiten überreichen Stoff: so ist die neuere Zeit hieran nicht ärmer; und ihre Erstrebungen in unsern Tagen, in und durch die Alpen, sind, auch für die Nachbarschaft, bedeutungsvoller als je.

Seitdem in naturhistorischer Beziehung sich Haquet den östlichen Theil der Alpen und Saussüre den westlichen, in vieljährigen Beobachtungen, zur Aufgabe gemacht hatten: wurden sie, auch in ethnographischer, öconomischer, politischer und strategischer Beziehung von einheimischen oder hiezu berufenen Fachmännern und Autoritäten ununterbrochen verfolgt. Diese gründliche und belangreiche Literatur, verbunden mit einem schätzbaren Apparat aus den Plankammern der Militär- und Civilverwaltungen, gibt hievon Zeugniß, scheint aber noch immer nicht bis zur Saale und Elbe offene Bahn gefunden zu haben *). Denn fortan glauben sich Literaten aus jenen fernen Gegenden, welchen wir in Beziehung auf ihre Kenntnisse keineswegs zu nahe treten wollen, berufen, nachdem sie im Laufe von einigen Monaten mit uns und unsern Bergen Bekanntschaft gemacht haben, die Geographie, Geschichte und Politik der Alpen nach ihrer eigenen Autorität voran, uns unterstellen zu müssen. Leichter ist es allenfalls für sie, das Unbewegliche, den Boden, Behufs eines neuen geologischen Systems ꝛc. aufzufassen, als das Bewegliche, den Menschen, in seiner körperlichen und geistigen Thätigkeit, richtig zu verstehen und zu erklären. Und wo wäre es für den Nordländer insbesondere schwieriger, dem psychologischen Elemente und der Geschichte eines Volkes von so verschiedener Abkunft, selbst mit Sicherheit entgegen zu treten, als in den Alpen *)?

Nach Tirol zurückkehrend; so will es der Eine dieser erst jüngst aus weiter Ferne herbey gekommenen Autoren „nur mit einer Charakteristik des Landes in großen Hauptzügen zu thun haben;“ während ein Anderer „das nationaltirolische Element in möglichst objectiver(?) Auffassung — übersichtlich um seine Hauptmomente zu einem Ganzen gruppiren will.“ Inzwischen findet sich ein Dritter, der zur Befestigung seiner Gesundheit von der Spree in die Alpen gewandert, und, von Meran aus, auch wirklich für Brust- und Lungenkranke heilsamen

*) Auch unsere südwestlichen Nachbarn machen ihre Competenz geltend. „Le Alpi, che cingono l'Italia, considerate militarmente cosi nell' antica come nella presente loro condizione, Part. II. Torino 1845;“ vom k. sardinischen General-Quartiermeister Anibale di Saluzzo. Das stattliche und voluminöse Werk, mit Charten greift auch in die vorliegenden teutschen Bearbeitungen über; d. h. in die Alpen der Etsch, Eisak, Drau, Save, bis zum Dreyherrenspitz (Pizo dei Tre-Signiori); auf das Doblacherfeld u. s. w.

*) Im J. 1843 waren zu Colberg, unten an der Ostsee, in Druck und Verlag von Post erschienen: „die Alpen, ein geographisch-historisches Bild, von H. Beitzke, Hauptmann im 21. Infanterie-Regiment; mit einer Uebersichtscharte der Mittel- und Ostalpen;“ — ein Band von mehr als 900 S. in gr. 8. Es ist kaum zu begreifen, wie sich der Verf., bey all' seiner vorgefaßten Begeisterung für den Gegenstand, und mit den Erfordernissen der Aufgabe nicht unbekannt, auch bedrängt an pecuniären und andern Mitteln (s. die Vorrede) und unter zahllosen Mühseligkeiten, auf der siebenmonatlichen Wanderung in den Jahren 1832 und 1835 — er hatte sofort B. Webers Handbuch kennen gelernt, und war davon hingerissen; noch entschliessen konnte, nicht nur ein neues geographisches System von den Alpen, in solchem Umfang, aufzustellen, sondern auch ihre Staats- und Volksgeschichte in den speciellsten Theilen zu schreiben, wobey es allerdings an Mißverständnissen nicht fehlen konnte.

Rath ertheilt, — bewogen, das Publicum, und zunächst die Tiroler, deren Literatur zwar nicht ganz arm zum Theil aber Partheischrift sey, „worin man daher nicht findet, was man sucht,“ — über die geographischen und historischen, wie über die politischen und religiösen Verhältnisse des Landes zu unterrichten; und zwar „auf einem Standpunkt, der mit dem innersten Pulsschlage seines Lebens in Verbindung steht.“ — Dennoch sollen es nur „Schilderungen unsers Lebens; besonders auch des religiösen, seyn; wobey allerdings manche Erscheinung, mancher (angebliche) Mißbrauch nothwendig mit Ernst und Unwillen besprochen werden müßte.“

Sollten wir, diesen Manifestationen und Zumuthungen gegenüber, nicht kleinmüthig, sollten insbesondere nicht die Tiroler an sich selbst irre werden? Keineswegs. Einiger Federkrieg in den Tagblättern dient zur Reinigung der Atmosphäre; denn nach allem dem, was, an der Hand vieljähriger Forschung und Erfahrung, und aus lautern Quellen, verständig und populär ins Klare gestellt ist, weiß der landsässige Tiroler recht gut, was er glauben, und hoffen, was er lieben und lassen soll. Nebstbey ist er, auch die Intelligenz und Ueberzeugung Anderer ehrend, und, von spießbürgerlichem Dünkel längst entwöhnt, nicht abhold dem einen oder andern sommerlichen Streifgast, der es vermag, durch Genie und Originalität, durch Humor und Witz, die höhern Luftschichten des Wissens gleichsam mit Blitzen zu durchkreuzen, und in die Schachte tieferer Forschung manchen leuchtenden Funken zu werfen.

Unter solchen Auspicien sind aus Tirol selbst, und von eingebornen Tirolern, wieder zwey neue Werke hervorgegangen, die in Beziehung auf ihre Landes- und Volkskunde unstreitig Epoche machen; und als Muster für die Bearbeitung der Geographie und Topographie mit dem bemessenen Antheil aus der Geschichte und Statistik, aufgestellt zu werden verdienen. — Ob der Areopag zu Leipzig davon endlich Notiz genommen, oder jemals nehmen würde, ist hier nicht die Frage: aber den gel. Anzeigen in der nächsten Nachbarschaft, möchte es zum Vorwurf gereichen, Erscheinungen der Art zu ignoriren.

Bereits in den Jahren 1837 und 1838 erschien zu Innsbruck im Verlag der Wagnerschen Buchhandlung: das Land Tirol, mit einem Anhange; Vorarlberg; ein Handbuch für Reisende, in drey Bänden:“ — (vom Prof. Beda Weber, dessen Beruf zur Autorschaft keines weitern Nachweises bedarf.)

(Fortsetzung folgt.)

Historia dos principaes actos e procedimentos da Inquisiçaõ em Portugal, organisada a vista de auctorisados documentos, com a relaçaõ dos auctos da fié celebrados neste reino; e precedida d'uma ligeira noticia sobre a primitiva origem e incremento do alludido tribunal. Lisboa 1845. Seiten 632. gr. 8.

(Schluß.)

Die beyden in dieser Zeit von den Großinquisitoren Dom Pedro de Castilho und Dom Franzisco de Castro erlassenen Geschäftsordnungen tragen an ihrer Spitze nur die Bestätigung des Großinquisitors, ohne der königlichen auch nur mit einem Worte zu erwähnen [19]).

Unter der Regierung Pedro's II. wurden sämmt-

19) Regimento do santo officio da inquisiçam dos reynos de Portugal. Recopilado por mandado do illustrissimo e reverendissimo Senhor Dom Pedro de Castilho bispo, inquisidor geral e visorey dos reynos de Portugal. Impreso na inquisição de Lisboa por Pedro Craesbeck. Anno da Encarnação do Senhor de 1613, fol. Auf dem Titelblatte befindet sich das bekannte Siegel der Jesuiten mit der Umschrift: nomen domini turris fortissima. Regimento do santo officio da inquisição dos reynos de Portugal. Ordenado por mandado do illustrissimo e reverendissimo senhor bispo Dom Francisco de Castro, inquisidor geral, do conselho d'estado de Sua Majestade. Em Lisboa nos Estaos. Por Manoel de Sylva 1640, fol.

liche Tribunale der Inquisition in der portugiesischen Monarchie auf die Anklage, die der Jesuit Antonio Vieira gegen sie in Rom erhoben hatte, durch ein Breve Clemens X. (3. Oktober 1674) geschlossen, von Innocenz XI. aber ihre Wiedereröffnung (22. August 1681) gestattet.

Joseph I. erklärte in mehreren Verordnungen, die Inquisition sey von jeher ihrer ganzen Beschaffenheit nach ein königliches Tribunal gewesen, befahl, ihr deshalb in der Anrede den ihr gebührenden Titel Majestät wieder zu geben, und bediente sich ihrer gegen den Jesuiten Malagrida. In der Staatsschrift, die sein Minister Pombal unter dem Titel deductio chronologica erscheinen ließ, werden die Jesuiten beschuldigt, daß durch ihre Umtriebe die Inquisition sich aus einem königlichen in ein kirchliches Tribunal verwandelt habe. Dieselbe Beschuldigung wiederholt die letzte, gleichfalls unter dem Ministerium Pombal's erschienene Geschäftsordnung der Inquisition, die 1774 mit königlicher Bewilligung erschien, aber allen Erwartungen, welche man in menschlicher Hinsicht von einem Minister, wie Pombal war, erwarten durfte, geradezu widerspricht [20].

Von den vier Tribunalen, die in diesem Jahrhunderte noch in der portugisischen Monarchie bestanden, wurde das zu Goa zuerst (1812) aufgehoben. Seine Gerichtsbarkeit hatte sich über die Colonien in Indien und Ostafrika bis zum Cap der guten Hoffnung erstreckt. Die übrigen Colonien mit der Provinz Estremadura und einem Theile der Provinz Beira waren dem Tribunal von Lissabon unterworfen. Der andere Theil der Provinz Beira, die Provinzen Entre Douro e Minho und Traz os Montes bildeten den Gerichtsbezirk des Tribunals von Coimbra; Algarbien und die Provinz Alemtejo den von Evora.

20) Sie ist gedruckt in der portugiesischen Gesetzsammlung und in selbstständigen Ausgaben in Lissabon 1774, fol. und in Coimbra 1821. 12.

Nach der S. 348 gegebenen Uebersichtstabelle wurden von den vier genannten Tribunalen 760 Autos da Fé gefeiert, 29,536 Personen mit verschiedenen Strafen belegt, 1175 Menschen wirklich, 638 im Bildnisse verbrannt; der letzte der Verbrannten war der Jesuit Malagrida [21].

In den ersten Zeiten der Einleitung versichert uns der Verfasser, es gebe in Portugal noch Leute, die laut gegen die Aufhebung der Inquisition schrien, am Schlusse seines Werkes erbietet er sich, selbst bey leidendem Körper zum Kriegsdienste zurückzutreten, um die Inquisition bey allenfallsiger Rückkehr zu bekriegen. Referent glaubt dagegen, dieses patriotische Anerbieten werde niemals zur Ausführung gelangen, denn so weit er das Land kennen gelernt hat, fand er die verschiedensten Wünsche und Bestrebungen, aber niemals das Verlangen, zurückzukehren zur alten Schmach und Schande.

Friedrich Kunstmann.

21) Weit bedeutender wird die Zahl der Abgeurtheilten schon im Jahre 1774 von dem am 1. September d. J. erschienenen Gesetze angegeben, in welchem es heißt: Esta superstiçaõ fez apparerer nos cadafalsos publicos em habitos de infamia não menos de vinte e tres mil e sessenta e oito reos recebidos, e de mil quatrocentos cincoenta e quatro condemnados ao fogo.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. April.

Nro. 83. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Tirol und Vorarlberg; statistisch, topographisch, und mit geschichtlichen Bemerkungen (in vier Bänden, 1839—1846); von Joh. Jacob Staffler, der R. Dr.: tirolischen Gubernialrath und Kreishauptmann im Pusterthal und am Eisack. Innsbruck, gedruckt bey Felician Rauch.

(Fortsetzung.)

Im nächsten Jahr begann Hr. Dr. Staffler sein Eingangs aufgeführtes Werk erscheinen zu lassen. Man möchte fragen, wie sich dieser vom äußern Dienst so vielseitig in Anspruch genommene Kreischef noch entschließen konnte, nach dem vielen Trefflichen und Zweckmäßigen, was im Fache schon B. Weber geleistet, noch an ein so weit aussehendes an Zeit und Hülfsmitteln so kostspieliges Unternehmen zu gehen? Hatten jedoch nun beyde Autoritäten, im Besitz von wissenschaftlichen Vorkenntnissen, seit langen Jahren ihre Stellung benützt, sich ein reichhaltiges Materiale zu sammeln, und allenthalben aus der unmittelbaren Anschauung des Landes zu schöpfen: so werden die aufmerksamen Leser die eigenthümliche Natur und den gesonderten Zweck beyder Werke unschwer selbst bemessen können. Vielseitig gemahnt, und seines Genius voll, gieng endlich B. Weber daran, ein Handbuch für Reisende zu schreiben; und indem er sie so, abgesehen vom politischen Substrat, durch Nord- und Südtirol und wieder zurückführt (ein guter Index dient als Schlüssel zum Speciellen), kann sich der Reisende in der That einem bessern, loyalern, im Leben, wie in Wissenschaft und Kunst gewandtern, Führer nicht anvertraut sehen *).

Hinwieder geht Dr. Stafflers pragmatische Darstellung von Land und Volk zunächst vom Territorialprincip, und von der heutigen politischen Verfassung und Verwaltung Tirols und Vorarlbergs aus. Die Gründung und Entwicklung der Gemeinden und Gebiete, im Schirm der weltlichen Macht und in der Pflege der Kirche und Humanität, das Volksleben, im Besitzstand, in Sitte, Recht und Erwerb: — alles das ist hier sowohl für die Organe der öffentlichen Verwaltung aller Classen, als auch zur Belehrung, Unterhaltung und Erbauung des Bürger- und Bauernstandes, dessen Bildungsstufe in Tyrol und Vorarlberg dem allerdings entspricht, recht anschaulich, und selbst in Schmuck und Rede, in ein Hand- und Hausbuch niedergelegt.

Und nur von diesem Werke soll hier, im Zwecke der Gel. Anzeigen, kurzer Bericht erstattet werden, da die Erscheinung des erstern der Zeit nach bereits außer dem Bereich des Instituts liegt.

Der erste Band (1839), mit dem sehr wohl getroffenen Portrait Sr. K. H. des Erzherzogs Jo-

*) Vervollständigt und berichtigt hat derselbe Verfasser sein Handbuch durch die Beschreibung des Burggrafenamts Meran 1845.



hann geziert, ihm ist das Werk gewidmet, begreift die Geographie und Statistik von Tirol und Vorarlberg im Allgemeinen, mit einer historischen Einleitung. In fünf Abschnitten und 240 §§. hat der Verfasser das hier einschlägige Material hervorgegeben. Laut der Vorrede bezielte der Verfasser mittels einer vollständigen Statistik von Tyrol und Vorarlberg zunächst „die Darstellung des Bestehenden, der Gegenwart.“ Der Begriff von Statistik ist aber ein mehrfacher, und er hat, wie bekannt, im Laufe der Zeit einen Theil seiner Autorität eingebüßt. Hr. Dr. Staffler, ein Mann der höhern Verwaltungs-Praxis, begriff daher alsobald, daß ohne Kenntniß von der Vergangenheit die Gegenwart nicht verstanden werde, und daß ohne eine hinlänglich begründete Geographie und Topographie die Statistik und selbst eine zeitweis beliebte Zahlenstatistik ohne Halt und Belehrung sey.

Und von diesem Standpunkte aus muß der große Apparat des Unternehmens gewürdigt, und es darf sohin auch der erste Band in seiner höhern Bedeutung nicht übersehen werden.

Die vieljährige ämtliche Laufbahn des Verfassers, verbunden mit den entsprechenden Fachstudien, bürgt für seinen Beruf in der Darstellung seines Heimathlandes, sowohl Selbstschöpfer (mit der Gabe zu finden, aber nicht zu erfinden) zu seyn, als die erbetenen Beyträge Anderer — die Natur und die so fern hin gesteckten Gränzen in Werken der Art lassen diese nie entbehren, — ohne den Mitarbeitern zu nahe zu treten, seinem Geiste unterzuordnen.

Wenn der Verfasser dennoch sein Werk nicht als ein „amtliches — aus amtlichen Quellen geschöpftes“ bezeichnet — seine Stellung und der Druck im Inlande gestatteten ihm das ohnehin nicht — so hat das Buch in den Augen der Sachkenner, welchen die Manipulationen, Färbungen, und theilweisen Fehlgeburten der Amtsstatistiken im Lichte des Tages nur zu gut bekannt sind, nur einen desto größern Werth. Mag man was immer für „Tafeln zur administrativen Statistik des positiven Sachverhalts (in Oesterreich, Preußen rc.) entwerfen,“ wahr und heilsam sind sie nur dann, wenn die Staatspraxis und das praktische Leben in Land und Volk mit einander Hand in Hand gehen. Wo neben den Ziffern auch allenthalben die Reflexion und der geschichtliche Nachweis ihre Stelle finden, da waltet die Autorität auch in den Begriffen des Volkes. Dieses Zeugniß mag vorläufig, und ehe Ref. auf einzelne Rubriken der vier Bände zurückkömmt, auch für dieselben gelten.

Uebergehend vom Allgemeinen zum Besondern, zur Topographie von Tirol und Vorarlberg, befaßt der zweyte Band (1841) die Kreise: I. Vorarlberg; II. Ober-Innthal und Vinschgau; III. Unter-Innthal und Wippthal. Im dritten Band (1844) wird der Kreis Pusterthal und am Eisack beschrieben; im vierten Band (1846) der Kreis an der Etsch und Botzen. Es steht also noch ein fünfter Band, der für die Kreisämter Trient und Roveredo, zu erwarten.

Was nun wieder das Formelle dieser gesonderten Theile anbelangt, so ist jedem der sieben Kreise eine eigene geographisch-statistische Uebersicht vorausgeschickt. Einige Wiederholungen aus dem ersten Band hätten sich vielleicht vermeiden lassen? Hieran reihen sich die einzelnen Landgerichte, deren Tirol und Vorarlberg seit der neuen, vielseitig arrondirten und durch Heimsagung ehemaliger Lehengerichte purificirten Eintheilung fünfundsiebenzig, in drey Classen geschieden, zählen; — mit musterhafter Hervor- und Klarstellung ihrer Eigenthümlichkeiten. Jedes Landgericht erscheint nämlich wieder selbstständig: nach Lage, Gränzen, Flächeninhalt; nach Clima, Boden, Bergen, Gewässern; nach Wirthbarkeit und Bevölkerung; sofort nach dem naturhistorischen und volksthümlichen Charakter (auch die verschiedenen Sprachformen nicht vergessen*); und fortgeführt wird es nach seinen entwickelten, mehr oder weniger ausgebildeten Anlagen und Bürgschaften, für Haus- und Landwirthschaft, für Erwerb und Gewerbe, für Kunst

*) Daß hier auf dem Felde der Linguistik und Etymologie noch viel zu forschen und zu erklären übrig sey, versteht sich von selbst; s. „Ueber die Urbewohner Rätiens rc.“ von L. Steub 1843.

und Industrie, für Verkehr und Handel; — unter Obhut und im Gefolge der kirchlichen (seelsorglichen) Pflege, im Besitz und Bereich mannigfaltiger Stiftungen, unter Theilnahme der überwachenden politischen Behörden und Aemter. Im ähnlichen Inbegriffe schließt jede Gemeinde, und deren gehören zu jedem Landgerichte 10 — 20 — 30, immer für sich ab, voraus die Zahl ihrer Wohnstätten und Bewohner, und mit Deutung ihrer Ortsnamen (Nomenclatur); und wo wären diese mannigfaltiger und räthselhafter als in Tirol und Vorarlberg? Hier gilt es, vorzüglich aus dem Mittelalter, und aus dessen uns näheren Quellen der grauen Vorzeit nachzuspüren, aus dem Urkundentext, sowohl für die Topographie als Genealogie, und für das Wechselverhältniß Beyder. Indem sofort jedes Landgericht nach seinen jeweiligen Bestandtheilen, im Territorialprincip, nach seinen Burggebieten und Geschlechtern nachgewiesen wird, so liegt hierin, nach so vielen Erschütterungen und Veränderungen in der Localverwaltung, ein unschätzbarer Behelf für die heutigen Beamten und ihre Registraturen, um diese historisch einzurichten und zu führen. Die Gründung der Bisthümer, der Abteyen und Chorstifte, ist übersichtlich leichter zusammen zu stellen und zu erzählen; oft ungleich schwerer und verdienstlicher, die Gründung eines Pfarrsprengels, ausgegangen von einer einsamen Capelle, Kirche, Schule, mit dem dazu gehörigen Widthum, von einzelnen Geschlechtern, und fortgeführt und abgeleitet auf den heutigen Bestand dieser Stiftungen, Kirchen, Spitäler ꝛc. Der Mehrtheil der hohen Geschlechter Bajoariens war längst in Tyrol landsäßig, war blutsverwandt mit den Longobarden; die Bezähmung der Slaven, und ihre Civilisation im Pusterthal und in Kärnthen vollbrachte der bajoarische und norische Adel aus Tyrol herab, und über die Tauern hinüber gemeinsam; mehr als zwölf bayerische Abteyen besassen noch in unsern Tagen in Tirol bis Trient hinein Herrschaften, Schwaigen und Weingüter. Indem sich der Verfasser dessen wohl bewußt ist, durfte er neben den jenseitigen Quellen auch die diesseitigen nicht umgehen; die Codices von Freysing, Augsburg, Salzburg, die Monumenta boica ꝛc., er durfte glaubwürdige Ueberlieferungen und andere Denkmäler der Pietät nicht verschmähen, — und so wohnt diesen historisch-topographischen Darstellungen eine Lebendigkeit und Wahrheit inne, wovon nur der leicht- oder stumpfsinnigste Insasse, oder irgend ein dünkelhafter Nachzügler unberührt bleiben könnte. Zu diesen populären Schilderungen kommen noch zwey Zugaben: a) die Erzählung von früheren oder späteren, insbesondere von den im Jahre 1809 in den Gerichten und Gemeinden stattgefundenen Kriegsereignissen, gleichsam der elegische Hintergrund des Gemäldes, und b) Biographien von merkwürdigen und verdienten Männern, welche, jeglichen Standes, in der Gemeinde gelebt und gewirkt haben, und daraus als Gelehrte, Beamte, Künstler ꝛc. hervorgiengen.

Aus diesen Grundzügen läßt sich wohl ermessen, welche vielseitige Forderungen der Verfasser an sein Werk und an sich selbst zu stellen den Muth hatte. Und auch nur ein Eingeborner, oder ein längst Eingebürgerter kann solchen Forderungen genügen.

Wir wenden uns zu einzelnen Punkten des Materiellen. In der allgemeinen Darstellung gibt der Verfasser für Tirol und Vorarlberg einen Flächeninhalt von 526 $\frac{53}{100}$ □ Meilen und eine Bevölkerung von 817,000 Seelen an, wozu noch 5000 M. Militär zu rechnen seyen.

Sonderbar; in der geschichtlichen Einleitung begegnet uns auch hier Attila in Tirol; Dr. Staffler und B. Weber scheinen deßfalls ziemlich einerley Meynung zu seyn. Die Rhätier hätten zwar, als Hülfsvolk unter Aetius in Gallien siegreich gegen Attila gekämpft (452). Dann aber habe der Hunnenkönig seine zahllosen Schaaren in drey Heerhaufen getheilt, wovon der erste durch Rhätien, Velbidena, Agnut und andere Städte zerstörend; der zweyte durch Noricum, der dritte durch Illyrien gegen Italien vorgedrungen wären.

Daß dieser Meynung weltkundige Thatsachen entgegenstehen und kein gleichzeitiger Geschichtschreiber so etwas meldet, hatte Referent erst jüngst aus der Geschichtschreibung von Steyermark nachzuweisen Anlaß nehmen müssen (s. gel. Anz. 1846 Nr. 229).

Daß Veldidena erst später, im oftmaligen Anprellen der nordischen Barbaren gegen die Alpen zu Grunde ging, ist klar. Ein anderes Bedenken bringt sich uns aus der geschichtlichen Einleitung auch bezüglich auf die Slaven auf. Sie wären zwar ums Jahr 595 aus Kärnthen und Crayn herauf in das Pusterthal ein- und vorgebrochen; sie hätten neben einigen Vortheilen auch tüchtige Niederlagen, nämlich durch die unter fränkischer Oberhoheit gestandenen Bayern, erlitten, und man wäre ihrer ums J. 612 wieder ganz und gar losgeworden. Dem ist nicht so. Nach 100, nach 2 — 300 Jahren war man ihrer, selbst im Innthal, an der obern Drau und am Eisack auch noch nicht los, viel weniger an der Mur und Enns. Alles Ein- und Vorbrechen der Slaven bezielte Ansiedlung, wozu auch das Volk bey seinen mannigfaltigen Kenntnissen in der Alpen- und Landwirthschaft, im Berg- und Hüttenwesen, in der Wollen- (Loden-) Weberey, dabey geschmeidig, ausdauernd und genügsam, ganz vorzüglich und als Sieger und Besiegter gleich beeigenschaftet ist. Im Landgericht Windischmatray ist slavisches Geblüt noch, wie in den benachbarten Theilen Tirols, ein integrirender Theil der Bevölkerung. Die Sprache, Orts-, Sach-, Familien-Namen deuten darauf hin. Braucht man doch nur die Stiftungsurkunde der einstmaligen Abtey Innichen (auf den Trümmern von Agnut) vom J. 769, vom Herzog Thassilo II. zu Botzen gegeben, zur Hand zu nehmen. Damals sassen sie noch zahlreich am Berg Anras herauf, um Lienz: zu Innichen und Umgegend: locum India, campum Gelau (das Doblacherfeld) hielt man „propter incredulam generationem Sclavorum — ab antiquo tempore inanem atque inhabitabilem“ (nämlich für die bayerische christliche Bevölkerung) „hunc locum ad tramitem veritatis deducendum concessi;“ so sprach der Herzog die Stiftung aus (Hist. frising. II. 38). Unter andern Denkmälern des Pusterthales aus jener Zeit ist es unstreitig die Burg Hainfels, deren imposante Gestalt und Lage, einerseits das Hauptthal der obern Drau bis Tilliach hinüber beherrschend, anderseits den Eingang in das triftengesegnete Vilgratenthal (Vallis gratis) bewahrend, so mächtig auf den Wanderer einwirken. Das Volk nennt diese Burg Heimfels, und selbst Resch vermuthete in dem Erbauer einen Dynasten Heimo. Aber die zu Innichen vorfindigen Urkunden, auch noch vom Anfang des XIII. Jahrhunderts schreiben: „Hunenvels, Heunvels!“ und lassen nur zweyerley annehmen, entweder daß die Hunen dieses Bollwerk erbaut hatten, oder daß es gegen sie erbaut worden sey; in beyden Fällen ist es ein Denkmal ihres längeren Bleibens im Lande. Ein ähnliches führt Dr. Staffler selbst aus dem Unter-Innthal auf *).

*) Im II. Bd. S. 877. Zwar nur nach einer Volkssage von der Löwenburg, in der Nähe der uralten Silber- und Kupfergruben von Sinwell im Landgericht Kitzbichel, vor der erst zur Zeit Karls des Großen (808) ein slavischer Häuptling besiegt werden konnte, aber merkwürdig genug, hinweisend auf das Vorbrechen der Slaven im siebenten Jahrhundert bis an die Mangfall, wo sie, in der Legende Vandalen geheissen, am Irschenberg bey Aibling im Forst Haunbold (Hunenbold) die HH. Anian und Marin erschlugen, wie in den Mon. b. T. I. Kl. Rot, zu lesen, und wir in uns. Beyträgen Bd. I. 1825 in der Erörterung: „über den Wendepunkt der Slaven im südlichen Bajoarien“ es erläutert haben. Wäre es denn eine Ketzerey, selbst den Namen Sterzing (einst Vipitenum) von den Slaven ableiten zu wollen? Uralte, reiche Bergwerke umgeben diesen Flecken. Da, an der römischen Münzstätte, sollen vorzüglich Sestertien (wie etwa dort zu Hall Häller) geprägt, im Mittelalter der Ort startia, sistarcia, wohl auch urbs stiracorum genannt worden seyn? Im Slavischen heißt alt starzce, veraltern starzecje, wie wenn die besiegten Slaven, zahlreich als Berg- und Hüttenarbeiter verwendet, den Ort Altstätten oder Starzce schlechtweg geheißen hätten?

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.	herausgegeben von Mitgliedern	28. April.
Nro. 84.	der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.	1847.

Tirol und Vorarlberg; statistisch, topographisch, und mit geschichtlichen Bemerkungen (in vier Bänden, 1839—1846); von Joh. Jacob Staffler, der R. Dr.: tirolischen Gubernialrath und Kreishauptmann im Pusterthal und am Eisack. Innsbruck, gedruckt bey Felician Rauch.

(Fortsetzung.)

Nach Stafflers Angabe muß Tirol wenigstens ein Fünftheil seines Getreidbedarfs, über 2½ Millionen halber Kaisermetzen vom Auslande (und wohl zumeist von Bayern) einführen; wogegen es durch reichliche Viehzucht und Alpenwirthschaft wieder im Vortheil steht. An Wein hätte Tirol auch Ueberfluß, wie die Steyermark. Es erzeugt jährlich im Durchschnitt, zumeist an der Etsch, 800,000 Eimer; Vorarlberg 26,000 Eimer; und 25,000 Eimer Weinbranntwein. Während der kurzen Vereinigung mit Bayern (1805—1814) fand der Tiroler dahin guten Absatz; und der Weinbau hatte sich damals zum Abbruch für andere Zweige der Landwirthschaft überhoben. Die erste Anlage eines Joch Weinlandes kostet 750 fl., der Eimer Wein dagegen 5—10 fl. Die Seide, die Tirolerseide, sey die beßte in Europa; nur die von Mayland und Piemont werde vorgezogen. Es gebe deren vier Gattungen: a) die reine Seide zu 430,000 leichten Pfunden: b) die Mezza seta zu 50 p. c. c) die Doppi, (aus Doppelpuppen) zu 3. p. c. d) die Strusi (Floretseide) zu 19 p. c. Der Werth dieser Production, die aber ausschließlich nur im südlichen Tirol gedeiht, betrage 3,885,480 fl. Die Selbstkosten berechnen sich auf 1 fl. 12—20 kr. p. ℔. Der Absatz gehe über Italien vorzüglich nach Frankreich und England. Der Holzhandel aus Tirol ist ein nicht minder merkwürdiger Exponent in der räthselhaften Lebensarithmethik dieses Gebirgsvolkes. Es gehen jährlich 320,000 Baustämme ohne großen Kosten, auf den Flüssen des Landes, über Venedig, nach Griechenland, Aegypten und Constantinopel (s. auch B. Weber). Von ähnlichen Ausfuhren an Bauholz, Brettern, Rafen ꝛc. und in derselben Richtung und unter dem gleichlauten Jammer der inländischen Feuergewerbe, insbesondere der Gewerkschaften, war Ref. im J. 1845 wie in Tirol, auch in Kärnthen Augenzeuge; wie von dem meist „beklagenswerthen Zustand der dortigen Wälder.“ Wohin wird das führen! Auch auf diesem Wege der gefährdeten materiellen Interessen pocht das Proletariat an die Pforten Tirols. An Mineralien, insbesondere an Silber war dieses Land im Mittelalter überschwänglich reich; was die Gruben im untern Inn- und im Leukenthal, um Schwatz und Kitzbüchel, noch im Ablauf des XVI. Jahrh. an Silber und Kupfer ergaben, gränzt an das Fabelhafte, steht aber in Buch und Rechnung (Bd. II.). Zur Zeit beträgt der Geldwerth an Eisen und Kupfer nur eine halbe Million. An Salz (aus Steinsalz) werden ein paarmal hundert tausend Zentner erzeugt; für den Haus- und Wirthschaftsbedarf zu ermässigten Preisen. (Die ältere Geschichte der Saline Hall oder Tauer läßt sich nur aus den bayerischen Monumenten aufklären, wie in unserer Geschichte der teutschen Salzwerke, München 1836, nachgewiesen ist). Bey dem vorwaltenden Holzmangel wird mehr

und mehr die Steinkohle benützt; die von Häring bey Kufstein ist zur Zeit die beste.

In der Abtheilung über die Finanzverwaltung ist zwar der Organismus der Behörden und Aemter sehr umständlich beschrieben; weniger ist hier die Rede von den Einkünften in Ziffern und Zahlen. Man muß sich bescheiden; in Tirol ist, wie in andern Provinzen Oesterreichs, die Evidenzstellung des Finanzetats formell ein Reservat der absoluten Monarchie. Nur in Beziehung auf die Grundsteuer gewährt uns Dr. Staffler (I. 642) einige Auskunft. Das dießfällige Capital von Tirol (ohne Vorarlbergs) beträgt von der Gleba, oder im Rusticale 37,045,528 fl.

von dem Dominicale (Herrenrechte, Obereigenthum): 9,995,554 fl.
davon werde auf jedes Ziel (zu $1\frac{1}{2}$ Termin; der Ziele sind 4) gesteuert, von der Scholle: 70,562 fl.
vom Dominicale. 19,039 fl.

Hiezu komme noch eine nicht bedeutende Gewerbsteuer.

Was aber nun die Statistik der indirecten Steuern, der Monopole und Domänen; von Salz, Stempel, Posten, Zöllen, Forsten; die Verbrauchsteuer rc. rc. anbelangt, so findet sich hier kein Ziffer angegeben auch nicht bey B. Weber. H. v. Hartwig *) will aber hierüber Näheres erforscht haben, und zwar betragen

1) die Grundsteuer jährlich in C. M. 542,987 fl.
2) Die Erwerbsteuer (1821) mit Vorarlberg; seither sey sie noch einmal so hoch gestiegen. 56,125 fl.
3) Die allgemeine Verzehrungssteuer mit Vorarlberg 506,000 fl.
4) der Stempel durchschnittlich: 342,700 fl.
darin die Taxen, circa 10,000 fl.
5) die Zollgefälle (darunter 150,000 fl. für Korneinfuhr; merkwürdig!) 570,000 fl.

*) „In seinen Briefen aus und über Tirol, Berlin 1846.“

6) die Mauthgefälle (Weggeld) erfordern große Zuschüsse für den Straßenbau; 95,000 fl.
7) das Salzmonopol 584,700 fl.
8) das Tabakmonopol 700,000 fl.
9) die Berg- und Hüttenwerke 440,000 fl.

Es ist hier durchaus der Conventionsfuß zu 20 fl. baar das Zahlungsmittel. Die tirol'sche Staatsschuld datirt, wie alle Staatsschulden der civilisirten Welt. Bis zum J. 1573 hatten sich die Stände schuldenfrey erhalten.

Damals aber übernahmen sie vom Erzherzog Ferdinand einen Rückstand zu 1,600,000 fl.
Im Jahr 1640 betrug derselbe 3,000,000 fl.
Im Jahr 1795 betrug derselbe 5,000,000 fl.
Im Jahr 1822 überstieg die Schuld 8,000,000 fl.

Vermög Hofdecrets vom 13. Juni 1822 übernahm der kaiserliche Staatsschatz obige Summe; und die Stände erhalten zur Verzinsung derselben die entsprechende Quote aus der Staatskasse zurück. Der ehemalige Domesticalfond der Landstände ist aufgehoben. Dagegen sind sie im Besitz eines Regie- oder Exigenzfonds. Die Regierung stellt jährlich ihre Postulate; die Distribution (Umlage) haben die Stände, unter Vorbehalt des Recurses an die landesfürstlichen Behörden.

Die ständische Verfassung, als worauf sich die Tiroler bekanntlich viel zu gute thun, ist auch in den vorliegenden Werken sehr umständlich hervorgehoben. Als unstreitiger Vorzug dieser Verfassung erscheint uns die einfache, durch keine Partheykämpfe gestörte, durch mancherley Zwischenwahlen nicht influenzirte, und daher weder weitläufig, noch kostspielig normirte Repräsentation der vier Standschaften, als da sind: die hohe Geistlichkeit; die Herren und Ritter; die Bürger, und die Bauern.

Die Repräsentanten derselben sind sämmtlich legati nati; d. h. wer im Berufswege zu einer gewissen Würde in Kirche und Staat, und in den Gemeinden gelangt, der ist dadurch auch Landstand. Daß die tirolischen Stände ihre Kassaüberschüsse und besonderen Beyträge für öffentliche Anstalten und Bauten sehr zeit- und zweckgemäß handzuhaben

wissen; davon kann man sich sowohl in ihrer Hauptstadt, als auf dem Lande überzeugen *).

Eilf Diöcesen, darunter das Bisthum Chur am frühesten, theilten sich einst von Italien und Teutschland her in die Seelsorge Tirols, in seine Kirchensprengel; wir glauben hierin die Wahrzeichen seiner ursprünglichen Colonisirung und Christianisirung erkennen zu müssen; jeder Oberhirt wollte selbst seine Heerde weiden. Heute verwalten dieses Oberhirten-Amt die drey Bischöfe von Brixen, Trient, und Salzburg; dieser ist zugleich Metropolit, ein Generalvicar functionirt in Vorarlberg. — Eine unverkennbare Wohlthat erwies Kaiser Joseph II. dem Lande Tirol durch die Theilung der großen Pfarrsprengel in kleinere, und in viele Exposituren und Localcaplaneyen, mit Schulen. In den abgelegenen Thälern und Schluchten haben nun die Gemeinden ihre eigenen Seelsorger; die Kirchen fanden sich bereits aus frühern Jahrhunderten vor. Aber die Subsistenzmittel sind, wie die der Bevölkerung selbst, karg zugemessen, und der Beruf der Weltgeistlichkeit in Tirol ist anerkannt der beschwerlichste; dabey mit Entbehrungen aller Art verbunden. Dennoch behauptet der Säcularclerus in dieser sich hingebenden Stellung seine Würde; auch mit wissenschaftlichem Streben, wie und wo es nur immer die Verhältnisse gestatten *). Der Regularclerus Tirols ist wieder im Besitze von fünf altfundirten Abteyen; die Besitzenden nennt sie B. Weber; er gehört selbst dieser Genossenschaft an. Denselben zur Seite zählt man 566 „Sammelmönche" (weil sie vom Almosen leben); nämlich die Franziskaner mit 18, und die Capuziner mit 20 Conventen. Ihre Arbeitsamkeit und Ausdauer leistet in der Seelsorge die nützlichsten Dienste. Die Franciskaner lehren auch an den Gymnasien. In neuerer Zeit sind die Liguorianer oder Redemtoristen zu Innsbruck zu einem Kloster mit Theilnahme an der Seelsorge gelangt; und jüngst ward der Gesellschaft Jesu, schon früher in

---

*) Unter den schönen und zweckmäßigen Neubauten in Innsbruck selbst bemerkt man z. B. die neue Caserne, das Theater, die Fleischscharren und Bäder am Inn hinauf, und vor allem das ständische Museum oder Ferdinandeum in der wohnlichen und heitern Neugasse, die bereits die Abtey Wiltau als eine der Vorstädte von Innsbruck heranzieht. Die innere Einrichtung des Museums ist musterhaft. Die reichhaltigen und täglich sich mehrenden Sammlungen desselben, lediglich aus dem heimathlichen Boden geschöpft, oder von dem nationalen Kunstgenius geschaffen, sind bereits räumlich und systematisch geordnet, und für Einheimische und Fremde gleich zugänglich. Es ist kein todter Schatz, indem sowohl öffentliche Vorlesungen, als eine heftweise erscheinende Zeitschrift damit in Verbindung stehen. In der Gemälde-Sammlung besteht eine Abtheilung ausschließlich aus Porträten von inländischen Gelehrten, Künstlern, Staatsmännern, Priestern und ausgezeichneten Männern jeglichen Standes.

Die unmittelbar von der Regierung fortgesetzten und ausgeführten Straßen, Brücken- und Wasserbauten, insbesondere am und über den Brenner; im Pusterthal, gegen Ampezzo; im Vinschgau am Wormserjoch rc. rc. gleichen öfter an Wunder: möchten solche endlich auch den Versumpfungen an der Etsch zugewendet werden! — Daß die neuen an sich ebenso merkwürdigen als kostspieligen Festungsbauten, zwischen Sterzing und Mühlbach, „die Franzensfeste," und zwischen der berufenen Finstermünz und Nauders, an der Nicolausclause, unpopulär seyen, und von den Tirolern lieber an den äußern Gränzen gesehen würden, das ist auch eine der von den Touristern zuerst ausgesprochene Thatsache. Wenn auch diese Bollwerke, wie andere umgangen werden können; so lassen die letzten Kriegsereignisse die strategische Wichtigkeit der Alpen überhaupt nicht mehr hoch anschlagen. Ueber eine andere Frage der Zeit, und bezüglich auf den jeweiligen Antheil am Binnen- und Welthandel der Alpen, auch in der auswärtigen Literatur lebhaft besprochen, über die Eisenbahnen, wird jedenfalls das einheimische Gutachten entscheiden.

*) Die Hülfsmittel der Humanität sind in den abgelegenen Thälern des Gebirgs, und in vielen Gegenden des Flachlandes, im Fortschreiten der heutigen Land- und Wasserstrassen im fühlbarsten Rückschritt. Einst überstiegen die Bevölkerungen tagtäglich die Gebirgsrücken nach allen Richtungen, um sich nachbarlich, verwandtschaftlich, gewerblich und gemüthlich ihres Daseyns zu erfreuen. Jetzt, in der Richtung zum Weltleben, begegnen sich die nächsten Nachbarn nur außen, auf den breiten Chausséen, und auf den Bahnhöfen. Das verdient auch Berücksichtigung.

Tirol einheimisch, in ihrem neu errichteten Collegium nicht nur die Leitung der Theresianischen Ritterakademie, sondern auch die Befugniß zu Convicten für In- und Ausländer eingeräumt. Endlich sind es auch die Benedictiner von Muri aus dem Aargau, welche die Liegenschaften und Gerechtsamen der lang öde gelegenen Chorherren-Probstey Gries bey Botzen mit der dortigen wohl erhaltenen, und mit Knollers Gemälden, (in Fresco und Oel,) verherrlichten Pfarrkirche erworben haben. — Ausser den Facultäten der Jurisprudenz und der Medicin werden die sämmtlichen höhern Erziehungs- und Lehranstalten des Landes von den Ordensmitgliedern der Abteyen, deren Vorsteher zugleich Landstände Tirols sind, besorgt *).

Den Frauenconventen des Landes; das adeliche Damenstift zu Hall ward auf die Renten der ehemaligen Frauenabtey Sonnenburg (Sühneburg?) im Pusterthal gegründet; haben sich nun auch die barmherzigen Schwestern für Krankenpflege beygesellt.

Manche Erzählung aus den Kriegsereignissen einzelner Gemeinden, auf deren Seite Terrainkunde, Ueberzahl und alle andern Vortheile gegen die Fremdlinge waren, trägt z. B. ziemlich das Gepräge jener Ruhmredigkeit, welche auch dem Tiroler eigen ist. Nichts desto weniger stößt man doch vielfältig auf herzzerreissenden Jammer, und auf Scenen, die zunächst die Mord- und Verheerungsluft der Franzosen bezeichnen, da ganze Dorfschaften niedergebrennt, da Laien und Priester, Greise und Jünglinge nach sogenanntem Standrechte kaltblütig hingeschlachtet wurden. Aber zugleich, welche altrömische Größe der Charaktere, und welcher Todesmuth, womit sich, zumeist aus dem Bauernstande, der Sohn für den Vater, der Vater für den Sohn, der Bruder für den Bruder hinopferte! Aus diesen erschütternden Lebensbildern voll Wahrheit, und aus den erfreulichern der Biographien wäre viel Stoff für die Conversations-

*) Wie die Philosophie in Tirol eine eigenthümliche religiöse Richtung genommen, gestützt auf die Lehren der Platoniker und der Kirchenlehrer, besonders des hl. Augustins, im strengkirchlichen Sinne, darüber berichtet B. Weber Bd. I. S. 177 ꝛc. so klar als bündig.

Lexika zu schöpfen gewesen, anstatt dessen man dort öfter auf gar geringfügige Notabilitäten stößt. Wesentliche Berichtigungen liefert Staffler in Beziehung auf Andreas Hofer, auf diesen vorgehobenen Martyrer für fremde Schuld, den neuesten auswärtigen Monographien über denselben gegenüber.

Sowohl, wie wir aus der landes- und volkskundigen Darstellung Dr. Stafflers und B. Webers, als aus der eigenen Wahrnehmung schöpfen, so hat sich auch in verschiedenen Gegenden Tirols der Drang nach Emancipation, nach Auflösung des Familienhaushalts, es haben sich auch die Parcellirung des Bodens, die Zersplitterung des Eigenthums; alles das im Nivellirungs- und Mobilisirungssystem der Zeit, und selbst von oben herab begünstigt, geltend gemacht. Desto merkwürdiger sind hinwieder Beyspiele vom Gegentheil, wo der Tiroler, und insbesondere der Wälschtiroler, großes Gewicht auf den ungetheilten Besitz des väterlichen Guts legt, und, insofern ihm die Gesetze nicht nach Wunsch an die Hand gehen, mit der Selbsthülfe der Sitte und der Gewohnheit einschreitet *).

Die Natur; — Lage, Clima, Boden behaupten nun einmal ihre Rechte, und bedingen dadurch allenthalben das gesonderte Heimath- und Weltleben der Völkerschaften; so auch des Nord- und Südteutschen, einseitiger Protest dagegen reicht nicht aus **).

*) S. B. Weber II. 498 ꝛc. auch hierüber in seiner Kernsprache und Consequenz.

**) Das beginnt auch dem Nordländer, der in den Alpen gewesen, einzuleuchten.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. April.

Nro. 85. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1847.

Erstes Quartal. Januar — März.

Paccard, Les Medicis ou la renaissance des sciences, des lettres et des arts en Italie, en France etc. T. 1—4. Par. 1812.

Bibliografia italiana. 1846. Milano.

Dr. Petzhold, Anzeiger für Literatur der Bibliothekwissenschaft. Jahrg. 1845. Dresden 1846.

The liberty of publishing in Malta, with especial regard to religious publications. Malta 1839.

Lor. Ilari, Indice per materie della biblioteca communale di Siena. Disp. 45—51. Siena 1846.

C. Kalaidowitsch, Obstojatelnoje opissanie slawjano-rossiiskich rukopissei chranjaschtchischichsa w Moskwe w biblioteke. grafa Fed. A. Tolstowa. Moskwa 1825—27.

Bibliografia Pratese compilata per un da Prato. Prato 1844.

E. Vacherot, Histoire critique de l'école d'Alexandrie. T. 1. 2. Par. 1846.

Dr. J. P. Jordan, Geschichte der russischen Literatur. Leipz. 1846.

Verhandlungen der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft. 29. Versammlung in Chur 1844. Chur 1845.

Abhandlungen der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Aus dem Jahre 1844. Berlin 1846.

Nova acta physico-medica academiae Caesareae Leopoldino-Carolinae naturae Curiosorum. Vol. 21. p. 2. Vratislav. 1845.

Annuaire historique pour l'année 1847. Par. 1846.

C. M. Benkert, Jahrbuch des deutschen Elementes in Ungarn. I. Jahrgang 1846. Pest 1846.

Fr. Hölderlin, Sämmtliche Werke, herausg. von Ch. Th. Schwab. Bd. 1. 2. Stuttg. 1846.

J. P. Hebel, Werke. Bd. 1. Karlsruhe 1847.

Dr. J. V. Adrian, Mittheilungen aus Handschriften und seltenen Druckwerken. Frankf. 1846.

Dr. F. L. O. Roehrig, Eclaircissements sur quelques particularités des langues tatares et finnoises. Par. 1845.

J. Lange, Lexikon der gleichlautenden hebräischen Wörter von verschiedener Bedeutung. Jena 1846.

K. Jakobitz, Handwörterbuch der griechischen Sprache. Bd. II. 2. Leipzig 1846.

H. L. Ahrens, De Crasi et Aphaeresi cum Corollario emendationum Babrianarum. Stolberg 1845.

Dr. Chr. A. Lobeck, Ῥηματικόν sive verborum graecorum et nominum verbalium Technologia. Regimontii 1847.

G. F. G. Lund, De parallelismo syntaxis graecae et latinae usu casus genitivi demonstrato disputatio. Hauniae 1846.

Glossaire français polyglotte . . . Livr. 1. 2. Par. 1846.

A. Bescherelle, Dictionnaire national ou grand dictionnaire classique de la langue française. T. I. II. Par. 1845.

Th. G. v. Karajan, Deutsche Sprachdenkmale des 12. Jahrhunderts. Wien 1846.

Dr. L. Diefenbach, Vergleichendes Wörterbuch der gothischen Sprache. Bd. 1. Frankf. 1846.

Dr. W. Corssen, Origines Poesis romanae. Berol. 1846.

A. Meineke, Philologicarum exercitationum in Athenaei Deipnosophistas specimen 2dum. Berol. 1846.

Mricchakatcka id est Curriculum Figlinum Sudrakae regis fabula. Sanskrite ed. A. Fr. Stenzler. Bonn 1846

Moslicheddin Sadi's Rosengarten, übers. von K. H. Graf. Leipz. 1846.

Prabodhatschandrodaya oder der Erkenntnißmondaufgang. Philos. Drama. Meghaduta oder der Wolkenbote. Lyrisches Gedicht. Aus dem Sanskrit übers. von Dr. B. Hirzel. Zürich 1846.

Dr. M. G. Schwartze, Novum testamentum coptice. P. I. Vol. 1. Evangelia Matthaei Marci continens. Lips. 1846.

K. A. Müller, Statistisches Jahrbuch für 1846. Leipz. 1846.

Baltische Briefe. Th. 1. 2. Leipz. 1846.

Dr. A. W. Fr. v. Herder, Bergmännische Reise in Serbien. Leipz. 1846.

Wilh. Frhr. Löw zu Steinfurth, Historisch-artistische Briefe, geschrieben während einer Reise nach Rom. Darmstadt 1846.

Tit. Omboni, Viaggi nell' Africa Occidentale. Disp. 1—8. Milano 1845—46.

J. G. Kohl, Reisen in Dänemark und den Herzogthümern Schleswig und Holstein. Bd. 1. 2. Leipzig 1846.

Histoire des navigations aux terres Australes. T. 1. 2. Par. 1756.

Dr. Fr. Brömmel, Genealogische Tabellen zur Geschichte des Mittelalters bis zum Jahre 1273. Basel 1845.

Ahnentafeln. Heft 1. Frankf. 1846.

P. Roger, Noblesse et chevalerie du comté de Flandres, d'Artois et de Picardie. Par. 1845.

Definicoens e statutos dos cavalleiros e freires da Ordem de Nosso Senhor Jesu Christo. Lisboa 1681.

Annali dell' instituto di correspondenza archeologica. Vol. 17. Roma 1845.

Caesaris Augusti index rerum a se gestarum sive monumentum Ancyranum. Ex reliquiis Graecae interpretationis restituit J. Franzius, commentaria perpetuo instruxit A. W. Zumptius. Berl. 1845.

Luis Cabrera de Cordova, De historia para entenderla y escrivirla. Madr. 1611.

Dr. A. Henne, Allgemeine Geschichte von der Urzeit bis auf die heutigen Tage. Bd. 1. Buch 1. 2. Schaffhausen 1846.

A. M. Poinsignon, Essai sur le nombre et l'origine des provinces romaines créées depuis Augusta jusqu' à Dioclétien. Paris 1846.

Dr. K. Haltaus, Geschichte Roms im Zeitalter der punischen Kriege. Bd. 1. Leipz. 1846.

Ant. Guevara, Vidas de los diez emperadores Romanos que imperarō en los tiempos de Marco Aurelio. Madrid 1669.

S. Cavallari, Zur Topographie von Syracus. Göttingen. 1846.

M. Capefigue, l'Europe depuis l'avénement du Roi Louis Philippe. Vol. 9. 10. Par. 1846.

Erinnerungen eines preußischen Offiziers aus den Jahren 1812—1814. Koblenz 1846.

J. Adamson, Lusitania illustrata: notices on the history, antiquities, literature of Portugal. P. 1. 2. New-Castle 1842—46.

Ferd. Denis, Portugal. Par. 1846.

Luis Marinho D'Azevedo, Apologeticos discursos offerecidos a magestade del rei Dom Joam IV. de Portugal. Lisboa 1641.

Eug. Alberi, Relazioni degli ambasciatori Venefi al Senato. Serie III. Vol. 3. Firenze 1846.

H. Lézat de Pons, Etude sur l'histoire de la Lombardie dans les trente dernières années ou des causes du défaut d'énergie chez les Lombards. Par. 1846.

B. Giovanelli, Dei Rezj, dell' origine dé popoli d'Italia, e d'una iscrizione rezio-etrusca. Trento 1844.

L. G. Provana, Studi critici sovra la storia d'Italia a' tempi del Re Ardoino. Torino 1844.

De Renzi topografia e statistica medica della cittá di Napoli. Napoli 1845.

Messimo d'Azeglio, Les derniers événements de la Romagne. Par. 1846.

A. Guilbert, Histoire des villes de France. Livr. 155—192. Par. 1846.

Al. Gaetano Gomes Flaviense, Lorena perseguida e exaltada. Lisboa 1749.

Bar. de Crossard, Mémoires militaires et historiques. T. I. — VI. Par. 1829.

Duc de Bellune, Extraits de mémoires inédits de feu Claude-Victor Perrin Duc de Bellune. Par. 1846.

Dr. Ed. Melly, Vaterländische Urkunden. Heft 1. I—CXIII. Urkunden deutscher Kaiser und Könige, österreich. und anderer Regenten. Wien 1846.

Fr. Stephan, Neue Stofflieferungen für die deutsche Geschichte. Heft 1. Mühlhausen 1846.

A. Graf von Gurowski Deutschland und die Schweiz. Leipz. 1846.

A. Böttiger, Ueber Kammergüter und Domänen in den sächsischen Landen. Leipz. 1846.

von Burkersroda, Die Sachsen in Rußland. Ein Beytrag zur Geschichte des russischen Feldzugs im Jahre 1812. Naumburg 1846.

Ph. Hoffmeister, Das Leben Philipp's des Großmüthigen, Landgrafen von Hessen. Cassel 1846.

Die vollständigen Landtagsverhandlungen der vereinigten Königreiche Kroatien, Slavonien, Dalmatien im Jahre 1845. Leipz. 1846.

Ed. Duller, Geschichte des Erzherzogs Carl von Oesterreich. Lief. 2. 3. Wien 1846.

Ausführliche Geschichte der Ukermark. Lief. 3. 4. Prenzlau 1846.

G. Bärsch, Beschreibung des Regierungsbezirks Trier. Th. 2. (1 noch nicht erschienen). Trier 1846.

Dr. C. F. W. Dieterici, Der Volkswohlstand im Preußischen Staate. Berlin 1846.

M. G. Fuchs, Beschreibung der Stadt Elbing in topographischer, geschichtlicher und statistischer Hinsicht. Bd. 1—3. Elbing 1818—1832.

Frz. Kugler, Geschichte Friedrichs des Großen. 2. verb. Aufl. Leipz. 1846.

A. Kastner, Einiges über Sagen, namentlich Schlesiens. Neiße 1846.

Zur neuesten Geschichte Königsbergs. Leipz. 1845.

Dr. J. K. Brandt, Geschichte der Kreisstadt Jüterbock. Jüterbock 1840.

J. J. Hottinger, Vorlesungen über die Geschichte des Untergangs der schweizerischen Eidgenossenschaft der 13 Orte und der Umbildung derselben in eine Helvetische Republik. Lief. 2. Zürich 1846.

G. Vögeli, Der Konstanzer Sturm in Jahre 1548 mit Zusätzen von Ch. Schultheiß. Constanz 1846.

Dr. C. Bluntschli, Geschichte der Republik Zürich. Bd. I. 1. Zürich 1846.

Collection de Chroniques Belges. Relation des troubles de Gand sous Charles Quint par M. Gachard. Bruxelles 1846. Monuments pour servir à l'histoire des provinces de Namur, de Hainaut et de Luxembourg par Reiffenberg; T. IV. Bruxelles 1846. Chronique rimée de Philippe Mouskes publiée par Reiffenberg. Supplément. Bruxelles 1846.

K. J. Clement, Die Lebens- und Leidensgeschichte der Frisen, insbesondere der Frisen nördlich von der Elbe. Kiel 1845.

G. Höfken, Englands Zustände, Politik und Machtentwickelung mit Beziehung auf Deutschland. Th. 1. 2. Leipz. 1846.

L. H. Dalrymple, Remarks on the history of Scotland. Edinb. 1773.

Annales for Nordisk Oldkyndighed, udgivne af det kongelige nordiske oldskrift — Selskab. 1844—1845. Kjobenhavn 1845.

Die Entwickelung der Staatskräfte Rußlands seit Peter dem Großen. Berl. 1846.

Ch. H. Cottell, Sibirien. A. d. Engl. übers. von M. B. Lindau. Th. 1. Dresden 1846.

A. Buddeus, Zur Kenntniß von St. Petersburg im kranken Leben. Bd. 1. 2. Stuttg. 1846.

J. Lelewel, Geschichte Polens. Lief. 1. Leipz. 1846.

W. Jordan, Geschichte der Insel Hayti und ihres Negerstaates. Th. 1. Leipz. 1846.

O. L. B. Wolff, Der Kampf der Franzosen in Algerien. Leipz. 1846.

Raoul de Malherbe, L'Orient 1718—1845, histoire, politique, religion, moeurs etc. etc. T. 1. 2. Par. 1846.

G. Gibbs, Memoirs of the administrations of Washington and John Adams, edited from the papers of Oliver Wolcott. Vol. 1. 2. New-York 1846.

Dr. Od. Cusieri, Storia fisica e politica dell' Egitto dalla sua remota antichità sino all' epoca presente 1842. Vol. I. Firenze 1845.

W. Kennedy, Geographie, Naturgeschichte und Topographie von Texas. A. d. Engl. von O. v. Czarnowsky. Frankf. 1846.

K. Jürgens, Luther's Leben. Bd. 2. Leipz. 1846.

Biographie universelle ancienne et moderne. Supplément. Vol. 79. Rev — Ross. Paris 1846.

J. W. Baum, Johann Georg Stuber, der Vorgänger Oberlins im Steinthale und Vorkämpfer einer neuen Zeit in Straßburg. Straßburg 1846.

Rob. Bell, The life of George Canning. Lond. 1846.

H. Düntzer, Die Sage von Dr. Joh. Faust. Leipz. 1846.

C. Förster, Biographische und literarische Skizzen aus dem Leben und der Zeit Carl Försters. Dresden 1846.

Förstemann, Dr. Martin Luther's Testament aus den Jahren 1537 und 1542. Nordhausen 1846.

Ed. Falkson, Giordano Bruno. Hamb. 1846.

W. Ch. Townsend, The lives of twelve eminent judges of the present century. Vol. 1. 2. Lond. 1846.

D. Wyttenbach, Vita Davidis Ruhnkenii. Freib. 1846.

Dr. K. Fr. Ledderhose, Das Leben A. G. Spangenbergs. Heidelb. 1846.

M. Laya, Etudes historiques sur la vie privée politique et littéraire de M. A. Thiers — histoire de quinze ans: 1830—1846. T. 1. 2. Par. 1846.

J. H. Krönlein, Wallenstein und seine neuesten historischen Ankläger und Vertheidiger. Leipz. 1846.

Commentatio de Jo. Scoto Erigena. Bonnae 1845.

C. Adams, die merkwürdigsten Eigenschaften des geradlinigen Dreyecks. Winterthur 1846.

Dr. M. G. von Paucker, Die Bildlehre. Leipz. 1846.

Dr. O. Schlömilch, Differential- und Integral-Rechnung. Th. 1. Greifswald 1847.

K. Snell, Einleitung in die Differential- und Integral-Rechnung. Th. 1. Vom ersten Differentialquotienten. Leipz. 1846.

Ph. Jolly, Anleitung zur Differential- und Integral-Rechnung. Heidelberg 1846.

Leibnitii historia et origo calculi differentialis. Herausg. von C. G. Gerhardt. Hannover 1846.

Ad. Burg, Theoretische Principien der Mechanik nebst der Art und Weise ihrer Anwendung auf das Maschinenwesen. Wien 1846.

C. A. Menzel, Jahrbuch der Baukunst und Bauwissenschaft in Deutschland. Bd. 3. Greifswald 1846.

G. C. F. Thrän, Denkmale altdeutscher Baukunst, Stein- und Holzsculptur aus Schwaben. Heft 1. Ulm 1846.

G. C. W. v. Bühler, Technische und administrative Bemerkungen über die Eisenbahnen des west- und nordwestlichen Deutschlands, Belgiens und des Elsasses. Stuttg. 1846.

Dr. F. W. von Reden, Eisenbahn-Jahrbuch. I. Jahrg. 1845. Berl. 1846.

J. U. Ewertz, Entwurf einer systematischen Darstellung der von Nicolaus Copernicus entdeckten Weltkörperbewegung. Mitau 1846.

J. F. Encke, Ueber das Verhältniß der Astronomie zu den andern Wissenschaften. Berl. 1846.

Die Fortschritte der Physik im Jahre 1845. I. Jahrg. Redigirt von H. Karsten. Berl. 1846.

Pouillet, Lehrbuch der Physik und Meteorologie, bearb. von Dr. J. Müller. 2. umgearb. Aufl. Th. 1. 2. Braunschweig 1846.

Dr. R. Böttger, Materialien zu Versuchen für chemische und physikalische Vorlesungen. Frankf. 1846.

Dr. C. Bursy, Das künstliche Licht und die Brillen. Mitau 1846.

W. Sartorius von Waltershausen, Ueber die submarinen vulkanischen Ausbrüche in der Tertiär-Formation des Val di Noto im Vergleich mit verwandten Erscheinungen am Aetna. Götting. 1846.

Dr. H. C. Geubel, Grundzüge der wissenschaftlichen Chemie der unorganischen Verbindungen. Frankf. 1847.

J. Liebig, Die Thierchemie oder die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie. 3. verm. Aufl. Heft 1. Braunschweig 1846.

Dr. L. Müller, Berzelius Ansichten. Ein Beytrag zur theoretischen Chemie. Breslau 1846.

G. Rob. Gray, The genera of birds. Part 22—31. Lond. 1846.

Cuvier, Histoire naturelle des poissons. Vol. 18. 19. Par. 1846.

A. A. Berthold, Ueber verschiedene neue oder seltene Reptilien aus Neu-Granada und Crustaceen aus China. Götting. 1846.

H. Burmeister, Beyträge zur näheren Kenntniß der Gattung Tarsius. Berl. 1846.

Dr. L. K. Schmarda, Andeutungen aus dem Seelenleben der Thiere. Wien 1846.

Dr. C. Bergmann, Einige Beobachtungen und Reflexionen über die Skelettsysteme der Wirbelthiere. Götting. 1846.

St. Endlicher et C. Fr. Ph. de Martius, Flora Brasiliensis. Fasc. 6. Vindob. 1846.

Bruch und W. P. Schimper, Bryologia Europaea. Fasc. 32—36. Stuttg. 1846.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. April.

Nro. 86. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Erstes Quartal. Januar — März 1847.

Vallet de Viriville. Visite au British-Museum de Londres. — Examen de quelques manuscrits. — Nouv. Rev. encyclop. — 1847. Janv.

L'ottavo congresso degli scienziati italiani a Genova. — Rivista europ. 1846. Ottobre e Nov.

Atti dell' Accademia di scienze e lettere di Palermo. — Pal. 1845. Vol. I. 4. — Nouv. Rev. encyclop. 1847. Janv.

Du Cange, Glossarium mediae et infimae latinitatis cum supplementis integris monachorum O. S. B., D. L. Carpentier, Adelungii suisque digessit Henschel. Tomi VI. Paris. 1840—1846. 4. — Journ. des Sav. 1847 Janv. Févr.

Clough, Illustrations of latin lyrical metres. — Class. Mus. Vol. IV. 1847. Jan.

Robson, On the comparative advantages of some methods of teaching Latin and Greek. — Ebendaselbst.

Valladares y Garriga, Estudios sobre el teatro latino. Artic. I. — Revista lit. de el Español 1847. T. I. No. 1—3.

Baehr, Histoire de la littérature latine. 3. Ed. — Carlsruhe 1844. 2 vols. 8. — Nouv. Rev. encyclop. 1847. Janv.

Groshans, The zoology of Homer and Hesiod. Part. II. — Class. Mus. Vol. IV. 1847. Jan.

Babrii fabellae Aesopeae. Ed. Lachmann. Berlin 1845. Babrii fabellae jambicae CXXIII. Ex rec. Boissonadii ed. Orellius et Baiterus. Zürich 1845. Babrii fabulae Aesopeae cum fabularum deperditarum fragmentis. Rec. G. Cornewall Lewis. Lond. 1846. — Ebendaselbst.

Nisard, Les historiens romains. — Revue de deux Mondes 1847. T. I. Livr. 2.

Le livre des rois par Abou'l-Kasim Firdousi, publié, traduit et commenté par J. Mohl. T. III. Par. 1846. fol. — Journ. des Sav. 1847. Janv.

Marmier, Souvenirs d'Algérie. (3 partie). — Correspond. T. XV. Livr. 3.

Romer, A pilgrimage to the temples and tombs of Egypt, Nubia and Palestine in 1845—46. 2 vols. Lond. 1846. — Dublin Review. 1847. Jan.

Upper Canada. (The Emigrant. By Sir Francis B. Head. Lond. 1846). — Ebendas.

Spratt and Forbes, Travels in Lycia, Milyas and the Cibyratis, in company with the late Rev. E. T. Daniell. 2 Vols. Lond. 1846. — For. quart. and Westminst. Rev. Vol. XLVI. No. II. 1847. Jan.

Warburton, Hochelaga; or England in the New World. New York 1846. 2 vols. — North Am. Rev. 1817. Jan.

Keppel, The expedition to Borneo of H. M. S. Dido, for the suppression of piracy, with extracts from the journal of Jam Brooke. Lond. 1846. 2 vol. 8. — Nouv. Rev. encyclop. 1847. Janv.

Quatrefages, Souvenirs d'un naturaliste. Les côtes de Sicile. IV. Milazzo. Stromboli. — Revue des deux Mondes 1847. T. I. Livr. 1.

Cartier, Manuel de numismatique française. — Annal. archéol. T. VI. Livr. 1. 1847. Janv.

Grote, A history of Greece. 2. vols. Lond. 1846. — For. quart. and Westm. Rev. Vol. XLVI. No. II. 1847. Jan.

Courson, Histoire des peuples bretons dans la Gaule et dans les îles Britanniques. 2 vols. Par. 1846. 8. — Revue des deux Mondes 1847. T. I. Livr. I.

Nelson, Jervis et Collingwood. Etudes sur la dernière guerre maritime. — Ebendas.

Rosell, La batalla de Rocroy. — Revista lit. de el Español 1847. T. I. No. 3.

Madoz, Diccionario geografico-estadistico-historico de España y posesiones de ultramar. Madr. 1846. T. 1—2. 4. — Nouv. Rev. Encyclop. — 1847. Janv.

Serradifalco, Le antichità della Sicilia. T. IV. V. Pal. 1840. 1842. fol. — Journ. des Sav. 1847. Févr.

Bunbury, On the topography of Rome. 4. art. The Capitol. — Class. Mus. Vol. IV. 1847. Jan.

Maitland, The church in the Catacombs. Lond. 1846. Monumenti delle arti christiane primitive nella metropoli del christianesimo. Distrib. 1—6. Roma 1844—45. — Dublin Review 1847. Jan.

Mas Latrie, Recherches historiques aux archives de Venise. — Nouv. Rev. encyclop. 1847. Janv.

Rosa, Prodotti e commercio della Lombardia nelle epoche più remote — Rivista europ. 1846. Ottobr. e Nov.

Bianchi-Giovini, Sull' antico governo Veneto. — Ebendas.

Didron, Statuaire des cathédrales de France. — — Annal. archéol. T. VI. Liv. 1. 1847. Janv.

Thomas, Une province sous Louis XIV. Par. 1847. — Correspond. T. XVII. 1847. Livr. 1.

Moutié, Recueil de cartes et pièces relatives au prieuré N. D. des Moulineaux. Par. 1846. 4. — Nouv. Rev. encyclop. 1847. Janv.

Thiers, Hist. du consulat et de l'empire. Bruxelles, 1847. T. 6. — Rev. des deux Mondes 1847. T. I. Livr. 2.

Beresford Hope, L'archéologie en Angleterre. — Annal. archéol. T. VI. Livr. 2.

Gibes, Memoirs of the administrations of Washington and John Adams, edited from the papers of Oliver Wolcott. — North Am. Rev. 1847. Jan.

King (Rich.) The industrial arts of the Esquimaux. — Edinb. new philos. Journ. 1847. Jan.

Ewing, Examination of Eichhorn's opinion, that Israëlites during their abode in Goshen extended themselves into Arabia as nomadic shepherds. — Class. Mus. Vol. IV. 1847. Jan.

Englis women of the 17. and 19. centuries. — English Rev. 1846. Dec.

Brougham, Lives of men of letters and sciences, who flourished in the time of George III. Second series. Philad. 1846. — Nord Am. Rev. 1847. Jan.

Sparks, The library of american biography. Vol. 21. Boston 1846. — Ebendas.

Sayous, Du rôle de quelques beaux esprits dans l'histoire des connaissances humaines. Fontenelle. (1657—1757.) — Bibl. univ. 1847. No. 12. (Litt. T. III.)

Joan of Arc. (Quicherat, Procès de condamnation de Jeanne d'Arc; Soumet, Jeanne d'Arc, trilogie nationale etc. etc.). — English Rev. 1846. Dec.

Becket. Part II. (Giles, Sanctus Thomas Cantuariensis. 8 vols. Lond. 1845—46. — Ebendas.

Cromwell's letters and speeches. By Th. Carlyle. 2 ed. 3 vols. Lond. 1846. — For. quart. and Westm. Rev. Vol. XLVI. No. II. 1847. Jan.

Pichot, Histoire de Charles-Edouard, dernier Prince de la maison de Stuart. 4 éd. Par. 1846. 2 vol. — North Am. Rev. 1847. Jan.

Santarem, Notice biographique sur M. Sylvestre Pinheiro-Ferreira. — Revue de droit franç. et étrang. T. V. Livr. 1.

Flourens, Histoire des travaux de Cuvier. 2. ed. Par. 1845. 8. — Nouv. Rev. encyclop. 1847. Janv.

Rebitté, Guillaume Budé, restaurateur des études grecques en France. Par. 1846. 8. — Ebendas.

Correspondance diplomatique de Sir Robert Adair. — Revue des deux Mondes 1847. T. I. Livr. 1.

Remusat, Royer-Collard. — Ebendaselbst. Livr. 2.

Torrelli, Tradizioni del pensiero italiano. Metastasio. — Rivista europ. 1846. Ott. et Nov.

Rosell, Doña Maria la Brava. — Revista lit. de el Español. 1847. No. 1—2.

Rosell, Doña Luisa de Carvajal y Mendoza. — Ebendas. T. I. No. 8.

Chasles, Cours de géométrie supérieure. Par. 1847. 4. — Nouv. Rev. encyclop. 1847. Janv.

Verneilh, Architecture civile au moyen âge dans le Périgord et le Limousin. — Annal. archéol. T. VI. Livr. 2.

Verneilh, Construction des monuments ogivaux. Epures de la cathédrale de Limoges. — Annal. archéol. T. VI. Livr. 3.

Revelations of the telescope. (Nichol, Thoughts on some important points relating to the system of the world. Edinb. 1846.) — Foreign quart. and Westminster Review 1847 Jan. (Vol. XLVI. No. II.)

Dana, On the Volcanoes of the Moon. — Amer. Journ. 1846. Nov.

Biot, Sur la planète nouvellement découverte par Le Verrier. (4 art.) — Journ. des Sav. 1847. Janv. (5 et dern. art.) — Ebendaselbst. Févr.

Challis, Report of proceedings in the Cambridge Observatory relative to the new planet. — Philos. Mag. 1847. Jan.

Durocher, Etudes sur la limite des neiges perpétuelles. — Annal. de Chim et de Phys. 1847, Janv.

Mateucci, Recherches électrophysiologiques. Quatrième mémoire. — Ebendas.

Majocchi, Note sur un nouvel hygromètre. — Ebendas.

Haldat, Analyse d'un mémoire sur l'universalité du magnétisme. — Ebendas.

Belfield-Lefèvre et Foucault, Note sur un procédé qui permet de reproduire avec une égale perfection, dans une image daguerrienne, les tons brillants et les tons obscurs du modèle. Ebendas.

Chevandier et Wertheim, Note sur l'élasticité et sur la cohésion des différentes espèces de verre. — Ebendas. Févr.

Regnault, Sur la loi de compressibilité des fluides élastiques. — Bibl. univ. 1847. No. 12. (Scienc. phys. T. III.)

Favre, Notice sur les cartes géologiques de l'Angleterre. — Ebendas.

Marcet, Note sur l'absence apparente de rayonnement nocturne de la terre qui paraît avoir caractérisé les froids du 13 et du 14 Décembre 1846. — Ebendaselbst.

Fox, Some remarks on the high temperature in the united mines in Cornwall. — Edinb. n. philos. Journ. 1847. Jan.

Maclaren, Further evidence of the existence of glaciers in Scotland in ancient times. — Ebendas.

Miller (J. F.) On the quantity of rain in the lake districts of Cumberland and Westmoreland. — Ebendas.

Rowell, On the course of electric currents on the earth, and on the cause of terrestrial magnetism. — Ebendaselbst.

Sturgeon, An experimental investigation of the magnetic characters of simple metals, metallic alloys, and metallic salts. — Ebendas.

Ritchie Adie, Observations on the extent and rate of changes of temperature of the waters in the estuaries of the Mersey and Clyde. — Ebendas.

Forbes, Twelfth and thirteenth letter on glaciers. — Ebendas.

Redfield, On three several hurricanes of the American seas and their relation to the Northers, so called, of the Gulf of Mexico and the Bay of Hondouras. (Contin.). — Amer. Journ. of science and arts. 1846. Nov.

Tait (G.), On producing white or neutral light by means of ordinary artificial light. — Edinb. new philos. Journ. 1847. Jan.

Ransome, On the composition and explosion of gun-cotton. — Philos. Mag. 1847. Jan.

Lubbock, On the meteor of September 25, 1846. — Ebendas.

Laurent et Gerhardt, Recherches sur les combinaisons melloniques. — Annal. de Chim et de Phys. 1847 Janv.

Boussingault, Relation d'une expérience entreprise pour déterminer l'influence que le sel, ajouté à la ration, exerce sur le développement du bétail. — Ebendas.

Stas, Recherches chimiques sur les propriétés et la composition de l'acétal. — Ebendas. Févr.

Cahours, Recherches sur les combinaisons sulfurées du méthyle. (2 mém.) — Ebendas.

Pierre, Recherches sur la dilatation des liquides. (2 mém.) — Ebendas.

Millon, Remarques sur quelques dispositions particulières de l'affinité chimique. — Ebendas.

Plantamour, Action du chlore sur l'acide citrique. — Bibl. univ. 1847. No. 12. (Scienc. phys. T. III.)

Davy, On the use of the microscope as an aid in chemical inquiry. — Edinb. n. philos. Journ. 1847. Jan.

Joule and Playfair, On the maximum density of water. — Philos. Mag. 1847. Jan.

Henry, Nouveau procédé de dosage de l'or par la voie humide et essais qui s'y rattachent. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1847. Janv.

Girardin, Examen chimique de la terre prise au pied d'arbres morts sur les boulevards de Rouen. — Ebendas.

Smith, Procédé pour préparer l'acide valérianique. — Ebendas.

Soubeiran, Sur le goutta percha ou gomme gettania. — Ebendas.

Hare, Fusion of Jridium and Rhodium. — Amer. Journ. of science and arts. 1846. Nov.

Blyth, Drafts for a Fauna Indica. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1847. Jan.

Owen, Notice of an Ichthyolite from Sheppey, in the collection of Mr. Tenant. — Ebendas.

Robin, On a peculiar organ found in the Rays. (Raia, Cuv.) — Ebendaselbst.

Waterhouse, A natural history of the Mammalia. Lond. 1846. — Ebendas.

Conrad, Catalogue of shells inhabiting Tampa Bay and other parts of the Florida Coast. — Amer. Journ. of science and arts. 1846. Nov.

Babington, A supplement to the synopsis of the synopsis of the British Rubi No. I. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1847. Jan.

Harvey, Observations on the nature, longevity and size of trees. — Edinb. new philos. Journ. 1847. Jan.

Toulmin Smith, On the formation of the flints of the upper chalk. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1847. Jan.

Alger, Notices of new localities of rare minerals. — Edinb. n. philos. Journ. 1847. Jan.

Davy, Note on certain detached rocks in Barbadoes, and on the formation of agaric mineral. Ebendaselbst.

Milne (Dav.), On polished and striated rocks, lately discovered on Arthur Seat. — Ebendas.

Studer, Remarks on the geological relations of the gneiss of the alps. — Ebendas.

Troost, Description of three varieties of meteoric iron. — Amer. Journ. of science and arts. 1846. Nov.

Roemer, A Sketch of the geology of Texas. — Ebendas.

Silliman, On the meteoric iron of Texas and Lockport. — Ebendas.

Shepard, Report on meteorites. — Ebendas.

Conrad, Descriptions of new species of organic remains from the Upper Eocene Limestone of Tampa Bay. — Ebendas.

Newman (Edw.) A history of British ferns. Lond. (1846). — For quart. and Westm. Rev. Vol. XLVI. No. II. 1847. Jan.

Dabas, De la déchéance de la femme et de sa réhabilitation par le christianisme. (2 art.) — Univ. cath. 1847. Jan.

Organisation de la liberté d'enseignement. — Correspond. T. XVII. Livr. 1 et 3.

Ozanam, Etudes sur les sources poétiques de la Divine Comédie. Par. 1845. — North Am. Rev. 1847. Jan.

Monmerqué et Francisque Michel, Théâtre français au moyen âge. Par. 1839. (6 art.) — Journ. des Sav. 1847. Janv.

Correspondance inédite de Mabillon et de Montfaucon avec l'Italie, accompagnée de notices par Valery. Paris 1846. 3 vols. 8. — Rev. des deux Mondes 1847. T. I. Livr. 2.

Renaissance du moyen âge. (Architecture.) — Annal. archéol. T. VI. Livr. 1. 1847. Janv.

Texier, Les orfévres laïques au moyen âge. — Ebendaselbst.

Les vitraux de la Sainte-Chapelle de Paris. L'église royale de Saint-Denis. Les statues royales de Fontevrault. — Ebendas.

Jouve, Essai sur le chant ecclésiastique. — Ebendaselbst. Livr. 2.

Duchalais, La Terre et la Mer à Notre-Dame de Paris. — Ebendas.

Montalembert, L'art et les moines. — Ebendas. Livr. 3.

Guilhermy, Iconographie des fabliaux. Aristote et Virgile. — Ebendas.

Gay, Vêtements sacerdotaux. V. Amict. Aube. Ceinture. — Ebendas.

Raczynski, Les arts en Portugal. Paris., 1846. — English Rev. 1846. Dec.

Cherbuliez, De l'action de la loi sur la misère physique. — Bibl. univ. 1847. No. 12. (Litt. T. III.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 1. Mai.

Nro. 87. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Geschichte des deutschen Reiches unter Conrad III., von Philipp Jaffé. Hannover. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 1845. 8.

Wer mit unpartheyischem Sinne die deutsche Geschichte im zwölften Jahrhunderte durchgeht, wird zweifelsohne Lothar III. und Friedrich Barbarossa als die größten deutschen Kaiser dieser Periode zu bezeichnen sich gedrungen fühlen, obwohl der Weg, auf welchem beide zu der hohen Stufe emporklimmten, eben so verschieden war, als das Ziel, welches sie zu erreichen suchten. Zwischen beyden liegt in tiefer Senkung der beste Hohenstaufe, Conrad III., dessen Regierungs-Geschichte eine glorreiche, eine Deutschland und dem germanisch-christlichen Erdkreise ersprießliche zu nennen nur denjenigen vergönnt ist, welche sich blindlings vorgesetzt haben, die hohenstaufische Periode als eine ununterbrochene Glanz- und Lichtperiode aufzufassen.

Jene richtige und unbefangene Anschauungsweise, welche nicht zu seinem Ruhme der Recensent meines Friedrich's II. in den Monatsblättern der letztbezeichneten zu Liebe angegriffen hat, wird auf's Neue durch die Resultate der vorliegenden höchst fleißig und gründlich gehaltenen Schrift bestätigt. Nach dem frühen und für die ruhige Entwicklung Deutschlands höchst schmerzvollen Tode K. Lothar's in der schlechten Hütte zu Breitenwang (3. oder 4. December 1137) wurde „dem herkömmlichen Wahlrechte der deutschen Fürsten hohnsprechend und ihrer für dießmal ausdrücklich abgegebenen Festsetzung eines allgemeinen Wahltages zuwider,“ durch einen Franzosen, Albano von Montreuil, Erzbischof von Trier, im Vereine mit den hohenstaufischen Brüdern und dem Cardinal Dietwin, einem gebornen Schwaben, die Wahl H. Conrad's zum deutschen Könige am 7. März 1138 zu Lützelcoblenz durchgesetzt. Diese Erhebung des ersten Hohenstaufen auf den deutschen Königsthron war zugleich eine Verdrängung des hiezu am meisten berechtigten Welfen (Heinrich des Stolzen) von demselben, und wie Conrads Regierung mit einem Acte der Feindseligkeit gegen das welfische Haus begann, trug sie auch fortwährend diesen Charakter. Indem Conrad's Augenmerk unabläßig auf den Untergang jenes Hauses gerichtet war, hatte seine Regierung bis zu ihrem Ende das Gepräge der Parteyherrschaft an sich und wurde darüber die Wohlfahrt des Reiches und das wahre Endziel des Königthums dem Interesse des hohenstaufischen Hauses unabläßig hintangesetzt.

H. Heinrich von Bayern und Sachsen, der Erbe und Eidam K. Lothar's wurde geächtet, als er in des Königs Begehren, einem der beyden Herzogthümer zu entsagen, nicht einwilligte. Allein gerade das Bestreben, den gedemüthigten Gegner vollends zu Boden zu werfen, brachte den entgegengesetzten Erfolg hervor. Nur der frühe und unerwartete Tod H. Heinrichs bewirkte, daß der Königsstuhl des Hohenstaufen nicht wieder schnell zusammenbrach. In Sachsen erhielt sich Heinrichs gleichnamiger Sohn; in Bayern war die Herrschaft H. Leopold's, Conrad's Halbbruders, dem dieser das

dem Welfen entrissene Herzogthum übergeben hatte, durch Welf IV., Heinrichs Bruder, unaufhörlich bedroht, und noch gegen das Ende seiner Regierung sah sich Conrad nicht blos durch des jungen Heinrichs (des Löwen) immer kräftigeren Ansprüche auf Bayern, sondern auch durch die Verbindungen bedrängt, die des jungen Löwen Oheim, Welf IV., gegen den Bedrücker seines Hauses, den deutschen König, mit K. Roger von Sicilien eingegangen war. Da Conrad nicht blos gegen das Haus seines mächtigsten Gegners die Politik beobachtete, eine Aussöhnung nie bewerkstelligen zu wollen, als gegen Anerkennung seiner wider Heinrich den Stolzen ergriffenen Maßregeln; da er, wie es der Verf. an Conrads Benehmen gegen Heinrich von Limburg S. 38 beweist, eine allgemeine Reaction wider diejenigen beabsichtigte, welche in den Tagen Lothars mächtig und groß gewesen waren, so war es bey solchem Mangel an wahrhaft königlichem Sinne nicht anders als natürlich, daß auch in weitern Beziehungen jene Kraft und Weisheit nicht hervortrat, die dem deutschen Reiche noththat. Den Weibern von Weinsberg gegenüber hatte Conrad wohl den Satz geltend gemacht, das königliche Wort müsse unter allen Verhältnissen aufrecht erhalten werden. Als es sich aber darum handelte, den Sohn des Böhmenherzogs Sobieslaus, Wladislaus, dem der König 1138 die Belehnung mit Böhmen ertheilt hatte, gegen seinen gleichnamigen Vetter zu schützen, gab Conrad jenen auf, verlieh diesem 1140 die Belehnungsfahne, und unternahm ihm zu Liebe selbst einen Kampf mit Conrad von Mähren 1142. In Polen vermochte er dem Herzog Wladislaus, dem Gemahl der Oesterreicherin Agnes, nicht, als ausschliesslichem Herzog Anerkennung zu verschaffen; Boleslaus IV., der ihn vertrieben hatte, blieb Großherzog Polens und Wladislaus im Exile. In Ungarn erlitten die Deutschen, als sie Boris gegen Gaisa II. unterstützten, eine Niederlage, daß 7000 der Ihrigen das Schlachtfeld bedeckten, 1146. Im Burgundischen erlangte der Aragonese Raimund Berengar gegen Conrads Schützling Raimund von Baux von den Großen des Landes die Anerkennung als Markgraf der Provence; in Hochburgund behauptete sich Graf Rainald in der schon unter Lothar erfochtenen Unabhängigkeit. In Italien war nicht nur die Macht des sicilischen Königs Roger fortwährend im Steigen begriffen, sondern dieser richtete auch schon, wie es scheint, seine Pläne selbst auf die Erwerbung von Tuscien, und während sich Conrad immer enger an den byzantinischen Kaiser anschloß, zum ersten Male eine deutsche Fürstentochter griechische Kaiserin wurde, Conrad für sich und dann für seinen Sohn Heinrich die Hand einer griechischen Prinzessin verlangte, verband sich zuletzt Roger mit K. Ludwig VII. von Frankreich, wie mit Welf IV. und bedrohte zugleich das byzantinische Reich und durch seine Verbündeten auch den deutschen König. Schutzlos stand während Conrads Regierung der römische Stuhl den Factionen der Römer gegenüber; die italienischen Städte erlangten jene Unabhängigkeit, welche ihnen nachher vergeblich im furchtbaren Kampfe Friedrich I. wieder zu entreissen suchte; nur die Zumuthungen des gefährlichsten aller Demagogen, Arnolds von Brescia, wies Conrad als seiner unwürdig von sich. Endlich nahm er Antheil an dem Kreuzzuge zur Wiedereroberung Edessa's, ungern und nur durch die Erhebung eines begeisternden Augenblickes dazu vermocht. Der Zug endigte beyspiellos unglücklich, nicht blos durch die Tücken der Griechen und das Schwert der Türken, sondern auch durch den Mangel an geschickter Führung von Seiten des Königs, durch seine Unfähigkeit, die Massen zusammen und in Ordnung zu erhalten, was den nächsten Anlaß zu dem verrätherischen Benehmen der Griechen gab, durch die Sorglosigkeit, mit welcher er der Führung falscher Wegweiser sein Heer anvertraute, das er so auf die Schlachtbank lieferte. Nicht viel rühmlicher war zu gleicher Zeit der Kreuzzug gegen die Wenden ausgegangen. Nach Hause zurückgekehrt, kehrte sich Conrads Argwohn wider den Papst, an den er selbst seinen Sohn Heinrich in seiner Abwesenheit gewiesen hatte; der Argwohn und Haß der Byzantiner hatte auch ihn erfüllt, und aus dem engen Anschluße der beyden Kaiser an einander, befürchtete man bald in Rom einen Plan wider den Papst. Der Vertrauteste unter den Freunden Eugens III. klagt in einem von dem Verfasser bekannt gemachten Briefe: quod dominus meus (Conradus) ea, quae per fideles suos Romam mandat, non bene servat, und das bisher gute

Vernehmen zwischen Papst und König hat seitdem eine nicht mehr gut zu machende Wendung genommen. Dem feyerlichen Versprechen gemäß, das Conrad dem byzantinischen Kaiser ablegte, nach seiner Rückkehr K. Roger mit aller Macht anzugreifen, bereitete er 1151 einen italienischen Feldzug. Da kamen ihm aufs Neue die nicht befriedigten Anforderungen Heinrich des Löwen dazwischen; er hoffte noch, ihn in Schwaben festzuhalten und unterdessen Braunschweig zu erobern. Allein vor dem Könige kam Heinrich in seiner Hauptfeste an, und Conrad enteilte nun, einem Flüchtigen gleich, aus Sachsen. Wohin er jetzt blickte, waren alle Fragen ungelöst oder zu seinem Nachtheile entschieden. In dem Gränzlande lag die Oberhoheit des deutschen Königs fast ganz darnieder. In Deutschland erhob Heinrich der Löwe, welcher in den slavischen Landen den König spielte, sein Haupt stolzer als je, und die Prätension auf Bayern, das Conrad 1142 nach Leopolds Tode ganz in seine Hand genommen und endlich seinem andern Halbbruder Heinrich Jasomirgott verliehen hatte, wurde mit jedem Tage lauter. Dringend wurde, daß die Parteyregierung aufhöre und eine Versöhnung der Parteyen Platz mache. Doch von Conrad war sie nicht zu erwarten. Da starb er, 58 Jahre alt, 15. Februar 1152, im letzten Momente seines Lebens noch seine beste Handlung vollbringend, als er an die Stelle seines unmündigen Sohnes Friedrich seinen Neffen Friedrich zum Könige empfahl, welcher, welfischem und hohenstaufischem Blute entsprossen, am meisten befähigt war, den Streit der beyden größten Geschlechter Deutschlands friedlich zu endigen und das gesunkene Ansehen des deutschen Königs wieder herzustellen. Conrads ältester Sohn Heinrich war schon 1150 gestorben, ehe die Heirath mit der Griechin vollzogen worden war.

(Schluß folgt.)

Tirol nnd Vorarlberg; statistisch, topographisch, und mit geschichtlichen Bemerkungen (in vier Bänden, 1839—1846); von Joh. Jacob Staffler, der R. Dr.: tirolischen Gubernialrath und Kreishauptmann im Pusterthal und am Eisack. Innsbruck, gedruckt bey Felician Rauch.

(Schluß.)

Wie könnte auch der Gebirgsländer die Schrecknisse der Umgebung, die täglichen Gefahren seines Berufes, und die Müheseligkeiten seines Daseyns ohne die mit der Muttermilch eingesogenen religiösen Gefühle ertragen? — Von denselben durchdrungen, und zugleich in der Anschauung so vieler Herrlichkeiten und Wunder umher, dünkt er sich in der That dem Himmel und der Hölle näher, als Aussen der kalte Flach- und Tiefländer. Hiebey wäre es aber ein arges Mißverständniß, von dem Tiroler, und das gälte wohl auch von den Alpenbewohnern überhaupt, behaupten zu wollen „daß er ohne äußere sinnliche Eindrücke, ohne Bild und Reliquien, — aus der innersten Herzenstiefe heraus — nicht zu beten wüßte *).“ Wehe dem Volke, das nicht verstünde, zu Gott zu beten, in Inbrunst und Zerknirschung, wie wir, und Andere, das hundertmal auch in Tirol gesehen haben. —

Ließen Hrn. Dr. Staffler der Reichthum an Stoff, und die erste Anlage des Werkes in seinem Rubrikensystem, ein größeres und kostspieligeres Volumen desselben nicht vermeiden, so führte die beliebte Methode der Beschreibung, indem allenthalben Ansichten, Umsichten, Fernsichten, — kurz die Eindrücke auf den Beschauer geschildert werden, noch weiter; und das dürfte der Verbreitung des Werkes Eintrag thun. Und doch sollte es als die wahre Pragmatik des tirolischen National- und Heimathlebens, nicht nur bey jeder Behörde, und in jeder Gemeinde vorliegen, sondern auch das bleibende Vermächtniß der gebildeten Familien in allen Ständen

*) S. v. Hartwigs Briefe S. 428—461.

seyn. Wir kennen keine teutsche Provinz, die für ihre populäre Geschichte, Topographie, und Statistik ein solches Grundbuch aufzuweisen hätte. Erst hieraus läßt sich ein für unsere Zeiten und Zwecke ausreichendes historisch topographisch-statistisches Lexikon bearbeiten. Würde es dem Verf. gefällig seyn, aus den fünf Bänden des Werks, früher oder später, aber unmittelbar unter seiner Leitung das Wesentliche der Topographie, und dessen ist schon genug, ohne ästhetischen Schmuck, und ohne die Kriegsberichte und Biographieen, aus welchen letztern in den Gemeinden nur die notablen Namen kurz angedeutet werden möchten *), in zwey bis drey Bände übertragen zu lassen, so dürfte das an sich ausgezeichnete Werk auch in formeller Hinsicht noch mehr als Handbuch der kirchlichen und politischen Verwaltung, und als Volksbuch im höhern Sinn Gemeingut werden; zugleich, einerseits ein probates Correctionsmittel gegen die allenthalben im Land und Volk anstössiger werdende Kanzleiroutine, und anderseits eine Abwehr gegen die allzuzudringliche auswärtige Literatur **).

v. Koch-Sternfeld.

---

*) Die Erzählung der Kriegsereignisse und die Biographieen eignen sich zu einem besondern Volksbuch.

**) In welche Irrthümer und Mißgriffe Schriftsteller aus dem fernen Norden gerathen, welche sich sogar ernstlich mit der Geschichte und Topographie unserer Alpen, und auch Tirols befaßten, und die das, was sie im Durchflug von einigen Monaten an Ort und Stelle nicht sammeln konnten, aus der leichtfertigen Tagesliteratur nachholen zu können vermeynten; davon mögen hier nur ein paar Curiosa Zeugniß geben. Hr. Hauptmann Beitzke aus Colberg („über Neubayern am Inn," (Neubeuern) betrat er die Alpenregion), der allenthalben auch in unsere Landes- und Localgeschichten einzugehen liebt, erzählt unter andern, daß sich Frau Margareth, (die Maultasch), noch lebenslustig und liebebedürftig, im J. 1363 noch zu einer dritten Heirath, und zwar mit dem jungen, schönen Herzog Rudolf IV. von Oesterreich, habe bereden lassen. Der Herzog habe sie mit sich nach Wien geführt, und dort übel genug behandelt; aber das schöne Land sey doch nun für Oesterreich gewonnen gewesen. Hr. Beitzke findet die Grafen von Andechs im „Norithal," es ist kein Schreib- oder Druckfehler, gebietend, d. h. im jetzigen (Ober-) Wipp- und Eisakthale, in den Urkunden das Norithal, während v. Hartwig dasselbe mit Noricum verwechselt. Im Pinzgau, in der Heimath der Kröpfe und Frösche, sah Hr. Beitzke einen Mann, der mit den letztern „abergläubische" Zwiesprach hielt: — es war ein listiger Froschfänger. Das non plus ultra in der Statistik der Alpen begegnete Hrn. Beitzke in Berchtesgaden (S. 784). „Dieses Chorherren- und Reichsstift sey" einst c. 1106 von einem „Herzog von Bayern-Sulzbach" gestiftet worden (vom Gr. Berengar von Sulzbach als Vermächtniß seiner Mutter, Irmengart v. Rot). Man zähle nun da auf 8 Quadrat-Meilen 104.000 Einwohner, daher auf die Quadrat-Meile 13.000, wenn die Angabe von Schmiedel(!) richtig sey, und doch seyen ¾ des Landes Felsen, Seen und Wald; und der wirthbare Boden betrage nur eine halbe Quadrat-Meile. Aber der Salzgewinn beschäftige eine Menge Menschen; die Viehzucht sey bedeutend; das Wild, darunter Gemsen, sehr zahlreich. Dieß alles würde die starke Bevölkerung nicht erklären, wenn nicht die Industrie sich dazu gesellte. Diese bestehe im äußerst kunstvollen Schnitzen von Figuren und Bildern aus Elfenbein, Knochen und Holz, von der Zirbelnußkiefer oder Arve. Die Feinheit und Schönheit der Waaren seyen in der That bewunderungswürdig; und manche wahrhafte Kunstwerke. Ganz Europa kenne die Berchtesgadner-Waaren." — Daß nun unter den Büchern, welche sich Hr. Beitzke nach Colberg nachsenden ließ, auch ziemlich leichte Waare enthalten gewesen, zeigt vorliegende Notiz über Berchtesgaden, dessen Bevölkerung von 9—10,000 Menschen allbekannt ist. Die Quelle, woraus Hr. Beitzke schöpfte, ist die historisch topographisch und statistische Compilation eines Hrn. Adolf Schmiedl in Wien, der in 6—8 Bänden dergleichen Dinge zusammengeschmiedet hat. Aber — unbegreiflich! Hr. Beitzke war laut seines Reisejournals doch selbst in Berchtesgaden, auf dem Königsee 2c.; konnte er denn, zu Roß und zu Fuß, in der auf eine halbe Quadrat-Meile zusammengedrängten Volksmasse von 104,000 Menschen durchkommen!?

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Mai.

Nro. 88. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Altromanische Sprachdenkmale berichtigt und erklärt nebst einer Abhandlung über den epischen Vers von Friedrich Diez. Bonn, bey Ed. Weber. 1846. 8. IV. S. 132.

Die hier mitgetheilten und erläuterten Denkmale sind die bereits bekannten drey ältesten Ueberreste romanischer Zunge, nämlich erstens die so oft herausgegebenen und übersetzten Straßburger Eide vom Jahre 842, zweytens das von Hoffmann von Fallersleben im Jahr 1837 zugleich mit der einzigen, verloren geglaubten Handschrift des Ludwigsliedes in der Stadtbibliothek von Valenciennes entdeckte und in demselben Jahre von Willems und Hoffmann unter dem Titel Elnonensia (die Handschrift stammt aus dem Kloster Elnon) zu Gent herausgegebene altfranzösische Lied auf die heilige Eulalia, ebenfalls aus dem neunten Jahrhundert, und drittens das altprovenzalische, didaktisch-allegorische Gedicht über Boethius, das zuerst im Jahre 1741 von Lebeuf in seinem Recueil de dissertations sur l'histoire de Paris erwähnt, im Jahre 1813 von Raynouard in der Stadtbibliothek zu Orleans wieder aufgefunden und 1817 von demselben im zweyten Bande seiner provenzalischen Sammlung (choix des poesies originales des troubadours etc.) herausgegeben und mit Uebersetzung und Anmerkungen begleitet wurde, welche Diez mit Recht für eine der besten Arbeiten des berühmten Akademikers hält. Nach Raynouards Ansicht, welcher Diez beytritt, dürfte das Gedicht nicht über die zweyte Hälfte des zehnten Jahrhunderts herabgesetzt werden. Jedenfalls ist es das älteste zusammenhängende Ueberbleibsel der südfranzösischen Literatur und steht durch Fülle und Alterthümlichkeit seiner Formen noch ziemlich hoch über dem chronologisch älteren Liede auf die heilige Eulalia, ein Beweis, daß das Nordfranzösische sich schon in sehr früher Zeit vom Südfranzösischen getrennt und den eigenthümlichen Entwicklungsgang eingeschlagen hat, durch den es unter allen romanischen Sprachen am weitesten von der römischen Mutter abgeführt wurde.

So wenig umfangreich diese drey Denkmale sind (die Eide enthalten 115 Wörter, das Lied auf Eulalia 29 und das Gedicht über Boethius 257 Verse), so geben sie uns doch über den ältesten erreichbaren Zustand und über die Fortbildung des Romanischen in Nord- und Südfrankreich so einzige und wesentliche Aufschlüsse, daß jeder Beytrag zu genauerem Verständniß derselben als eine wichtige Bereicherung des romanischen Wissens begrüßt werden muß. Daß wir von Diez nichts Alltägliches zu erwarten haben, darf als bekannt vorausgesetzt werden.

Die Straßburger Eidschwüre sind so oft zum Gegenstande der gelehrten Erörterung gemacht worden, daß man vermuthen dürfte, hier sey Alles abgethan. Dieß ist jedoch keineswegs der Fall. Zuerst fragt es sich natürlich, in welcher Sprache sind sie abgefaßt? Auf die Meinung Jener, die ein gerabbrechtes Latein in ihnen sahen, kann man heutzutage nur als auf eine gelehrte Curiosität Rücksicht nehmen. Raynouard, Decennien hindurch und bey Vielen noch heute, die erste Autorität des romani-

schen Sprachstudiums, findet in den Eiden, wie sich das bey ihm von selbst versteht, seine langue romane commune, ein Unding, dessen Entdeckung und Vertheidigung die Arbeit seines ganzen Lebens war. Fauriel, in neuerer Zeit die zweyte große Autorität der Franzosen, und in seiner Art ein ebenso erpichter Hypothesenjäger, als Raynouard, gesteht den Eidschwüren ganz und gar keine Bedeutung zu, einmal aus Widerspruchsgeist gegen Raynouard, dann aber ohne Zweifel, weil es seinem barbarenfeindlichen Sinne unerträglich ist, anzunehmen, daß ein Barbar, wie Ludwig der Deutsche, sechs Zeilen korrektes Französisch sprechen, und ein anderer Barbar, Nithart, diese Zeilen in einigermassen lesbarer Form zu Papier bringen konnte. Man lese folgende Stelle aus seiner kürzlich erschienenen Histoire de la littérature provençale t. I. p. 227. On est d'autant plus autorisé à soupçonner dans ce document des imperfections d'orthographe (als ob je schwankende Schreibweise gegen die Aechtheit eines Denkmals das mindeste bewiese!), que le langage en est plus indécis. On conçoit à peine qu'un tel langage ait jamais pu suffire aux besoins et aux relations de la société la moins avancée. En un mot, si ce serment fut véritablement prononcé tel que nous l'offre l'orthographe dans laquelle nous l'avons, il est plus naturel d'y voir un latin défiguré par des barbarismes arbitraires et pour ainsi dire, individuels (!) qu'un latin modifié selon les régles et le génie des idiomes romans. Seinen kühnen Machtspruch zu beweisen, hielt Fauriel für überflüssig, wahrscheinlich weil ihm die pariser Studenten auf sein Wort glaubten; wir dürfen uns daher wohl auch die Mühe sparen, ihn zu widerlegen. Ampère, eine weitere französische Berühmtheit, erklärte noch neuerlich: „der Schwur enthalte einige französische, aber weit mehr provenzalische Formen," wenige Worte, die aber zur Genüge zeigen, daß er das wahre Verhalten der Sache radical mißverstanden hat. Schon 1826 hatte Diez in seinem Werke: die Poesie der Troubadours, das Richtige ausgesprochen und grammatisch bewiesen, nämlich: „daß sich die Mundart jener Eidformeln vom provenzalischen Typus entfernt und entschieden zum französischen neigt" (das Nähere sehe man im angeführten Werke). Gehen wir nun zu der neuesten Auslegung des Denkmals in vorliegendem Werke über, so finden wir neben andern guten Bemerkungen vorzüglich drei Worterklärungen, welche das formelle Verständniß des Ganzen nahezu zum Abschluße bringen. Dist in der 5. Zeile des ersten Eides entspricht dem scal des deutschen Textes, muß also lateinischem debet gegenüberstehen; aber die Form, das eingeschobene s befremdet. Diez führt nun zwey Fälle dieser unorganischen Einfügung an, aus Guill. d'Anglet. rist = ridet und aus A. Kellers Römvart list = legit, was zur Genüge beweist, daß solche Formen im Altfranzösischen zwar nicht herrschend waren, aber doch vorkommen, und daß somit der Herleitung von dist aus debet nichts Erhebliches entgegensteht. Zum Ueberfluße können wir eine Nebenform desselben Wortes, aber ebenfalls mit eingeschobenem s, worauf es hier einzig ankömmt, im Normannischen nachweisen. Im Lai du Corn (bey F. Wolf, über die Lais u. s. w. S. 340) steht Vers 534 deust, was dem Zusammenhange nach nur debet heißen kann, wiewohl 3 Zeilen weiter unten auch die regelmäßige Form deit vorkömmt. — Lostanit in der zweyten Zeile des zweyten Eides war von jeher ein Stein des Anstoßes. In Verbindung mit non übersetzt es das deutsche forbrihchit. Da sacramentum tenere ein ganz gewöhnlicher Ausdruck ist, a für e aber nicht selten vorkömmt (vergl. die von Diez angeführten tamer = temer (timere), mattre = mettre, enfarm = enferm, jamme = jemme, wozu sich noch manche Belege fügen ließen), so wäre non tanit demnach die richtige Uebersetzung von forbrihchit. Die Schwierigkeit lag hier abermals in einem s. Weder los noch stanit gibt einen Sinn. Diez hat nach unserer Ueberzeugung die einzig mögliche Erklärung gegeben, das s ist von lo und von tanit zu trennen. Es ist die enklitische abgekürzte Pronominalform für se, die sich im Sprechen und am allerhäufigsten auch im Schreiben (man vergl. das Provenzalische) dem vorhergehenden Worte anschloß. Wörtlich hieße die Stelle also: si non illud (scil. sacramentum) sibi tenet. Der älteren süd- und nordfranzösischen Sprache ist dieser Gebrauch der enklitischen Pronominalformen, den man füglich als Ausdruck eines medialen Verhältnisses, jedenfalls wenigstens als ein

Mittel der genauern Begriffsbestimmung, nicht als bloßen Pleonasmus, auffassen darf, sehr geläufig. Später verschwindet er fast ganz, was eben auf sein hohes Alter schließen läßt, und uns berechtigt, ihn auch in dem ältesten Denkmale romanischer Zunge gelten zu lassen. Das letzte, aber auch das schwierigste Wort des Ganzen ist iver, dem deutschen wirdhu entsprechend. Raynouard hat es für ivero genommen, was kaum statthaft ist, Grimm für iu er (ego ero), was die Construction (li iu er) nicht zuläßt. Diez selbst hielt es früher (Roman. Gramm. II. 188) für eine einfache Form. In seinem neuesten Werke nun trennt er iv er und übersetzt: ibi ero, d. h. er hält iv für die ältere Form des französischen y, i, und nimmt v für die häufig vorkommende Erweichung des b von ibi (auch wir sprechen ja das Wort wie iwi aus). Formell begründet ist diese Ansicht gewiß, denn nach aller Analogie müssen wir annehmen, daß aus ibi nicht auf einmal i wurde, sondern daß sich nach Verlust des auslautenden i das b in seiner Verwandlung noch eine Zeitlang, am längsten vor folgendem Vocal, wie in unserer Stelle, erhalten hat. Aehnliches finden wir bey inde, welches zuerst int, ent dann en wird. Daß i (ibi) und auch en (inde) in ähnlichen Verbindungen, wie hier, gebraucht wurden, hat Diez durch mehrere Stellen bewiesen, so altfranzösisch de Mahumet ja n'i aurez aiude (Chanson de Roland) — m'i puet aidier (Ogier v. 4434) — provenzalisch hi faran aiut — en adjutori t'en serei — en adjutori lor en seran (sämmtlich aus Raynouard). Wenn diese Deutung auch nicht so gesichert erscheint, als die von lostanit, so darf man ihr doch zugestehen, unter den bis jetzt versuchten die annehmbarste zu seyn.

Das Lied auf die heilige Eulalia bot und bietet zum Theile noch in sprachlicher Beziehung eine Menge Schwierigkeiten. Bis jetzt wurde es dreymal übersetzt, von Willems in den Elnonensia (ins Lateinische und ins Französische), von Dinaux in seinem Werke: Les trouvères de la Flandre et du Tournaisis (Paris 1839) p. 8—9 und von Ferd. Wolf (über die Lais u. s. w. 1841). Von den beyden erstgenannten ist keine als gelungen zu bezeichnen, die von Dinaux gibt namentlich mehrmals den barsten Unsinn; um vieles besser, aber noch lange nicht befriedigend ist die gleichfalls französische von Wolf.

Ehe wir das Sprachliche des Denkmals ins Auge fassen, müssen wir fragen, welche heilige Eulalia es eigentlich sey, deren Märtyrerthum den Gegenstand des ältesten uns bekannten romanischen Gedichtes bildet. Es giebt der Heiligen dieses Namens drey, eine von Barcelona, eine von Merida und eine römische. Diez erklärt sich aus Gründen, die wir nicht geradezu annehmen dürfen, für die letztere. Die im Mittelalter gefeyertste Eulalia war jedenfalls die von Merida. Auf sie geht ein berühmter Hymnus des Prudentius, oder es ist vielmehr eben dieser Hymnus, der sie berühmt machte, denn wir wissen aus andern Quellen bis jetzt wenig oder nichts über sie. Die Auffassung der Legende, wie sie bey Prudentius vorliegt, stimmt allerdings nicht ganz zu der unseres Liedes, aber auch die von der römischen Eulalia weicht von ihm ab. Ein Hauptgrund, weßwegen wir die letztere nicht in unserem Liede erwarten dürfen, ist jedenfalls der, daß sie einer Gruppe von Heiligen angehört, die mit einander den Martertod erlitten, und daß es ganz und gar nicht Legendenstyl ist, solche Heilige einzeln zu behandeln. Endlich ist uns die Legende der Eulalia von Merida eben, wie gesagt, nur durch den Hymnus des Prudentius bekannt. Die Bollandisten sind noch nicht bis zu ihr gelangt, was für die vorliegende Untersuchung sehr zu bedauern ist, denn Surius und das Breviarium Mozarabicum geben über sie gleichfalls nur den genannten Hymnus. Wir glauben uns daher einstweilen zu der Annahme berechtigt, daß dem Verfasser unseres Liedes eine etwas abweichende Legende über die Heilige des Prudentius vorgelegen habe, und zwar eine im Geiste des Mittelalters fortgebildete Legende. Bey Prudentius sitzt ein kaiserlicher Beamter zu Gericht und die Heilige endet durch das Feuer. In unserem Liede finden wir eine Steigerung derselben Thatsachen. Die Heilige wird, nachdem alle Mittel, sie zum Abfalle vom Christenthume zu bewegen, vergeblich angewandt worden waren, vor den Kaiser Maximian selbst geführt. Historische Wahrscheinlichkeit hat dieß allerdings nicht; aber für die Entwicklung der Legende, welcher die

Entfernung zwischen Rom und Spanien wenig Schwierigkeit macht, ist es der nächstliegende Zug. Marimian verurtheilt sie zum Feuertode, wie bey Prudentius; unsere Legende geht einen Schritt weiter. Das Feuer kann ihr nichts anhaben, weil sie schuldlos ist, und sie wird auf Befehl des Kaisers enthauptet. Ihre Seele steigt in Gestalt einer Taube zum Himmel. Dieser abrundende Zug mußte natürlich aus der älteren Legende beybehalten werden. Bey dieser weiteren Entfaltung im Thatsächlichen, bey diesem Fortgehen zu einer gleichsam mehr epischen Darstellung sind Persönlichkeit und Charakter der Heiligen, wie gewöhnlich, ganz unverändert geblieben, und eben darin beruht die innere Wahrheit der Legenden.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte des deutschen Reiches unter Conrad III., von Philipp Jaffé. Hannover. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 1845. 8.

(Schluß.)

Nachdem wir somit dem Gange der Erzählung gefolgt sind, können wir dem fleißigen und genauen Studium nur die vollste Anerkennung schenken, und wenn wir dessen ungeachtet einiges wenige tadelnd hervorheben, sey der Werth des Ganzen wie der Forschung im Einzelnen nicht geschmälert. Es möchte z. B. der Ausdruck S. 92: „Abälard bahnte durch die Kruste des starren Formelwesens dem Lichte einer tieferen Sittlichkeit den Weg," wohl unpassend seyn, da Abälards Verdienste als Moralist ohne sehr triftige Beweise kaum angenommen werden können. Bringt dann der Verfasser die Verbrennung von Häretikern in Cöln und Lüttich in Verbindung mit der weiten Verbreitung von Abälards Schülern S. 92, so gibt er dadurch zu der gewiß irrthümlichen Vermuthung Raum, er habe die von ihm bezeichneten „Neuerer" für Schüler Abälards gehalten, während die zu Cöln und Lüttich verbrannten Katharer waren. Arnold von Brescia ausgenommen, welcher gleich Savonarola, in politischer und religiöser Beziehung zugleich den Reformator spielte und dann dem politischen und religiösen Andrang erlag, ist unsers Wissens kein Schüler Abälards verbrannt worden. Auch scheint Ref. das Auftreten Arnolds S. 95 irrig angegeben zu seyn, da nach Otto von Freysing II. 21 dasselbe a morte Coelestini usque haec angenommen werden muß, wodurch der Ausdruck desselben Schriftstellers circa principia pontificatus Eugenii urbem ingressus, erst seinen wahren Commentar findet. Allein, wie bemerkt, sollen diese geringfügigen Einwendungen dem Werthe des Buches nichts benehmen und dem geehrten Verfasser nur beweisen, daß sein Werk nicht etwa einer blos flüchtigen Prüfung unterworfen worden sey. Die schätzenswerthen Beylagen, welche von S. 210 — 306 sich hinziehen, enthalten Erörterungen über Conrad's Verwandtschaft, 17 Urkunden und Briefe, welche auf das Verhältniß Conrad's zu der Kirche manigfaltiges Licht verbreiten, mehrere interessante Excurse, wie den, auch für die bayerische Geschichte merkwürdigen, „über die Zeit der Verleihung Bayerns an Leopold und Heinrich Jasomirgott," Itinerarien, das Verzeichniß deutscher Erzbischöfe und Bischöfe während Conrad's Regierung 2c. — alles Beweise, wie sehr der Verfasser auf eigenen Füßen zu stehen suchte und bis in welche Einzelnheiten er seine Forschungen auszudehnen wußte.

Höfler.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Mai.

Nro. 89. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Psyche; zur Entwicklungsgeschichte der Seele, von Dr. Carl Gustav Carus. Pforzheim 1846.

Das Werk, dessen Titel wir so eben nannten, trägt in seinem Inhalt wie in seiner Form das Gepräge einer „Frucht vieljähriger Studien;“ es ist aus einem Geiste hervorgegangen, welcher über seine Aufgabe eben so sehr im Klaren, als ihrer Ausführung gewachsen war. Das, was der Verfasser selbst darüber aussagt, daß es ihm „im hohen Grade ernst bey dieser ernsten Arbeit zu Muthe und daß er bemüht gewesen sey, das, was in den reinsten Stunden in seiner Betrachtung zur Reife gekommen, in der einfachsten Weise, frey von den Fesseln schulmäßiger Methoden, als treues Ergebniß vielfach erwogener Intuition darzulegen,“ das wird Jeder dankbar anerkennen, der gegen die großen Fragen, um deren Beantwortung es sich hier handelt, nicht vollkommen gleichgültig ist. Ein Werk von solcher Art und aus solcher Hand bedarf keines Lobes; für Alle, „welche in dieser Richtung zu denken lieben,“ wird es zur Empfehlung des gedankenreichen Buches genügend seyn, wenn wir ihnen in gedrungener Kürze einige Grundzüge seines Inhaltes mittheilen.

Den Satz, „daß der Schlüßel zur Erkenntniß vom Wesen des bewußten Seelenlebens in der Region des Unbewußtseyns liege,“ stellt der Verfasser als ein Hauptthema derselben seinen Untersuchungen voran. Daß an jenen Vorgängen, durch welche im Embryo der Organismus wächst und wird, das Bewußtseyn keinen Theil habe, ist zwar unläugbar, auf der andern Seite aber ist es eben so gewiß, daß jene Vorgänge in unmittelbarer Beziehung auf das Bewußtseyn stehen, indem sie die Organe schaffen, welche künstliche Vorstellungen aufnehmen, bewahren und modificiren sollen. Auch nach der Ausgeburt des Menschen zum selbstständigen, selbstbewußten Leben giebt es zwar in seinem Wesen partiell unbewußte Vorgänge, wie Blutlauf, Wachsthum, Absonderung, aber auch bey ihnen ist es unverkennbar, daß sie einen unmittelbaren Einfluß auf das Bewußtseyn haben, ja daß sie in manchen krankhaften Zuständen zu wirklichen Vorstellungen der Seele werden. Es giebt mithin keine Scheidewand zwischen der selbstbewußten Seele und der bildenden, oder der Lebenskraft; es ist ein und dasselbe schöpferisch Göttliche, welches als die Idee seines Daseyns oder als Seele sowohl die bewußtlose Bildung des Leibes als das Geschäft des Denkens verwirklicht.

Wird doch selbst in jenen Vorgängen unsers Lebens, welche wir als völlig in den Kreis des Bewußtseyns fallende zu betrachten pflegen, eine feste Scheidewand jener Art vermißt. So ist es zwar keinem Zweifel unterworfen, daß namentlich jene Muskeln, welche der Bewegung des Athemholens dienen, vollkommen unter der Herrschaft des Willens stehen, indem wir dieselben eine Zeitlang hemmen, sie beschleunigen oder verstärken, eben so wie schwächen können. Dennoch geschehen alle diese Bewegungen im Schlafe wie im Wachen großentheils, ja in der Regel immer, ohne daß wir uns ihrer bewußt werden. Und worauf anders gründet sich das Einüben, das Einlernen jener Kunstfertigkeiten, welche ursprünglich ganz in der Region des Bewußt-

seyns liegen und nur durch die willkürlich beweglichen Muskeln ausführbar sind, anders, als darauf, daß durch jenes Bemühen ein Vorgang, der dem Bewußtseyn angehörte, wieder in die Region des Unbewußtseyns zurückgeführt werde. Denn der geübte Künstler ist sich bey dem Geschäft seiner Bildungen nicht mehr der eigenen leiblichen Mittel, nicht mehr jener Aufeinanderfolge der Muskelbewegungen seiner Hand und seiner Finger bewußt, sondern nur des Zweckes, der hiedurch auf eine seinem Wahrnehmen sich entziehende Weise eben so sicher erreicht wird, als die symmetrische Gestaltung des Leibes durch die bewußtlos bildende Seele.

Die Erfahrung lehrt es häufig, daß viele ganz eigenthümliche Züge auch des bewußten Seelenlebens von Eltern auf Kinder sich fortpflanzen können, namentlich manche besondere Neigungen, Richtungen des Geistes, Anlagen zu gewissen Seelenthätigkeiten. Zuweilen treten diese inneren Erbstücke erst später und ganz unerwartet hervor, obgleich sie unbewußt schon lange im Menschen gelegen, ja bereits während seines frühesten Embryozustandes auf ihn übergetragen seyn mußten. Erfahrungen dieser Art machen es klar, aus welch gutem Grunde Plato alles Erkennenlernen als ein Erinnern, als ein „im Innern finden" betrachtete und beschrieb.

Wenn wir in der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Organismus auf die Betrachtung der ersten Bildungsvorgänge desselben zurückgehen, dann tritt uns alsbald als Grundzug dieser Vorgänge die ursprüngliche, vollkommene Gleichheit aller Elementartheile des Organismus entgegen; wir müssen es anerkennen, daß alle Vergrößerung des Gliedbaues im lebenden Körper bedingt werde durch unendlich vielfältige Wiederholungen einer und derselben Grundform. Die einfacheste, letzte Grundlage aller Elementartheilchen des Organismus ist die Hohlsphäre oder die Zelle, in deren Form der Keim des ganzen künftigen Organismus schon im Schooße der noch jungfräulichen Mutter auftritt. In viel tausendmal tausendfältiger Wiederholung setzt sich die Gestalt der Urzelle, in welcher bereits die Idee des Ganzen einwohnend war, in den neuentstehenden Zellen des anwachsenden Leibes fort, deshalb kann man sagen, daß jede dieser Urzellen ein Ausdruck der Idee des Ganzen und hierdurch auf ihre Weise eigen lebendig sey. Wenn dann nach einem höheren Plane der Totalität der Idee aus den einfachen Zellen Gehirn und Nerven, Muskeln, Knochen und alle andern organischen Systeme des lebenden Leibes sich gestalten, dann müssen wir schon an dem ersten, bewußtlos bildenden Wirken der Seele zwey verschiedene Momente anerkennen. Denn die endlosen Wiederholungen der Urzelle, in Millionen eigenlebiger Monaden oder Zellen gaben den Stoff, während die Modificationen dieses Stoffes nach dem höheren Schema des Gesammtorganismus die Form und hiedurch die Wirklichkeit der ganzen lebendigen Bildung begründen.

Eben so wie in den räumlichen giebt sich auch in den zeitlichen Bildungsverhältnissen des Organismus ein Zweifaches kund. Jenes göttlich Schaffende nämlich, das als Seele den Organismus zur Möglichkeit eines Erkennens des Ewigen vorbildet, und welches vermöge dieser ihm inwohnenden Kraft auch Antheil am Prädicat der Ewigkeit hat, offenbart sein Wesen stets in einem Bruchtheile dieser Ewigkeit, in einem Zeittheile, welcher zwischen der Vergangenheit und der unmittelbar aus dieser sich entwickelnden Zukunft gleich getheilt mitten innen liegt. In dem Beachten dieses Verhältnisses liegt die Begründung der Erkenntniß des Vermögens der Erinnerung wie der Voraussicht der Seele.

(Fortsetzung folgt.)

Altromanische Sprachdenkmale berichtigt und erklärt nebst einer Abhandlung über den epischen Vers von Friedrich Diez. Bonn, bey Ed. Weber. 1846. 8. IV. S. 132.

(Fortsetzung.)

Gehen wir zum Formellen des Gedichtes über, so finden wir eine Anzahl der bedeutendsten Schwierigkeiten durch Diez meisterhaft gelöst. Als vorzüglich gelungen bezeichnen wir folgendes. Z. 3. laveintre; Diez beweist, daß dieß eine normanische und

belgische Form ist für veincre (vaincre), wie es Wolf bereits richtig übersetzt hatte. Z. 2. bellezour, bekannt aus dem Provenz. (belhazor), von Diez nun auch in einem zweyten französischen Beyspiele nachgewiesen (Eracle v. 2679, von Maßmann viele i-sour geschrieben). Z. 13. chielt 3. pers. sing. praes. von chaloir = calere. Zeile 20. coist 3. pers. sing. perf. von cuire = coxit. (Willems hatte nos coist noch mit nobiscum sit übersetzt). Die beyden genannten Formen sind, so befremdlich sie erscheinen, doch keineswegs unorganische Bildungen, so wenig als maent in Z. 6. Das Prinzip des Nord- wie des Südfranzösischen ist, die Tonsylbe so viel als möglich, hervorzuheben und deßhalb lautlich zu verstärken, ihr gleichsam mehr Körper zu geben, und in Folge dessen Alles, was auf die Tonsylbe folgt, so kurz als möglich abzuthun. Man denke nur an den Nom. emperaire und Acc. emperadór mit ihrer in Folge der verschiedenen Betonung so ganz verschiedenen Form. In Wörtern wie manet, calet, coxit boten sich diesem Bestreben zwey Wege dar, entweder den Vocal der Schlußsylbe ganz wegzuwerfen oder ihn in die Tonsylbe selbst hineinzuziehen und so eine Art Umlaut zu bewirken. Das letztere ist organischer und deßhalb gewiß dem ersteren mechanischen vorausgegangen. So entstanden Formen wie maent, später maint, coist anstatt des unaussprechbaren coixt und chielt (caelt), neben chaut, welches durch Ausfall des Flexionsvocales und Erweichung des l aus calt entstund. Z. 24. lo seule = saeculum, i. e. mundum. Wolf hatte es für solum genommen, was sprachlich nichts gegen sich hätte, von Diez aber durch den bestimmten Nachweis von reule = regula (daher das englische rule), aveule = aboculus beseitigt ist. Mehrere der wesentlichsten grammatischen Schwierigkeiten wären somit gelöst und wir können uns dem Gedankengange und der metrischen Form zuwenden, wo uns neue Hindernisse begegnen, auf welche Diez selbst bis jetzt sich nicht eingelassen hat.

Wolf und Diez nehmen an, das Lied sey in „freyen Rhythmen" abgefaßt und füge sich in kein bekanntes Schema. Was die Reime betrifft, so stimmen je zwey Verse meist ziemlich genau überein, wenigstens in den Vocalen, wovon nur tost: coist eine Ausnahme machen. Auffallend ist, daß nebenbey alle Reimsylben mit Ausnahme der ersten beyden ein e, i oder ie zeigen, so daß das Ganze auch als eine sogenante Tirade aufgefaßt werden könnte. Was nun das Metrum anbelangt, so glauben wir den Rhythmus der mittellateinischen Kirchenlieder oder der ältesten romanischen Volkspoesie darin gefunden zu haben, die im Grunde eines wären, wenn Ferd. Wolfs scharfsinnige Vermuthung, daß beyde aus dem alten saturninischen Verse, d, h. aus der römischen Volkspoesie entstanden seyen, sich bestätigte. Jedenfalls würde sich Wolf ein großes Verdienst erwerben, wenn er die Frage so gründlich und umfassend behandeln wollte, wie er die von den Lais bearbeitet hat. Wegen des Inhalts und der ganz liturgischen Fassung der Schlußzeilen glauben wir einstweilen eher an eine Nachahmung des lateinischen Kirchenlieds denken zu müssen, um so mehr, als das Lied wahrscheinlich auch einen Geistlichen zum Verfasser hatte, wenn auch nicht gerade den gelehrten Ucbald.

Wir finden demnach fast in den meisten Versen eine Cäsur nach der vierten Sylbe und hinter dieser Cäsur häufig noch eine tonlose Sylbe, so v. 1. buona pulce||lla v. 3. voldrent la vein||tre ebenso v. 4, 5, 6, 13, 14, 15, 16, 17, 22, 23. Wir bezeichnen hier nur die ganz sichern Fälle. Der Cäsur folgen im Allgemeinen noch drey jambische Füße, von denen zuweilen der Aufschlag des ersten fehlt, wie gleich im ersten Vers fūt Eŭlālĭā, dann im 4, 6, 14, 15, 16, 17, 18, 21. Auch in der ersten Vershälfte scheint einigemal die erste Sylbe zu fehlen, so v. 24, 25, 27. Bisher sind wir lauter bekannten Gesetzen der alten Metrik oder vielmehr Rhythmik begegnet, dürfen aber nicht läugnen, daß wir sie zwar in der Mehrzahl der Verse unseres Liedes angewandt, in Einzelnen aber Ausnahmen finden, welche jeder Regel zu spotten scheinen. Von diesen Versen haben wir hier zunächst zu sprechen. Wir finden, das sich das Lied im Allgemeinen in einfacher, kunstloser Rede bewegt, wie es dem Gegenstande und der Zeit angemessen ist. Um so mehr müssen uns gewisse Verse verdächtig erscheinen, die sich durchaus jeder ungezwungenen Erklärung und

zugleich der rhythmischen Regel entziehen. Daß wir, wie Diez glaubt, ein Autograph vor uns haben, ist ein Satz, der sich nicht von selbst versteht, im Gegentheile müssen wir von jedem mittelalterlichen Denkmale, welches uns nur in einer einzigen Handschrift vorliegt, präsumiren, daß es mehr oder minder kritischer Nachhülfe bedürfe. Namentlich glauben wir beweisen zu können, daß der Abschreiber des vorliegenden Denkmals den Rhythmus durch Einschiebsel verdorben hat, weil er ihn nicht verstand, ähnlich wie der Abschreiber des Hildebrandsliedes. — V. 7. dürfte man vor por manatce vielleicht ne ergänzen, welches vor or, argent, preiement und paramenz steht und also auch hier nicht fehlen zu dürfen scheint. Wir erhielten dadurch erstens einen fehlerfreyen Vers und würden zweytens zu der Ueberzeugung gelangen, daß regiel, über dessen Bedeutung man im Zweifel ist, zu manatce gehört und kein Hauptwort ist. V. 9 und 10. sind wohl die schwierigsten des ganzen Liedes. Diez hat sie durch ein zu subintelligirendes que mit einander in Verbindung gebracht, was wir entschieden verwerfen müssen; denn wie sollte la polle erst im Nachsatze zu stehen kommen, wo es doch nach dem vorausgegangenen la ganz überflüssig ist, und viel besser durch das zum Verständnisse nothwendige que ersetzt wurde. Wollte man auch die Richtigkeit der obigen Erklärung zugeben, so wird man doch nicht läugnen können, daß neben der grammatischen Verrenkung des Satzes auch noch durch Häufung von Negationen ein unerträglich verschrobener Ausdruck entstünde, dem der Styl unseres Liedes durchgängig widerspricht. Läßt sich Vers 10 durch obige Erklärung mit dem vorhergehenden nur in einen gezwungenen Zusammenhang bringen, so wird er dagegen nicht minder aus seinem natürlichen mit Vers 11 gerissen, der mit e poro (und darum) anfängt, was doch auf Verbindung mit dem Vorausgehenden deutet. Auch von Seite der grammatischen Form muß Vers 10 angefochten werden, amast soll für amasset stehen. Dagegen lauten die zwey einzigen Formen dieser Art, die wir noch im Liede finden, perdesse V. 17 und auuisset V. 27. Man müßte also wenigstens amasse erwarten. Der Vers hat übrigens, man mag zählen wie man will, 13 bis 15 Sylben, während die meisten übrigen nur 10 haben. Fangen wir demnach mit la polle einen neuen Satz an, so ergiebt sich von selbst, daß wir das formell verdächtige amast in amât oder amet (amavit) zu verwandeln haben. Da in den Handschriften das e mit einem nach oben gehenden Zuge angetroffen wird, den man leicht für s nehmen kann, so erscheint die Aenderung in amet nicht zu gewaltsam. Non muß nun gleichfalls wegbleiben; da es in der Zeile vorher gerade über dem zweyten non steht, so können wir annehmen, daß es sich von da hieher verirrt hat. Nun ist der Vers aber noch immer zu lang, vielleicht ist deo ein Einschiebsel des Abschreibers, der damit menestier, was an und für sich schon Gottesverehrung heißen kann, näher bestimmen zu müssen glaubte.

Wir hätten dann einen richtigen Vers und ungezwungenen Sinn, la pôlle sempre || amet lo menestier: Die Jungfrau liebte immer den Dienst (Gottes) und darum wurde sie vor Maximianus geführt. Vielleicht dürfen wir auch menestier zweysylbig lesen und dann wäre deo nicht zu beseitigen. Vers 15 giebt sicherlich gar keinen Sinn, wiewohl er metrisch richtig ist. Wir wagen keine Emendation in Vorschlag zu bringen; glauben aber, daß unsere Annahme, der Text sey an mehr als einer Stelle verdorben, gerade durch diesen Vers, den Niemand, so wie er jetzt lautet, erklären kann, die kräftigste Bestätigung findet. Vers 18. würde sich vollkommen richtig lesen, wenn man furet in fut, welches denselben Sinn giebt, verändert. In der zweyten Vershälfte würde dann bloß die erste kurze Sylbe fehlen, was mehrmals vorkommt, wie wir oben gezeigt haben. Vers 21 ist wieder zu lang. Vielleicht dürfen wir lesen: Nos voldret o creidre. Aezo ist überflüssig und o (hoc) konnte als Abkürzung von con gelesen werden. V. 23 giebt keinen guten Sinn und ist in der ersten Vershälfte zu lang.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.	herausgegeben von Mitgliedern	6. Mai.
Nro. 90.	der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.	1847.

Psyche; zur Entwicklungsgeschichte der Seele, von Dr. Carl Gustav Carus. Pforzheim 1846.

(Fortsetzung.)

Das unbewußte Werden, welches im Wachsen und Bilden, im Zerstören und Neuerschaffen sich kund giebt, bestehet eigentlich nur in einer beständigen Flucht aus der Vergangenheit in die Zukunft, ohne einen wirklichen Stillstand, ohne ein Ausruhen in der Gegenwart, während dieser feste Haltpunkt zwischen Zukunft und Vergangenheit erst in der Sphäre des selbstbewußten Geistes möglich wird. Sobald aber hier das Bleiben einer Gegenwart klar an's Licht tritt, werden dagegen die Beziehungen zwischen Vergangenheit und Zukunft, die in der Sphäre des Unbewußten so innig und sicher waren, verdunkelt, und die Spuren ihres Verlaufes aus einem in das andere erscheinen unsicherer. Denn wie weit stehet das, was wir im Kreise des Bewußtseyns Erinnerung benennen, an Sicherheit hinter jenen Vorgängen zurück, in denen die bewußtlos bildende Seele an dem Gipfel der Entwicklung eines organischen Wesens die Erscheinungsform seines ersten Entstehens, als Ei oder Saamenkorn anreihet und wiederum schon in diesen Keimen die ganze Gliederung des künftig werdenden Organismus vorbereitet.

Es leuchtet von selber ein, daß weder ein Gefäß- noch ein Nerven- oder Verdauungssystem gesondert, für sich bestehen könne, sondern daß jedes dieser Systeme nur in der Zusammenwirkung, in der Gesammtheit mit allen übrigen das seyn kann, was es wirklich ist. Auf der ersten Stufe seines Werdens erscheint der künftige Organismus als eine Unzahl von Urzellen oder lebendigen Monaden, welche erzeugt werden und wieder vergehen, nachdem sie andere, ihnen vollkommen gleichartige Monaden erzeugt haben. Je weiter von diesem Anfangspunkt entfernt, desto mehr verschwinden die Züge der allgemeinen Uebereinstimmung und Aehnlichkeit, es bilden sich als einzelne Ausstrahlungen des organisch sich offenbarenden göttlichen Urbildes die verschiedenen Systeme, in denen die Individualität der Urmonaden, durch Verschmelzung vieler zu einem gemeinsamen, für einen höhern Zweck dienenden Ganzen untergeht. Nur in zwey Regionen des Organismus erhält sich die monadische Form der Urzellen, davon die eine an der untersten, die andere an der höchsten Gränze der Leiblichkeit liegt. Die erstere Region ist die des elementaren, noch in keine besondere Gestaltung übergegangenen Blutes mit seinen Körnchen, die andere ist die des Gehirnes und der Nerven. Der elementare Nahrungsstoff des Blutes empfängt eine allgemeine, dem Zweck des organischen Gesammtlebens dienende Gestaltung durch den fortzeugenden, der eignen Erhaltung dienenden Einfluß der einzelnen Glieder, welche das gestaltungsfähige Flüssige in sich aufnehmen. Anders ist es im Gehirn und Nerven, darinnen die organische Substanz fast ganz in jenem zarten, hellflüssigen Zustand zurückbleibt, in welchem sich dieselbe bey dem ersten Werden des Organismus noch allgemein befand. Und gerade hierdurch erhält sich die Nervenmasse als ein rein Bildsames die Fähigkeit, ohne Aufhören durch die

feinste geistigste Strahlung der Idee, das heißt sowohl durch das unbewußte Gefühl als durch den bewußten Gedanken in ihrer Spannung geändert und polarisirt zu werden.

So ist das Nervensystem nach der einen Seite, nach oben hin, zum unmittelbaren Verkehr mit der Seele gemacht, während es nach unten und außen hin der vermittelnden Organe zum sinnlichen Empfinden wie zum Bewegen bedarf und diese, durch das unbewußte Walten der Idee nach allen Richtungen hin empfängt. So gewiß aber jedes dieser Organe oder organischen Systeme, welches den Wechselverkehr zwischen dem rein seelischen Nervensystem und drr Außenwelt vermittelt, durch das unbewußte Walten der Seele entstehet, so muß auch für jedes derselben ein eigenthümliches Dominium in den eigenthümlich innerlichen Regungen der Seele vorhanden seyn und bleiben. Hier ist es dann, wo die dunklen „Erfühlungen," welche in dem Einfluß des einen organischen Systemes auf das andere ihren Grund haben, und dann selbst die Pflanze, so wie jede einzelne Urzelle des Organismus fähig ist, zu Empfindungen und selbst zu bewußten Gefühlen sich erheben. Jedes organische System, außer dem der Nerven, ist nur eines besondern Kreises von bewußtlosen Erfühlungen fähig, welche durch die in ihm verzweigten Nerven in den allgemeinen Kreis des bewußten Seelenlebens eintreten. Uebrigens ist uns hiermit in der Erkenntniß der ursprünglichen Mannigfaltigkeit der organischen Systeme bereits der erste Anhalt gegeben, zur Erkenntniß der Mannigfaltigkeit der Wirkungskreise, welche in dem Umfang des Seelenlebens liegen.

(Fortsetzung folgt.)

Altromanische Sprachdenkmale berichtigt und erklärt nebst einer Abhandlung über den epischen Vers von Friedrich Diez. Bonn, bey Ed. Weber. 1846. 8. IV. S. 132.

(Schluß.)

Celle cose soll von contredist regiert seyn und so viel bedeuten als aezo „dieses." Worauf gienge denn nun „dieses?" Auf den Befehl ihrer Enthauptung? Kann man da wohl sagen, „sie widersprach dieser Sache nicht?" und würde der Dichter nicht das einfache aezo gesetzt haben? Wir lassen celle weg und erhalten dadurch einen richtigen Vers und hoffentlich auch einen richtigen Sinn. Cose non contredist heißt soviel als pas, mot ne contredist: sie widersetzte sich durchaus nicht, ergab sich ohne Widerspruch in ihr Schicksal. Daß kose (chose, cosa) so gebraucht wird, ist bekannt. Will man sich die Einschiebung dieses celle erklären, so betrachte man das unmittelbar vorhergehende domnizelle. Der Schreiber hatte vielleicht zuerst ein z gesetzt und dann, an den Ursprung des Wortes aus dem lateinischen dominicella denkend, celle darüber geschrieben, was der nächste Abschreiber in den Text brachte. Vers 28 ließe sich durch eine leichte Aenderung berichtigen. Wenn wir et an den Anfang des Verses stellen so haben wir einen guten Vers und zwar durch eine kleine Modification des Sinnes; während es nämlich jetzt heißt: Christus möge mit uns Erbarmen haben nach unserem Tode (warum nicht auch vorher?), so hieße es dann, er möge Erbarmen mit uns haben und uns nach unserem Tode zu sich kommen lassen. Vielleicht dürfte es für manchen Leser von Interesse sein, das ganze Gedicht im Zusammenhange nach unserer Berichtigung vor sich zu

haben. Wir lassen es daher mit Bezeichnung des Metrums, der Cäsur und unserer vorgeschlagenen Emendationen nebst einer wörtlichen lateinischen Uebersetzung folgen, die freylich etwas barbarisch klingt, aber den grammatischen Sinn treuer wiedergiebt, als es in

Búona pulcélla || fút Euláliá,
bel áuret córps || bellézour ánimá,

vóldrent la veintre || li déo inimi
vóldrent la faire || diáule servír.
Elle nón eskoltét || les máls conselliérs,

que déo raneiet || chi máent sus enciel.
ne por ór ned argént || ne páraménz,

ne por manátce regiél || ne préiemént.

niule cóse non la póuret || ómqui pleiér.

La pólle sempre amét || lo déo ménestiér,
e poró fút || presentéde Máximiién,
chi réx éret || acéls dis soúvre pagiéns,
il li énortét || dont lei nónqui chiélt,

qued élle fuiet || lo nóm christiién
ell ént adunét || lo suón elemént.
Melz sóstendréiet || les émpedeménz,

qu'élle perdésse || sa virginitét.

Porós furet mórte || a gránd honestét.

*) Enz enl foú la gettérent || com árde tóst.

einer deutschen geschehen könnte. Da wir noch keine genaue Uebersetzung haben, so möge die unsrige einstweilen in Ermanglung einer besseren dienen. Ich habe versucht, neben der Cäsur auch die Hebungen zu bezeichnen.

Bona puellula fuit Eulalia,
Bellum habuerat (habebat) corpus, bellatiorem (pulchriorem) animam.
Voluerunt illam vincere dei inimici,
voluerunt illam facere diabolo servire.
Illa non auscultavit malos consiliarios
ut deum reneget, qui manet (habitat) supra in coelo,
nec pro auro, argento nec paramentis (ornamentis)
nec pro minatio (minis) regali, nec precamento (precibus).
Nulla causa non illam potuerat (potuit) unquam plicare.
Puella semper amavit dei ministerium,
et pro hoc fuit praesentata Maximiano,
qui rex erat illis diebus super paganos.
Ille eam inhortatus est, de unde illi nunquam calet (quod illa non curat),
quod (ut) illa fugiat nomen christianum.
Illa inde adunavit suum elementum (?)
Melius (libentius) sustineret impedimenta (tormenta),
quam (ut) perdidisset (perderet) suam virginitatem.
Pro hoc se (sibi) fuit mortua (mortua est) ad (cum) grandem honestatem (magna gloria).
Intus in illum focum illam jactaverunt, cum ardet cito (valde, vehementer).

*) Noch muß ich einige Worte über meine Uebersetzung von com arde tost sagen. Diez nimmt sie für elliptisch com si ardesse tost. Ich glaube erstens nicht, daß eine solche Ellipse statthaft oder verständlich wäre, namentlich wenn man arde für ardesse zu nehmen hätte; dann finde ich den

Elle cólpes non áuret, || poró nos coist.

Nos vóldret o creidre || li réx pagiéns,

ad une spéde li rouuéret || tolir lo chiéf.
La dómnizélle || kóse non contredist,
vólt lo séule || lazsiér si ruóvet krist.

In figúre de colómb || volát a ciél.
Tuit orám, que por nós || dégnet preiér,

qued auuisset de nós || Christus mercít

e póst la mórt || a lui nos laist venir

par souue clementia.

Aus dieser metrischen Darstellung des Ganzen möchte sich soviel ergeben, daß die Mehrzahl der Verse sich ohne weiteres in das von uns aufgestellte Schema fügt, daß andere durch leichte Aenderungen sich metrisch berichtigen lassen und daß an den schwierigsten Stellen der Text entstellt erscheint. Diese drey Puncte zusammengenommen dürften beweisen, daß der Abschreiber weder des Metrums sich bewußt war, noch bey seiner Arbeit sorgfältig zu Werke ging.

Ausdruck „Sie warfen sie ins Feuer hinein, als wenn sie sogleich verbrennte" etwas lahm. Ich beziehe arde auf das Feuer, nehme cum im Sinne von comme, lorsque und tost übersetze ich wörtlich; denn ich glaube, von einem heftigen lodernden Feuer kann man wohl sagen: „es brennt schnell." Eine andere Erklärung, die ich aber nicht vorziehen möchte, wäre: „welches man schnell anzündet" qu'om arde tost, denn ich glaube ardre würde in diesem Sinne nicht stehen können, da es in den mir bekannten Stellen immer brennen oder verbrennen (letzteres auch im activen Sinne) bedeutet.

Illa culpas non habuerat (habebat): pro (propter) hoc non se coxit (non combusta est).
Hoc non sibi voluerat (voluit) credere rex paganus.
Spatha illi rogarat (jussit) tollere caput.
Dominicella causam (rem) non contradixit
Vult (voluit) saeculum relinquere, si roget Christus.
In figura columbae volavit ad coelum.
Toti (omnes) oremus, quod (ut) pro nobis dignetur precari,
quod (ut) habuisset (habeat) de nobis Christus mercedem (misericordiam),
et post mortem ad se nos laxet (permittat) venire
per suam clementiam.

Wir hätten nun noch einiges über das provenzalische Gedicht auf Boethius und die Abhandlung über den epischen Vers zu sagen. Da wir aber die Gränzen einer Recension bereits überschritten zu haben fürchten, so schließen wir hier mit dem Wunsche, Hr. Diez möge mit Herausgabe und Erklärung der wichtigsten romanischen Schriftwerke fortfahren und uns namentlich einmal eine vollständige kritische Ausgabe der Troubadours, wenigstens des bedeutenderen liefern, da Raynouards übermäßig theures, überdieß nicht mehr im Buchhandel zu habendes Werk doch nur eine Blumenlese ist und alles kritischen Apparates entbehrt.

Conrad Hofmann.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Mai.

Nro. 91. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Psyche; zur Entwicklungsgeschichte der Seele, von Dr. Carl Gustav Carus. Pforzheim 1846.

(Fortsetzung.)

Das, was hier von dem Seelenleben eines individuellen Organismus ausgesagt wurde, die Mannigfaltigkeit der Wirkungskreise, welche in der einen sich darlebenden Idee des Individuums beschlossen sind, gilt für die Gattung, zu welcher das Individuum mit der Menge der ihm gleichartigen Wesen gehört. Diese, die Gattung, z. B. die gesammte Menschheit auf Erden, bildet ein engverbundenes Ganzes, einen Organismus, dessen zugehörige Theile die Einzelwesen in eben der Weise sind, als die unermeßliche Menge der Urzellen oder Monaden, aus denen der besondere Organismus durch die Kraft der über ihnen waltenden Seele sich bildet. Und ein ähnliches Band vereint wieder die Gesammtheit aller Gattungen zu einem gemeinsamen Reich der lebenden Wesen, so daß auch wieder das Thierreich ein organisches Ganzes darstellt, in dessen großem Kreise ganze Reihen von Gattungen den niedersten Anfängen der Urzellen, andere den Gestaltungen der höheren Ordnungen, aus dem Vereine jener Monaden zu Fasern u. s. w. entsprechen, während die Gattungen einer noch höheren Ordnung, vor Allem die Menschheit, sich zu jenem Charakter einer selbstständigen Persönlichkeit erheben, in welchem alle frühen Erscheinungsformen des organischen Lebens vereint und zu einer wechselseitigen Durchdringung gelangt sind, vermöge der das eine durch das andere klar und in dieser Weise ein Erfassen der Grundidee all dieser Schöpfungen möglich gemacht wird, das sich in seiner Concentration als Selbstbewußtseyn, in seiner Expansion als ein Erkennen des göttlich schaffenden Gedankens kund giebt.

Wie sich die Monaden des einzelnen Organismus durch eine bloße Theilung und Gliederung des Stoffes in's Unendliche vermehren, so kann auch die Erzeugung neuer Einzelwesen bey den Gattungen der niedersten Ordnungen durch bloßes Zertheilen des Stoffes geschehen; sie alle verhalten sich zu der waltenden Idee, die im Reiche ihrer Gesammtheit lebt, nur wie bildsamer Stoff, an welchem der Charakter einer eigentlichen Selbstheit nur in höchst unvollkommener Weise hervortritt. Je mehr aber an den einzelnen Gattungen die Selbstheit sich entwickelt, desto ausschließender ist die Erzeugung eines neuen Individuums an das polarische Auseinandertreten und Vereinen zweyer Geschlechter geknüpft, welche in diesem ihrem Verein die Gesammtheit ihrer Gattung nach ihrem bildsamen Stoff und nach der bildend belebenden Idee darstellen.

Im Daseyn des Embryos befindet sich das Seelenleben in einem Zustand der absoluten und allgemeinen Bewußtlosigkeit, wenn aber auch nach der Geburt und im Verlauf des Lebens ein Bewußtseyn sich entwickelt, dann bestehet neben diesem noch immer eine partielle Bewußtlosigkeit in jener Region des Seelenlebens, welcher das Geschäft der Ernährung, der Bildung und des Wachsthums des Leibes obliegt. Dem Bewußtseyn selber dienen zunächst nur das Nervensystem, die Organe der will-

kürlichen Bewegung und die Sinnen, und selbst diese Region unterliegt abwechselnd einem Zustande der relativen Bewußtlosigkeit, welcher in seiner täglich wiederkehrenden Form als Schlaf erscheint.

Wenn wir die beyden Regionen des Bewußten und des Bewußtlosen in ihrem Verhältniß zu der Außenwelt, zu der Gesammtheit der Dinge verglei= chen, dann erkennen wir bald, daß nur in der er= steren Freyheit herrsche, während die andere einem unabänderlichen Drange der Nothwendigkeit unter= worfen ist. Wir können uns bewegen, können mit unserm Auge schauen, wann und wohin wir wollen, können bis zu einer gewissen Gränze nach unserm Gefallen das ganze Gebiet des Bewußten zur Thä= tigkeit aufregen oder dasselbe ruhen lassen; dagegen ist die Region des Bewußtlosen: der Schlag des Herzens, der Kreislauf des Blutes, das Geschäft der Verdauung, der Ernährung, der Absonderung in einer rastlos fortgehenden Bewegung, ohne daß der freye Wille ihr diese Thätigkeit gebieten oder derselben Einhalt zu thun vermag. Es gehet zuletzt dieses gleichmäßig andauernde Bewegen von demsel= ben Grunde aus, der den fortwährenden Lauf des Planeten in seiner Bahn um die Sonne bewirkt; wie es die gemeinsame, allen irdischen Körpern in= wohnende Schwere ist, welche dem Gewichte der Thurmuhren die Kraft gibt das ganze Getriebe der Räder in Bewegung zu setzen, so ist es das Wal= ten eines gemeinsamen, durch die ganze Sichtbarkeit gehenden Lebensodems, welches die Region des Be= wußtlosen zu seiner unausgesetzten Wirksamkeit an= regt.

Nur durch das, was in seinem Gesammtkreise als ein Bewußtes oder Selbstthätiges erscheint, ist der Organismus eine eigenthümliche Persönlichkeit, die sich selbstständig von dem großen Weltganzen absondert, von welchem derselbe mittelst der bewußtlosen Region seines Wesens ein eben so integrirender Theil ist, als der einzelne Stein von seinem Erdganzen, mit welchem zugleich er den täglichen Umschwung um die Axe und den Jahreslauf in der Bahn um die Sonne beschreibt. Und wie der einzelne Stein bey dem Hinwegbewegen von seinem Ruhepunkt und bey dem Hinabfallen nach diesem, von dem Erdganzen, d. h. von allen den einzelnen Theilen, aus denen dieses zusammengesetzt ist, angezogen, und, wenn er ruhet, durch jenes Band der Gesammtanziehung an seinen Ort gehalten wird, so stehet auch das Be= wußtlose im Kreise unsers Organismus in einem be= ständigen Wechselverkehr mit den Einzelwesen, so wie mit der Gesammtheit des Weltganzen. Und obgleich dieser Wechselverkehr im gewöhnlichen, nor= malen Zustand des wachen Lebens ein verhältniß= mäßig eben so schwacher ist, als die rückwirkende Anziehung, welche eine einzelne Gesteinmasse auf die Gesammtheit des Planeten ausübt, von der sie selber gezogen und gehalten wird, liegt in ihr dennoch der Grund von dem merkwürdigen Fernschauen der Seele, das sich im Traume wie im Wachen in Beziehung auf Erd= oder Himmelsvorgänge oder auf Schicksale anderer Menschen zu äußern vermag, so wie der Grund der Erscheinungen des magnetischen Rapports mit dem weit Entfernten.

Je mehr sich das Seelenleben noch in dem Zustand der allgemeinen Bewußtlosigkeit wie bey dem Embryo befindet, desto entschiedener und bedeutender ist der Einfluß eines äußeren, individuellen oder allgemeinen Lebens auf seine ganze Richtung und äußere Gestaltung, wie dieses in jenen Machtäußerun= gen erkannt wird, welche die mütterliche Seele auf das Wesen des Ungeborenen ausübt. Aber auch nach seinem Erwachen zum Bewußtseyn kehrt das Seelenleben (namentlich im Schlafe) in den Zu= stand der relativen Bewußtlosigkeit und hiermit in den der Empfänglichkeit für die anregenden und neu= gestaltenden, für die mannigfach verändernden Ein= flüße der Gesammtheit des Weltganzen zurück. Und hierin beruhet nicht nur jener leiblich bekräfti= gende Einfluß, den der Schlaf auf den Organismus hat, sondern auch jene allmählige Umgestaltung und Entwicklung, welche die Eindrücke und Vorstellungen unserer Seele im Verlauf der Zeit erleiden, indem auch hierin die centrifugale Richtung der Eigenheit und Besonderheit durch den beständig wiederkehren= den centripetalen Zug zu der Gesammtheit modifirt und wieder ausgeglichen wird.

Mit der Behauptung, daß die Region des Unbewußten in dem Organismus mit all ihren Le= bensäußerungen unter der Herrschaft und Nothwen= digkeit eines allgemeinen, göttlichen Naturgesetzes

stehe, scheint auf den ersten Blick die Erfahrung im offnen Widerspruch zu seyn, daß gerade jene Region bey den Erkrankungen des Organismus am meisten und frühesten afficirt wird, während die Region des bewußten Seelenlebens hiervon am längsten befreit bleibt. Das jedoch, was in jenem Falle dem bewußtlos bildenden Kreise wiederfährt, das kommt demselben nur in Folge seiner nahen Zusammengesellung mit dem Bewußten und seiner vollkommnen Unterordnung unter dieses. Denn nur dem Bewußten ist jene Freyheit gegeben, welche die Ordnung und Schranken der festgeregelten Naturnothwendigkeit überschreiten kann. Darum ist der menschliche Organismus unter allen Wesen der Sichtbarkeit am häufigsten den Erkrankungen ausgesetzt, weil in ihm die Region des Bewußten am meisten vorherrscht und weil dieselbe durch den Einfluß ihres freyen Wirkens auf das Bewußtlose, das Walten des niemals aus der rechten Bahn abweichenden Naturgesetzes beeinträchtiget. Dagegen ist es auch ihrerseits nur die Region des Bewußtlosen, in welcher alsbald jene wohlthätigen Rückwirkungen gegen die krankhaften Regungen erwachen, die über diese so häufig den Sieg davon tragen.

Von der Betrachtung der Vorgänge des unbewußten Seelenlebens geht der Verfasser im zweyten Hauptabschnitt seines Buches zur Beschreibung des bewußten Seelenlebens über. Dieses beginnt zuerst damit, daß die Seele von dem Seyn einer Außenwelt und allerdings auch zugleich von dem ihrigen weiß, ohne jedoch sich selber von dieser Welt, als deren Theil sie sich erscheint, scharf unterscheiden und absondern zu können. Auf dieser ersten Stufe der Hervorbildung des Bewußtseyns kann man dieses als W e l t b e w u ß t s e y n benennen. Das mehr oder minder vollkommene Gelingen schon dieses ersten Schrittes der psychischen Entwicklung hängt allerdings von jener ihr nothwendig vorhergehenden leiblichen ab, vermöge welcher, durch das unbewußte Walten der Idee im Nervensystem selber der Begriff der Concentration dargestellt wurde. Sobald aber dieses eigentlich seelische Gebilde bis zu einer gewissen Stufe sich entwickelt hat, dann wird dasselbe seiner ganzen Anlage nach, von den Regungen der Außenwelt auf gleiche Weise wie von denen der eignen Psyche in Wirksamkeit versetzt oder polarisirt, d. h. in den Spannungsverhältnißen der von dem Verf. sogenannten Innervation verändert und diese polarische Stellung ist keine bloß momentan vorübergehende, sondern sie wird, in der Form der Erinnerung zu etwas Verharrendem und Bleibenden.

Die vorher erwähnten äußern Bedingungen einer Entwicklung des Selbstfühlens und Bewußtseyns der Seele lassen sich auch in der aufsteigenden Reihenfolge der Gestaltungen, von der Pflanzenform bis zum Organismus des Menschen nachweisen. Das Pflanzenreich beruhet durch und durch, wie in jeder einzelnen Pflanze, so auch in der Mannigfaltigkeit seiner Arten wesentlich auf endloser Wiederholung nur einer Grundform; dasselbe bestehet seiner innern Gestaltung nach aus einer unzählbaren Menge von Zellen, davon immer eine der andern sich anreihet, ohne daß durch diese monotone Wiederholung der einen und selben Grundform der Begriff der Totalität jemals zum Abschluß gelangen kann. Deshalb täuschet unser Gefühl uns nicht, wenn uns dasselbe, ohne alles Widerstreben von einer Pflanze die einzelnen Theile, Blätter wie Blüthen abbrechen läßet, während das Gefühl, womit er das Glied eines noch lebenden Thieres von dem Körper ablöset, für den Menschen von gesunder Seelenstimmung immer ein widerstrebendes und schmerzliches ist. Während sich uns der Pflanzenleib in seinen Theilen als ein Stückwerk, als eine Vielheit von Einheiten darstellt, erscheint uns dagegen der Leib des Thieres als eine wirkliche Totalität. Es hatte deshalb einen tieferen Sinn, wenn das Alterthum dem Baum statt der inwohnenden Seele eine über all seinen Theilen waltende, gleichsam äußere Macht: die Dryade, von halbgöttlicher Natur beygesellte.

Dem schon befruchteten Ey des Vogels, so lange es noch nicht bebrütet ist, pflegen wir zwar noch keine eigentliche, inwohnende Seele, sondern nur ein „latentes Leben" zuzuschreiben, wohl aber erscheint uns der Embryo des Vogels, sobald seine in all ihren Theilen dem gemeinsamen Zwecke des Lebens dienende, Gestaltung beginnt, als ein beseeltes Wesen. Eben so schreiben wir dem lebenden Thiere zwar eine Seele, nicht aber einen Geist zu,

so lange in jener Seele noch kein Selbstbewußtseyn erwacht ist. Die Gränze aber, zwischen dem latenten Leben und der Wirksamkeit der Seele, so wie zwischen dieser und dem selbstbewußten Zustand des Geistes ist kaum zu bestimmen, und selbst in der Entwicklungsgeschichte des Geistes widerholt sich die Geschichte des ganzen Organismus: ein allmäliges Wachsen und Zunehmen und insbesondre eine allmälige Hinanbildung von einem Kindesalter zu einer Pubertät, die sich auf der höchsten Stufe ihrer Vollendung in dem Produciren neuer Ideen kund giebt.

In sehr begünstigender Weise kommt es dem Thier der niedren Ordnungen zur Erreichung seiner Lebenszwecke zu statten, daß in seinem Wesen noch das Unbewußte über das Bewußte so entschieden vorherrschet. Vermöge jener Allgemeinheit des Daseyns, welche dem Unbewußten zukommt, ist dasselbe für unzählige Einflüsse der Außenwelt empfänglich und anregbar, welche dem bewußten Geiste sich entziehen. Das Thier, in den Aeußerungen seines Instinktes und seiner Kunsttriebe, erscheint uns, nach Cuvier, gleich als in einem Zustand des Somnambulismus befangen. Das erste Geschäft, welches dem zur Selbstthätigkeit erwachendem Geiste obliegt, ist das der Consolidirung seiner eignen Existenz, indem er das Verhältniß seiner Vorstellungswelt ordnet, und die Beziehung derselben zur eignen Individualität verstehen lernt. In dieser ersten Form erscheint uns die Thätigtigkeit der Seele als **Verstand**. Auf einer zweyten, etwas höheren Stufe der geistigen Entwicklung erscheint die **Phantasie**, als ein Vermögen die empfangenen Vorstellungen mannigfach zu combiniren und umzugestalten. Endlich vernimmt der Geist, auf seiner höchsten Entwicklungsstufe, durch seine **Vernunft** das Geheimniß der Einheit in der Vielheit: das Eine, göttliche Seyn, welches der Vielheit alles Seyns zu Grunde liegt.

Im Vergleich mit der menschlichen verbleibt die Seele des Thieres das ganze Leben hindurch im Zustand der Kindheit reifet nie zur Pubertät. Jene Aeußerungen der Thierseele, die uns dem geistigen Bewußtseyn am nächsten zu stehen scheinen, beschränken sich nur auf einen gewissen Kreis des Verstandes, oder sind eine Folge ihrer Erziehungsfähigkeit. Ein Thier kann sich zur psychischen Individualität erheben, kann seine besondre Art haben die Außenwelt zu erkennen, sich selbst zu fühlen und gegen Aeußeres zu wirken, es kann aber niemals das werden was wir Persönlichkeit, was wir Charakter nennen.

Augenfällig ist es, daß mit der Befähigung des Thieres zum Erkennen zugleich auch die Möglichkeit zu irren an ihm hervortritt und die eine mit der andren wächst und sich steigert. Das bewußtlose Wirken, in so weit es unter der Herrschaft der allgemeinen Gesetze der Natur stehet, ist keinem Irren unterworfen. Auch entwickelt sich mit dem Erkennen zugleich im Thiere das Selbstgefühl, wodurch dasselbe der Affecten, nicht aber, wie der Mensch, der Leidenschaft fähig wird, ebenso wie es statt des eigentlichen, selbstkräftigen Willens, welcher ein Vorrecht des menschlichen Wesens ist, nur zu Aeußerungen der Willkühr sich erhebt.

Auch in der Entwicklung des Seelenlebens bey dem Menschen, bis zum Selbstbewußtseyn des Geistes, lassen sich die drey erwähnten Stufen einer Offenbarung der durchaus unbewußten Idee in der Organisation, dann der als Seele zum Weltbewußtseyn gelangten, annoch, in der Form des Triebes befangenen und gebundenen, endlich der zur schöpferischen Freyheit gelangten Idee unterscheiden. Dieses dritte: das Wunder eines Selbstbewußtwerdens, begründet sich in einer Spiegelung des Ich, d. h. der eigensten Idee, in dem Gegensatz einer geistig, durch andre, schon gereifte Persönlichkeiten belebten Außenwelt, wodurch mitten in dem Strom des stets halb vergangnen, halb zukünftigen Werdens das Festhalten einer Gegenwart, und in ihm eine Bürgschaft für die Ewigkeit gewonnen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Mai.

Nro. 92. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Psyche; zur Entwicklungsgeschichte der Seele, von Dr. Carl Gustav Carus. Pforzheim 1846.

(Schluß.)

Van Helmont erzählt von sich, er habe, durch einen Traum veranlaßt, dreyundzwanzig Jahre das Sehnen in sich genährt, seine Seele zu schauen, bis ihm zuletzt das Glück zu Theil geworden, dieselbe, auf einen Augenblick, als eine leuchtende, ätherische, in eine seltsame Hülle eingeschlossene Gestalt zu schauen. In derselben Weise wie diesem geistvollen Mystiker unter den Natur- und Heilkundigen eines früheren Jahrhunderts möchte es uns ergehen, wenn wir uns in aller Kraft unsrer Erinnerungen abmühen wollten, uns den Augenblick in der Entwicklungsgeschichte unsers Seelenlebens klar zu vergegenwärtigen, in welchem unser Ich, unser Selbstbewußtseyn, wie ein Funke aus dem Dunkel des Unbewußtseyns hervorbrach. Es war überhaupt kein blitzartig schnelles Hervorbrechen, das hier statt fand, sondern das allmälige Aufdämmern und Lichtwerden eines angehenden Tages. Zuerst fängt das Kind an eine Menge Vorstellungen zu unterscheiden, sein Gedächtniß zeigt sich zu diesem Geschäft im höchsten Grade frisch und willig, die Freude an dem Aufnehmen neuer Vorstellungen ist sehr lebhaft; dennoch bleibt ihm hierbey alles das fern und fremd, was auf eine höhere Einheit der Erscheinungen, ja der Welt überhaupt deutet, und obwohl in ihm ein Verstand entwickelt ist, stehet dieser immer weit hinter dem des gereiften Mannes zurück. Es wiederholt sich hierbey auf dieser höheren Stufe dasselbe, was wir bey der leiblichen Bildung des Organismus bemerken, denn wie sich hier zuerst eine monadische Zelle an die andre reiht und so eine endlose Vielheit der Monaden sich erzeugt, so reiht sich bey der ersten Entwicklung des Bewußten, Vorstellung an Vorstellung, die anwachsende Masse derselben combinirt sich in ihren einzelnen Theilen und sondert sich in mannigfache Gliederungen, je nach dem wechselseitigen Zuge der innren Verwandtschaft, sie alle aber, wie Glieder eines gemeinsamen Organismus ordnen sich der Beziehung auf das über ihnen waltende geistige Ich unter, welches, wie die Seele mittelst der Nerven den zur vollen Gestaltung gelangten äußeren Leib, so durch die Wirksamkeit der Phantasie und der Vernunft diese innren Glieder bewegen und in selbstschöpferischer Weise gebrauchen lernt.

Der höchste Gebrauch, welchen der nur dem Menschen inwohnende Geist von der Vernunft machet, ist das lebendige Erfassen der Idee aller Ideen: die Gotteserkenntniß. Der Verstand, für sich allein, kann nie das Daseyn Gottes gründlich erweisen, daher jener Sophist des Alterthums, den man für einen wohlgeführten Beweiß vom Daseyn eines Gottes belohnt hatte, sich erbot für den doppelten Lohn das ganz Entgegengesetzte: daß kein Gott sey, zu erweisen; nur durch die Vernunft wird das gewöhnliche Wissen zur Weisheit.

Wenn wir die Weise näher ins Auge fassen, in welcher das bewußte Seelenleben durch das unbewußte bedingt wird, dann begegnen wir einer Reihenfolge von Gliederungen, in welcher allmählig der äußere Eindruck von Stufe zu Stufe mehr und

mehr sich verinnerlichen muß, um zuletzt zur bewußten Vorstellung zu werden. Der bloß gelegte oder durchschnittne Nerv wird durch jede äußere Reizung nur auf eine krankhafte Weise afficirt und der Eindruck, den wir dadurch empfangen, hat, als Schmerz, durchaus nichts Objectives mehr. Die bloßgelegten Enden des Geschmacksnerven würden von jeder äußeren Berührung nur Schmerz empfinden, keine Geschmacksvorstellung veranlassen. Dazu, daß sie dieses letztere vermögen, ist ihnen die Ueberkleidung durch das Epithelium der Zunge unumgänglich nöthig, auf welches das Schmeckbare umstimmend einwirkt, und dessen gröber leibliche Anregung in die feinere des Nervenlebens übertragen wird. Augenfällig ist die Menge der verschiednen Mittelglieder, durch welche der äußere Eindruck der auf den Sinn des Gesichtes oder des Gehöres geschieht, hindurch gehen und von einen ins andre übersetzt werden muß, ehe er zuletzt durch Vermittlung des Sinnesnerven und des Gehirns zu einer Vorstellung der Seele wird. Nach der Beschaffenheit so wie nach der Vollkommenheit dieser Vermittlung unterscheiden sich auch die Vorstellungen der Sinnen von den Gefühlen, welche durch die Stimmung der eignen, und inneren bewußtlosen Sphären des Organismus, namentlich durch die des Ernährungs-, des Athmungs- und Blutlaufsystemes begründet und durch die Nerven zur Sphäre des Bewußten gebracht werden. Die Gefühle, die sich zu den Vorstellungen wie die Farben zu den Formen verhalten, können der Erinnerung nicht unmittelbar und willkürlich so wie die Vorstellungen, sondern nur mittelbar, durch die letzteren, in so weit sie damit in Beziehung stehen, zurückgerufen werden.

Allerdings giebt es, namentlich wohl bey Sterbenden, Fälle, in denen sich auf einmal die Helligkeit des Bewußtseyns über ein ganzes Bereich des Vorstellungslebens verbreitet. Hieher gehörig, obwohl von untergeordneter Art, ist jener von einem englischen Opiumesser, dem es vor dem Eintritt der vollen narkotischen Wirkung des genommenen Mittels so vorkam, als ob Alles, was er jemals ins Bewußtseyn aufgenommen hatte, mit einem Male, wie eine sonnebeschienene Gegend vor ihm ausgebreitet sey, und eine ähnliche Erfahrung machte ein junges Mädchen bey einem Sturz ins Wasser in den Augenblicken, welche dem Verschwinden des Bewußtseyns vorausgiengen. Aber dieses sind allerdings nur seltnere Ausnahmen, während wir Alle im gewöhnlichen Verlauf des bewußten Seelenlebens dem Gesetze eines gewissen Kreislaufes der Vorstellungen unterliegen, vermöge welchem eine Reihe der Vorstellungen nach der andren vor unsrem Bewußtseyn vorüberzieht und sich, auch ganz gegen unsren Willen, neben jenen Gedankenbildern eindrängt und geltend machet, mit denen wir uns so eben beschäftigen wollten. Ohne Mitwirkung unsres Willens geschieht es dann auch, daß einzelne Vorstellungen und Gefühle für längere Zeit in das unbewußte Reich der Seele zurücktreten; aber auch mit unsrem Willen können wir ganze Reihen derselben hervortreten lassen, wenn wir das Licht des Bewußtseyns auf sie fallen lassen.

Jenes unwillkürliche Zurücktreten mancher Gedankenbilder findet statt, während im Allgemeinen das Bewußtseyn noch fortbestehet, es ist deßhalb ein partielles im Vergleich mit jenem periodischen Rückkehren alles Bewußtseyns ins Unbewußtseyn, das wir Schlaf nennen. Nach Carus ist es unter den drey Massen, in welche das Gehirn seiner Länge nach gesondert ist, vorzugsweise die mittlere, durch welche das Centrum des unbewußten Lebens repräsentirt wird, indem dieselbe nur eine Wiederholung des einfachen Hirnknotens ist, aus welchem bey den unvollkommneren, noch nicht zum Bewußtseyn gelangten Thieren das Gehirn einzig besteht. Bedeutend ist es aber hierbey, daß gerade das Sehnervenpaar von diesem Mittelhirn ausgehet, denn eben darin liegt einer der wichtigsten Gründe davon, daß es überhaupt im Nervenleben zu einem Erwachen kommen kann. Während im wachen Zustand alles Unbewußte vom Bewußtseyn umfaßt und durchdrungen ist, und das erstere fortwährend in dem letzteren in der Form dunkler Gefühle sich kund giebt, ist dagegen im Schlafe umgekehrt alles Bewußte in die Sphäre des Unbewußten eingegangen, wo sich jenes noch immer in einer Welt von Vorstellungen und Gefühlen bethätigt, welcher jedoch die Spontaneität der Erkenntniß und des Willens abgehet. Dieses zeigt sich im Traume, in welchem die Vorstellungen öfters in Bilder von Begegnissen ganz andrer Art

sich einkleiden, welche, bey all ihrer Verschiedenheit, in der Seele verwandte Gefühle anregen. So träumte ein Mann, den Carus kannte, regelmäßig, bevor seine Anfälle von Brustkrämpfen eintraten, er werde von Katzen gebissen; einem andren kündigten sich die eigenthümlichen Kopfschmerzen, an denen er von Zeit zu Zeit litt, im Traume unter dem Bild von Stieren an, welche schwer einhertrabten und auf ihn stießen.

Das unverkennbar deutliche Ferngesicht, welches schon in dem gemeinen Traumzustand nicht selten sich kund giebt, äußert sich in einem viel höher gesteigerten Maaße bey den sogenannt magnetisch Schlafenden. Der Zustand derselben gründet sich darauf, daß das Nervenleben des Magnetisirten durch die Einwirkung eines andren, stärkeren gewisser massen gewaltsam aus seiner Besonderheit herausgezogen und gegen ein Aeußres hingedrängt wird, wobey der Einfluß des stärkeren Nervenlebens erhöhend auf das schwächere einwirkt, das sich, tiefer noch als im Schlafe in das allgemeine Seyn versenkt findet.

Bey dem naturgemäßen Wachsthume des Seelenlebens durch Lebensinnerung und Lebensäußerung erscheint als erste, vorzugsweise dem frühesten Jugendalter angeeignete Entwicklungsstufe die Förderung des Erkennens, die zweyte, dem Jünglingsalter vorherrschend zukommende, unterscheidet sich durch das kräftige Aufblühen der Gefühle, worauf dann mit der vollendeten Reife des Lebens zugleich das Bedürfniß der That sich geltend machet. Diese dritte Periode ist mithin vorherrschend der Lebensäußerung so wie die erste der Lebensinnerung zugewendet. In Beziehung auf ein Göttliches kann sich das bewußte Leben der Seele hinaufwärts zur Gottinnigkeit erheben oder hinabwärts zur Gottlosigkeit versinken, ebenso wie es in Beziehung auf das Verhältniß zu der Welt und zu dem eignen Selbst eine Welt- so wie Selbstinnigkeit im Gegensatz mit Verweltlichung und Selbstnichtigkeit geben kann. Vorzugsweise ist es die Lebensäußerung, das selbstthätige Handeln, wodurch die Seele zur Persönlichkeit und zur Befestigung des Charakters herangebildet wird.

Alles das, was in der bewußtlosen Region unsres Seelenleben bildend sich regt oder durch Kräfte der Natur so wie durch andre Seelen darin angeregt wird, heißt uns, wenn es der Sphäre des Bewußten vernehmbar wird: Gefühl. Es gesellt sich hierbey nach dem allgemeinen Gesetz des Kreislaufes zu der aufwärts steigenden Richtung die niederwärts gehende, zu der Wirkung die Rückwirkung, denn sobald die Stimmung des Unbewußten in der Region des Bewußten zum Gefühl geworden ist, trägt dieses seinerseits zur Verstärkung und Erhaltung der Stimmung aufs Kräftigste bey. Das Gefühl der Freude: die Freudigkeit kann in leiblicher Weise dadurch erzeugt werden, daß, namentlich im jugendlichen Körper die Verdauung, der Blutumlauf, das Athmen zu gewissen Zeiten in besondrer Leichtigkeit von statten gehen. Ihrerseits wirkt aber dann auch die Freudigkeit der Seele auf die Erleichterung und Beschleunigung des Athmens, z. B. durch das Lachen, und hiermit auch begünstigend auf Blutumlauf wie auf alle Bildungsgeschäfte der bewußtlosen Region und sie hat diese Kraft auch dann, wenn die Ursache ihres Entstehens nicht aus der Stimmung des eignen Körpers, sondern durch eine psychische Anregung von außen kam. Die Gefühle lassen sich in solche von passiver Art, wie Freude und Trauer, und in active, wie Liebe und Haß unterscheiden; Freude stehet mit Liebe, Haß mit Traurigkeit in näherer Beziehung. Namentlich ist es die Liebe (in ihrer geistigen Bedeutung erfaßt), auf welcher alle höhere Entwicklung, welche die Seele des Menschen erreichen kann, urwesentlich beruhet. Ihrem eigentlichen Wesen nach ist sie ein mächtiger, das Bewußte wie das Unbewußte durchdringender und bewegender Zug nach Vervollständigung unsers Daseyns, nach höchster und seligster Vollendung unsrer eignen Existenz. Worin könnte aber dieses Ziel seiner vollen Bedeutung nach anders gefunden werden, als in der Gemeinschaft mit dem Göttlichen. Von dieser höchsten Aeußerung der Liebe ist die Liebe der Geschlechter nur ein Vorbild.

Während das Gefühl nur auf einem Gewahrwerden des Zustandes des eignen Seelenlebens (oder der eignen Idee) beruhet, bestehet dagegen das Erkennen in einem Gewahrwerden des Verhältnisses der Idee zu andren Ideen und zur höchsten. Dazu, daß Erkenntniß zu Stande komme, ist ein Medium

nöthig, in welchem die beyden, scheinbar sonst für immer unvereinbaren Factoren: Idee und Erscheinung aufgehen und sich ausdrücken können. Dieses ist das Wort der Sprache, ein Kunstwerk, welches nur durch innere Productivität werden kann. Was die Wortsprache für das Erkennen, das ist die Musik, das ist überhaupt die Kunst für das Gefühl. Obgleich das Denken in Worten allein das erneuerte geistige Construiren der Welt möglich machet, ermangelt dasselbe dennoch hierbey jener Unmittelbarkeit, deren das Gefühl durch die Sprache der Töne fähig ist. Die Richtung so wie die Kraft des Wollens und Begehrens werden zunächst durch das Erkennen bestimmt, doch giebt es auch Regungen des Begehrens so wie des Nichtbegehrens oder Verabscheuens, welche nicht durch das Erkennen bedingt sind, sondern welche diesem vorangehen. Dieses sind die Regungen der Sympathie und der Antipathie, welche nicht selten von so prophetischer Art sind, daß sie durch die späteren Erfahrungen des Lebens in ihrer ganzen Wahrheit anerkennbar werden. Namentlich erwähnt Carus bey dieser Gelegenheit eines Falles aus der frühesten Lebensgeschichte eines Mannes, der durch sein ganz außerordentliches Talent für Zahlenrechnung berühmt geworden ist. Als man diesem in seinem frühesten Knabenalter in der Schule die ersten Ziffern vorzeichnete, fühlte er sich von einem solchen Entsetzen ergriffen, und hinweggescheucht, daß man ihn durch Schläge zum Wiederbesuch der Schule zwingen und zum Rechnen nöthigen mußte. Wenn man beachtet, wie bey diesem Manne die ungeheuere innere Praxis des Rechnens alle andern und auch die höheren Geistesrichtungen absorbirt hat, so daß sein ganzes Denken und Dichten zu der Regsamkeit einer Rechenmaschien geworden ist, dann erscheint allerdings jenes erste Entsetzen vor den Zahlen und vor dem Rechnen als das bedeutungsvolle Vorausahnen eines geistigen und darum wahrhaften Unglückes, das ihn später durch den Verkehr mit den Zahlen betreffen sollte.

Das Capitel des vor uns liegenden Buches, welches von dem Verhältniß der Seele zu andern Seelen, zur Natur und zu Gott handelt, erhebt sich zur Beantwortung einiger der ernstesten, wichtigsten Fragen, nach deren Lösung der menschliche Geist im Gebiet seines Erkennens forschen kann. Daß namentlich ein Ueberwirken von der zum Bewußtseyn gelangten Seele selbst auf Gott so wie von Gott unmittelbar auf die Seele stattfinden könne und müsse, dafür spricht a priori das Gesetz der in gewissem Maaße bestehenden Gleichartigkeit des Wesens, so wie der höhere Instinkt der gesammten zum Bewußtseyn gelangten Menschheit. Es ist der Zug dieses Instinctes, so wie das Gefühl einer gewissen Gleichartigkeit, was den Menschen zu den Erfahrungen von der Kraft des Gebetes, zu den Erfahrungen eines unmittelbaren göttlichen Beystandes und göttlichen Gnade geführet hat.

In dem letzten Hauptabschnitt seines Werkes, der „von Dem" handelt, „was im Unbewußten und Bewußten der Seele vergänglich und was darin ewig ist," spricht der Verfasser im allgemeinen den Satz aus, daß die Grundidee einer menschlichen Seele nicht blos ewig sey, als Idee schlechthin, sondern als Idee gerade dieser besonderen, von allen andern Seelen verschiedenen Seele. Nicht nur für eine Fortdauer überhaupt, sondern für eine persönliche Fortdauer unsers Wesens nach dem Tode sprach sich schon seit den frühesten Zeiten jener höhere Instinct der Menschheit aus, welcher, wie das Auge für das Licht, für das Erforschen und Erkennen des göttlich Wahren und Ewigen gemacht ist.

S.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 11. Mai.

Nro. 93. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

The lives of twelve eminent Judges of the last and of the present century by Will. C. Townsend Esq. M. A. Recorder of Macclesfield. London 1846. Zwey Bände.

Die zwölf Richter, deren Leben der Verfasser beschreibt, gehören alle England an. Ihre Zeit war die Hälfte des vorigen und das erste Viertel des gegenwärtigen Jahrhunderts. Nur Einer unter ihnen (Lord Erskine) stammte von altem Adel; einer war der Sohn eines Barbiers (Lord Tenterden); die übrigen alle aus dem Mittelstande. Zwey von diesen (Buller und Lord Kenyon) hatten keine Universität besucht, sondern waren aus der Schule in die Schreibstube eines Anwalts getreten. Alle hatten Jahre lang als Anwälte gedient, bevor sie auf den Richterstuhl erhoben wurden, und die meisten bewiesen sich in dem späteren Berufe eben so tüchtig als in dem früheren. Die merkwürdigsten darunter möchten wohl die zwey Brüder Scott, Söhne eine Kohlenhändlers, seyn. Der ältere that sich zu Oxford in den allgemeinen Wissenschaften so hervor, daß er, noch sehr jung, zum Fellow (Aufseher) an einem der Collegien dieser Universität, und nach einiger Zeit zum Professor der alten Geschichte ernannt wurde. Seine Vorlesungen, die ungemeinen Beyfall hatten, sind handschriftlich noch vorhanden, dürfen aber nach seiner ausdrücklichen Verordnung nie gedruckt werden. Erst in seinem einunddreißigsten Jahre fing er an, sich auf die Rechtskunde zu legen, und zwar hauptsächlich auf diejenigen Theile, die dem englischen gemeinen Rechte fremd, in dem Gerichte für geistliche Sachen und dem Admiralitätsgerichte gelten. Hier trat er dann als Anwalt auf, hier wurde er in der Folge Richter, und blieb es dreißig Jahre lang, mit einem Ansehen ohne Gleichen*). Erst in hohem Alter ward er geadelt

*) Als Vorsteher des geistlichen Gerichts kam er nur einmal in den Fall, die Absetzung über einen der Irrlehre angeklagten Prediger verhängen zu müssen. Es ist lesenswerth, was er aus diesem Anlasse sprach.

„Mein Geschäft ist nicht, die Zweckmäßigkeit einer gesetzlichen Anordnung zu rechtfertigen, sondern die Beobachtung derselben zu bewirken. Doch kann ich eine Bemerkung nicht umgehen. Wäre es zuläßig, daß ein Prediger sein Einkommen aus dem Vermögen der Kirche behielte, der von dem Bekenntnisse derselben in seinen Vorträgen abwiche, so würde die Kirche von der Verschiedenheit der Meynungen erdrückt werden, die aus der Schwäche unserer Natur, bey der großen Mannigfaltigkeit der Anlagen, entspringen muß. Um dieses zu verhüten, ist nöthig befunden worden, eine Liturgie aufzustellen, an die der öffentliche Gottesdienst sich halten soll, und zu verordnen, daß die Predigt mit der Lehre übereinstimme, die der Staat als christliches Glaubensbekenntniß angenommen hat. Daß es dabey bleibe, ist von der höchsten Wichtigkeit. Denn was würde aus dem öffentlichen Gottesdienste, wenn jedem frey stände, von der Kanzel aus jede Meynung, die er hegen mag, vorzutragen? Uebel wäre der Laie daran, wenn der Geistliche sich das herausnehmen dürfte. Wie das Gesetz jetzo steht, geht jeder in seine Pfarrkirche mit der Gewißheit, nichts gegen seine Ueberzeugung anstossendes zu hören. Ist Jemand nicht einverstanden mit der Lehre der Kirche, so gestattet ihm der weise und milde Geist der Duldung in unserer neueren Gesetzgebung, nicht nur auszutreten, sondern auch mit Anderen, die eine ähnliche Ueber-

und nahm als Lord Stowell seinen Sitz im Oberhause. Er starb 1836, 91jährig. Der jüngere Scott folgte nach Oxford dem Rufe seines Bruders und studirte unter dessen Leitung mit großer Auszeichnung, ging aber einer Anstellung an der Universität dadurch verlustig, daß er sich mit einer Geliebten, die er aus seiner Heimat nicht ohne ihre Zustimmung entführt hatte, heimlich trauen ließ. Nun widmete er sich, in zwar nicht ärmlichen doch sehr beschränkten Umständen, der Rechtskunde mit einem Fleiße, der alle andere Beschäftigung und alles Vergnügen ausschloß, aber auch in einigen Jahren ihn zu einem Meister seines Faches machte. Doch schwang er sich als Anwalt erst nach geraumer Zeit in Folge einiger glücklich geführten Sachen über seine Mitbewerber empor. Im zwölften Jahre nach seinem Antritte des Geschäfts war sein Einkommen davon bereits über achttausend Pf. Sterling und stieg anhaltend, bis er Oberrichter wurde, nachdem er die so anstrengenden als einträglichen Aemter eines Generalprocurators und Generaladvocaten einige Zeit bekleidet hatte. Als Oberrichter in bürgerlichen Sachen, was er nur zwey Jahre blieb, erlangte er den Adel und trat mit dem Titel Lord Eldon in das Oberhaus. Darauf wurde er Lord-Kanzler und behauptete sich auf dieser höchsten Stelle des brittischen Reiches fünfundzwanzig Jahre, länger als irgend einer der Vorgänger. Seine zahlreichen, oft mächtigen Gegner wußten ihm nur sein strenges Festhalten an dem Bestehenden und, als Richter, eine manchmal Zögerungen veranlassende Bedächtigkeit zum Vorwurfe zu machen, aber nie Mangel an Gründlichkeit, Rechtlichkeit und Milde. Siebenundsiebenzig Jahre alt, trat er freywillig ab, als Canning an die Spitze der Geschäfte kam, und lebte noch eilf Jahre, keineswegs unthätig, sondern als ein rühriges Mitglied des Oberhauses. Er hinterließ dem Enkel, der jetzt mit Ehren seinen Namen führt, ein durch tadellose Sparsamkeit gesammeltes Vermögen, das über eine Million Pf. Sterling geschätzt wurde.

zeugung haben, sich zu verbinden. Daß aber irgend ein Geistlicher seine eigene, besondere, mit der Lehre der bestehenden Kirche streitende Meynung an einem für den öffentlichen Gottesdienst dieser Kirche bestimmten Orte vorbringe, widerspricht eben so der Natur einer Nationalkirche als den Regeln jedes vernünftigen und anständigen Betragens. Auch leidet die christliche Freyheit nicht unter dieser Einschränkung, die nur zum Zwecke hat, die Uebereinstimmung, welche auf Erbauung abzielt, in der Kirche zu bewahren, aber jedem die Befugniß läßt, sich abzusondern und dahin zu begeben, wohin seine Ueberzeugung ihn treibt. Es ist also nur eine für die Sicherheit der Kirche unentbehrliche Einschränkung, und es wäre grober Widerspruch gegen den Zweck kirchlicher Ordnung, wenn man das Verfolgung nennte, daß die Kirche einen ihrer Diener für den Vortrag von Lehren, die den ihrigen widerstreiten, nicht bezahlt."

An dieser Probe mag es genug seyn. Die Menge anziehender Rechtsfälle, die in dem Buche theils erzählt, theils berührt sind, machen es zu einem wahren Lustgarten für Freunde der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens.

Statistique générale méthodique et complète de la France, comparée aux autres grandes puissances de l'Europe, par J. H. Schnitzler, Chevalier etc. Paris 1846. Vier Bände. 8.

In der Vorrede zu diesem, mit vielem Fleiße ausgearbeiteten Werke, bemüht sich der Verfasser, den Begriff und die Aufgabe der Statistik auszumitteln, nachdem er den Vorwurf eines Poeten, die Statistiker wüßten nur Steine zusammenzutragen, höflich abgelehnt hat. „Die Statistik," sagt er, „ist die wissenschaftliche Darlegung der verschiedenen Interessen einer Bevölkerung, die als politische Gesellschaft organisirt ist;" fügt aber sogleich, wie um die Wahl zu lassen, hinzu: „die Uebersicht, entweder vollständig oder theilweise, von den Elementen des Wohlstandes, der Macht und der Größe einer Nation." Sind auch diese nicht wenig von einander abweichenden Erklärungen etwas befriedigender, als die in der Note zu S. IX. angeführte des alten Achenwall („Statistik eines Landes und Volkes ist der Inbegriff seiner Staatsmerkwürdigkeiten"), so stellen sie doch die Statistik nicht hoch genug in Vergleichung mit dem geistreichen Ausspruche Schlözers, nach welchem sie nichts anderes als stillstehende oder zum Stehen gebrachte Geschichte ist. Wie

wenig der Verfasser geneigt ist, die Aufgabe so weit zu dehnen, giebt er III. 17 zu erkennen, wo er sagt: „Der politischen Oekonomie steht es zu, die Wirkungen der übergroßen Zerstückelung des Grundeigenthumes zu würdigen; der Beruf des Statistikers ist auf die Festsetzung der Thatsachen beschränkt." Gleich als wären jene Wirkungen nicht auch Thatsachen, und zwar von größter Wichtigkeit, die eben auch der Festsetzung bedürfen, bevor sie gewürdigt werden können.

Hieran ist zu erkennen, was sich an dem Werke vermissen läßt. Davon abgesehen, zeigt es einen großen Reichthum, wohl geprüft und geordnet. Den ersten Band, der Bevölkerung gewidmet, eröffnet eine geographische Uebersicht; den zweyten nehmen Staat und Kirche mit ihren Anstalten ein; der dritte handelt von den Erzeugnissen des Bodens und des Gewerbsfleißes; der vierte von dem innern und dem auswärtigen Handel. Ref. will einige Angaben von Bedeutung ausheben.

Zu den Vorzügen des Bodens gehört, daß nur $\frac{1}{180}$ desselben Sumpfland, auch dieses großentheils nicht unfruchtbar, $\frac{1}{10}$ Weizenboden und $\frac{1}{25}$ Weinland ist. Von allem Weizen und allem Wein, den Europa erzeugt, wächst und zwar von dem ersteren mehr als die Hälfte, von dem letzteren nicht viel weniger in Frankreich (III. 47. 66). Der Gesammt-Ertrag an Getreide giebt in guten Jahren einen Ueberschuß, der jedoch nicht beträchtlich ist; in unergiebigen ist er für den Bedarf weit nicht ausreichend. Von Wein, dessen Gesammt-Ertrag 36 Mill. Hektoliter und dessen Mittelpreis von der Kelter aus nicht höher als 11 Franken 40 Cent. für den Hektoliter ist, werden nur 1,300,000 Hektoliter (gegen zwey Millionen bayer. Eimer) ausgeführt und bringen 48 Mill. Fr. ein, dagegen erreicht das ganze Erzeugniß der Bierbrauerey (III. 326) noch nicht 4 Millionen Hektoliter, also nur etwa ein Achtel des Weinverbrauches. Das rohe Einkommen vom Landbau sammt der Viehzucht wird auf 6000 Millionen Fr., das reine auf 1500 bis 2000 geschätzt; der Werth des Grundeigenthumes auf 45000 Mill. Fr. und die darauf haftenden Hypothekschulden auf 13000 Mill. Man zählt 5 Mill. Grundeigenthümer (in England mit Wales nur 200,000). Unter beynahe 11 Millionen Grundsteuer-Numern sind nur 13,361 über 1000 Fr., dagegen fast $8\frac{1}{2}$ Million. niedriger als 20 Fr., unter diesen mehr als 5 Mill., die unter 5 Fr. stehen. Im Jahre 1842 betrug die Grundsteuer 271,252,000 Fr., und die Umschreibgebühr (Enregistrement) $203\frac{1}{2}$ Mill. Im J. 1835 wurde Grundeigenthum durch Erbschaft in einem Werthe von 989,953,683 Fr. und durch Verkauf in einem Werthe von 1,248,889,910 Fr. übertragen. Das ist eine Beweglichkeit des Eigenthums, die wohl selbst jenem ehemaligen Landrichter in Franken genügen möchte, welcher darzuthun suchte, der Hauptgegenstand des Handels müßte der Grundbesitz seyn.

Die Bevölkerung, die im Jahre 1791 noch auf 26,363,000 stand, war 1841 zu 34,230,000 Köpfen angewachsen. Jetzt wird der jährliche Zuwachs auf 150,000 geschätzt. Paris hatte im J. 1800 nur 547,000, im J. 1841 schon 912,000 Einwohner. Die Bevölkerung der Städte verhält sich zu der ländlichen wie 235 zu 764, oder 8 Mill. leben in der Stadt, 26 auf dem Lande; die mittlere Lebensdauer ist 34 Jahre. Uneheliche Kinder zählt man im Durchschnitte 1 auf 14, zu Paris 28 auf 100. Eheliche Kinder sterben 28 auf 100, uneheliche 61, zu Paris sogar 77. Die mittlere Leibesgröße ist jetzt (gestiegen seit der Juli-Revolution, sagt ein von dem Verf. angeführter Schriftsteller,) fünf Fuß. Wie groß aber die Verschiedenheit, ist daran zu sehen, daß in einem Departement (Haute-vienne, wo die Hauptnahrung Kastanien sind) unter 1000 Conscribirten 818 zu klein befunden wurden; in einem andern (Doubs, ehemals Franche Comté) nur 73.

Auf nicht ganz 3 Millionen wird die Zahl der zum französischen Stamme nicht gehörenden Einwohner angeschlagen; darunter 1,300,000 Deutsche und nur 70,000 Juden. Der einzige Bezirk, wo das Deutsche überwiegt, ist die Heimat des Verfassers, das Elsaß, „où les Allemands forment une masse compacte généralement peu susceptible de fusion avec l'élément français, malgré le vif sentiment national de cette population frontière." Der Widerspruch, an welchem dieser Satz zu leiden scheint, hebt sich in der Erwägung auf, daß der Verf. seinen Landsleuten Anhänglichkeit an den Staat, welchem sie angehören, und nicht Zuneigung zu dem

Volke, das in demselben die Oberhand hat, zuschreiben wollte.

Noch 1829 war die größere Hälfte der Gemeinden ohne Schule; 1843 war es nur noch der zehnte Theil. Im Jahre 1827 fanden sich 169,241 Conscribirte, die keinen Unterricht empfangen hatten, und nur 114,581, die lesen und schreiben konnten; 1841 war die Zahl der Letzteren auf 171,084 gestiegen, der ersteren auf 129,748 gefallen. Unter den 10 Departements, welche sich durch „Minimum der Unwissenheit" auszeichnen, sind die vier, in welchen am meisten Deutsche wohnen.

Life of the Amir Dost Mohammed Chan of Cabul . . . including the victory and disasters of the British Army in Afghanistan. By Mohan Lal Esq. knight of the Persian order of the sun... London 1847. Zwey Bände mit mehreren Bildnissen. gr. 8.

Wahrscheinlich das erste Geschichtsbuch in einer abendländischen Sprache aus der Feder eines Mittel-Asiaten. Der Verf. war viele Jahre im Dienste der ostindischen Compagnie als Dolmetscher und Geheimschreiber, hauptsächlich auf Geschäftsreisen in den Nachbarländern, und ist jetzt für die bewiesene Treue und Geschicklichkeit durch einen reichlichen Ruhegehalt belohnt. Was er hier mittheilt, hat er meist an Ort und Stelle gesehen und gehört oder auch gelitten. Obgleich, wie er mehrmals zu verstehen giebt, Manches entweder beseitigt oder doch verhüllt werden mußte, das, vorgezeigt, den Anstand verletzt hätte, welcher zumal in einem der Königin Victoria gewidmeten Buche zu beobachten war, so blieb doch von morgenländischem Gepräge genug übrig, der Erzählung einen eigenthümlichen Werth zu geben.

Die Lebensgeschichte des Afghanen Dost Mohammed hat zwar an sich nichts Merkwürdiges; sie ist, gleich anderen aus jenen Gegenden, ein Gewebe von Abenteuern voll Niederträchtigkeit, Betrug, Meineid, Raub und Mord, wodurch der Mann seine Macht erlangt, verloren und wieder gewonnen hat; zur Auszeichnung gereichen ihr jedoch Sittenzüge, die dem Europäer gewöhnlich entweder verborgen oder unverstanden bleiben.

Noch weit schätzbarer sind die ausführlichen Mittheilungen über die erste Besetzung Cabul's durch die Engländer und über die groben Fehler, namentlich in der Verwaltung, die ihnen den Haß des Volkes und seiner Häupter, darauf in Folge beyspielloser Sorglosigkeit die schreckliche Niederlage im November 1841 zuzogen. So freymüthig der Verf., der Augenzeuge und viel betheiligt war, hierüber spricht, so eifrig, in seiner morgenländischen Weise, nimmt er das Andenken Sir Alexander Burnes, seines Vorgesetzten, gegen ein Gerücht in Schutz, das ihn beschuldigte, verbotenen Umgang mit afghanischen Frauen gepflogen und dadurch die Vornehmen zu dem Aufstande, dessen erstes Opfer er und sein Bruder wurde, gereizt zu haben. Das ist ganz ungegründet, sagt der Verf.; Burnes und die übrigen Angestellten waren alle mit Weibern aus Caschmir (der Heimat des Verf.) versehen. Allerdings aber, fährt er fort, war unter d n Beschwerden der Großen Cabul's nicht die kleinste, daß Burnes mehrere Engländer, bey welchen afghanische Weiber Aufnahme begehrt und gefunden hatten, nicht ernstlich anhielt, diese an ihre Männer oder Herren zurückzuweisen.

Bemerkenswerth ist auch, was der Verf. über die Gefangenschaft und Hinrichtung Stoddart's und Conolly's zu Bochara berichtet. Der Uzbeckische Herrscher ließ beyde hinrichten, „bloß aus Eitelkeit, um sagen zu können, auch er habe das Blut von zwey Unglaubigen vergossen, wie deren Tausende durch die Glaubigen von Cabul getödtet worden seyen." II. 455.

Erinnerungen aus meinem Leben. Von Wilhelm Ludwig Victor Grafen Henckel von Donnersmarck, k. preuß. Generallieutenant a. D. Zerbst 1846. 675 S. 8.

Ein nicht unwichtiger Beytrag zur Geschichte der Kriege von 1806—1815, ob er gleich meist nur an den Rand des Schauplatzes führt. Ueber die Ursachen des Unglücks im J. 1806 ist manches weniger bekannte angemerkt, wie S. 43, mit Bezug auf eine, in den Beylagen angefügte Rangliste: „Alle höheren Generale waren siebenzig Jahre und älter, alle Stabsoffiziere zwischen fünfzig und sechzig Jahren und darüber." Ein historisches Kleinod aber ist S. 94—97 die Erzählung, welche der Verf. mit den Worten beschließt: „So kann man mit Wahrheit sagen, daß wohl selten einem Unterthan die Geschicke seines Vaterlandes und Europas mehrere Male so in die Hand gegeben worden, als meinem Schwager, dem General von der Infanterie und General-Adjutanten des Königs, von dem Knesebeck."

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 12. Mai.

Nro. 94. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Julii Pollucis Onomasticon. Ex Recensione Immanuelis Bekkeri. Berolini A. 1846. Prostat in Libraria Friderici Nicolai. S. IV. und 494. gr. 8.

In der überaus kurzen Vorrede berührt der verdienstvolle Herausgeber seiner Gewohnheit nach nur die kritischen Hilfsmittel und Leistungen dieser Ausgabe, wobey es wiederum nur auf Verbesserung des Textes abgesehen ist. Diese letztern im Einzelnen zu würdigen muß ich besser ausgerüsteten Kritikern überlassen. Ich werde mich in diesem kurzen Bericht darauf beschränken, zuvörderst zu den neuerlich wieder besprochenen persönlichen Verhältnissen des Pollux Einiges nachzutragen, neuere Urtheile über den Werth seines vorliegenden Werkes zu berühren, und endlich mit Benützung einer Handschrift und der Bemerkungen einiger neueren Kritiker über verschiedene Stellen dieses Werkes zu sprechen, und damit sowohl dem berühmten Bearbeiter als auch dem gelehrten Verleger dieser schönen Ausgabe meinen Dank abzutragen.

Zuerst ein Wort über den Namen dieses Grammatikers und Rhetors, der zu Naukratis in Aegypten geboren, von seinem Vater und von andern Lehrern gebildet, unter den Kaisern Marcus Aurelius und Commodus in Rom und in Athen die Augen der Welt, aber auch den gerechten Tadel vieler seiner Zeitgenossen auf sich zog. Er hieß nämlich *Πολυδεύκης*, wie ein Sklave und Liebling des Herodes Attikus, der auf dessen Inschriften (bey Böckh: Corp. Inscr. Vol. I. 541—544) auch als *Πολυδευκίων* vorkommt, und womit eben deßwegen unser Sophist von Manchen verwechselt worden. Uebrigens gehörte dieser Name zu den bey Sklaven gebräuchlichen und deßhalb in der Komödie oft gehörten, indem es die Alten liebten, ihren Sklaven heroische Namen zu geben; wie denn derselbe Herodes noch einen andern Bedienten Namens Memnon hatte (Moses du Soul ad Lucian. Demon. 14. p. 385. Plutarch. Moral. p. 777. p. 117 mit Wyttenb. Lud. Kayser ad Philostrat de vit. Sophist. p. 306 ed. minor). — Ich bemerke hierzu im Voraus, daß nun Lucian's (Rhetor. praeceptor. cap. 24) Anspielung um so pikanter wird, wenn er jenen gemein gewordenen Namen durch die Worte Sohn des Zeus und der Leda umschreibt. Und hiermit komme ich sofort zur Persönlichkeit des Pollux. Sie bietet drey Seiten dar, die menschliche, die rhetorische und die grammatische, und diese haben nicht nur in einem eigenen Capitel sondern auch in einigen andern von Philostrat's Leben der Sophisten, in einem Artikel des Suidas, durch eine kritische Ausführung des Tiberius Hemsterhuys und neuerlich durch eine gelehrte Epikrise Ranke's [1]) mannigfaltige Beleuchtung erhalten; so daß mir nur eine kleine Nachlese übrig bleibt; wozu ich denn auch unverweilt übergehe: Pollux hatte durch seine Kunstreden und honigsüße Stimme die Gunst des Kaisers Commodus in so hohem Grade gewonnen, daß

1) C. F. Ranke, Pollux et Lucianus. Commentatio. Quedlinburgi 1831, eine gehaltreiche Schrift, auf die wir zurückkommen werden.

ihm dieser den angesehensten Lehrstuhl (*θρόνος*), den zu Athen, zuerkannte (Philostr. II 12 p. 98 Kays.). Dorten aber ward er eben als ein kaiserlicher Günstling und Eindringling, vielleicht auch anderer Ursachen wegen —, wovon hernach —, von den Athenern nicht nur übel angesehen, sondern auch verächtlich behandelt, und nach der Sitte der Zeit, welche unbeliebte öffentliche Lehrer auch öffentlich verspottete, mit einem tadelvollen Beynamen belegt [2]). — Aber in derselben Stadt Athen trat ihm auch ein strenger Kunstrichter gegenüber, Athenodoros aus Aenos, Schüler des Aristokles (nicht des Aristoteles, wie es in der Paulyschen Encyclopädie I. S. 903. heißt) und des Chrestos. Dieser machte sich ein Geschäft daraus, den Pollux wegen des kindischen Putzes und des täuschenden Scheines seiner gehaltlosen Reden, die der Kritiker mit den sprichwörtlich gewordenen Gärten des Tantalus verglich, aufs schärfste zu züchtigen [3]).

2) Tib. Hemsterhusii Praefat. ad Polluc. pag. 26. ed. Amstel. 1706. Ranke hat darüber kritische Vermuthungen gewagt, die ich jedoch übergehe.

3) Philostr. de V. Soph. II. 14. p. 594. sq. p. 94. Kays. ed. minor. p. 259. ed. maior — *ἐπέσκωπτεν αὐτὸν ταῖς διαλέξεσιν* (wo Schneider unnöthig *ἐν* eingeschoben) *ὡς μειρακιώδη, λέγων „οἱ Ταντάλου κῆποι“ κτλ.* wo Hemsterhuys Praefat. p. 28 sq. nur *ἐπέκοπτεν* gelten lassen wollte, und so citirt auch Steph. Thesaur. III. p. 647 Didot; wogegen Ranke p. 12 die erstere Lesart gutheißt, und sie ist seitdem durch die Codd. gerechtfertigt; S. L. Kayser p. 158 und 358 und zur Vita Apollon. pag. 248. Vergl. über diese immer wiederkehrenden Varianten Wyttenbach Indic. Verbb. Plutarch. p. 652 und jetzt Sext. Empir. Pyrrh. Hypotyp. I. 224 p. 51 Bekker. — Ueber die Gärten des Tantalos s. die griech. Ausleger zur Odyss. XI. 585., Platonis Gorg. pag. 525 p. 168 Bekker und die Paroemiographi p. 161 sp. ed. Leutsch et Schneidew. mit den Noten. — Im Leben des Sophisten Antipatros beym Philost. II. 24. p. 103 Kays. wird der Tadel der Vorträge des Pollux so ausgesprochen: er habe die Bewegungen der Gedanken durch die Rhythmen seines Ausdrucks gebrochen. Daß auch in der Schule des Chrestos unter dem Namen „der Aegyptier“ als Verführer der Jugend Pollux bezeichnet werde, wie Ranke p. 35 behauptet, möchte

Daß aber selbst Lucianus den Pollux noch schmählicher behandelt haben sollte, konnte den Herausgeber des letzteren, den er nicht blos schätzte, sondern, wie er selbst sagt auch liebte, nicht anders als in große Verlegenheit bringen, zumal er den ersteren noch höher schätzen mußte, und in reiferen Jahren mit vollkommener Kritik ebenfalls bearbeitet hat. Da nämlich ein Scholiast des Lucianus die Bemerkung gemacht, dieser Satyriker habe auf den Pollux angespielt, und diesen Rhetor und Grammatiker aufs schärfste gezüchtigt, so mußte Tiberius Hemsterhuys sich aufgefordert fühlen, diese Nachricht als durchaus grundlos zu widerlegen. Wenn ihm hierbey mehrere berühmte Kritiker beypflichteten, andere das Zeugniß des Scholiasten aufrecht zu halten suchten, so hat dagegen der geistreiche Uebersetzer Lucian's jene Notiz nicht einmal einer Widerlegung werth gehalten. „Daß es damals, sagt er, an rhetorischen Scharlatanen, auf welche die meisten Züge dieser halb lachenden halb bitteren und brennenden Satyre passen mochten, nicht gefehlt habe, kann keinem, der mit dem Genius des Lucianischen Zeitalters bekannt ist, zweifelhaft seyn: indessen fällt doch, bey Durchlesung derselben, deutlich genug in die Augen, daß es hauptsächlich auf Einen gemünzt war, der sich, wir wissen nicht warum, wie, wo und wann, den Unwillen und die Rache unsers Autors zugezogen zu haben scheint. Wer dieser Unglückliche gewesen sey, ist unbekannt: denn das Vorgeben des Scholiasten [4]), daß es Julius Pollux sey, beruht auf so armseligen Gründen, daß es die Ehre kaum verdiente, von einem wie Tib. Hemsterhuys in seiner Vorrede zum Onomastikon des Pollux widerlegt zu werden [5]). — Und den-

ich mit dem neuesten Herausgeber Philostrats bezweifeln (Kayser ad Philostr. V. S. II. 11. p. 355 ed. min.).

4) Ad Luciani Lexiphan. Tom. II. p. 317 und ad Rhetor. praeceptor. Tom. III. p. 1. ed. Wetst. Amstel.

5) Wieland zur Rednerschule; sechst. Theil seiner Uebersetzung, der Leipz. Ausg. Die älteren Gelehrten, die sich für den Scholiasten oder für Hemsterhuys erklärt haben, führt Ranke Praefat. p. 1 an. Ich füge einige Neuere bey: Jacobs ad

noch ist es dem Verfasser einer neuen Epikrise [6]) gelungen unwidersprechlich darzuthun, daß aller Aufwand von Scharfsinn des großen Hemsterhuys verschwendet und der Sachverhalt, wie ihn jener Scholiast darstellt, vollkommen richtig sey. Da neuerlich ein gelehrter Freund [7]) das Endergebniß der Ranke'schen Untersuchungen mitgetheilt hat, so begnüge ich mich meine Leser darauf zu verweisen, und nur folgendes Wenige hinzuzufügen, nämlich daß Pollux von Marcus Aurelius niemals zum Lehrer seines Sohnes bestellt, von diesem auch selbst blos wegen seines anmuthigen Vortrags durch den Lehrstuhl zu Athen begnadigt worden, und daß Philostrat's Stillschweigen über den sittlichen Charakter dieses Sophisten höchst verdächtig sey; weßhalb Ranke (pag. 37) sich zu sagen berechtigt fühlt: „Ac Pollucem quidem utilissimorum Onomasticorum conditorem grammaticumque non contemnendum, si nec rhetorem nec hominem bonum fuisse vidimus etc.“ —

Aber, wo wir nun am Ende zu seyn glauben, wendet sich die Sache auf einmal ganz anders, denn nicht deßwegen hat Hemsterhuys vergebliche Mühe aufgewendet, weil es nicht Pollux ist, von dem hier die Rede, wie Wieland meint, sondern weil nicht Lucian, sondern ein unbedeutender Nachahmer desselben gegen den Pollux in die Schranken tritt. — So werden wir nämlich von Herrn Bernhardy [8]) indirect belehrt, wenn er jene Rednerschule als

Antholog. graec. Vol. IX. p. 413, welcher der älteren Meynung (d. i. des Scholiasten) folgt; Schoell Hist. de la Lit. gr. IV. p. 268 und V. pag. 8, der sich an Wieland anschließt, und Picot, in der Biographie universelle XXXV. p. 206, der einen Mittelweg versucht, welcher aber ein Irrweg ist.

6) Dem schon oben genannten Ranke, in seiner Abhandlung Pollux et Lucianus, abgesehen davon, daß er sich einige zu kühne Hypothesen erlaubt hat, und sein Vortrag manchmal lichtvoller seyn könnte.

7) Ludov. Kayser ad Philostrat. de Vit. Sophist. XII. pag. 355 sq. pag. 257 sq. ed. maior.

8) Im Grundriß der griechischen Literatur I. S. 432.

„ein mittelmäßiges Genrebild“ bezeichnet, welches eher von einem halbgebildeten Manieristen, als von Lucian im Greisenalter auf Compilatoren, die dem Pollux geistesverwandt waren, gerichtet seyn konnte.“ — Aber hat denn der deutsche Bentley nicht bedacht, daß der niederländische Kritiker auch damals schon, als er des britischen Bentley anderweitige Zurechtweisungen dankbar aufzunehmen alle Ursache hatte [9]), mit Lucian's Ton und Art doch schon so vertraut gewesen, um sich eines unbekannten Manieristen wegen in so große Unkosten unnöthiger Weise zu stellen; nicht zu gedenken, daß alle damaligen und heutigen Philologen die Rhetorenschule wenn gleich für kein Meisterwerk, so doch für ein Werk des Lucianus halten? — Was aber die Hauptsache ist, so verrathen ja die Worte jenes Scholiasten deutlich genug, daß dieser mit seiner Note nicht seine eigne Meynung, sondern eine allgemeine hergebrachte Annahme ausgesprochen habe, daß Lucianus Verfasser jener Satyre sey, und, mit Wieland zu sprechen, es damit auf den Pollux gemünzt habe [10]).

Bringen wir also den Werth seiner Schriften in Anschlag, so möchte das Endurtheil dahin ausfallen, daß die Zeit selbst über sie gerecht gerichtet habe. Denn von den zwey Classen, in die sie zerfallen, möchte nach Allem was wir beym Philostratus, Lucian und A. darüber lesen, der Verlust der rhetorischen, die sämmtlich untergegangen, für uns von keiner großen Bedeutung seyn. Desto wichtiger ist das einzige in relativer Integrität erhaltene grammatische, nämlich eben dieses Onomasticon. Obschon auch darüber bis auf den heutigen Tag sehr ungleiche Urtheile ergangen; denn wenn Hemsterhuys sich zur Bewunderung desselben ja Zuneigung zu seinem Verfasser hinreißen ließ [11]), vernehmen wir neuerlich zum Theil sehr ungünstige Aeußerungen darüber; wie z. B. von einem unsrer ersten Kriti-

9) Ruhnkenii Elog. Hemsterhusii I. p. 253 sqq.

10) Φασὶν ὡς εἰς Πολυδεύκη τὸν ὀνοματολόγον ἀποτεινόμενον Λουκιανὸν τοῦτον γράψαι τὸν λόγον. κτλ. vergl. Ranke III. 1. pag. 30 sq.

11) S. Ranke I. 6. pag. 11, der selbst ein sehr billiges Urtheil darüber fällt.

ker [12]): „Pollux ist ein sehr unzuverlässiger Compilator, der ohne Kenntniß der Sachen seine Nachrichten aus allerley Schriften zusammen getragen hat," und von einem kurz vorher angeführten: „Das mehr aus Observationen als aus kritischem Tact hervorgegangene Lexikon des Pollux [13])." Am gerechtesten würdigt, meines Bedünkens, den Verfasser und sein Werk unser Herausgeber desselben im Anfang der Vorrede mit folgenden wenigen Worten: „Julium Pollucem sophistam novimus λεξιφάντην, sed eundem rerum multarum, quae iam aliunde disci non possunt, auctorem et magistrum." Was das Letztere betrifft, so haben die eben neuerlich wieder angeregten Untersuchungen deutscher Alterthumsforscher über die Kunst überhaupt, besonders Baukunst, Theater-Gerichts-Wesen Staatsverfassung u. s. w. zur Genüge erwiesen, wie unentbehrlich diese, wenn auch mitunter ziemlich ungeordnete Material-Sammlung dieses Pollux sey, der kostbaren Ueberreste Griechischer Autoren, besonders der Poeten, die sie enthält, nicht einmal zu gedenken.

Ueber den Titel dieses Real-Lexikon's [14]), so wie über seinen Zweck und Plan hat sich bereits Hemsterhuys (Praefat. pag. 35 sq.) zur Genüge erklärt und unser Herausgeber hat mit Recht den üblichen Onomasticon beybehalten. Die zahlreichen Anführungen des Werkes, wovon ich so eben in der Note eine neue Probe gegeben, beweisen hinlänglich, wie sehr es von den nachfolgenden Grammatikern und Commentaren benutzt worden [15]); wie denn auch die ansehnliche Zahl der übrig gebliebenen Handschriften den häufigen Gebrauch, den man von ihm gemacht, außer allem Zweifel setzt [16]). Die besten unter diesen und die Excerpte aus ihnen beweisen aber auch, wie sehr diese Sammlung, der wir in der griechischen Literatur keine andere an die Seite setzen können, im Laufe der Zeiten und unter den Händen so vieler Abschreiber gelitten hat; wie viel also die bisherigen Herausgeber, denen doch die besten Codices zu Gebote gestanden, ihren Nachfolgern zu thun noch übrig gelassen, und warum Herr Im. Bekker in der Vorrede sich folgende Aeußerung erlauben durfte: — Hunc auctorem cum ita editum viderem ut, quanto cum dispendio emeretur, tanto cum taedio legeretur, experiri iuvabat ecquo pacto habilem possem parvoque parabilem reddere.

12) Godofr. Hermann Opuscc. VI. 2. p. 133 ff.

13) Bernhardy Grundr. der gr. Litt. I. S. 432, der jedoch Real-Lexikon hätte sagen sollen, denn es ist nicht nach dem Alphabet geordnet, was die Alten schon ein Lexikon nannten, wie das Personal-Lexikon des Suidas, durch dessen neue Bearbeitung er sich selbst verdient macht.

14) Ὀνομαστικόν (ὀνομαστικὸς hat unser cod. Palatin. gleich in der ersten Zuschrift) und ὀνομαστικά. Dieser letzte Titel wäre freylich der passendste, weil er die Mehrheit der zehn Bücher bezeichnet, so wie Pollux sie einzeln überreichte; und wirklich citirt der Scholiast des Plato in Alcib. prior. p. 385 Bekker: Πολυδεύκης ἐν Ὀνομαστικοῖς (aus einer andern Quelle als aus den Commentaren des Proclus und Olympiodorus) so wie Eustathius in Odyss. p. 1807. 6 des Herodianus Ὀνοματικὰ citirt; über welchen Unterschied man Hemsterh. Praefat. p. 34—36 und jetzt L. Dindorf in Steph. Tesaur. Paris. V. p. 2032, 2034 nachsehen muß.

15) Daß auch Eudocia den Pollux manchmal ausgeschrieben zeigt die Stelle des letztern vom Purpur I. 45 sqq.; welche, wie die Citate mehrerer anderer jüngst bekannt gewordene Grammatiker, der Lesarten wegen, Beachtung verdienen, vergl. Wyttenbach. Biblioth. crit. VII. pag. 18.

16) Ueber sie vergl. man die Vorreden zur Amsterdamer Ausgabe, besonders die Hemsterhuysische p. 23 sqq. und Fabricius und Harles Biblioth. graec. VI. p. 142.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Mai.

Nro. 95. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Julii Pollucis Onomasticon. Ex Recensione Immanuelis Bekkeri. Berolini A. 1846. Prostat in Libraria Friderici Nicolai. S. IV. und 494. gr. 8.

(Schluß.)

Hierauf theilt er eine kurze Charakteristik der drey von ihm gebrauchten Handschriften mit, nämlich zweyer Pariser, von ihm mit A. und B. bezeichnet, und des Pfälzer = Heidelberger, C. [17]). Darauf schließt er mit der Bemerkung: „Est ubi ab his et reliquis codicibus destitutus meas secutus sim opiniones. ibi simpliciter, quid vulgo legatur, soleo commemorare," welches mich in dieser Kürze der Mühe überhebt, die aus Conjecturen unseres Kritikers hervorgegangenen Verbesserungen besonders auszuzeichnen. Ich gebe nun zuvörderst in deutscher Uebersetzung den für den Mann und sein Werk charakteristischen ersten Brief mit den Varianten der Heidelberger Handschrift, denen ich noch eine Zahl aus dem ersten Capitel folgen lasse, und sende zu einigen andern Büchern verschiedene Noten nach, besonders zu Stellen, welche die neueren Kritiker berührt haben.

17) Das ist der von Jungermann ganz verglichene Cod. Heidelb. Nr. 375, von dem Hemsterh. Praef. p. 23 spricht, und aus welchem Bast ad Gregor. Corinth. pag. 852. Schriftproben gegeben hat. Da diese schöne Pergamenthandschrift wieder vor mir liegt, so will ich eine Anzahl Leseproben daraus mittheilen.

Der Titel stehet im cod. Palat-Heidelb. Nr. 375 nicht vor diesem Briefe fol. 53 verso, sondern vor der Epitome des Harpocration, welche voransteht und lautet so: *Πολυδεύκους ὀνομαστικόν.* — Polydeuchys, — ohne: *Ἰουλίου.*

Dem Cäsar Kommodos sendet Julios Polydeukes seinen Gruß. O Sohn eines guten Vaters. Ein väterliches Besitzthum eignet Dir gleichermaßen, das Königthum und die Weisheit. Der Weisheit ein Theil besteht aber in der Tugend der Seele, der andere in dem Gebrauch der Stimme. Der Tugend Anweisung hast Du in deinem Vater: im Betreff der Redekunst würde er, wenn er selbst Muße hätte, so viel leisten, daß Du unserer am wenigsten bedürftest. Da ihn aber die Wohlfahrt der Welt beschäftigt hält, (*ἀσχολεῖ* Cod. *ἀπασχολεῖ* Bekker, — feiner, vergl. die Ausleger zu Herodian. VII. 2. Irmisch u. s. w.). — Deßhalb will ich wenigstens (*ἐγὼ γοῦν* Cod. *ἔγωγ' οὖν* Bekk.) in einem Stück Dir zur Wohlredenheit verhelfen. Onomastikon (*ὀνομαστικὸς* Cod. — s. Jungermann ad h. l. u. Hemsterh. Praef. p. 35. Darauf fehlt *ἐστὶ* im Cod.) ist des Buches Aufschrift; es weiset aber nach wie viel gleichbedeutende Wörter es giebt, um abwechseln zu können, und mit welchen man jeglichen Gegenstand füglich bezeichnen kann. Denn mein Bestreben ist nicht so sehr auf (der Wörter) Menge als auf die Auswahl hinsichtlich der Schönheit gerichtet worden. Jedoch umfaßt dieses (*τοῦτο* Cod. *τουτὶ* Bekk.) Buch nicht alle Benennungen; denn es wäre nicht leicht gewesen, alle in Einem Buche zusammenzufassen. Ich werde aber den Anfang machen, von welchem den Frommen es vor-

nehmlich geziemt,[18]) von den Göttern; alle übrigen Gegenstände aber, so wie ein jeglicher sich mir darbietet, ordnen. Lebe wohl.

Es folgt im Cod. die Ueberschrift: Ψ. Περὶ Θεῶν (Vid. Jungermann). Der Artikel I. beginnt:

§. 5. Θεός καὶ Θεοὶ καὶ δαίμονες οἱ Θεοὶ παρ' ὁμήρωι. Cod.: Θ. κ. Θ. κ. δαίμονες· οὕτω γὰρ Ὁμήρῳ δοκεῖ δαίμονας καλεῖν τοὺς Θεούς Bekk. Wodurch dieser Codex sich schon vom Anfang an als einen der abkürzenden ankündigt; welchen Charakter er beybehält.

§. 6. 'επεὶ δὲ τῆς αὐτῆς χρείας cod. vergl. Jungerm. ἐπειδὴ τ. αὐτ. χρ. Bekk. σηκός τέμενο Cod. σηκὸς καὶ τέμενος B. — Zwey Zeilen weiter fehlen im Cod. die Worte: ὡς οἱ τραγῳδοὶ „ἁγνὸν εἰς σηκὸν Θεοῦ." (vergl. Jungerm.).

§. 7. εἰκόνες, μνήματα μιμήματα cod. εἰκ. μιμ. B. vergl. die Ausleger οὕτω δ' ἂν κυριώτατα καλοῖτο ἢ ἐν πρυτανείῳ — ἀνάπτομεν. Cod.: ο. δ. κ. καλοίης τὴν εν. πρ. — — ἀνάπτεται. Bekk.

§. 8. ἐσχάρα δοκεῖ μὲν ὀνομάζεσθαι Cod.: ἐσχ. δ' ἰδικῶς δ. μ. ὧδε ὀν. Bekk. — ἐφ οἷς Cod. vitiose, ἐφ' ἧς Bekk.

§. 9. εἰ δὲ χωρίον ἄβατον εἴη τοῦ ἱεροῦ, καλοῖτ' ἂν καὶ ἄδυτον καὶ ἀψαυστούμενον. Cod. εἰ μέντοι καὶ τιχωρ. ἄβ. ε. τ. ἱ. τοῦτο καὶ ἄδυτον εἴποις ἂν κ. ἀψ. Bekk.

§. 10. ἄλση τεμένη ἕρκη, ὁ δὲ περὶ αὐτὰ κύκλος περίβολος Cod.: ἄλσ. τε καὶ τ. καὶ ἑρκ, καὶ δ. π. α. κ. Bekk. τὸ δὲ ἐν αὐτοῖς ἄσυλον καὶ κρησφύγετον καλεῖται, et ab alia manu: καὶ ἱεροὶ ὅροι Cod.: εἰ δὲ καὶ ἄσυλόν τι εἴη, τοῦτο κρησφύγετον λέγε καὶ φύξιμον· καὶ ἱεροὺς ὅρους Bekk. cf. Jungerm.

§. 11. καὶ ἐγεῖραι καὶ ἀναστῆσαι νεών Cod.: κ. ἐγ. νεὼν κ. α. ν. Bekk. und zwey Zeilen weiter: φιλότιμον cod. φιλοτιμότερον. Bekk. — τὸ δὲ ἔργον ἐργασία, ποίησις und auch im Folgenden eine andere Anordnung der Wörter als bey Bekk. aber am Rande von anderer Hand corrigirt. Vergl. Jungerm. et Kühn.

§. 12. οἱ δὲ κατασκευάζοντες τοὺς ναοὺς — τεχνῖται ἐρεῖς δὲ τοὺς μὲν und auch das Folgende abgekürzt Cod.: οἱ δὲ κ. τ. νεώς — εἴποις ἄν, Bekk. und gleich zunächst: φιλοτιμούμενος δὲ καὶ νεωποιούς. Hierzu vergl. oben §. 11. καὶ νεωποιῆσαι und X. §. 188, wo Philon und Theodoros citirt werden: ἐν τῇ τοῦ νεὼ ποιήσει (s. dazu Hemsterh. p. 1381 und K. O. Müller's Handb. d. Archäol. d. K. I. 35. S. 18.)

§. 13. Fehlt im Cod. ὡς 'Αριστοφάνης, ist jedoch von einer andern Hand am Rande ergänzt. — Zunächst fehlt im Cod. nach ἀγαλματοποιικήν das Folgende: καὶ Θεοποιητικὴν und drey Zeilen weiter nach μιμήσασθαι das Verbum δεῖξαι und nach τυπῶσι hat der Cod. οὐχὶ δὲ μορφῶσαι statt:

18) Wenn Ranke I. 3. p. 8 in diesen Worten ein scheinheiliges Haschen nach dem Ruf der Frömmigkeit finden will, so möchte dieß doch wohl zu streng geurtheilt seyn; wogegen diese ganze Zuschrift allerdings verräth, daß Pollux sich auf die Hofsprache verstanden habe, die jedoch bey dem edlen Marcus Aurelius weniger angebracht war, als bey dessen ihm so unähnlichen Sohne Commodus. Das εὐσεβεῖς erinnert an seine Synonyme, wovon Pollux gleich im ersten Capitel handelt, I. 20. ὁ μὲν οὖν Θεοὺς νομίζων ἀνὴρ καλοῖτ' ἂν εὐσεβής, φιλόθεος, κτλ. Beyde Wörter verbindet Lucian de calumnia 14. p. 144 West. πρὸς δὲ τὸν εὐσεβῆ καὶ φιλόθεον ἄθεος καὶ ἀνόσιος ὁ φίλος διαβάλλεται, womit Lucian vielleicht selbst gemeint ist, den man der Gottlosigkeit bezüchtigte. Φιλόθεος kommt VI. 166. unter den mit φιλο zusammen gesetzten Wörtern und deren Regeln nochmals vor; worüber man Boissonade ad Philostrati Epistoll. p. 135 nachlesen muß. Unter den Neuerungen in den Monatsnamen, die römische Kaiser sich erlaubten, wird von Commodus angeführt, er habe den April Εὐσεβής (Pius) genannt. (Dio Cass. LXXII. 15 mit Reimarus.) Hierzu bemerke ich nachträglich: Wenn Bergk, — Beyträge zur griech. Monatskunde S. 8. ungewiß ist, ob die Münzen dafür Ausbeute gewähren, so verweise ich auf Eckhel D. N. III. pag. 86 und IV. p. 420, wo bemerkt wird, daß die Monatsnamen auf Münzen von Paphos sich nur auf verdächtigen Münzen des Goltzius finden (s. Harduin. Opera select. pag. 702).

σκληρὸν γὰρ τὸ μορφῶσαι bey Bekker; Mehreres ist auch anders geordnet.

§. 14. πυρφόροι· ὑπηρέται θεοῦ· τὸ δὲ θυηπόλοι ποιητικώτερον. Cod.: πυρφόροι, ὑπηρέται, θεουργοί· ποιητικώτερον γὰρ τὸ θυηπόλοι. Bekk.

§. 23, beginnt der Abschnitt von den Classen der Götter in unserm Cod.: Θεὸς δὲ ἱρεῖς ὑπερουράνιος· καὶ ἐπουράνιος καὶ ὑπουράνιος κτλ. wie im Cod. V., s. Kühn.

§. 24 fügt er nach φράτριοι hinzu φρουρίους, wie Cod. V. vergl. Kühn. Lin. 5 sq. hat unser Cod. τὰ πολλὰ δὲ τούτων ἰδίως· ἐπὶ τοῦ διός und nach: ὁ καταιβάτης fügt er bey: ἔνθα ἂν κεραυνὸς κατενεχθῇ und fährt fort: καὶ φράτριος. Das Fehlende hat eine andere Hand auf dem Rand ergänzt. Zuletzt schließt er: καὶ τὰ ὅμοια ἐπὶ τοῦ Ποσειδῶνος ποιητικά, wo Bekker hat: ποιηταῖς ἀνείσθω (Vergl. Jungerm. und Kühn.) — Zu diesem letztern Abschnitt müssen aber des Nicetas Serrariensis Ἐπίθετα τῶν θεῶν verglichen werden; wozu ich in den Meletemata I. pag. 16 sqq. ausführliche Anmerkungen gemacht habe.

Indem ich nun noch einige Stellen aus verschiedenen Büchern hervorheben will, schicke ich die Bemerkung voraus, daß unter den neuesten Kritikern sehr viel für den Pollux geleistet worden, namentlich von den Bearbeitern der Tragiker und Komiker, wie von Porson, G. Hermann, Fritsche und Meineke; oder der Grammatiker wie z. B. von Lobeck, Bekker selbst u. A.; von den Schriftstellern über Alterthümer und Archäologie, wie z. B. Böckh, Schömann, K. O. Müller und A. — Sehr vieles hat Herr Imm. Bekker vorausgenommen. Mir bleibt also nur eine ganz kleine Nachlese von Anführungen, die sich mir ohne Vorbereitung gleichsam von selbst dargeboten haben.

Also noch zum Liber I. §. 214, wo noch die Hemsterhuysische Ausgabe ἐπισκέλησιν gab, hat unser Editor das richtige ἐπισίλισιν aufgenommen; worüber God. Hermann Opuscc. I. p. 71 nachzulesen ist. — Schon komme ich zu Lib. V. 86. sqq. φωναὶ ζώων, wo ich nur bemerken will, daß ich aus einem Heidelb. Codex. Nr. 45. einen Tractat über die Thierstimmen herausgegeben, die einzelnen Angaben bey Pollux und andern Grammatikern zusammengestellt und kritisch behandelt habe, in den Meletemm. I. p. 10—13. V. 102 κατὰ τὸ Λοκρὸν κ. τ. λ. Jacobs ad Anthol. gr. Tom. IX. 418 änderte: κατὰ Λουκιανόν, und vermuthete in den folgenden Worten eine Anspielung auf Lucian's Epigramm VI. vs. 4. Aber schon das τὸ steht entgegen; und dann s. eine probablere Erklärung bey Jungermann ad. h. l.

V. 137 sqq. bietet unter dem Artikel noch die Lederl. Amsterdamer Ausgabe, mit dem neu verbesserten Text verglichen, mehrere auffallende Differenzen dar: Z. B. §. 138 unter vielem Andern δυσπροσίατος statt δυσπρόσιτος (vergl. Interprr. ad Euripid. Iphig. Aul. vs. 345.) und läßt in der nächsten Zeile aus δυσσύμβολός, das doch auch §. 143. vorkommt, u. s. w.

VI. 49. corrigirt Meineke, Fragg. Comicorr. grr. II., pag. 41. — Κρατῖνος οἶδε (statt ὁδὲ) ταρίχους Ποντικούς. Ueber die Sache vergleiche man Böttiger's Amalthea II. S. 305., den man auch zu Pollux X. 135, mit Hemsterh. p. 1314 über die Fischergeräthschaften nachsehen muß.

VII. 57. Ἀντιφάνης — ἐν Μηδείᾳ. Ruhnken. Opuscc. I. p. 179 sq. vermuthete: Ἀντιφῶν, und ebenso unten X. 73 ἐν Ἀντιφῶντος Μελεάγρῳ statt: ἐν Ἀντιφάνους Μ. —

— 123. Κάπνην (so auch Bekker mit Kühn) καὶ καπνοδόκην Εὔπολις. Vergl. Meineke l. l. pag. 450; welche Note dem Steph. Thesaur. IV. 948 Didot beyzufügen ist.

VII. 204. lin. ult. ἔστι δὲ οἴνη παρὰ τοῖς Ἴωσι μονάς (so auch Bekker, nach dem vortrefflichen Cod. Antwerp. des Demetr. Chalcondylas, statt μόνοις, über welche Stelle man Hemsterh. Praefat. pag. 37 vergleichen muß. — Vorher noch: VII. 61. lin. 1. τὴν δὲ ὀνομαζομένην τήβενναν τὰς μὲν τῶν περὶ Βίτωνα καὶ Κλέοβιν εἰκόνας ἐν Ἄργει φορεῖν φασί, τηβεννίδα (cod. Paris. A. τημενίδα) δ' αὐτὴν καλεῖν ἀξιοῦσιν. So Bekker statt: τὴν δὲ

ὀνομαζομένην τήβεννον, καὶ κλεοβίνικον ἐ. 'Α. φ. φ. So hat schon Heringa Observ. III. p. 29 sq. diese Stelle verbessert, nachdem Hemsterhuys, gedrängt vom Buchdrucker, sie hatte liegen lassen müssen. Nach jener Verbesserung habe ich sie in der Symbolik und Mythol. III. p. 246 dritt. Ausg. angeführt, wo ich nach: δ'αὐτὴν den Ausfall der Worte τὴν Ἥραν vermuthete, und Mehreres bemerkt habe, was ich hier übergehe.

VIII. 130 sqq. Ueber die Irrthümer des Pollux betreffend die Τιμήματα u. s. w. in der Athenischen Verfassung muß man die Berichtigungen bey Böckh, Staatsh. II. S. 38 ff. suchen.

IX. 105. l. 8 — ἔδει τὴν σφαίραν πρὸς τοὔδαφος εὐτόνως ῥήξαντα κ. τ. λ. Kühn: εὐπόνως, cod. Paris A. ἀπόνως, ein Anderer wollte: ἐντόνως. Ich glaube für die von Hemsterh. und Bekker beybehaltene Lesart ad Plotin. VI. 6. 18. Tom. III. p. 376 sq. hinlängliche Beweise beygebracht zu haben.

X. 39. 1. Ist Berg's treffliche Verbesserung eines Verses in den Danaiden des Aristophanes in den Text aufgenommen. Darauf folgt lin 6 — „παρὰ Σοφοκλεῖ ἐν τῷ 'Ιοκλεῖ λέγοντι κ. τ. λ. und in der Note: „'Ηρακλεῖ Jacobs (nämlich ad Anthol. gr. IX. p. 474.) 'Ιοβάτῃ M." Ueber die Sophokleische Tragödie Jobates s. man jetzt Heyne ad Iliad. Obss. VI. vs. 155 sqq., die Mythographi Vaticc. I. 71 mit Bode p. 26. und Welcker, die griech. Tragödien I. S. 416—418.

— §. 45. lin. 6. — Εὔπολις τί δῆτ' ἄνκτλ. S. Meineke ad Fragg. Comm. grr. II. 1. p. 441. Aber ich muß meine Leser wegen vieler Kritiken aller Bücher des Pollux auf dieses Werk selbst verweisen. Ich habe nur einige Proben daraus gegeben.

— §. 47 — θρόνοι, κλισμοί, δίφροι. Ezech. Spanheim bringt aus dem Cod. Voss. κλισμοθρόνοι und κλεισμοθρόνοι, und lobt diese Handschrift sehr (ad Juliani Caes. p. 337. p. 45. Heusing.) und sie ist auch zu loben (s. Kühn Praefat. p. 9. aber dennoch sind diese Lesarten nur Nachläßigkeiten der Abschreiber (Jungerm. p. 1199) — zum deutlichen Beweis, daß auch sehr gute Handschriften manchmal Unerhörtes bringen.

— §. 76. lin. 2, εὐτρεπιστέα: Vorher stand falsch εὐπρεπεστέρα s. Hemsterh. und denselben ad Lucian. Tom. I. p. 316.

— §. 85. οὕς τινες 'Ησιόδῳ προσνέμουσιν. So Bekker nach Hemsterhuys statt, οὕστινας, und so will auch Godfr. Hermann Opuscc. VI. 1. p. 271.

— §. 141. l. 1 σκυτόμου δὲ σκεύη. Man corrigire σκυτοτόμου. — Darauf drey Stellen des Plato über diese Werkzeuge; Vergl. die Ausleger, und jetzt Olympiodor. in Alcib. pr. p. 210 sq. ed. Francof. mit der Anmerkung.

— §. 189. lin. 1 τὸν πηλὸν Bekker, und so hatte schon Hemsterh. das πῖλον verbessert, und war also damit dem Jacobs ad Anthol. gr. IX. p. 482 zuvorgekommen.

In den Corrigenda ist zu libr. X (p. 443.) nachträglich schriftlich bemerkt worden, daß mit dem §. 163. eine Versetzung nach §. 148. vorgefallen, und daß er nach §. 162 vorzurücken ist. Uebrigens ist der Druck sehr correct und das Papier und die ganze Ausstattung sehr schön.

Friedr. Creuzer.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Mai.

Nro. 96. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Gottfried Wilhelm Freiherr v. Leibnitz. Eine Biographie von G. E. Guhrauer*). Zwey Theile. Zu Leibnitzens Säcularfeyer. Mit neuen Beylagen und einem Register. Breslau, bey Ferdinand Hirt. 1846.

Der große Leibnitz hat für geraume Zeit ein eigenthümliches Schicksal erfahren. Obschon ihn seine Zeitgenossen anstaunten und vergötterten, verstanden sie doch den eigentlichen Kern seines Wesens, das Ewige in seinen Werken, welches seinen Werth allen Völkern und Zeiten bewahrt, nicht ebenso zu würdigen und weiter zu entwickeln. Für die nächste Nachwelt aber und deren geistige Entwicklung stand er vollends nur als todte Größe da, die Erbschaft seines tiefen Geistes war, so schien es, verloren oder doch verkümmert, an seinen Namen knüpfte sich bald nichts mehr als ein dunkles Gefühl unbegriffener Größe. Er, der schon längst der Stolz wie die Liebe der deutschen Nation hätte seyn sollen, war der Menge höchstens dem Namen nach, vielleicht als Wunder der Wissenschaft, oberflächlich bekannt; gewähltere Kreise schon waren es, die ihn als Philosophen und Mathematiker verehrten; seine ganze geistige Individualität aber, sein weltgeschichtliches Wesen wurde nur von den wenigsten in vollem Maße begriffen.

Einen solchen Geist der Nation wieder näher zu bringen, durch eine anziehende und überschauliche Darstellung seines Wesens und Wirkens ihm die Blicke wieder aufmerksamer zuzuwenden, dieses Bestreben darf die freudigste Anerkennung in Anspruch nehmen, wenn schon an sich das Verdienst nicht gering ist, alte vergessene Schätze zu heben und nach Kräften auszubeuten.

In diesem Sinne begrüßen wir Hrn. Guhrauers Arbeit als das schönste und bleibendste Jubiläums-Denkmal, welches den Manen des großen Leibnitz gesetzt werden konnte. Er hat den Zeitgenossen dadurch, daß er ihnen das Bild desselben in einfachen und klaren Zügen wieder vor die Seele stellte, einen wahren Liebesdienst erwiesen, gegen den Genius aber, dem er nun schon so viele Jahre ernsten Studiums gewidmet hat, eine schöne Pflicht der Pietät erfüllt.

Denn in der That, schon seiner allgemeinen Bedeutung nach, als Heros der Wissenschaft, ist Leibnitz einer der gewaltigsten, hinreißendsten Geister, welche die Menschheit hervorgebracht hat. Das ganze wissenschaftliche Bewußtseyn seines Jahrhunderts schien in ihm persönlich geworden. Der Universalismus seines Wissens und Wesens erstreckte sich auf alle Zweige und Verhältnisse: er war der kühne Baumeister eines tiefgreifenden Intellektualsystems, der geniale Schöpfer neuer Methoden in der Mathematik, er war gründlicher Naturforscher, vielseitiger Sprachkenner, erprobter Jurist, Freund und Kenner der Künste und Gewerbe, vertrauter Rathgeber der Fürsten und Großen: kurz es gab kaum ein Gebiet des wissenschaftlichen, socialen oder politischen Lebens, wo er nicht zu Hause gewesen wäre. Aber sein Wissen war keine Polyhistorie im atomistischen Sinne; es war lebendiger, schöpferischer Natur, alle Strahlen desselben liefen in Einem Brennpunkte, in der

*) Vgl. die Anzeige der ersten Auflage dieses Werkes Band 18, S. 513.

Eigenthümlichkeit seines klassischen Geistes, seiner harmonischen Weltanschauung, zusammen, und er warf sie von da aus nach eben so vielen Richtungen wieder hinaus. Er entsprach in einzelnen Schriften eben so sehr den tiefsten Bedürfnissen seines Jahrhunderts, als er in anderen reiche Keime der Entwicklung für spätere Zeiten niederlegte.

Mag nun schon die Begeisterung für einen solchen Genius als allgemeines Motiv hinreichen, sein Andenken unter uns so lebendig als möglich wieder zu erwecken, so hat er gerade für unsere Zeit noch eine ganz besondere Bedeutung. Es ist dieß das Einigende, Positive, Organisirende seiner Weltanschauung, seines ganzen geistigen Wesens. Doch hören wir hierüber den Verf. selbst, wie er diese Mission, welche ein Biograph Leibnitzens in unserer Zeit erfüllt, in der Vorrede: „zur Säcularfeyer Leibnitzens," entwickelt. Er beklagt im Eingange dieser Abhandlung die Parteyzerrissenheit unserer Tage; den Bestrebungen fehlt ein lebendiger Mittelpunkt; die Ursache dieser Erscheinung ist dem Verf., der zugleich, „um die nachhaltige Bedeutung des großen Leibnitz für die Nachwelt zu erfassen, auf die Grundlagen des heutigen Völkerbewußtseyns einen Blick zurückwirft," — „eine entgegengesetzte Krankheit, als die war, an welcher das abendländisch-christliche Mittelalter sich aufgelöst hat. Das Mittelalter mit seinen ganzen Lebensbedingungen an Kirche und Religion geknüpft, übersprang in der Wissenschaft, wie in der ganzen Weltanschauung, welche sein Handeln bestimmte, die sogenannten zweyten Ursachen, die causae efficientes, mit andern Worten, die spontanen Gesetze der Natur, und hielt sich fast nur an die erste Ursache, Gott, nach dessen Wort und Offenbarung allein es leben, nach dessen Begriff es alle Erscheinungen der Natur und des Lebens erklären wollte." Die neuere Zeit hat nun zwar „die wahre Physik" gefunden; „aber in dem Verhältniß, als das Reich der wahren Naturwissenschaft sich erweiterte, rückte auch die erste Ursache dem wissenschaftlichen Bewußtseyn in immer größere Ferne." Man trug diese Methode bald über in „die Welt der Moral und Politik, als die Methode der Beobachtung, Erfahrung und Berechnung."

Diese Erscheinung möchte man freylich, statt sie mit dem Verf. aus der Uebertragung einer bestimmten wissenschaftlichen Methode auf andere Gebiete zu erklären, lieber auf die allgemeine Reaction zurückführen, welche am Ende des 17ten und das ganze 18te Jahrhundert hindurch, von Seiten des „gesunden Menschenverstandes," des abstracten Denkens, gegen die Unmittelbarkeit des Glaubens und Lebens früherer Perioden sich erhob, eine Reaction, von welcher jene Methode selbst nur eine einzelne Richtung darstellt.

Hier also findet der Verf. die Krankheit der Zeit, und ihr gegenüber setzt er Leibnitzens Bedeutsamkeit in's Licht. Ist es nämlich begründet, daß „man von verschiedenen Seiten her strebt und arbeitet, theils der Zukunft zugewendet, neue Grundlagen des socialen Wiederaufbaues aufzufinden, theils nach der Vergangenheit hingewendet, auf ältere Grundlagen zurückzugehen, beydes, um den herrschenden Egoismus, die Isolirung und Zersplitterung in Wissenschaft und Leben über sich selbst zu erheben, der Menschheit die verlorene Richtung zu Gott und mit ihm zum Ganzen der Humanität wiederzugeben," fehlt es aber bey diesem Werke des Wiederaufbaues vor Allem an Geistern, „welche nicht allein die verschiedenen, zuletzt an einem einzigen Ringe zusammenhängenden Richtungen der Wissenschaft concentriren, sondern auch mit Genialität und hohem Sinn die Zügel in die Hand nehmen, um jene getrennten Richtungen einträchtig Einem Ziele, dem Ziele der Menschheit, zuzuführen," so ist gewiß vor Allen Leibnitz berufen, durch die Macht seiner universalen Weltanschauung, durch den Geist höherer Vermittlung, der ihn beseelt, zur milderen Gestaltung der Gegensätze, ja zur Versöhnung der Parteyen selbst den Impuls zu geben. Leibnitz war, wie der Verfasser sagt, nicht bloß Reformator der Wissenschaft, er war ebenso sehr Staatsmann als Philosoph, ein ächt socialer Geist. „Er nahm seinen Standpunkt auf der Höhe des menschlichen Geschlechts, und beleuchtete auch das scheinbar Untergeordnetste und Geringste mit dem Lichte großer Ideen." — „Unter dem Mantel eines Aristokraten und Fürstendieners schlug diesem großen Manne ein Herz für die große Mehrzahl der Menschen." Er war zu gleicher Zeit „der universellste und positivste Geist und

in dieser Vereinigung einzig; daher ein Feind des isolirenden Partey= und Sektenwesens.“ Zur gemeinschaftlichen Grundlage aber seiner Bestrebungen dient „das religiös=sittliche Fundament, welches seiner ganzen Philosophie zu Grunde liegt, und einen Hauch der Frömmigkeit und ächter Begeisterung über dieselbe verbreitet.“ — „In dieser fort und fort wirkenden Einigung und Versöhnung des Geistes,“ so schließt der Verf. diese Charakteristik, „liegt unseres Erachtens ein großer Theil der wahren Bedeutung Leibnitzens auch für unsere Zeit, und sie wird der ihm gewidmeten Säcularfeyer die allgemeinste Verbreitung verleihen, gewiß nicht bloß, wie sich von selbst versteht, im gesammten deutschen Vaterlande, sondern auch im Auslande, welches uns Leibnitzen beneidet.“ —

Nach diesen Betrachtungen eröffnet der Verf. seine Lebensbeschreibung. Das ganze Werk ist in vier Bücher abgetheilt, diese Abtheilungen sind durch Abschnitte im äußeren Leben Leibnitzens bestimmt. Der Gang ist durchaus historisch, das wissenschaftliche Material ist ebenfalls nach biographischen Motiven vertheilt; seine Philosophie, die Erwähnung seiner mathematischen Arbeiten u. s. w. findet da Platz, wo sie in den Gang von Leibnitzens Leben eingreifen. Reflexionen, welche von der historischen Entwicklung abgetrennt sind, finden sich nur am Schlusse der Biographie angebracht, wo sich an die Schilderung der äußeren Persönlichkeit Leibnitzens Erörterungen über einige specielle Seiten in dessen Charakter anknüpfen.

Der Raum dieser Blätter gestattet uns nicht, den Universalismus Leibnitzens in allen den Beziehungen, nach welchen ihn sein Biograph schildert, zu beleuchten; wir wollen zunächst nur die tiefste Seite unseres Genius in's Auge fassen, in welcher alle übrigen Richtungen seines Geistes in höherem Sinne aufgehoben sind: seine philosophische Weltanschauung.

Für die klare und objektive Darstellung, welche uns auch in dieser Sphäre Hr. Guhrauer gegeben hat, sind wir ihm um so mehr Dank schuldig, als die Philosophie Leibnitzens nicht als gerundetes, künstlerisch abgeschlossenes Ganze vor uns steht, sondern in einzelnen Aufsätzen, Briefen u. s. w. zerstreut ist, und mithin die Zusammenfassung seiner philosophischen Gedanken zu einem einheitlichen und übersichtlichen Ganzen nicht ohne ein tiefes, anhaltendes Eindringen in den Geist des Philosophen, so wie eine lebendige Reproduction seiner Anschauung möglich ist.

Das Grundprincip Leibnitzens, welches bey ihm ebenso tief eingreifend in die Beurtheilung der politischen und socialen Zustände seines Jahrhunderts wirkt, als es die ideellsten Gebiete seiner Philosophie durchdringt, ist die Idee der Theokratie. Diese „war die höchste Idee, in welcher sich in Leibnitzens Systeme der Dualismus oder vielmehr der Parallelismus der Dinge zur Einheit auflösen sollte; mit Einem Worte, die Idee der Theokratie hat Leibnitzen von Anfang an zu der prästabilirten Harmonie der Welt und Natur geführt. Von dieser Idee hat sich Leibnitz in seinem Leben und seinen Schriften leiten lassen.“ Aus dieser Grundidee entwickelt sich für den Verf. Leibnitzens Naturrecht, wie dessen wissenschaftliche Stellung zu seinen Zeitgenossen Hobbes und Puffendorf.

Mit Ausführlichkeit behandelt der Verfasser die Principien des Naturrechts bey Leibnitz; er zeigt, wie dieser, „ausgehend von der Natur, den Gesetzen und Formen der bürgerlichen Gesellschaft, die Natur des menschlichen Gemüths untersucht.“ Die Idee der Gesellschaft ist für Leibnitz bey diesen Untersuchungen der Ausgangspunkt; „die Gesellschaft, als Objekt des Philosophen, Gesetzgebers und Staatsmannes wird und bleibt der Typus der Forschung und Speculation Leibnitzens; gerade, wie er als Mensch nicht in selbstischer Eingeschlossenheit, sondern mitten im regen Leben der Gesellschaft die Fülle seiner Thätigkeit von sich entströmen ließ.“

In der früheren Periode Leibnitzens stand ihm die Natur noch außer dieser lebensvollen, in sich gegliederten Gemeinschaft; sie war ihm „eine todte, starre Masse, eine Welt der Schatten, ohne Leben.“ Aber ein Geist, wie Leibnitz, sollte nicht bey dieser Weltansicht stehen bleiben; bald ging ihm ein neues, tieferes Princip auf, die Schranke zwischen Natur und Geist brach, und „die eine harmonische Welt unendlich vieler, von der Ursubstanz ausströmenden

Substanzen oder Monaden, und in ihr die Welt der Geister unter ihrem Monarchen, Gott, kurz die Verwirklichung der Idee der Gemeinschaft in ihrer Universalität und Unbedingtheit stand vor dem entzückten inneren Auge des Philosophen."

Rasch und bestimmt entwickelte sich nun in Leibnitzens Geiste die Anschauung, wodurch die Substanz „das allgemeine und zugleich in das unendliche individualisirende Band der Natur" wurde. Das Princip der Individuation und Specifikation ward die Seele seiner Philosophie. Das Universum gewinnt Leben, Selbstthätigkeit, es wird eine Welt von in sich unterschiedenen, substantiellen Einheiten, Monaden, deren Abschluß die Urmonade, Gott, ist. „Die Substanz, oder vielmehr die Substanzen, bilden die wahren Einheiten in der Natur, als unmittelbare, unendliche Einzelschöpfungen Gottes. Einheit und Individualität bildet die Form der Substanzen, Thätigkeit und Streben bildet ihr Wesen; aus der Vereinigung von Form und Wesen folgt die Natur, das Gesetz der Substanzen oder Monaden. Die Monaden also bilden das übersinnliche Substrat der gesammten Natur, nach ihrer Thätigkeit und dem ihnen als Creaturen wesentlichen Leiden, dem activen und passiven Principe, welche zusammen erst die wahre Substanz ausmachen." Die Monaden „sind das wahrhaft und einzig Reale, außer Gott; das andere ist nur Erscheinung, Phänomenon, ein geordneter Traum." „Das Individuellste ist zugleich das Allgemeinste. Die Monaden sind, als solche, über Raum und Zeit erhaben, denn Raum und Zeit sind nichts Reales, sondern drücken nur Verhältnisse aus, sie sind nur die Ordnung des Existirenden, der Raum des simultan, die Zeit des successiv Existirenden. Ohne die Monaden würden alle Dinge nur verschwindende, flüchtige Modifikationen und Phantasmen der Einen göttlichen beharrlichen Substanz, d. h. die Natur selbst und alle Substanz würde Gott seyn."

Der Verf. unterbricht sich hier und bemerkt, daß in diesem Punkte Leibnitz, wie auch aus mehreren angeführten Aeußerungen desselben hervorgeht, in ausdrücklich erkanntem Gegensatze zur Lehre Spinoza's stehe, einem Gegensatze, zu welchem er, wie wir hinzusetzen möchten, nicht etwa durch die Festhaltung eines entgegengesetzten Extrems, sondern durch die ganze innere Eigenthümlichkeit und Organisation seines tieferen Wesens hingedrängt wurde. Uns scheint gerade dieser Gegensatz zu Spinoza von ganz besonderer Bedeutung für die wissenschaftlichen Bestrebungen unserer Zeit zu seyn.

Es ist bekannt, daß der moderne Pantheismus seine Hauptstärke in der Art seiner Auffassung des Individuellen, weiterhin Persönlichen hat. Das Absolute, Gott, bejaht nach dieser Lehre das Individuum nur, indem er es verneint, und verneint es, indem er es bejaht. Mithin hat das einzelne, bestimmte Daseyn seinen Grund in der Schranke der Negation; diese bricht in's Chaos des Seyns herein, erst durch sie gewinnt dieses feste Gestalt und concretes Leben. Spinoza hat diese Anschauung in dem berühmten Satze: omnis determinatio est negatio, zuerst ausgesprochen; ihm ist also das Individuum nichts weiter als ein Funke, der aus dem Zusammenschlagen des Nichts mit dem Seyn heraussprüht, eine wechselnde und schwindende Farbe, die nur durch die Strahlenbrechung des allgemeinen Lichts bewirkt wird.

Gegen diese Anschauung nun, welche allem Substantiellen, unmittelbar Lebendigen den Krieg erklärt hat und allen Gehalt selbstständigen Lebens in den Strom des allgemeinen Processes zu verflüchtigen droht, steht Leibnitz, wie wir gesehen haben, im durchgreifendsten Widerspruch, indem er durch sein Individuationsprincip die Seite der Wahrheit und Affirmation gerade in die Bestimmtheit, das individuelle Leben setzt. Während die pantheistische Substanz nur die Flamme ist, an welcher alles Endliche sich verzehrt, die aber doch nur wieder durch diesen allgemeinen Brand der Endlichkeit genährt wird, ist der Gott Leibnitzens die Sonne wahrhafter All-Einheit, deren leuchtender Unendlichkeit unaufhörlich neues Leben entströmt.

(Schluß folgt.)



Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 15. Mai.

Nro. 97. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Titi Livi rerum Romanarum ab urbe condita libri ad codicum manu scriptorum fidem emendati ab Car. Frid. Sig. Alschefski. Volumen III. libros Livianos XXI. XXII. XXIII. continens. Berolini sumtibus Ferdinandi Dümmleri. 1846. XXVIII. 872 p. 8.

Mit der Schilderung der großartigen Begebenheiten des zweyten punischen Krieges nimmt die Darstellung des Livius unläugbar einen neuen, höheren Aufschwung. Der Grund hievon ist nicht etwa darin zu suchen, daß er für diese Partien seines Geschichtwerkes die werthvollen Arbeiten eines geistreichen Vorgängers, des Polybius, benützen konnte, oder darin, daß ihm selbst im Verlaufe seiner schriftstellerischen Studien Kraft und Mittel zur Ausführung seines umfangreichen Plans sich vergleichungsweise gesteigert hätten; nein, es ist die hohe Bedeutung seines Gegenstandes, die ihm, der gern bey den großen Tagen seines Volkes verweilte und in der Beschauung der Herrlichkeit vergangener Jahrhunderte Ersatz suchte für Manches, was ihm seine Zeit versagte, das Herz warm macht und seine Begeisterung für das unternommene Werk aufs Neue belebt. Daher findet man in den Büchern der dritten Dekade nirgends eine Andeutung von Besorgniß, die Leser zu ermüden (vergl. VI, 12, 2. X, 31, 11), nirgends ein summarisches Hinwegeilen über den Gegenstand, nirgends jene Breite der Darstellung, wie sie nach den Bemerkungen der Grammatiker und dem uns erhaltenen Bruchstücke des XCI. Buches zu schließen, in den späteren Theilen des Werkes hin und wieder vorgekommen seyn mag; Alles athmet Frische und Leben und gibt Zeugniß von dem hohen Enthusiasmus des Schriftstellers.

Es mag unentschieden bleiben, ob der Umstand, daß von den zahlreichen Büchern des Livius ein verhältnißmäßig nur so geringer Theil auf unsre Zeit gekommen ist, auf Rechnung einer Ungleichheit derselben nach Inhalt und Form gesetzt werden darf; und ebenso, ob wir in diesem Reste vielleicht gerade die Glanzpunkte des großen Ganzen besitzen; — so viel ist gewiß, daß die dritte Dekade seit dem Wiederaufleben der klassischen Studien bis auf die Neuzeit sich einer besondern Begünstigung und Pflege zu erfreuen gehabt hat und so thatsächlich andern Theilen unseres Geschichtwerkes gegenüber eine bevorzugte Stellung einnimmt. Nicht am wenigsten beweisen dieß die frühzeitigen und erfolgreichen Bemühungen gelehrter Männer für die Textesherstellung und Erklärung der genannten Bücher. Vor Allem muß hier der geistreiche, seinen ränkesüchtigen Gegnern weit überlegene Laurentius Valla genannt werden. Er war es, der am Hofe des König Alfons von Neapel, wenn dieser um gelehrte Studien eifrigst bemühte Fürst *) in den Stunden der Muße einen Kreis gebildeter Männer aus allen Ständen um sich versammelte und dann auf den Grund einer vorge-

*) Seine Bewunderung für die Alten ging so weit, daß, wie man erzählt, ein Manuscript des Livius (wahrscheinlich das von Valla zu Liv. XXIII, 18, 12 erwähnte), welches ihm Cosmus zuschickte, zwischen Beyden die Versöhnung einer langjährigen Feindschaft stiftete.

lesenen Stelle eines alten Schriftstellers gelehrte Discussionen zu veranlassen pflegte, — vorzugsweise Abschnitte aus der dritten Dekade des Livius der gemeinschaftlichen Untersuchung vorlegte; und wir haben diesen wissenschaftlichen Unterhaltungen jene glänzenden Emendationen zu den ersten sechs Büchern vom zweyten punischen Kriege zu verdanken, die allein hinreichen würden, Valla's Ruhm für alle Zeiten zu sichern. Auch Lipsius, der zum Oesteren eine Bearbeitung des ganzen Livius in Aussicht gestellt hat, scheint, wie wir jetzt aus den von Kreyssig mitgetheilten Bemerkungen desselben zum XXI. Buche ersehen, dieser Dekade eine besondere Sorgfalt gewidmet zu haben; denn wenn auch einen Theil des ihm gebührenden Ruhmes Philipp Rubens, des berühmten Malers Bruder, sich zuzuwenden gewußt hat, so ist doch nach mehr denn zweyhundert Jahren dieses Plagiat entdeckt, und das Verdienst des Lipsius wieder in seine Rechte eingesetzt worden. Bey weitem das Großartigste freylich, was für Livius geleistet worden ist, knüpft sich an den Namen J. Fr. Gronov; und wenn man diesen Gelehrten mit Recht den großen Sospitator unseres Historikers genannt hat, so lassen sich kaum glänzendere Belege für diese wohlverdiente Auszeichnung ausfindig machen, als wie solche gleich die ersten Bücher der dritten Dekade fast auf jedem Blatte aufzuweisen haben. Die ruhige Klarheit seines Blicks, durch eine immense Gelehrsamkeit nicht getrübt, sondern unterstützt, zeigt sich hier in der überraschendsten Weise, oftmals in einer ganz unscheinbaren Bemerkung; und der angehende Kritiker kann unsres Erachtens in Bezug auf Methode nirgends bessere Studien machen, als wenn er hier den großen Meister aufmerksam Schritt für Schritt begleitet.

Auch die Neuzeit hat sich mit besonderer Vorliebe den Büchern vom Hannibalischen Kriege zugewendet. Wir besitzen, um nur Eines zu erwähnen, bloß von der dritten Dekade einige Bücher in einer den Forderungen neuer Sprachforschung und ebenso dem Bedürfniß des Unterrichts entsprechenden Bearbeitung. Es ist anerkannt, wie viel der der Wissenschaft und seinen Freunden leider viel zu früh entrissene Fabri durch seine mit eben so viel Gründlichkeit als Geschmack bearbeitete Ausgabe der Bücher XXI — XXIV für die genauere Kenntniß des Livianischen Sprachgebrauchs geleistet hat; und es ist sehr zu wünschen, daß der in seinem Nachlasse befindliche Entwurf eines Commentars zu den drey folgenden Büchern den Freunden des Livius nicht möge vorenthalten werden.

(Fortsetzung folgt.)

Gottfried Wilhelm Freiherr v. Leibnitz. Eine Biographie von G. E. Guhrauer.

(Schluß.)

Man erkennt leicht, wie reiche Keime der Weiterbildung dieses Princip Leibnitzens in sich birgt, wie viele Anknüpfungspunkte es besonders derjenigen wissenschaftlichen Richtung der neuesten Zeit darbietet, welche, hervorgegangen aus einem substantielleren Gemüthsleben, so wie tieferen Eindringen in das Wesen des Seyns, mit Ernst darauf hinarbeitet, wie überhaupt das concrete Leben dem vernichtenden Begriffsobjektivismus gegenüber in sein Recht wieder einzusetzen, so besonders der in ihrem Wesen verkannten Subjektivität ihren Gehalt und ihre Wahrheit zurückzugeben. —

Kehren wir nach dieser Betrachtung zu unserem Verf. zurück, und sehen wir, wie er nach der allgemeinen Entwicklung der Monadenlehre dieselbe in ihren weiteren Bestimmungen verfolgt. Gott ist also die primitive Einheit, die Ursubstanz; „die Substanzen entstehen durch continuirliche Fulgurationen von Moment zu Moment in der Gottheit, dessen Schaffen begränzt wird durch die Receptivität der Creatur.“ Die Monaden sind substantielle Formen, (ein Ausdruck, den Leibnitz von der Scholastik herübergenommen hat, die Entelechieen des Aristoteles; das Streben, der Trieb in ihnen „führt den Begriff der Veränderung oder des Wechsels, oder den Begriff der in der Vielheit sich erhaltenden Einheit mit sich. Diese Vielheit der Momente in der Einheit des Substrats wird am bestimmtesten angeschaut unter der Form der Vorstellung oder Perception, wie das Uebergehen von einer Vorstellung zur andern unter der Form des Trie-

des oder der Begierde. Dieß sind die wesentlichen und allgemeinsten Attribute aller Substanzen." Ferner ist es jeder Monas wesentlich, „Beziehungen zu der Welt, zum Universum auszudrücken, und diese innere Beziehung auf das Unendliche, aus einem bestimmten Punkte der Welt macht für jede Monas des Princip ihrer Individualität aus." „Die Monaden drücken das Unendliche nicht in gleicher Art, sondern nach den verschiedenen Graden ihrer Vollkommenheit aus. Diese Verschiedenheit spricht sich darin aus, daß Gott in einer gewissen Monas Grund findet, sie gewissen anderen, oder diese ihr, unterzuordnen, so daß die Natur der erstern die Gründe a priori der Natur der andern enthält." Diese Beziehung ist natürlich eine allseitige; „die Monas, welche die Gründe a priori der Natur der andern enthält, heißt activ, die anderen dagegen passiv." Aus dieser innerlichen Beziehung aller Monaden zur Gesammtheit der anderen folgt, daß jede „die Gesammtheit von ihrem Standpunkte ausdrückt, ein lebendiger Spiegel des Universums ist."

Daraus entwickelt sich nun für Leibnitz die Lehre von der prästabilirten Harmonie. In jeder Monade ist das Universum enthalten, sie ist ein Selbständiges, Geschlossenes, alleiniges Princip ihrer Handlungen wie Hemmungen. Die Monaden wirken nicht unmittelbar auf einander, es besteht zwischen ihnen kein Verkehr, sondern Uebereinstimmmung, vorherbestimmte Harmonie.

Diese Vorstellung einer von Gott nur vorherbestimmten Harmonie widerspricht Leibnitzens eigener Erklärung der Erhaltung der Welt als einer fortgesetzten Schöpfung, und der Erfassung der Geschöpfe als selbständiger, eigenthümlicher Principien ihrer Entwicklung, und ihrer Beziehung zu einander, so daß in dem lebendig erkannten Individuationsprincipe selbst der Keim der Weiterbildung jener unvollkommenen Auffassungsweise liegt.

Woher der verschiedene Grad der Vollkommenheit unter den Monaden kommt, haben wir schon gesehen; wie ist dieß Verhältniß für uns erkennbar? „Das Verhältniß der dienenden Monaden zu der herrschenden Monas, oder der einfachen Monaden zu der Seele, oder auch der minder vollkommnen zu der vollkommneren, einfachen Substanz in der Natur, drückt sich für unsern Geist aus durch den Grad der Vollkommenheit in den Vorstellungen und Strebungen unter ihnen." Es gibt dunkle und deutliche Vorstellungen; die deutlichen „mit Aufmerksamkeit und Erinnerung verknüpften," heißen Apperceptionen; die dunklen, verworrenen bilden die Perceptionen. Monaden, welche der Apperception fähig sind, heißen Seelen, erfaßen sie sich außerdem durch einen Akt der Reflexion selbst, haben sie Vernunft, so sind sie Geister, zu welchen der Mensch gehört. „Dieselbe Abstufung findet in dem Streben Statt, von dem Willen, welcher den vernünftigen Geschöpfen eignet, und in Handlung übergeht, durch die Begierde, welche auch die Thiere haben, bis zu dem bloßen Triebe oder Streben (conatus), der allen Monaden eignet, und sich in der räumlichen Bewegung äußert."

Was macht aber den Menschen zum Geiste und unterscheidet ihn von den niederen Monaden? Dieß bewirkt „die Kenntniß der nothwendigen und ewigen Wahrheiten, welche die Vernunft und die Wissenschaften erzeugt, indem sie uns zu der Kenntniß unser selbst und Gottes erhebt." Unser wissenschaftliches Denken aber gründet sich auf zwey große Principien, das Princip des Widerspruches und das des zureichenden Grundes.

Eine große Erkenntniß von Leibnitz ist es, daß er diese beyden Principien nicht bloß als „reell in der Welt, sondern auch ideell in Gottes unendlichem Verstande und in seiner unendlichen Liebe, verbunden mit seiner absoluten Macht," erfaßt hat. Wie viel höher steht Leibnitz mit dieser concreten Erkenntniß, als das ganze Jahrhundert nach ihm, welches in der Oberflächlichkeit eines abstrakten Theismus, wo Gott in weite Ferne gerückt, ganz bestimmungslos gelassen wurde, die erhabenste Vernunft zu besitzen glaubte!

Der Verf. schließt seine Darstellung der Leibnitzischen Philosophie mit der Erwähnung des Optimismus und der Theodicee. Diese Welt ist die Beste; denn Gott hat sie aus einer Unendlichkeit möglicher Welten nach dem zureichenden Grunde

gewählt, „und zwar nach den Graden der Vollkommenheit in den Monaden, da jedes Mögliche (possibile) ein Recht hat, nach dem Maß der Vollkommenheit, welche es enthält, die Existenz zu verlangen.“ Wie kommt es aber, fragt das reflectirende Bewußtseyn weiter, daß es in dieser besten Welt dennoch tausend Unregelmäßigkeiten, tausend Disharmonieen gibt? Leibnitz hat zur Widerlegung dieses populären Einwurfs bekanntlich seine Theodicee geschrieben. Er führt darin aus, daß die Störungen, Unvollkommenheiten, nur in den Theilen seyen, wie es Linien in der Geometrie gebe, welche einzelne unregelmäßige Theile hätten; „aber wenn man die ganze Linie betrachtet, findet man sie vollkommen geregelt nach ihrer Gleichung oder allgemeinen Natur. Also sind alle diese besonderen Unordnungen mit Vortheil in dem Ganzen, selbst in jeder Monade, wieder hergestellt. Dieses bezieht sich sowohl auf die physischen als auf die moralischen Unvollkommenheiten der Welt, und rettet die Gerechtigkeit Gottes sowohl als Baumeisters der Welt, wie als Monarchen und Gesetzgebers der Geister.“

Liegt in dieser „Rechtfertigung Gottes“ bereits eine wesentliche Seite der ethischen Anschauung Leibnitzens, so erhält diese ihren Abschluß durch dieselbe Idee, welche als Ausgangspunkt der Betrachtung gedient hatte: die Idee der im Lichte der Theokratie verklärten Gemeinschaft. „Vermöge der Vernunft und der ewigen Wahrheiten erkennen wir endlich, daß alle Geister, sowohl Menschen als Genien, in eine Art Gesellschaft mit Gott eingehend, Glieder der Stadt Gottes sind, d. h. des vollkommensten Staates gebildet und regiert von dem größten und besten Monarchen. Diese Stadt Gottes (la cité de Dieu) diese wahrhaft universelle Monarchie, ist eine moralische Welt in der natürlichen Welt, das erhabenste und göttlichste in den Werken Gottes.“ —

Ueber die Form der Philosophie Leibnitzens bemerkt der Verf.: „daß sie in ihren Principien einfach und harmonisch sey, alles in diesem Systeme lege sich um einen und denselben Kern und Mittelpunkt.“ Dennoch haben die Leibnitzischen Schriften den Anstrich des Verwickelten, Fragmentarischen, Unfertigen; der Verf. erklärt diesen daraus, „daß Leibnitz, nicht zufrieden, wie Spinoza, mit der inneren Genugthuung und Erbauung an der Arbeit, den Ergebnissen der Meditation und der in sich abgeschlossenen Darstellung, von Anfang an sich den Zweck setzte, seine Ueberzeugung zur allgemeinen zu machen, daß er sie daher an die Fragen der Zeit in der Theologie und Politik knüpfte, um auf sein Jahrhundert zu wirken. Deßhalb erschienen seine Schriften weniger abgeschlossen und originell; auf diesen Ruhm ging er überhaupt nicht aus; „ihm war es vor Allem um die Wirkung und Verbreitung dessen, was ihm die Wahrheit war, zu thun; er hat im Gegentheil, zuerst unter den neueren Philosophen seit Baco, sich wieder mit der Philosophie alter und mittlerer Zeit in Uebereinstimmung zu setzen gesucht.“

So begegnen wir dem Universalismus Leibnitzens, den wir im Ganzen bewundert haben, auch in den einzelnen Richtungen seines Geistes wieder: er hat überall, wo er Gelegenheit fand, gegen philosophischen Sectengeist angekämpft, überall die Extreme vermieden, und, wie er selbst sagt, gesucht, „die Wahrheit, wie sie unter den Meynungen der verschiedenen Sekten der Philosophen begraben und zerstreut liegt, aufzusuchen und zu vereinigen.“ Daß dies Streben sich mit der tiefen Originalität seines Geistes, ohne ihr im Geringsten Eintrag zu thun, so schön vereinigen ließ: dieß ist eben das Große an Leibnitz, das ihn nicht nur für unsere Zeit so bedeutungsvoll macht, sondern ihm auch die Anerkennung und Bewunderung aller Jahrhunderte zusichert.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Mai.

Nro. 98. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Titi Livi rerum Romanarum ab urbe condita libri ad codicum manu scriptorum fidem emendati ab Car. Frid. Sig. **Alschefski.**

(Fortsetzung.)

Nach dem Gesagten möchte es scheinen, als müsse Hr. Alschefski, dessen Bearbeitung der Bücher XXI — XXIII uns jetzt vorliegt, bey diesem dritten Bande für seine Untersuchungen einen von seinen gelehrten Vorgängern bereits so geebneten Boden vorgefunden haben, daß ihm nur eine spärliche Ausbeute von Lob und Verdienst übrig gelassen worden sey. Daß dem indessen nicht also ist, daß wir vielmehr diesen neuen Band als eine höchst erfreuliche und gewichtvolle Gabe für die Livianische Literatur zu begrüßen haben, wird sich schon ergeben, wenn wir zunächst nur die äußeren Hülfsmittel etwas näher ins Auge fassen, welche Hrn. A. für seine Arbeit zu Gebote standen.

Die älteste und werthvollste aller uns bekannten Handschriften des Livius befindet sich in der königlichen Bibliothek zu Paris unter der Nummer 5730. Sie stammt aus der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts, enthält, einige Defekte am Anfang und Ende abgerechnet, die ganze dritte Dekade und wird von den Franzosen nach dem Namen ihres ehemaligen Besitzers gewöhnlich kurzweg Puteanus genannt. Obwohl schon Gronov, der zuerst auf die hohe Bedeutung dieses Codex für die Livianische Kritik aufmerksam gemacht hat, denselben eigenhändig verglichen und, um noch sicherer zu gehen, auch eine Collation des Salmasius zu Rathe gezogen hatte; so machten doch gerade die wichtigen Aufschlüsse, die man dieser Handschrift bereits verdankte, eine speciellere Kenntniß derselben längst wünschenswerth. Die gerechten Erwartungen, die man von einer solchen hegte, steigerten sich durch die Mittheilungen neuerer Gelehrten, welche, wie Böttcher zu seiner Bearbeitung einzelner die Syracusanische Geschichte betreffenden Partien und Alschefski zu seiner Ausgabe des XXX. Buches, sich eine genauere Vergleichung des Put. zu verschaffen gewußt hatten. Dem unermüdlichen Fleiße des Hrn. A. verdanken wir nunmehr, vor der Hand wenigstens für die drey ersten Bücher der dritten Dekade, so vollständige und genaue Angaben über den Inhalt des Put., wie sie der gegenwärtige Stand der Wissenschaft dringend fordert.

Hiemit aber hat die Texteskritik des Livius, sofern sie nicht eklektisch verfährt, sondern durchgreifend das Ganze zu behandeln beabsichtigt, erst eigentlich sicheren Boden gewonnen. Denn nirgends möchte es so leicht seyn, evident nachzuweisen, daß eine einzige Handschrift gegenüber einer ganzen Reihe andrer mss. allein Geltung habe und Berücksichtigung verdiene, als dieß bezüglich des Put. geschehen kann. Es bedarf gar keines besonderen Scharfblickes, um sich bald zu überzeugen, daß alle bis jetzt bekannten mss. der dritten Dekade nur als mehr oder minder getrübte Ausflüsse der uns im Put. erhaltenen Quelle zu betrachten sind. Die Belege zu dieser Behauptung liegen in Hrn. A.'s Ausgabe so vollständig vor, daß wir hier darüber weggehen können; nur darauf möchten wir noch aufmerksam machen, daß die uns jetzt gewordene nähere Einsicht

in das Verhältniß zwischen dem Put. und den übrigen jüngern mss. höchst wichtige Fingerzeige über Handhabung der Kritik auch in der ersten Dekade gibt, wo wir uns keines so sicheren Leitsterns zu erfreuen haben.

Wenn nun auch unter diesen Umständen von den jüngern mss. in Vergleich mit dem Put. wenig Gewinn zu hoffen ist, so muß es dennoch als eine sehr dankenswerthe Zugabe erkannt werden, daß Hr. A. noch von einem andern Codex der Pariser Bibliothek Num. 5731, dem Colbertinus, die vollständige Varietät mitgetheilt hat. Denn obwohl diese Handschrift ihren Ursprung aus dem Put. so wenig verläugnet, daß sie vielmehr als eine Copie desselben angesehen werden darf, so hatte doch Hr. A., abgesehen von ihrer großen Wichtigkeit für die Stellen, wo der Put. defekt ist, auch noch einen besonderen Grund, ihr seine Sorgfalt zuzuwenden. Weil nämlich im Put. theilweise die Tinte sehr verblaßt, und das Material stark abgegriffen ist, so hält es mitunter sehr schwer, die ursprüngliche Leseart zu entziffern. Deßhalb unternahm Hr. A. zuvörderst eine sehr genaue Durchsicht des Colb. und bahnte sich dadurch den Weg, die Schriftzüge der älteren Handschrift mit einiger Sicherheit erkennen und in einigen zweifelhaften Fällen durch gegenseitige Vergleichung feststellen zu können. Da nun überdieß im Colb. eine zweyte Hand, wie es scheint aus einem älteren ms., Verbesserungen eingezeichnet hat, so muß die nähere Kenntniß dieses Codex als eine sehr wichtige Erweiterung des kritischen Apparates des Livius angesehen werden.

Von der berühmten Florentiner Handschrift (Mediceus), welche schon von Gronov und Drakenborch benützt wurde und dem Colb. an Rang ziemlich gleich zu stehen scheint, hat Hr. A. nur die ersten 42 Cap. des XXI. Buches neu verglichen, weil bis dahin im Put. nur einzelne Bruchstücke erhalten sind. Mangel an Zeit und die Wahrnehmung, daß die für Drakenborch besorgten Excerpte dieses Cod. wesentlich genauer und verlässiger seyen, als die des Flor. zur ersten Dekade, veranlaßten den Hrn. Verf., hier das ermüdende Geschäft des Vergleichens einzustellen. Gleichwohl sind die Aufschlüsse, welche man selbst innerhalb dieser wenigen Capitel der neuen Vergleichung verdankt, nicht ohne Belang; namentlich ergibt es sich jetzt, daß in den älteren Collationen nicht selten statt der ursprünglichen Leseart des Cod. ohne weiteres die Verbesserungen von zweyter und dritter Hand aufgeführt sind; so citirt Gronov zu XXI, 31, 7 fuerat aus Flor., während dieß nur Correktur von dritter Hand ist und ursprünglich futurū stand; ebenso Drakb. zu c. 27, 1 terrebat ex adverso hostis, allein m. 1. hat terrebat ex adverso host es und jenes rührt von m. 2. her. — Endlich hat Hr. A. noch für das XXIII. Buch die vollständige Varietät des auch von Drkb. benützten Berliner Codex ausgezeichnet, welcher, wenn auch sehr jung und interpolirt, dennoch von da an häufiger einem besseren Original gefolgt zu seyn scheint.

Mit so beträchtlichen Hülfsmitteln ausgerüstet unternahm es Hr. A., den Text der Bücher XXI — XXIII durchgängig einer sorgfältigen Revision zu unterwerfen. Ausgehend von dem richtigen Grundsatze, daß der Kritiker nicht die Zahl seiner mss., sondern das Gewicht der einzelnen ins Auge zu fassen habe, hat derselbe hiebey so viel als möglich die Spur des Put. (P) verfolgt und nur in zweyter Linie dem Mediceus (M) und dem Colbertinus (C) Gehör gegeben; so daß die gegenwärtige Textes-Anordnung im Wesentlichen auf den Grund dieser drey mss. gebaut erscheint. Um indessen dem Leser ein möglichst vollständiges Material für sein Urtheil darzubieten, hat Hr. A. für gut gefunden, die bey Drkb. verzeichnete Varietät Anfangs summarisch, später etwa von der Mitte des XXI. Buches an ziemlich vollständig beyzufügen und zwar, was wir als ein besonderes Verdienst hervorzuheben haben, nicht in der bunten, Alles durch einander würfelnden Weise, wie dieß von Drkb. geschehen ist, sondern in einer wohlgeordneten Stufenfolge, welche uns die Grade der Interpolation und Verschlechterung in den einzelnen mss. ganz genetisch erkennen läßt (vgl. zu XXII, 20, 4 ad Onusam; ebendas. §. 6. ubi vis magna sparti; c. 23, 3 laeto verius; ebendas. §. 9. tecta in stativis erat u. A.). Dagegen befremdet es, daß die von Gronov benützten Handschriften, deren einzelne, wie Petav. 1 und Gud. von diesem gewiß competenten Kenner als sehr

werthvoll bezeichnet werden, nicht wenigstens da, wo der Put. Lücken hat, häufiger Erwähnung gefunden haben; und so dürfte z. B. XXI, 8, 9 pugnabant, was neben M Pet. Gud. auch alle mss. bey Drkb., den höchst interpolirten Lov. 3 ausgenommen, darbieten, gegen pugnabatur aus C wohl den Vorzug verdienen; auch c. 22, 4 hätte für ad tuendae maritimae orae neben Lov. 1 noch Voss. erwähnt werden dürfen, da jener, gleichwie in der ersten Dekade, erweislich nur des Voss. jüngerer Doppelgänger ist; auch XXIII, 26, 2 wäre es wohl besser gewesen, für quoad neben Ber. Lov. 2 noch die von Gronov erwähnten Pal. 2 Gud. cod. Mureti anzuführen.

Doch kehren wir zur Hauptsache zurück und fragen nach den Resultaten, welche wir den Bemühungen des Hrn. A. zu verdanken haben, so lassen sich dieselben kurz in folgende Punkte zusammenfassen: 1) wir sind jetzt, was die drey genannten Bücher anlangt, vollkommen in den Stand gesetzt, zu beurtheilen, in wie weit der Text derselben diplomatisch beglaubigt ist, oder nicht; 2) auf den Grund der besten mss. ist nunmehr an unzähligen Stellen die ursprüngliche Leseart, wo sie sich als ächt erwies, wieder hergestellt, fremde Zusätze, die sich nicht selten von den ältern, nach geringeren mss. angefertigten Ausgaben, bis auf die neueste Zeit vererbt hatten, ausgemerzt und insbesondere die Wortstellung, rücksichtlich deren in den jüngeren mss. große Willkühr herrscht, berichtigt worden; 3) die genauere Kenntniß von dem Inhalt des Put. hat es möglich gemacht, die Unverläßigkeit und Werthlosigkeit der jüngeren mss. klar zu erkennen und sie demzufolge in ihre untergeordnete Stellung zurückzuweisen; dieselbe liefert uns 4) theils die Mittel, die Verbesserungsversuche früherer Gelehrten als überflüssig oder unrichtig zurückzuweisen, theils gibt sie Belege zu deren Bestätigung; endlich 5) bietet die Varietät des Put., wie sie jetzt vorliegt, auch abgesehen von ihrer Wichtigkeit für Livius, im Allgemeinen dem Sprachforscher und Kritiker die schätzbarsten Materialien zu Untersuchungen über Orthographie, Etymologie und Grammatik überhaupt.

Zur Begründung dieses Urtheils bedarf es nicht ängstlichen Nachsuchens nach Belegstellen; wir entnehmen solche zunächst gleich den ersten Capiteln des XXI. Buches. Nachdem Herr A. c. 1, 2 artes inter sese, ebendaselbst die Wortstellung varia fortuna belli, §. 4. fama est etiam hergestellt und c. 2, 2 das aus Frob. 2 stammende quae entfernt und dafür das handschriftliche qui eingesetzt, so wie kurz darauf §. 3. patrem ac filium in den Text genommen hat, — Alles natürlich auf den Grund der besseren mss. MC; stossen wir §. 4. auf die Stelle, welche bisher nach des Lipsius Verbesserung gewöhnlich folgendermassen gelesen wird: gener inde ob altam indolem provecto annis adscitus. Gronov war von der Unfehlbarkeit dieser Conjektur so überzeugt, daß er in der Note zu unserer Stelle sagt: Si non scripsit Livius, debuit scribere, ut conjecit Lipsius. Sed ita scripsit, neque aliud quaerendum. Gleichwohl hat Hr. A. aus CM aufgenommen „gener inde ob aliam indolem profecto animi adscitus," womit die Mehrzahl der mss. im Wesentlichen übereinstimmt, nur daß im Cant. Voss. Lov. 1 statt animi sich annis findet. Wir halten dieses Zurückkehren zur handschriftlichen Leseart für vollkommen begründet. So geistreich des Lipsius Emendation an sich ist, so verwischt sie doch unsres Erachtens einen herrlichen Charakterzug des Historikers. Die Erwähnung des unreinen Verhältnisses zwischen Hamilkar und Hasdrubal thut seinem sittlichen Gefühle wehe (vgl. IV, 29, 6 nec libet credere); er verklausulirt auch die Angabe durch das eingeschobene uti ferunt; dieses Motiv fernerhin sogar für die geschlossene Heirath des Hasdrubal sich fortwirkend zu denken (wie dieß andre Schriftsteller thaten vgl. Probus im Hamilcar c. 3, 2), ist ihm schlechterdings unmöglich; er gibt deßwegen den Worten gener adscitus den bestimmten Beysatz ob aliam indolem profecto animi, in welchem wir profecto nicht, wie Hr. A., bloß zu animi, sondern zum ganzen Ausdrucke nehmen und daher übersetzen: „sicherlich, zuversichtlich wegen seiner sonstigen Begabtheit des Geistes." Daß jenes Verhältniß dennoch c. 3 wieder erwähnt wird, kann, da dort die Worte einem Gegner der Barcinischen Partey in den Mund gelegt werden, nur als rhetorischer Kunstgriff

gedeutet werden, der des Historikers eigene Ansicht nicht modificirt.

Auch in dem weiter Folgenden ist die Zahl der Aenderungen, welchen wir unsere Zustimmung ertheilen müssen, nicht weniger beträchtlich. Um minder Wesentliches nur kurz zu berühren z. B, c. 2, 6 obtruncat, c. 4, 3 discerneres, c. 5, 4 Cartalam, c. 6, 6 intenderant, c. 8, 5 prociderunt, §. 8. paulum u. s. w., deßgleichen Berichtigungen der Wortstellung, wie c. 2, 5 hospitiis magis regulorum, c. 5, 2 in Olcadum prius fines, Ausscheidung mäßiger Einschiebsel späterer Hand, wie c. 3, 1 etiam, c. 5, 5 suorum nach civium, c. 8, 3 enim, §. 6. que nach captum; so hat Hr. A., wie es scheint, richtig c. 2, 4 nach C M Cant. aufgenommen: in imperio positus, wofür man seit Valla gewöhnlich las: imperio potitus. Steht uns für jenes auch im Augenblick kein vollkommen ähnliches Beyspiel zu Gebote, so finden wir doch durchaus keinen Grund, warum nicht also gesagt werden könnte und glauben daher die handschriftliche Leseart nach Analogie von XXIV, 37, 8 in praesidio impositum rechtfertigen zu müssen. c. 7, 7 wurde bisher ohne alle Auctorität gelesen: plurimum periculi ac laboris, während alle mss. statt des letzteren Wortes timoris bieten. Drkb. wußte dieß, wagte aber die Vulgata, welche sich allerdings auch in den ältesten Ausgaben ohne Ausnahme vorfindet, nicht zu ändern, weil Livius auch anderwärts die beyden Wörter periculum und labor zu verbinden liebe. Dieser Grund hat jedoch, wie billig, Hrn. A. nicht abgehalten, den mss. treu zu bleiben; und gleichwie Liv. II, 27, 9 verbunden konnte metusque omnis ac periculum, so ist auch an unserer Stelle kein vernünftiger Grund abzusehen, warum timoris aus dem Texte verwiesen werden sollte, zumal da dieses Wort sehr bezeichnend auf das vorangehende ut in suspecto loco zurückweist. Bedeutungsvoller ist die Aenderung, welche c. 10, 2 erfahren hat; hier findet sich nämlich in C (und mit einigen Abweichungen in M. Voss. Lov. 1) nach dem Worte testes noch ein Beysatz, der in allen übrigen mss. fehlt, nämlich: hannonis suadentis senatum optestans ne romanū cum saguntino suscitarent bellū. So unbezweifelt, die beyden Wörter hannonis suadentis aus einer Randbemerkung in den Text übergegangen sind (noch deutlicher zeigt sich dieß aus der Leseart des Voss. und Lov. 1 oratio hannonis suadentis); so gewiß ist das Uebrige, wie auch Gronov schon angedeutet, aus der Hand des Livius geflossen, und Hr. A. bemerkt ganz richtig, indem er die Worte senatum obtestans — bellum in den Text nimmt, daß schon der Ausdruck per deos — testes, der sich nur sehr gezwungen mit monuisse praedixisse verbinden lasse, durch die jetzt gewonnene Beziehung auf obtestans sowohl das Vorhandenseyn einer Lücke in den übrigen mss., als auch die richtige Ausfüllung derselben durch die obigen Worte erweise. Uebrigens ist leicht zu ersehen, wie die Lücke entstand; in einer älteren Handschrift schlossen zwey Zeilen hinter einander, die eine mit testisse (– natum), die andre mit monuisse; bey testis angelangt gerieth ein Abschreiber auf die folgende Zeile und fuhr mit monuisse fort; nach der Entdeckung des Irrthums wurden die übersehenen Wörter unter das bereits am Rande befindliche Summarium angeschrieben; so kam es, daß spätere Abschreiber theils die ausgefallenen Wörter sammt dem Summarium in den Text schrieben, theils, weil sie die Randbemerkung nicht berücksichtigten, die Lücke unausgefüllt beließen.

Der Umstand, daß der Put. allen übrigen mss. gegenüber offenbar als Prototyp dasteht, hat für den Kritiker die Folge, daß er, wo diese Handschrift verschrieben und fehlerhaft ist, sich auf dem Felde der Conjektur befindet, indem augenscheinlich das, was in den andern mss. gelesen wird, nicht auf einer höheren Auctorität fußt, sondern nur bald mehr bald minder glückliche Versuche sind, bereits vorgefundene Schwierigkeiten zu lösen. Hieraus erklärt sich, daß Hr. A. bey der Herausgabe dieser Bücher sich öfters in die Nothwendigkeit versetzt sah, theils die Conjekturen anderer Gelehrten aufzunehmen, zumal wenn sich dieselben nach der genaueren Einsicht des Put. als unbestreitbar erwiesen, theils zu eigenen Vermuthungen seine Zuflucht zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Mai.

Nro. 99. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Titi Livi rerum Romanarum ab urbe condita libri ad codicum manu scriptorum fidem emendati ab Car. Frid. Sig. Alschefski.

(Fortsetzung.)

Wir führen hier einige besonders lehrreiche Beyspiele an: XXII, 19, 12 wird längst nach der herrlichen Verbesserung J. F. Gronovs gelesen: adversi amnis os. Nachdem uns nunmehr Hr. A. belehrt, daß in P stehe: etcumadversiadnioslato, sieht man einestheils, wie durch die richtige Entdeckung eines einfachen Schreibfehlers (d für m) Gronov auf das Wahre geführt worden ist, anderntheils daß die ganze, ziemlich monströse Varietät der übrigen mss. aus diesem geringfügigen Versehen ihren Ursprung genommen hat. Höchst interessant ist an dieser Stelle die Leseart des Lov. 5; sie liefert den besten Beweis, mit welcher Vorsicht man den hie und da überraschenden Varianten einiger Bücher, die wie eben dieser Lov. 5 und Pal. 2 einem geistreichen Ueberarbeiter unter die Hände gekommen sind, Vertrauen schenken darf. — c. 23, 3 gibt die nunmehr mitgetheilte Leseart des P.: laetoueprius neben der Bestätigung der Aenderung Gronovs die deutlichste Erläuterung zur bunten Varietät in mss. und edd. — XXIII, 28, 9 wird die Conjektur Vallas an satis haberent glanzvoll durch P gerechtfertigt; dieser hat nämlich: conferrentantishaberent, und man überzeugt sich leicht, daß hier die Sylbe sa nur durch ein Versehen des Abschreibers ausfiel; übrigens sind jetzt auch die abentheuerlichen Varianten der mss. kein Räthsel mehr für uns, denn ihre Quelle liegt klar vor Augen. So hat Hr. A. auch eine andre Conjektur Vallas XXI, 40, 2 egregie vicissent (C M: aegre euicissent) durch Hinweisung auf die Leseart des Put. XXII, 24, 14 aegregiae victoriae sehr passend beleuchtet; und ebenso die Vermuthung Glareans zu XXII, 20, 2, wo alle mss. gegen den Zusammenhang (vgl. c. 19, 3) ex triginta lesen, dahin berichtigt, daß er e quadraginta in den Text nimmt, indem das ursprüngliche e. xxxx. von den Abschreibern in ex xxx verdorben worden sey. Das letztere Beyspiel erinnert uns zugleich an zwey Stellen, in welchen Hr. A. durch ein ähnliches Verfahren unzweifelhaft die richtige Leseart hergestellt hat: XXII, 5, 3 liest man bisher: ut sua signa atque ordinem nosceret miles, ohne daß das letzte Wort die geringste handschriftliche Auctorität hätte; in P C steht: „ordinem sed locum nosceret ut," und hieraus folgert Hr. A. mit Grund, daß miles zwischen ordinem und et ausgefallen sey; ein unwissender Abschreiber faßte die vier ersten Buchstaben des Wortes miles mit dem Zahlzeichen M zusammen (vergl. Drkb. zu XXI, 17, 8) und zog das übrig bleibende s zu et (set), und so entstand das, was wir jetzt in den mss. lesen; gleichwie XXII, 1, 19 aus dem ursprünglichen xbri (d. i. Decembri) in den schlechten mss. die verkehrtesten Lesearten entstanden. — XXIII, 26, 2 beruht die Vulgata et quingenti equites durchaus auf keinem handschriftlichen Zeugniß und lediglich auf der Vermuthung, es möchte hier wie anderwärts das Zahlzeichen für quingenti, weil es den Abschreibern nicht verständlich war, ausgefallen seyn (vergl. Drkb. zu XXXVII, 40, 11). Da sich nun in P und den übrigen mss. findet: et equites, so vermuthet Hr.

A. unter Beziehung auf XXIII, 34 (13), wo für quinque milia peditum in P sich findet: uetpeditum, daß auch an unsrer Stelle das Zahlzeichen von mille für et zu substituiren sey; und wir finden diese Aeberung für eben so unbedenklich, als die Verbesserung Gronovs zu XXIII, 46, 4, wo derselbe aus dem handschriftlichen uel die auch durch das Zeugniß Plutarchs (Marcellus c. 12) bestätigte Zahl quinque milia hergestellt hat.

Obwohl nun Hr. A.'s Kritik durchweg eine conservative zu nennen ist, sich nirgens in ein vages Conjekturiren verliert, ja vielleicht hie und da an den Angaben der Handschriften etwas zu starr festhält, wovon später die Rede seyn wird; so erlauben wir uns dennoch, hier einige Stellen nachzutragen, in welchen, wie wir glauben, die handschriftliche Leseart entweder vollständig gehalten werden konnte, oder wenigstens einer leichteren Verbesserung zugänglich war. XXII, 25, 13 wird in PC gelesen: magister equitum — rationem dicere reddendam esse; Hr. A. ist bey der Vulgate stehen geblieben und hat magistroque und diceret in den Text genommen. Indessen dürften, nachdem H. A. kurz zuvor c. 19, 4 unbedenklich Cn. Scipio postquam — audivit aus den mss. aufgenommen hat, auch an unserer Stelle die gleichen Gründe (vgl. Walch emend. Liv. p. 80) geltend gemacht werden können und vorausgesetzt, daß man nach referret Punkt setzt, die Worte, wie sie in PC stehen, beyzubehalten seyn. Nur gelegentlich wollen wir hiebey erwähnen, daß an derselben Stelle §. 12 das von Hr. A. aus den mss. aufgenommene hunc (cum hostem verbis extolleret) keinen passenden Sinn gibt; da die Vulgate tunc gleichfalls anstößig ist, so scheint uns hunc aus hunum (d. i. unum) verdorben zu seyn. In demselben cap. 25, 19 geben P und m. 1 in CM: inseruili | eiusartisministeriausum, unbezweifelt richtig bis auf den geringfügigen Irrthum, daß (wie XXII, 3, 8 Put. salutarimagis) bey servili der Buchstabe a am Schlusse der Zeile ausgefallen ist. Hr. A. dagegen hat servili im Texte beybehalten und mit C m. 2 und den geringeren mss. bey Drkb. ministerio geändert, indem er hoc ipso nicht zu filio, sondern zu ministerio beziehend die Uebersetzung beyfügt: „indem er selbst seine Waare feil bot und sich seines Sohnes zu eben diesem niedrigen Geschäfte seines Betriebs bedient hatte." Nach Hr. A.'s Ansicht soll Livius einen besonderen Nachdruck darauf gelegt haben, daß Varro von seinem Vater als institor mercis verwendet wurde, als ob nämlich dieß Geschäft noch herabwürdigender gewesen, wie das eines lanius; allein abgesehen davon, daß wohl gewöhnlich der lanius den Verschleiß seiner Waare selbst besorgte (vgl. Phaedr. Fab. III, 4), gehörten gewiß beyde Gattungen des Erwerbs unter die Rubrik der servilia ministeria, und es ist daher nicht anzunehmen, daß Livius in dieser Weise eine Steigerung des Gedankens beabsichtigte.

Vielmehr liegt unseres Erachtens das Hauptmoment der ganzen Stelle in der Bemerkung, daß das Entehrende, was das Metier des Vaters an sich für den Sohn hatte, noch dadurch gesteigert wurde, daß er gerade diesen Sohn, der jetzt sich um die höchsten Staatsämter bewirbt, zum Betrieb seines Handwerks benützt hatte. Wir glauben daher, daß hier eine Aendrung nicht nothwendig und die Vulgate im Texte beyzubehalten sey. — XXI, 32, 5 findet sich in den besten mss. (MC Cant.) statt exercitu der Nom. exercitus. H. A. hat, ohne sich weitläuftiger darüber zu erklären, den Nom. hier unzuläßig gefunden; es ist indeß nicht abzusehen, warum nicht gleichwie c. 29, 6 (wozu Fabri zu vergleichen), so auch an dieser Stelle die Attraktion beym Relativ sollte Statt finden können. — XXII, 2, 3 schreibt Hr. A. nach Bekker nur mit verbesserter Wortstellung: Afros et omne veterani robur exercitus. Es darf indessen nicht übersehen werden, daß vor robur in P das Verbum erat steht; wir möchten daher lieber vorschlagen: et id omne veterani erat rob. ex. und das Ganze als Parenthese schreiben vgl. XXVII, 14, 5. XXVIII, 2, 4; über den Ausfall von id vgl. Alschefski zu XXII, 4, 2. Des Polybius Worte (III, 79, 1 τοὺς Λίβυας καὶ Ἴβηρας καὶ πᾶν τὸ χρησιμώτερον μέρος) stehen dieser Aenderung durchaus nicht im Wege, da ja Livius nicht sklavisch übersetzt und überdieß καὶ (wie bereits von Gronov geschehen) nach unserm Sinne interpretirt werden kann. — c. 3, 13 hat Hr. A. gegen P M C m. 1 den Con-

junktiv vetent beybehalten, weil das Hauptgewicht auf den Inhalt des Briefes, nicht auf das Ueberbringen desselben gelegt werde. Allein der Unterschied zwischen Indic. und Conj. ist hier so fein und lediglich subjektiver Natur, daß es uns sehr schwierig scheint, gegen die Uebereinstimmung der besten codd. in vetant die Nothwendigkeit einer Aenderung erweisen zu wollen, da beyde Modi mit gleichem Rechte stehen können. Auch in dem nächstfolgenden cap. 4, 2 glauben wir uns näher an die Leseart des Put. anschließen zu müssen. In dieser Handschrift lautet nämlich die Stelle folgendermassen: ubimaximemontescrotonensesintrhasymennumsubit. Die Vulgate: ubi maxime m. cort. Trasu mennus subit, welcher Hr. A. gefolgt ist, scheint aller handschriftlichen Beglaubigung zu ermangeln. Da nun so ziemlich alle mss. in den Worten in Trasumennum (die orthographischen Verschiedenheiten abgerechnet) zusammenstimmen und nicht recht zu begreifen ist, wie dieß aus Trasumennus sollte entstanden seyn, so ist wohl nicht hier die Corruptel zu suchen, sondern vielmehr in subit, wo sich auch Varietät in den mss. zeigt. Gronov hat in seinen observ. IV, 17 die vortreffliche Conjektur sidunt gegeben, diese führt uns auf die Vermuthung, es möge ursprünglich subsidunt an der Stelle gestanden haben; wenigstens scheint uns, wenn wir den Fall setzen, mit subsid habe in einer alten Handschrift die Zeile geendigt, die Entstehung der Corruptel besser vermittelt. Uebrigens bedarf es wohl kaum der Bemerkung, wie subsidere dem nachfolgenden adinsugere gegenüber ganz an seinem Orte ist. Dagegen würden wir c. 5, 8 der Aendrung Gronovs ardor armorum, welche bloß durch Gud. unterstützt wird, während PMC und alle übrigen mss. animorum geben, nicht so unbedingt unsre Zustimmung ertheilt haben. Denn einestheils beweist gerade die von Duker zu Gunsten dieser Aenderung angeführte Stelle Cic. pro Marc. 8, 24 in tanto civili bello tantoque animorum ardore et armorum, daß animorum ardor die gewöhnliche Verbindung war, indem hier armorum nur zeugmatisch auf ardor zu beziehen ist. Anderntheils kann in den kurz darauf folgenden Worten: adeo intentus pugnae a n i m u s um deßwillen kein Grund gesucht werden, animorum zu ändern, weil die Bedeutung des Worts an beyden Stellen eine ganz verschiedene ist (vgl. Seyffert zu Cic. Laelius p. 268); animi ist Kampfeslust, Begeisterung, animus dagegen die gesammte psychische Thätigkeit, gerade wie I, 25, 3: terni juvenes magnorum exercituum a n i m o s gerentes concurrunt: nec his nec illis periculum suum, publicum imperium servitiumque obversatur a n i m o. — XXII, 22, 6 zweifelt Hr. A. selbst, ob er recht gethan, die Vulgate sollerti, welche sich aus Frob. 1 herschreibt, beyzubehalten, da in PC und andern mss. sollertia gelesen wird; jenes ist höchst wahrscheinlich nur Conjektur des Grynäus und wenn auch an sich wohl angemessen, doch der handschriftlichen Leseart nicht vorzuziehen. — c. 23, 6 fällt es auf, daß Hr. A. nicht bemerkt, daß die Vulgate quod sic ut, welcher er doch selbst folgt, ohne handschriftliche Auktorität ist; denn es ist eine sehr mißliche Sache *), aus dem Stillschweigen Drkb.'s über einige mss. auf das Vorhandenseyn dieser Worte in denselben zu schließen. P hat: captiuisquosiiprimo, was uns auf quod sic (wie in Harl. steht) hinzuführen scheint; und irren wir nicht, so wird durch eine geringe Abänderung in der Interpunktion jeder Zweifel an der Richtigkeit dieser Vermuthung gehoben. Wir setzen nämlich nach verso ein Punkt und nehmen die folgenden Worte in e i n e n Satz zusammen: In permutandis captivis, quod sic primo Punico bello factum erat, convenerat inter duces cet. Die frühere Interpunktion der Stelle beruhte auf der irrigen Ansicht, als müsse, gleichwie die erste von den beyden Ursachen, durch welche sich neuerdings der Mißkredit des Dictators gesteigert hatte, eine nähere Ausführung durch einen Satz mit quod erhalten hat, — dasselbe auch bey dem zweyten Punkte

*) Wir berichtigen bey dieser Gelegenheit ein Versehen, welches Herrn A. in dieser Beziehung unterlaufen ist. In Lov. 2 findet sich von XXI, 45, 2 — XXII, 20, 6 eine Lücke von mehreren Blättern; folglich sind die Bemerkungen Hr. A.'s über angebliche Lesearten dieser Handschrift zu XXI, 46, 2; c. 47, 5; c. 48, 4; XXII, 1, 3 zu streichen. XXI, 61, 2 und c. 62, 4 beruht die Erwähnung des Lov. 2 bey Drkb. wohl auf einem Druckfehler. XXII, 6, 9 hat Hr. A. richtig ein Fragezeichen beygesetzt.

der Fall seyn; und man bedachte nicht, daß in den Worten quod — convenerat inter duces, welche als Exegese zu ipsius facto gelten sollten, an sich gar kein Grund zu einer invidia des Diktators lag, sondern daß erst durch die folgende Periode das ganze Sachverhältniß, so wie die Beziehung der Worte in maximam laudem verso in das Licht gestellt wird. — c. 24, 8 möchten wir aus tumutitaque (P C m. 1) lieber mit Weissenborn tum utique (vgl. c. 27, 1) ändern, als mit H. A. tum itaque in den Text nehmen. Itaque erscheint, nach dem kurz zuvor der Hügel als propior und imminens Rom. castris bezeichnet war, matt und überflüssig, während mit utique passend auf die bereits Eingangs des Cap. angedeutete Annäherung der beyden Heere hingewiesen wird.

Der Put. ist, wie zum Theil bereits aus den angeführten Stellen ersichtlich, keineswegs rein von Fehlern; auf einige derselben, welche dieser Handschrift eigenthümlich zu sein scheinen und häufiger wiederkehren, hat Hr. A. in der praefatio p. XIV besonders aufmerksam gemacht.

Es gehört in der That eine gewisse Bekanntschaft mit den verschiedenen Arten von Schreibfehlern, die sich der librarius des Put. hat zu Schulden kommen lassen, dazu, um in zweyfelhaften Fällen bey der Combination über die richtige Leseart nicht auf eine falsche Fährte zu gerathen. Indem wir daher jetzt einige Stellen anzuführen gedenken, an welchen wir mit dem Hr. Verf. rücksichtlich der Aufnahme der handschriftlichen Leseart nicht einverstanden sein konnten; wählen wir zunächst Beyspiele, in welchen das, was in den mss. steht, einem zufälligen Versehen des librarius seine Entstehung zu verdanken scheint. XXII, 25, 10 schreibt Hr. A. nach PC: audaciter se laturum fuisse d e i n de abrogando Q. Fabi imperio und versucht die Stellung dieses an sich schon seltsamen dein mit dem Grunde zu rechtfertigen, daß dadurch ein größerer Nachdruck auf die Worte de abr. imp. F. gelegt werde. Wir glauben einen einfachen Schreibfehler hier zu entdecken; der librarius hatte in der Feder de imperio; nachdem er schon dein geschrieben, entdeckt er den Irrthum und setzt nun frisch an mit de abrogando, ohne das falsch Geschriebene zu tilgen, weil er der Sauberkeit der Handschrift keinen Eintrag thun mochte. Hieher ziehen wir auch die vielbesprochene Stelle XXI, 22, 1: Neque Hispaniam neglegendam ratus, atque id eo haud minus, quod haud ignarus erat cet. Hr. A. hat richtig ideo in zwey Wörter getrennt, wobey wir nur für atque it statt des citirten Beyspiels Cic. off. I, 1, 1. ein passenderes an die Stelle setzen möchten z. B. Caes. b. g. V, 1, 2. Wenn er dagegen das anstößige haud vor minus durch die Bemerkung zu vertheidigen gedenkt, Liv. habe bey diesen beyden Worten auf solche Gründe Beziehung genommen, die sich ein jeder Leser von selbst denken konnte und mußte, so gestehen wir, daß uns diese Zumuthung etwas zu stark dünkt, während als richtiger Vergleichungspunkt für minus der Begriff Afrika so nahe liegt. Wir sind durchaus der Ansicht Gronov's, daß quod hier nicht zu halten ist. Denn auch Fabri's Erklärung, so fein und kunstreich sie ist, zwängt doch eigentlich nur den Sinn, der in atque id eo minus plan und deutlich vorliegt, in die Worte atque ideo haud minus auf geschraubte Weise hinein. Wie kam aber haud in den Text? — einfach dadurch, daß ein Abschreiber nach eo die Partikel haud, die bey ignarus folgt, anticipirte und das Falsche später nicht auslöschte. Den Beweis für unsre Vermuthung liefert die Leseart des Harl.: atque ideo q u o d h a u d minus, wo neben haud sogar noch quod aus dem Folgenden herübergezogen wird. So findet sich XXI, 44, 5 in C das Wort statuit nach fluminumque quos eingeschoben und ist nicht getilgt, obwohl es bey dem nachfolgenden quos richtig beygefügt ist; XXII, 1, 7 hat in P erst die zweyte Hand das nach auspiciis fälschlich wiederholte sine gestrichen. —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Mai.

Nro. 100. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Titi Livi rerum Romanarum ab urbe condita libri ad codicum manu scriptorum fidem emendati ab Car. Frid. Sig. Alschefski.

(Fortsetzung.)

Aus gleichen Gründen muß XXI, 40, 10 nach unserer Ansicht die Vulgate: Ac nihil magis vereor, quam ne, vos cum pugnaveritis, Alpes vicisse Hannibalem videantur geschützt werden. Hr. A. hat unter Berufung auf die Leseart von M m. 1 C m. 1 (ac nihil m. v. nec umquam vos) nach eigener Conjektur in den Text genommen: ac nihil magis vereor, ne cui umquam — videantur. Allein wir müssen ebenso sehr in Abrede stellen, daß die Auslassung von quam nach nihil magis vereor durch die Analogie von si nihil aliud kann gerechtfertigt werden, als daß deutsch zu sagen erlaubt ist, wie Hr. A. übersetzt: „und Nichts fürchte ich mehr, daß je einer glauben könne, nicht ihr sondern die Alpen hätten Hannibaln besiegt.“ Bey der elliptischen Redensart si nihil aliud ist bekanntlich aus dem Zusammenhange das Prädikat zu ergänzen, aber nicht quam; und die Worte nihil magis vereor könnten nur in dem Falle bedeuten, was Hr. A. behauptet, nämlich „id quam maxime vereor,“ wenn das befürchtete Ereigniß bereits vorher seinem ganzen Inhalte nach ausgesprochen worden wäre und nicht in dem von vereor abhängigen Satze erst angedeutet würde. Leider können wir an dieser Stelle den Put. nicht befragen, da in demselben c. 30, 11 — c. 41, 13 fehlt. Doch glauben wir ziemlich deutlich die Spur zu erkennen, die uns auf die Veranlassung des Verderbnisses in den mss. hinleitet. Nach vereor folgt gewöhnlich die Partikel ne; ein älterer Abschreiber ließ sich dadurch verleiten, etwa so zu schreiben, wie im Cant. steht: vereor ne cum. Nachdem er aber seinen Fehler wahrgenommen, setzte er die Worte in ihrer richtigen Folge bey quam ne vos cum pugnaveritis (wie in demselben Cant. steht), ließ aber auch das unrichtige ne cum aus Rücksicht für die Reinlichkeit der Schrift an seiner Stelle.

Versehen andrer Art scheinen in folgenden Stellen der handschriftlichen Leseart zu Grunde zu liegen, weßhalb wir deren Aufnahme in den Text beanstanden möchten. XXI, 5, 10 equitibus praecepit ut, cum ingressos aquam viderent, adorirentur peditum agmen: in ripa elephantos — quadraginta autem erant — disponit; so liest Hr. A. nach MC, während die Vulgate nach adorirentur ein Punkt hat und die Worte peditum agmen zum Folgenden zieht. Hr. A. sucht in einer ausführlichen Note darzuthun, daß es nicht in Hannibals Plan liegen konnte, sein Fußvolk am Ufer des Flusses aufzustellen, daß ferner von einer Thätigkeit desselben bis zu dem Punkte, wo der Uebergang der Feinde im Wesentlichen vereitelt war, nirgends gesprochen werde, daß demnach sowohl die Vulgate, als Gronovs und Drkb.'s Vorschläge (et elephantos oder elephantosque) dem Zusammenhange nicht angemessen seyen. So weit sind wir mit dem Hrn. Verf. vollkommen einverstanden; denn auch Polybius (III, 14, 5), dem hier Livius ziemlich genau folgt, erwähnt des Fußvolks mit keiner Sylbe. Allein daß peditum agmen ohne allen weiteren Beysatz das feindliche Heer bedeuten soll, können wir uns

nicht überzeugen; denn gesetzt auch die Hauptmasse der Feinde habe aus Fußvolk bestanden, (ganz ohne Reiterei waren sie gewiß nicht), so würde dieß Livius, wenn er es bemerklich machen wollte, zweifelsohne durch einen selbstständigen Satz und nicht auf eine so unverständliche Weise angedeutet haben. Wir glauben daher, daß zu lesen sey: impeditum agmen vergl. Caes. b. g. I, 12, 3. II, 10, 2. c. 23, 1.

In demselben c. 5, 16 liest Hr. A. nach M m. 1 C: priusquam tanto pavore reciperent animos; wenn wir auch zugeben, daß die Vulgate ex tanto pavore deßwegen, weil in M erst die zweyte Hand die Präposition beygefügt hat, keine größere Sicherheit bietet, als jede andre Correktur, so halten wir dennoch die Auslassung der Präpos. hier für unstatthaft. Den Ablativ (wie Hr. A. will) als einen absoluten zu fassen, erlaubt der Zusammenhang nicht; denn so lange Schrecken und Zaghaftigkeit in so hohem Grade bey den Feinden vorhanden ist, werden sie sich gewiß nicht erholen; folglich würden die Ablat. tanto pavore mit dem Prädikate des Satzes in direktem Widerspruche stehen. Der Sprachgebrauch von recipere läßt die Präposition a erwarten (vgl. II 50, 10. XLIV, 10, 1) und erwägt man, daß priusquam vorhergeht (in den mss. und selbst in alten Drucken priusquã geschrieben), so wird der Ausfall dieses Wörtchens eben nicht Wunder nehmen. — C. 8, 4 hat Hr. A. nach M C Cant. den Text in folgender Weise angeordnet: oppidani ad omnia tuenda atque obeunda multifariam distineri coepti sunt. Non sufficiebant: itaque jam feriebantur cet. So angemessen das Asyndeton bey oppidani ist, so befremdlich erscheint es bey non sufficiebant, und der von Hr. A. dafür beygebrachte Grund „brevitatis gravitatisque studium" will hier nicht ausreichen, besonders da die Präpos. ad so bestimmt auf sufficiebant hindeutet und mit distineri sich weniger natürlich verbinden läßt. Wir vermuthen deßhalb, daß zwischen den Wörtern obeunda multifariam die Partikel dum ausgefallen ist.

Auch an folgenden Stellen dürfte es schwierig seyn, die von Hr. A. aus Handschriften aufgenommene Leseart zu rechtfertigen: XXI, 31, 8 quod (MC) infames frigoribus Alpes praeparari cogebant; quod, wie Hr. A. verlangt, im Sinne von id quod zu nehmen, wäre nur möglich, wenn anstatt praeparari ein Verbum allgemeineren Begriffes z. B. fieri nachfolgen würde, so daß der Relativsatz als Attribut zum ganzen vorhergehenden Gedanken gelten könnte; daher würden wir quam, was Gronov aus Gud. hergestellt hat, unbedingt vorziehen, da dessen Relation auf vestis allein (und nicht zugleich auf copia) ebenso durch das vorangehende maxime, wie durch den Ausdruck infames frigoribus vollständig motivirt ist. — c. 40, 5 schreibt Hr. A. nec genus belli neve hostem ignoretis nach C m. 1. Wir bezweifeln, daß nec, ohne daß ein Absichtssatz voraufgeht, so unmittelbar statt ne eintreten kann; da überdieß M und C m. 2 ne geben und der Buchstabe c leicht aus dem nachfolgenden g(-enus) entstanden seyn kann, so war wohl kein Grund vorhanden, die Vulgate zu ändern. Ebenso bedenklich ist XXII, 3, 7 qui nec quieto quidem hoste vgl. Madvig de fin. p. 822. — XXI, 43, 1 ist dum — dimisisset, wenn auch von fast allen mss. unterstützt, dennoch sehr anstößig vgl. Hand Turs, II p. 312, welcher das von Gronov hergestellte cum billigt, und Kreyssig melet. I. p. 10. Die von Hr. A. zu X, 18 citirten Beyspiele sind alle zweifelhafter Natur. Dagegen hat Hr. A. XXII, 1, 2 postquam — viderent mit Recht aus P aufgenommen und es ist dieser Fall nach Zumpt Gr. §. 551 zu erklären, vgl. auch Seyffert zu Cic. Lael. p. 189, Weissenborn Gr. §. 443, 1. — XXI, 44, 7 scheint die Aufnahme von usquam auch gegen die besten mss. nothwendig, weil unmittelbar vorher die Länder aufgezählt werden, aus deren Besitz die Punier bereits vertrieben sind. Der Begriff von unquam wäre hier zu vag und unbestimmt, da der Redner die neuesten und letzten Vorgänge im Auge hat. — XXII, 1, 2 liest Hr. A. Gallis (P M C m. 1) — verterunt retro in Hannibalem a Romanis odia, indem er Gallis als Dativ und verterunt intransitiv für se verterunt erklärt. Inzwischen findet sich in P so häufig zwischen zwey Wörtern, gleichsam als Trennungszeichen ein s eingeschoben (vgl. Alsch. praef. p. XIV), und zwar nicht bloß zwischen zwey Vokalen, sondern auch anderwärts (z. B. gleich §. 17 monitus decretum, c. 22, 2 visascum, ebend.

§. 9 praefectis), daß man auch hier berechtigt ist, ein Gleiches anzunehmen. Da die Gallier bey dieser Sinnesänderung nicht als bloß betheiligte Personen erscheinen, die sich eben gefallen lassen müssen, was da geschieht, sondern selbstthätig und handelnd auftreten, so würden wir zu Gallis wenigstens versa sunt erwarten (vgl. XXIII, 26, 6 und dagegen II, 62, 2). — Unhaltbar ist die c. 2, 9 aus PC aufgenommene Leseart: necessarium cubili dabant. Denn wir müssen bestreiten, daß das einfache Neutrum necessarium lateinisch so viel heißen könne, als necessarium locum und ebenso, daß sich jenes Wort deutsch übersetzen lasse: „einen nothdürftig ausreichenden Platz." Zudem hat Hr. A. übersehen, daß necessarium bereits mit ad quietem parvi temporis verbunden werden muß, folglich nicht noch einen Dativ, wie cubili, zu sich nehmen kann, der beyläufig nur dasselbe sagen würde. — c. 3, 2 darf wohl nicht bezweifelt werden, daß in P (wie in MC) in rem erant gelesen wird, obwohl Gronov erat angibt; indessen können wir uns doch nicht verhehlen, daß alle von Hr. A. für den Plural citirten Beyspiele (XXVI, 17, 9; c. 44, 7; XXX, 4, 6; XXXIV, 18, 3.) anderer Art sind, und gerade das von Gronov angeführte, welches mit unserer Stelle allein Aehnlichkeit hat, nicht erwähnt wird, nämlich XLIV, 19, 3: quae nosci prius in rem esset. Da nun überdieß quae zu cognosse im Objekt-Verhältnisse steht, so würde der Plural erant wenigstens hart und ungewöhnlich sein; wir nehmen daher keinen Anstand, hier denselben Schreibfehler in P zu statuiren, der auch c. 23, 9 in stativis erant im Put. wiederkehrt.

An mehreren Stellen hat es uns auch nicht gelingen wollen, uns von der Entbehrlichkeit gewisser Verbesserungs-Vorschläge früherer Herausgeber zu überzeugen. XXI, 33, 11 haben allerdings alle mss: captivo ac (et) pecoribus; ob aber die Analogie von rapto vivere für die Aufnahme dieser Leseart kann geltend gemacht werden, halten wir für sehr zweifelhaft. Unter den verschiedenen Versuchen, dieser Stelle beyzukommen, zeichnet sich der von Heusinger (captivo cibo) durch seine Leichtigkeit aus und ist daher mit Recht von Fabri in den Text gesetzt worden. — XXII, 19, 10 wird seit Gronov evehuntur gelesen, obwohl nicht bloß die besten, sondern fast alle mss. eveherentur bieten. Hr. A. ist zu Letzterem zurückgekehrt und sucht die vorhandenen Schwierigkeiten durch eine eigenthümliche Gestaltung der Construction zu beseitigen. Nach seiner Ansicht nämlich sollen die Worte vix dum omnes conscenderant ihren Nachsatz erst mit et jam Romanus non adpropinquabat modo erhalten, das Dazwischenstehende aber gleichsam als Parenthese in der Weise gefaßt werden, daß cum eveherentur Vordersatz zu alii incidunt wird. Wir vermögen es nicht über uns, dem Livius eine so verschrobene Verschlingung der Sätze in Rechnung zu bringen; will man sich mit Gronov's Conjektur evehuntur nicht beruhigen, so möchten wir (aus eveherentur) evecti herent (i. e. haerent) in Vorschlag bringen vgl. XXII, 5, 5 illati haerebant; XXXVIII, 22, 9 conserti haerebant. — XXIII, 27, 9 sind unsere Bedenken über in pacato mansit von Hr. A. nicht gehoben; wenn auch pacatus nicht bloß in Verbindung mit einem Länder- oder Völker-Namen vorkömmt, (Fabri führt bereits andre Redeweisen an), so wäre doch zu erweisen gewesen, daß man in pacato manere für in pace manere sagen kann, während sich bekanntlich nirgends in fido, in amico für in fide, in amicitia manere gesetzt findet. Was Hr. A. gegen Stroths Conjektur in pacto einwendet (wobey wir gelegentlich bemerken, daß in der angeführten Stelle Cic. Verr. I, 6, 16 für provincia als Subjekt pecunia einzusetzen) ist nicht begründet; denn die deditio ist auch ein pactum vgl. XXII, 52, 3 und Perizonius zu XXXVIII, 9, 9. Vielleicht ist mit Benützung der Gronov'schen Conjektur zu lesen: nec diu inde pacata mansit. — In demselben Cap. §. 12 wird sich die Verbesserung Gronovs cui ut omnia prospere evenirent wohl ebenfalls schwer umgehen lassen, indem wir nicht begreifen, wie Hr. A. den bloßen Conjunktiv ohne Partikel hier zur Einführung eines Einräumungs-Satzes aus dem Sprachgebrauche begründen will; denn daß dieser Fall nicht nach Zumpt Gr. §. 780., Weissenborn Gr. §. 466, 3 kann beurtheilt werden, hindert die oratio obliqua. — c. 28, 4 entsteht die Frage, ob die Aufnahme der handschriftlichen Leseart atque edocuisset ipse hinreichend durch die Bemerkung gerechtfertigt ist, die

alten Schriftsteller wechselten öfter auffallend die Subjekte. Bey derartigen Beyspielen, deren wir allerdings viele kennen, herrscht immer die Klarheit des objektiven Sachverhältnisses vor und wird das Bedürfniß der Grammatik durch die Logik vermittelt. An unserer Stelle ist Himilco bereits von §. 2 an logisches und grammatisches Subjekt der Erzählung, und daher die plötzliche Einführung Hasdrubals vermittelst ipse so störend und fremdartig, daß man sich der leichten Aenderung edoctus esset (Fabri) schwerlich wird erwehren können. Dagegen würde nach unserer Ansicht edocuisset gehalten und die Beziehung des ipse auf Hasdrubal statuirt werden können, wenn am Anfang der Periode vor cum das Pronomen cui eingesetzt würde. — c. 26, 7 hat Hr. A. die rücksichtlich der Worte peditum partem obwaltenden Schwierigkeiten mit Stillschweigen übergangen; weßhalb wir hier auf die wohlbegründeten Bemerkungen Fischer's (Commentat. Liv. partic. I, p. XIV) zu dieser Stelle aufmerksam machen.

Noch haben wir eine Anzahl von Conjekturen des Hrn. Verf. zu besprechen, welche unserem individuellen Urtheil nicht vollkommen ausreichend zu seyn scheinen. XXI, 30, 7 geben alle mss. unverständlich: pervias paucis esse exercitibus eos ipsos quos cet. Hr. A. hat durch ein vor exercitibus eingesetztes et das Verderbniß zu heilen versucht, indem er annimmt, Livius lasse den Hannibal hier plötzlich in einer elliptischen Frage sprechen, des Sinnes: „und für Heere?" — (nämlich: sollten die Alpen unzugänglich seyn? —); dabey habe Hannibal die Absicht nachzuweisen, daß für ein ganzes Heer, wo so viele bey einander seyen, die sich gegenseitig helfen und die Hindernisse wegräumen könnten, der Uebergang über die Alpen wo möglich noch leichter seyn müsse, als für Einzelne. Wir möchten bezweifeln, daß Hannibal mit einem solchen Argument bey seinen Zuhörern würde Eingang gefunden haben; denn im Alterthum machte man sich wohl so wenig wie jetzt darüber Illusionen, daß der Uebergang über hohe Gebirge für ganze Heere ungleich schwieriger sey, als für den Einzelnen (vgl. Caes. b. g. VII, 8, 2 ne singulari quidem unquam homini eo tempore anni semitae patuerant; Probus Hannib. c. 3, 4). Hannibal will auch in der That, wie die nachfolgenden Beyspiele zeigen, Nichts weiter versichern, als daß der Uebergang überhaupt ausführbar sey; ohne sich auf das Mehr oder Weniger der Schwierigkeiten einzulassen, ist es ihm genug anführen zu können, daß sowohl Einzelne, als größere Massen den Weg bereits gemacht haben. Daher scheint uns die Conjektur Heusinger's: pervias paucis esse nec invias esse exercitibus den Forderungen des Zusammenhangs vollkommen zu entsprechen; weniger umständlich aber wäre vielleicht die Aenderung: pervias paucis esse, pervias esse exercitibus. Gleichwie in der Wiederkehr der beyden Wörter pervias esse die Veranlassung ihres Ausfalles am Tage liegt, so ist andrerseits gerade diese Wortstellung, welche in einer Verbindung der Anaphora mit dem Chiasmus ihren Grund hat (vgl. Nägelsbach Stilistik S. 331), dem Livius sehr geläufig. Aehnliche Bewandniß hat es mit der Stelle c. 44, 7, wo Weissenborn mit Recht vermuthet, es möge ein zweytes adimis ausgefallen seyn; wenn nicht etwa, weil in vielen mss. sich adimit findet, zu lesen ist: Siciliam ac Sardiniam ademisti? adimis etiam Hispanias (vgl. c. 39, 9, wo in den besten mss. nach Hannibali der Nomin. Hannibal fehlt.). — In der schwierigen Stelle c. 40, 7 quum plures paene perierint, quam supersint hat Hr. A., weil C M und die übrigen mss. qui plures bieten, nach eigener Conjektur quia in den Text genommen mit der Bemerkung, dieser Causalsatz sey mit den folgenden Worten „plus spei nactos esse" zu verbinden. Hiemit sind aber unseres Erachtens die Bedenken, die man gegen diese Stelle erhoben hat, keineswegs erledigt. Livius kann unmöglich dem Scipio unmittelbar hinter einander zwey so widersprechende Dinge sagen lassen, einmal, daß zwey Drittheile der Mannschaft zu Grunde gegangen, und gleich darauf, daß fast mehr umgekommen, als übrig geblieben seyen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 21. Mai.

Nro. 101. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Titi Livi rerum Romanarum ab urbe condita libri ad codicum manu scriptorum fidem emendati ab Car. Frid. Sig. Alschefski.

(Fortsetzung.)

Selbst wenn man mit Crevier und Fabri das anstößige paene tilgen wollte, würde Nichts gewonnen seyn, weil die Worte alsdann immer noch eine pure Tautologie des bereits in den vorangehenden Ablat. abs. Ausgesprochenen enthielten, ein Uebelstand, dem auch die von Hrn. A. vorgeschlagene Construktion nicht abhilft. Wir schlagen vor, „quo plures paene perierint“ zu lesen, beziehen paene auf den ganzen Gedanken und übersetzen: „Ihr müßtet denn glauben, daß die Punier fast in demselben Grade, als die Zahl ihrer Umgekommenen die Uebrigbleibenden übersteigt, mehr Hoffnung zum Siege bekommen haben.“ Ueber die Auslassung des eo vor plus vgl. Fabri zu XXIII, 15, 14 und zur ganzen Stelle XXI, 44, 3 tanto audacius fortiusque pugnaturi, quam hostis, quanto major spes cet. — XXII, 1, 16 hat die Conjektur Hrn. A.'s: quem ad modum cordi esse di divinis carminibus praefarentur ebenfalls ihre Anstände. Wollen wir auch auf die Kakophonie des dreyfachen di kein Gewicht legen, so erscheint uns doch das Adjektivum divinis nach di müssig, in so fern die Aussprüche, in welchen sich die Götter vernehmen lassen, eben keine andern seyn können, als göttliche. Dagegen hat die Vermuthung Jak. Gronovs divi suis carminibus sehr viele Wahrscheinlichkeit; zu cordi esse wird der Dativ aus divi leicht ergänzt (vgl. XXVIII, 20, 7), und suis, woran Hr. A. mit Unrecht Anstoß nimmt, heißt „in ihren eigenen Weissagungen.“ Ueberdieß ist die Aenderung leicht, indem in dem handschriftlichen divinis nur s ausgelassen, und n statt u verschrieben ist. — c. 36, 7, wo Hr. A. nicht nur die Aenderung Gronovs Caeretes, sondern noch außerdem nach eigener Conjektur aquas fonte calido gelidas manasse hat abdrucken lassen, möchten wir auf den Vorschlag Böttchers (T. Livii de reb. Syr. cap. 77) und ebenso Bezzenbergers (s. dessen emendat. delectus p. 21 in dem Fest-Programm des Vitzthumschen Gymnasiums bey Gelegenheit der Philologen-Versammlung in Dresden) aufmerksam machen, der sich durch seine Einfachheit empfiehlt, nämlich: Cediis (mss. caedes) aquas e fonte calidas manasse. — XXI, 44, 9 hat Hr. A. nullum enim telum in den Text genommen, eine Vermuthung, welche bereits Fr. C. Wolff (vgl. Keyssig melet. II. p. 27) aufgestellt hat. Abgesehen davon, daß es, um diese Conjektur plausibel zu machen, nöthig wird, zur Voraussetzung gewisser Abbreviatur-Zeichen seine Zuflucht zu nehmen, von welchen sich im Put. nirgend Gebrauch gemacht findet, so scheint dieselbe auch übrigens hinter der Conjektur Jak. Gronovs nullum eo telum zurückzustehen, indem man durch letztere doch wenigstens den zu acrius kaum entbehrlichen Vergleichungs-Begriff erhält. Uebrigens gestehen wir, daß uns allerdings sämmtliche bisherigen Verbesserungs-Vorschläge nicht genügend erscheinen, wir aber unsrerseits auch nichts Besseres an die Stelle zu setzen wissen; es muß daher die Lösung des Räthsels, was in dem handschriftlichen contemptum verborgen liegen möge, der Zukunft vorbehalten bleiben. —

Nächst der Texteskritik hat Hr. A. auch der Interpretation unseres Historikers besondere Sorgfalt gewidmet, nicht in der Weise, daß er (wie er sich selbst praef. p. XIX) ausdrückt, grammatische und antiquarische Bemerkungen anderer Gelehrten nur wiederzubringen bedacht gewesen wäre, sondern so, daß er, wo es nothwendig schien, den eigenthümlichen Schwierigkeiten des Verständnisses theils durch Uebersetzungen, theils durch Erläuterungen zu Hülfe zu kommen suchte. Wir müssen dem Bestreben des Hrn. Verf., seinen Untersuchungen auch auf diesem Felde das Gepräge der Selbstständigkeit und die möglichste Unbefangenheit des Urtheils zu bewahren, unsre volleste Anerkennung ertheilen; wenn es uns auch nicht überall hat gelingen wollen, seinen Deduktionen zu folgen oder mit denselben ganz einverstanden zu seyn. Es hat seine eigenthümliche Schwierigkeit, über Anlage und Umfang solcher Erläuterungen namentlich in einer kritischen Ausgabe eine bestimmte Norm aufstellen zu wollen. Der Verfasser einerseits muß wünschen und hat dazu auch gewissermassen ein Recht, den von ihm gewonnenen Resultaten durch Mittheilung der zu diesem Behuf angestellten Studien einen um so festeren Unterbau zu begründen; der Leser dagegen, bey dem, wenn er einmal für Kritik Interesse nimmt, eine gewisse Beherrschung und Bekanntschaft des Stoffes vorausgesetzt werden muß, will über Unwesentlicheres und bloß Vorbereitendes hinweggehoben seyn und eilt dem Abschlusse zu, für welchen er eine möglichst objektive Motivirung fordert. Von letzterem Gesichtspunkte aus dürften allerdings hie und da die Bemerkungen Hrn. A.'s, insbesondere an Stellen, wo Kritik und Interpretation enge in einander greifen, auf einer etwas zu breiten Basis angelegt erscheinen, wie z. B. XXII, 12, 4, wo die Bemerkungen zu dieser allerdings schwierigen Stelle fünf volle Spalten ausfüllen und allen Raum für den Text absorbiren. Andrerseits hätte in Betracht des ohnedieß schon zu größerem Umfang angewachsenen Bandes und mit Rücksicht auf die Leser, für welche diese Ausgabe bestimmt ist, Mancherley übergangen werden können, ohne daß den Forderungen der Gründlichkeit und Vollständigkeit minder Genüge geschehen wäre, z. B. XXII, 22, 8 die Bem. über die Abhängigkeit des Pron. ejus von potestatis; ebend. §. 9. die Beyspiele Drkb.'s über injussu; §. 15. die Bem. zu quibus conventis „i. e. quos cum convenisset;" §. 19. die Bem. über futura fuerat; XXI, 6, 5 über spe celerius; c. 22, 6 über neque und neve (vgl. Benecke zu Nep. p. 25); c. 30, 8 über den adverbialen Gebrauch von sublime; c. 32, 9 über ea und qua als locale Adverbien; XXIII, 3, 5 die Beyspiele über cooptare u. A. Indessen wird man doch nirgends das rege Bestreben des Hrn. Verfassers verkennen, die Eigenthümlichkeiten des Livius in Bezug auf Diction, Darstellung und Gedankenzusammenhang zur Anschauung zu bringen und durch tiefere Begründung zu vermitteln.

Es würde zu weit führen, auch von dieser Seite Hrn. A.'s Leistungen mehr ins Einzelne zu verfolgen; wir begnügen uns daher, mehrere Stellen unter besonderen Gesichtspunkten zusammenzufassen und hiernächst die Gründe unserer abweichenden Ansicht darzulegen. Es sind hier zuvörderst einige Fälle anzuführen, in welchen wir rücksichtlich des Gebrauchs und der Bedeutung des Conjunktivus Hrn. A.'s Ansicht nicht theilen können. XXII, 22, 12 findet sich zu den Worten: quodnam id — donum posset esse die Bemerkung: „Cum haec verba mirantis Bostaris dubitantisque sint, multo potior conjunctivus imperfecti quam praesentis videri debet." Nach unserem Dafürhalten ist hier, man mag nun possit oder posset lesen, in dem Modus an sich eine Hinweisung auf das Wundern und Zweifeln des Bostar nicht enthalten, und lediglich das grammatische Abhängigkeits-Verhältniß ins Auge zu fassen. Eben so wenig vermögen wir XXI, 40, 2 in dem Conjunktiv vicissent etwas Anderes zu finden, als die Fortwirkung der im Hauptsatze enthaltenen Hypothese auch auf den Relativsatz, so daß dasjenige, was Faktum war, für den gegebenen Fall als Vorstellung des Scipio erscheint. Hr. A. legt dagegen dem Conjunktiv die Wirkung bey, daß der ganze Gedanke als aus dem Sinne der Reiter gesprochen betrachtet werden müsse, die es gleichsam mit Verwunderung aufnehmen würden, wenn Scipio bey ihnen eine Anfeuerung für nöthig hielte. Diese Auffassung würde aber unseres Erachtens grammatisch nur dann zulässig seyn, wenn

die equites Subjekt des Hauptsatzes wären. Aus gleichen Gründen müssen wir widersprechen, daß XXII, 22, 11 abessent als Gedanke der Spanier zu verstehen sey, wozu gar kein Grund vorhanden; denn das Imperfekt steht, wie Fabri richtig anmerkt, nur deßwegen, um das, was die Spanier vom Abfalle zurückhielt, als ein in dem bezeichneten Zeitraum Fortdauerndes bemerklich zu machen. Wenn übrigens an dieser Stelle afuisset im Texte stünde, so würde dieß schwerlich, wie Hr. A. erklärt, bebedeuten: „jam dudum illum rerum statum mutatum esse;" denn damit wäre dem Plusquamperfekt eine absolute Zeitbestimmung angewiesen, die es bekanntlich nicht hat. — XXI, 2, 6 wird zu praebuerit bemerkt, die Historiker bedienten sich oft dieses Perf. Conj. „ut exprimeretur non tam quod fieri posset, quam quod factum esset." Wir vermögen diese Norm über den bekannten Gebrauch des Conj. Perf. in Folgesätzen mit den sonst darüber geltenden Ansichten nicht recht zu vereinbaren; denn, wie wir glauben, wird mit praeberet eben so gut ein Faktum ausgesprochen, wie mit praebuerit, und nur die Stellung desselben zur Haupthandlung wird je nach Verschiedenheit des Tempus modificirt. Deßhalb ist uns auch XXII, 5, 8 die Bemerkung zu senserit nicht klar geworden: non „sentiret," quod L. h. l. scribere non potuit nisi de eo quod vere factum traderetur. — XXI, 8, 11 übersetzt Hr. A. die beyden Conjunktive haesisset und penetrasset „selbst wenn es (das Geschoß) im Schilde sollte stecken geblieben und nicht in den Körper gedrungen seyn," mit Unrecht, wie wir glauben, weil gar nicht zu bezweifeln, daß der Fall wirklich eintrat, dessen Folgen als so nachtheilig beschrieben werden. Der Conjunktiv dient hier, gleichwie im Griechischen der Optativ nach Relativis (Buttm. Gr. §. 139. A. 6), um die Wiederholung des Falles anzudeuten vergl. Zumpt Gr. §. 569. Weissenb. Gr. §. 462. 2. An der ähnlichen Stelle c. 42, 4 ubi dimicarent hätte daher ein einfaches Verweisen auf die Grammatik genügt. — XXII, 20, 11 hat Hr. A. richtig nach P C M facti sint in den Text genommen; daß aber Liv. durch diesen Conjunktiv habe andeuten wollen, „eas terras incertissimae possessionis fuisse, will uns nicht einleuchten. Wir glauben, daß dieser Fall lediglich nach Zumpt Gr. §. 558. zu beurtheilen ist. — XXI, 44, 5 billigen wir die Aufnahme von quos non excedamus vollkommen. Doch ist uns nicht klar geworden, welchen Unterschied Hr. A. zwischen ne und non an dieser Stelle annimmt. Er sagt: „Quos ne excedamus" dictum esset ita, ut Hannibal nihil videretur nisi vetantium Romanorum mandata referre velle: „die man uns zu überschreiten verbietet:" „quos non excedamus" „die wir nicht überschreiten sollten" „ita dictum est ut Hannibal eandem quidem rem significaret, sed ita ut nulla major vis in eis verbis inesset, quo majore gravitate ad id, quod Romani a Carthaginiensibus fieri voluissent, ea addere posset, quae agendi rationis Romanorum illustrandae et detegendae essent." Wir meinen den Unterschied kürzer in der Weise festzustellen, daß man sich bey non excedamus die Worte direkt, aus dem Munde der Römer gesprochen, „quos non excedetis" (das Futur als stringenter Imperativ gefaßt) zu denken hat; bey ne excedamus dagegen bloß die dem Faktum des Hauptsatzes zu Grunde liegende Absicht (quos ne = ut eos ne) angeführt wird. An derselben Stelle §. 6. hätten wir statt der Bemerkung zu der Leseart des Lov. 4 moveas: „conjunctivum perfecti (moveris) sic poni solere, si quid majore quadam gravitate postulandum esset" lieber die Hinweisung gefunden, daß die zweyte Person Präs. Conjunkt. negativ für den Imper. in der klassischen Sprache höchst selten ist, vgl. Zumpt Gr. §. 586. Madvig opusc. acad. II. p. 105 ff. — An einigen Stellen hat Hr. A. auch bey der deutschen Uebersetzung den Conjunktiv, der im Lat. steht, beybehalten, ohne daß das deutsche Idiom in diesen Fällen den Conj. postulirte; z. B. XXI, 5, 14 quippe ubi pedes — perverti posset, wo die Uebersetzung beygegeben wird: „wo der Fußgänger — umgestürzt werden könnte." Der deutsche Conjunktiv würde dem Gedanken eine conditionelle Färbung geben, die er, da posset von quippe ubi regiert ist, durchaus nicht hat. — XXII, 24, 6 quia — praeventurus erat erlauben wir uns statt der Uebersetzung: „weil der Feind — den Vorsprung gewinnen müßte" vorzuschlagen: „gewinnen mußte" oder „gewonnen haben würde."

Bisweilen räumt Hr. A. auch einem Tempus eine mindestens über die gewöhnlichen grammat. Bestimmungen hinaus erweiterte Begriffs-Sphäre ein. XXI, 8, 7 wird constiterant erklärt durch consistere solebant; inzwischen ist zu einer solchen Annahme weder sprachlich, noch nach dem Zusammenhange Veranlassung gegeben; consistere heißt „sich aufstellen, Posto fassen" (vgl. Caes. b. g. VI, 38, 4), folglich constiterant „sie standen auf dem Platze," nämlich: so wie die Bresche geöffnet wurde (vgl. Liv. XXXVIII, 22, 7). — XXIII, 4, 6 scheint uns in den Worten cujus aliqua verecundia erat keine Nöthigung zu liegen, das darauffolgende spernerent in der Bedeutung spernere coepissent zu nehmen. Livius konnte allerdings auch verecundia fuerat sagen; indem er aber das Imperfekt setzt, hat er den Zeitraum der Schlacht von Cannä vor Augen, wo die Capuaner trotz der Geringschätzung ihrer eigenen Gesetze und Behörden doch vor dem römischen Regimente noch einige Achtung hatten. Daß es mit dieser Achtung jetzt wirklich ein Ende hatte und folglich Livius durch das Wort spernerent nicht bloß ein allmähliches Abnehmen derselben bezeichnen wollte, beweisen unzweydeutig die gleich darauf folgenden Worte: id modo erat in mora, ne extemplo deficerent cet. — c. 7, 10 könnte der zu Gunsten der Leseart inambulabat (C) beygebrachte Grund: „multo melius imperfecto h. l. longius illud temporis spatium, quo Decius inambularit, exprimi" leicht zu dem Mißverständnisse Veranlassung geben, als ob das Imperfekt die absolut längere Dauer einer Handlung auszudrücken vermöchte, während es hier doch nur das Aufundabgehen des Decius als gleichzeitig mit der Eilfertigkeit der zum Empfange des Hannibal hinausströmenden übrigen Stadtbewohner darstellen könnte.

Aehnliche Zweifel sind uns hin und wieder aufgestoßen rücksichtlich der den einzelnen Casus oder deren Verbindungen mit Präpositionen unterlegten Bedeutungen. Zu XXII, 25, 6 prope in custodiam habitum sucht Hr. A. diese bekannte Sprach-Erscheinung mit folgenden Worten zu begründen: „accusativus ponendus erat, quod exprimendum non fuit, Minucium vere in custodia habitum esse, sed, siquid se loco movere voluerit aut si cum hoste congrediendum esse censuerit, semper ita a dictatore circumclusum et retentum esse, ut ne quid pro republica agere posset." Verstehen wir diese Bemerkung richtig, so findet Hr. A. in dem Accusativ eine Andeutung der von Minucius versuchten Bewegungen, gleichwie er in der citirten Stelle VIII, 20, 7 (Vitrubium in carcerem adservari jussit quoad consul redisset) den Accus. carcerem auch durch die in den Worten quoad c. redisset enthaltene Zeitbestimmung für gefordert erachtet. Beyde Annahmen scheinen uns unzulässig; in custodiam und in carcerem sind Erweiterungen der Prädikate habitum und adservari; folglich kann die Form, welche jene Wörter durch den Accus. angenommen haben, bloß auf den Prädikats-Begriff modifizirend einwirken und nicht Beziehungen enthalten, die ganz außerhalb des Inhalts dieser Wörter und der Prädikate selbst liegen, wie z. B. dort die Bewegungen des Minucius, hier die Zeitdauer. In beyden Beyspielen beruht der Accus. bey in auf einer Synesis, indem der Zustand dessen, qui habetur, adservatur, den Begriff der vorangegangenen Bewegung involvirt vgl. Weissenb. Gr. §. 281. A. 7. — Der umgekehrte Fall findet sich XXI, 20, 9, wo Hr. A. vollkommen richtig aufgenommen hat: civitatem omnem in expectatione belli erectam invenerunt. Hier schließt nämlich das Participium erectus den Begriff des erfolgten Zustands, des eingetretenen Resultats in sich; somit ist der Abl. bey in ganz an seinem Orte vgl. Caes. b. g. V, 10 naves — in litore ejectas esse. Ebendeßhalb aber möchten wir nicht mit Hr. A. in expectatione erectum esse und expectatione erectum esse, so wie in aliquid erigi und ad aliquid erigi als gleichbedeutend zusammenstellen. Denn nur die drey letzteren Ausdrucksarten lassen sich miteinander vereinigen, vgl. die gründliche Auseinandersetzung von Seyffert zu Cic. Lael. p. 305 ff. Der Abl. mit in dagegen beruht auf der oben angedeuteten Sprach-Anschauung. —

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 22. Mai.

Nro. 102. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Relazioni degli ambasciatori Veneti al senato edite da Eugenio Albèri. Seria II. vol. III. Firenze. Società edetrice fiorentina 1846.

Auch unter dem Specialtitel:

Relazioni della corte di Roma nel secolo XVI. raccolte ed annotate da Tommaso Gar. vol. I.

Wie schon früher bemerkt, haben die zur Herausgabe des Archivio storico italiano verbundenen italienischen Gelehrten seit längerer Zeit den Plan in Ausführung zu bringen begonnen, die Berichte venetianischer Gesandten über die Zustände der Höfe und Länder, in denen sie sich aufhielten, zu veröffentlichen. Den Anstoß hiezu hat Ranke gegeben, welcher bereits in seinem ersten Bande der Fürsten und Völker von Südeuropa so viel Merkwürdiges aus diesen Berichten zusammentrug und damit insbesondere die Kunde von der inneren Beschaffenheit der großen spanischen Monarchie im sechszehnten Jahrhunderte wesentlich förderte. Eine weitere Anwendung dieser Relationen machte derselbe Gelehrte bey seiner Geschichte der römischen Päpste, in deren letztem Bande er selbst mit anderen Urkunden Originalauszüge aus solchen Relationen mittheilte. Die französische Regierung ließ hierauf die auf Frankreich sich beziehenden Relationen durch Hrn. Tomasseo sammeln, und den italienischen Text sammt der französischen Uebersetzung in 2 Bänden veröffentlichen. Sie beziehen sich auf die großen Bürgerkriege in Frankreich während des sechszehnten Jahrhunderts und sind mit großer Kunde der Dinge, mit scharfer Beobachtungsgabe und in glänzender Darstellung geschrieben, so daß sie eine wahre Bereicherung der Geschichte bilden und zu den interessantesten Quellen jener Zeit gehören.

(Fortsetzung folgt.)

Titi Livi rerum Romanarum ab urbe condita libri ad codicum manu scriptorum fidem emendati ab Car. Frid. Sig. Alschefski.

(Schluß.)

XXII, 21, 4 liest Hr. A. nach C m. 1 P: magnaque parte armis exuta; zur ganzen Stelle aber wird folgende Bemerkung gegeben: „Ablativi absoluti ita cum priore oratione jungendi sunt, ut vox „omnes“ quidem significet, quidquid fugatorum hostium fuerit, sed tamen ita ut ab eo numero deduci oporteat, qui jam occisi captique aut armis exuti fuerant. Hostes enim primo ita fusi erant, ut quidam occiderentur, plures caperentur. Quorum numerus cum major videretur, quam qui sine negotio in custodia haberi possent, pauci tantum ex captivis abducti, ceteri armis exuti ad suos remissi sunt. Quo facto cum reliqua turba rebus suorum male gestis se deterreri a bello non pateretur, et hi levi certamine in fugam versi sunt.“ Wir bezweifeln sehr, daß ein so detailirter Hergang, wie ihn Hr. A. voraussetzt, in den einfachen Worten des Liv. liegen könne. Nach unserer Ansicht werden durch

die obigen Abl. absol. nur die besonderen Umstände (vgl. Fabri zu XXI, 5, 4) angegeben, unter welchen das Zurückwerfen der feindlichen Macht erfolgte. Der Deutsche sagt: wobey einige getödtet und gefangen genommen, ein großer Theil der Waffen beraubt wurde. Uebrigens ist an dieser Stelle omnis anstößig; da P von erster Hand fuderemomnis (wie c. 22, 7 compositam cum iis moram) hat, die zweyte Hand aber über is die Sylbe bu beygefügt hat, so ist wohl hominibus zu lesen vgl. Fabri zu XXIII, 37, 11. — Befremdlich ist die Bemerkung zu XXI, 6, 5: „Non in senatu sed ad senatum scriptum est, cum senatus esset, quid placeret decernere. Praepositione ad enim latini scriptores ita utebantur, cum eorum mentio facienda erat, penes quos judicium rerum esset.“ Da hier referre ad senatum einfach nichts Anderes ist, als: „die Sache vor den Senat bringen,“ so begreift man den letzteren auf die Bedeutung der Präp. ad bezüglichen Theil der Bemerkung nicht sattsam. Ueberhaupt wäre es wünschenswerth gewesen, wenn der Hr. Verf. hie und da seinen Bemerkungen eine etwas schärfere Fassung hätte geben wollen. So möchte XXIII, 2, 8 (si permittant sibi) die Auslassung von se durch die etwas allgemeine Angabe: „cum nihil saepius quam ejus generis pronomina ab antiquis scriptoribus omissa esse constet“ nicht vollständig begründet erscheinen. Ebenso wenig vermag uns c. 7, 7 die Bemerkung: „persaepe Livium adjectivis usum esse, ubi adverbia magis probarentur“ zu überzeugen, daß occulta die richtige Leseart sey; desgleichen XXI, 58, 9 über extollere die Notiz: „quod L. prae caeteris scriptoribus verbis cum particula ex junctis uti solebat.“ Hieher gehört auch XXII, 25, 2 die Bemerkung über ut „gesetzt daß:“ „Conjunctione ut Livius sic uti solet, ubi quos majore vi loquentes facit.“ und A.

So sehr man im Ganzen es dem Hr. Verf. zum Lobe anrechnen muß, daß er sich von jener in gelehrten Werken dieser Gattung nur zu häufig herrschenden Ueberschwenglichkeit im Citiren von Parallelstellen und dergl. frey gehalten hat, so wäre doch mitunter, namentlich wo gewissen Wörtern oder Redensarten eine ungewöhnlichere Bedeutung zugeschrieben wird, die Anführung einiger Belege willkommen gewesen. XXII, 24, 7 (cum jecissent) genügt die bloße Vergleichung der deutschen Phrase „einen Feind werfen“ wohl nicht, um Gronovs dejecissent als entbehrlich zurückzuweisen (vgl. Mützell zu Curt. p. 648). Noch zweifelhafter erscheint ebend. c. 26, 1 die Vermuthung, pecunia — animos — jecit (PCM) lasse sich vielleicht halten nach Analogie des deutschen „die Gedanken auf Etwas werfen.“ — Wenn XXI, 4, 6 das handschriftliche voluntate beybehalten wird (wir möchten uns trotz der Uebereinstimmung der mss. wegen der leichten Verwechselung beyder Wörter s. Drkb. zu V, 6, 3 für voluptate entscheiden); so ist wohl der Nachweis nothwendig, daß voluntas im Sinn des unmäßigen Begehrens nach Speise und Trank anderwärts vorkommt. — XXII, 2, 5 wird per praealtas fluvii ac profundas voragines übersetzt „in den jäh abschießenden und weithin ausgedehnten Untiefen.“ Für diese Bedeutung von profundus mangeln uns die Belege; praealtus geht, wie wir glauben, auf die Natur des Flußufers und heißt „jäh abstürzend,“ profundus bezieht sich auf den Wasserspiegel, der eine große Tiefe verbirgt; dem entsprechen nun auch die beyden folgenden Partizipien hausti limo immergentesque; ersteres schildert die Lage der Soldaten nach dem Absprung vom Ufer aus, das Zweyte aber widerfuhr ihnen mit jedem Schritte, den sie weiter thaten; deßhalb scheint es nicht nothwendig, mit Hr. A. die Verbindung der beyden Part. so zu fassen, als ob geschrieben stünde: „hausti paene limo, in quem se inmerserant.“ — c. 22, 15 vermißt man für das aufgenommene exprimit und dessen angeblichen Unterschied von expromit die Belege aus dem Sprachgebrauch; vgl. übrigens die Varietät zu XXVII, 51, 11. Auch XXI, 8, 10 erwartet man füglich für das aufgenommene cetero Beweisstellen; vgl. die Varianten zu I, 32, 2, wo Leid. 1 unrichtig caeterum gibt und Liv. XXXVIII, 21, 4. — Die Bemerkung zu XXI, 9, 3 „plerumque tamen operae est significat id quod operae pretium est“ ist wenigstens durch das Citat I, 24 nicht begründet, und dürfte deren Richtigkeit auch sonst in Zweifel zu ziehen seyn. —

XXII, 26, 5 legt Hr. A. dem Worte rogatio die Bedeutung „Beschluß" bey, wofür uns in der Verbindung mit ferre kein Beyspiel zu Gebote steht. Wir sehen übrigens durchaus kein Hinderniß, rogatio in seiner wahren Bedeutung „Antrag" zu nehmen. Denn erstlich wird im Vorhergehenden keineswegs als Faktum hingestellt, daß der Antrag bereits zum Plebisscit geworden war, sondern nur bey Gelegenheit der kurzen Skizze über des Varro Lebensverhältnisse gleichsam anticipirend erwähnt, daß er die Früchte dieser Intrigue ärndtete. Zweytens kehrt mit den Worten omnes eam rogationem cet. die Erzählung zu dem Zeitpunkt zurück, wo sie (c. 25, 18) durch die Episode über Varro unterbrochen wurde, wo folglich die Sache sich noch im Stadium des Antrags befand. Endlich ist, sofern es sich hier lediglich um die Tendenz der rogatio handelt, gerade der Begriff „Antrag" der wesentlichere; denn diesem inhärirt die Tendenz, als deren äußere Wirkung erst der Beschluß erscheint.

Schließlich gedenken wir noch einiger Stellen, wo wir H. A. gegenüber den von ihm erwähnten Ansichten früherer Herausgeber und Gelehrten nicht völlig in seinem Rechte finden konnten. XXI, 32, 2 halten auch wir das handschriftliche progressos für das Richtige; daß aber Livius praegressos, wie Gronov änderte, gar nicht sagen konnte, will uns nicht einleuchten vgl. XXV, 9, 8 praegressos retraherent. Dagegen nimmt es Wunder, daß Hr. A. XXII, 2, 1 praevenisse in den Text genommen hat; denn für Hannibals Aufbruch aus dem Winterlager ist bloß der Umstand bestimmend, daß der Feind bereits in Arretium ist, der Feind überhaupt (s. c. 3, 1), nicht Flaminius vor dem andern Consul. — XXI, 44, 7 billigen wir das von Hr. A. aufgenommene vindicaremus unbedingt; wenn aber ebendaselbst Gronov, welcher vindicarimus änderte, imputirt wird, er habe den Unterschied zwischen diesen beyden Formen nicht erkannt, so müssen wir ihn gegen diesen Vorwurf in Schutz nehmen; denn Gronov hat hier ersichtlich das fut. exact. im Sinne (vgl. Büttner zu Bauer's excerpt. Liv. p. 32) und nicht, wie Hr. A. annimmt den Conj. perf. — XXII, 24, 6 tadelt Hr. A. die Uebersetzung Heusingers: „von hier aus zeigte sich ihm ein noch näherer Hügel," indem nicht einzusehen sey, welche Orts-Entfernungen hier unter einander verglichen würden. Gleichwohl scheint uns Nichts einfacher, als den Comp. propior auf das vorangegangene propius hostem movit zu beziehen; Hannibal war schon näher an den Feind hingerückt, nun sieht er einen Hügel, der noch näher am feindlichen Lager liegt, als derjenige, auf welchem er bereits steht. Wenn Etwas an Heusingers Uebersetzung zu ändern, so betrifft dieß das Wort inde, welches wir lieber von der Zeit als vom Orte verstehen möchten, vgl. Pol. III, 101, 5 μετὰ δὲ ταῦτα γεωλόφου τινὸς ὑπάρχοντος μεταξὺ τῶν στρατοπέδων κ. τ. λ. — XXIII, 27, 10 wo Crevier vorschlug: si movere inde pergeret, vermuthet Hr. A., derselbe sey zu dieser Conjektur veranlaßt worden „sine dubio quod putabat vel ire vel simile verbum omitti non oportuisse." Allein dieß ist ein Mißverständniß; Crevier sagt ausdrücklich: „Nobis hic suspecta est particula vero. Possis legere: si movere inde pergeret." — Unverständlich war uns die Bemerkung zu XXI, 41, 11: „Ad humanorum tamen nolim cum Drakenborchio supplere suppliciorum, cum in eo potius insit „acerbissimo supplicio, quo homines affici possint." Drkb. erklärt aber die Stelle fast mit denselben Worten: „Indicatur autem gravissima poena, qua mortales adfici possunt." Daß übrigens dennoch suppliciorum zu ergänzen, erweisen die von Fabri beygebrachten Stellen hinreichend.

Rücksichtlich der Orthographie und Interpunktion hat Hr. A. im Wesentlichen dieselben Grundsätze befolgt, welche wir bereits aus den beyden früheren Bänden seiner Bearbeitung des Livius kennen. Obwohl er, was erstere anlangt, in den bedeutsameren Fällen vorzugsweise an den Put. sich anschließen zu müssen glaubte, so hat ihn dieß doch nicht abgehalten, bey der Schreibung einzelner Wortformen im Ganzen eine größere Gleichförmigkeit zu beobachten. So findet sich in diesem Bande constant geschrieben: Baliares (auch gegen P XXI, 21, 12), Hiberus, tripartito, semenstris (gegen P XXI, 62, 2), quadriduum (gleichwie X, 45, 1 nach Paris.), Trasumennus (XXII, 4, 1 Put.:

trhasymennus), Indebilis (Put. auch Indibilis), calligo (gegen P XXII, 5, 3) u. A. Jedenfalls ist es höchst dankenswerth, daß der Hr. Verf. bey der Vergleichung des Put. auch die geringsten Abweichungen in der Schreibweise notirt und dadurch dem Sprachforscher ein reichliches Material für diese im Ganzen noch wenig abgeschlossenen Untersuchungen dargeboten hat. Daher wollen wir auch über einige eigenthümliche Formationen, welche Hr. A. in diesem Bande aus den mss. aufgenommen hat, nicht aburtheilen, da dieselben vor der Hand wenigstens Beachtung verdienen und zu neuen Forschungen anregen werden. Hieher rechnen wir z. B. die neue These über afluere und dessen Entstehung aus a und fluere XXIII, 4, 4; ferner die noch immer sehr zweyfelhafte Plural-Form des Fem. von hic XXI, 21, 4 haec gentes u. A. — Bezüglich der Interpunktion erlauben wir uns noch folgende Bemerkungen. XXII, 24, 9 ist nach tutari poterat zweckmäßiger ein Punkt zu setzen, da mit diesen Worten offenbar die Ereignisse eines Tages abgeschlossen werden. Mit jamque beginnt sodann die Erzählung dessen, was Hannibal in den darauffolgenden Tagen regelmäßig zu thun pflegte. XXI, 30, 8 ist das Komma nach indigenas vielleicht nur durch ein Versehen des Druckers weggeblieben; es ist aber unentbehrlich, da zu diesem Worte esse zu ergänzen und keineswegs aus dem Folgenden transmisisse heraufgezogen werden darf. Ebendas. §. 11 ist das Fragezeichen nach desperet in ein Punkt zu verwandeln (vgl. Madvig opusc. acad. II. p. 213). XXIII, 7, 9 halten wir für besser, nach enixe Komma zu setzen, da wir uns nicht überzeugen können, daß etiam, wie Hr. A. verlangt, auch noch zu enixe gehören soll; denn mit den Worten: favore etiam volgi et studio visendi wird ja noch ein besonderes Motiv angegeben, weßhalb die Capuaner, auch abgesehen von dem erhaltenen Befehle, dem Hannibal gerne entgegengingen vgl. I, 9, 8 multi mortales convenere, studio etiam videndae novae urbis.

Wir bemerken schließlich, daß auch von Seite des Verlegers für das Aeußere dieser Ausgabe durch gutes Papier und correkten Druck auf das Lobenswertheste gesorgt worden ist. Der Druckfehler sind im Verhältniß zu dem großen Umfange des Buches nur wenige und unbedeutende: p. 26 n. 2 lese ὡς st. ὥς; p. 28 Z. 2 nec; p. 34 b Z. 3 v. u. quarum; p. 87 b Z. 4 peteret; p. 129 a Z. 11 v. u. M m. 3; p. 132 a Z. 18 glareosa; p. 171 b Z. 26 excusari; p. 178 b Z. 12 Pall. 1. 3.; p. 184 Z. 4 fehlen die Abtheilungszeichen nach ne; p. 191 Z. 2 lese nusquam; p. 289 a Z. 10 ist vor hyspanos das Anführungszeichen zu tilgen; p. 290 b Z. 23 lese aegre (so wenigstens Drkb.); p. 293 b. Z. 1 coelo; p. 299 b Z. 8 tegendis; p. 306 b. Z 9 in̄ pugnam; p. 383 a Z. 12 u. 14 quo; p. 397 a Z. 19 Lov. 2; p. 408 b Z. 22 praeripere; p. 415 a Z. 1 Pal. 3; p. 420 a Z. 22 ut; p. 426 b Z. 25 Lov. 5; p. 462 a Z. 16 tilge qui; p. 623 b Z. 13 Lov. 1; p. 628 a Z. 5 vos; p. 750 a Z. 13 Ralbum; p. 841 b Z. 9 v. u. lese Handii Turs. II p. 409, wenn das Citat überhaupt daher gehört, in sofern hier von enim, bey Hand von enimvero die Rede ist. Uebrigens führt gerade Hand (Turs. II p. 398) diese Stelle unter denjenigen auf, in welchen die Kritiker mit Recht enim als corrupt erkannt haben.

Hiemit schließen wir diese Bemerkungen, denen wir von Seite des verehrten Herrn Verfassers dieselbe freundliche Aufnahme wünschen, welche er unseren früheren Anzeigen seiner Ausgabe des Livius hat zu Theil werden lassen. Es ist unser innigster Wunsch, daß Herrn Alschefski zur Fortsetzung seiner gelehrten Arbeiten eine möglichst unbeschränkte Muße und diejenige ungetrübte Stimmung zu Theil werden möge, welche zur Förderung eines so bedeutenden und verdienstvollen Unternehmens nothwendig ist.

H. Heerwagen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Mai.

Nro. 103. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Relazioni degli ambasciatori Veneti al senato edite da Eugenio Albèri.

Auch unter dem Specialtitel:

Relazioni della corte di Roma nel secolo XVI. raccolte ed annotate da Tommaso Gar.

(Fortsetzung.)

Daran schließt sich nun die von Hrn. Alberi unternommene Sammlung an, die mit den beyden für die römischen Relationen im 16. Jahrhunderte bestimmten Bänden 8 Bände in sich fassen wird. Die erste Serie dieser Sammlung (1) enthält die Relationen der Gesandten an den außeritalischen, aber europäischen Höfen, und von dieser sind bereits 2 Bände (1839 und 1840) herausgekommen, welche die Relationen über Burgund, Frankreich, Deutschland und England bis zum J. 1553 in sich schließen. Die 2. Serie enthält die Relationen über Italien und von dieser erschienen bis jetzt, den vorliegenden Band abgerechnet, 2 Bände (1839. 1841). Sie beschäftigen sich mit Florenz, Mantua, Savoyen, Urbino, Neapel, Ferrara, Lucca, Genua und Mailand und reichen bis 1576. Die dritte Serie endlich, von welcher gleichfalls 2 Bände erschienen, beschäftigt sich mit den Relationen über die Türkey und Persien bis 1592.

Schon bey der Veröffentlichung des ersten Bandes war versprochen worden, daß die Relationen, welche sich auf Rom beziehen, eine fortlaufende besondere Serie bilden sollten, und Hr. Tommaso Gar, welcher bereits an dem Archivio storico einen so rühmlichen Antheil genommen, wurde mit der Veröffentlichung derselben betraut. Wir werden aus dem Folgenden sehen, in welcher Art derselbe die ehrenvolle, aber sehr schwierige Aufgabe löste.

Bekanntermassen verpflichtete ein Gesetz jeden venetianischen Gesandten, bey seiner Rückkehr dem Senate über das Wichtigste, was während seiner Gesandtschaft vorgefallen war, mündlichen Bericht zu erstatten. Diese mündlichen Berichte mußten nach einem späteren Gesetze schriftlich bey der Senatskanzley deponirt werden, und als dieser Gebrauch in Vergessenheit gekommen war, wurde derselbe durch ein Gesetz des J. 1533 wieder erneut. Daher kam es, daß vom Anfange des sechszehnten Jahrhunderts bis zum J. 1533 sehr wenige Relationen vorhanden sind, und auch von diesem an sind die Relationen Foscari's 1526, Contarini's 1530, Soriano's 1531 erst in Kraft des Gesetzes v. J. 1533 verfaßt und überreicht worden, somit spätere, nicht gleichzeitige Arbeiten. Um nun die Lücken zu ergänzen, hat der Herausgeber zu den Diarien des berühmten Venetianers Marino Sanuto seine Zuflucht genommen, welcher mit einem Fleiße und einer Beharrlichkeit, wie sie nur eine von glühender Vorliebe für die Ehre und den Glanz ihres wahrhaft großen Vaterlandes erfüllte Seele zu besitzen vermag, 37 Jahre lang Tag für Tag Alles zusammentrug, was sich auf die äußeren und inneren Ereignisse der Republik und der mit ihr in Verbindung stehenden Staaten bezog. 56 Folianten Manuscript, die die Bibliothek von San Marco in Venedig in Copie, das kaiserliche Archiv zu Wien in Original besitzt,

sind das glänzende Resultat dieser beyspiellosen Ausdauer, und man kann es Hrn. Gar nicht genug danken, daß er, nachdem bereits Ranke davon Gebrauch gemacht, die Auszüge dieses auf den genauesten Berichten von Gesandten, den Schriften der geheimen Kanzley des Staates, den Berathungen des Senates, den Mittheilungen so vieler Gelehrten beruhenden Werkes der gegenwärtigen Publication einverleibte.

Platen, welcher in seiner Liga von Cambray Marino Sanuto einführt, jedoch nicht als Senator, sondern als alten Mann, der „täglich auf allen Plätzen umhergeht und fragt, was vorgefallen," beynahe in Dürftigkeit lebt, — bekanntlich nicht blos in Republiken das Loos der Historiker — und von dem Dogen wünscht, daß der Staat seine Tochter ausstatte, behandelt ihn nur als Geschichtsaufzeichner, der an Schreibseligkeit alle andern übertraf. Mir will es scheinen, daß, um in solchem Geschäfte nicht müde zu werden, eine Liebe zur Wahrheit, eine Energie des Geistes und ein patriotischer Sinn gehören, welcher Venedig eben so ziert, als Sanuto, und wo sich von selbst die Frage aufdringt, warum diese Eigenschaften sich nicht öfter und auch in andern Staaten als nur in Venedig, in andern Zeiten als dem sechszehnten Jahrhundert vorfinden? Interessante Aufschlüsse über Marin Sanuto enthalten übrigens auch die mit Benützung seiner Diarien verfaßten Ragguagli sulla vita e le opere di Marin Sanuto. 2 vol. in 8. Venezia 1837, von Rawdon Brown.

Nach einem zur Orientirung über das Ganze höchst wichtigen Verzeichnisse der ordentlichen und außerordentlichen Gesandten Venedigs am römischen Hofe, 1499—1600, beginnt der vorliegende Band mit einem aus Sanuto's Diarien genommenen Sommario della relazione di Roma di Paolo Capello 28. Sett. 1500. Es bezieht sich auf die Verhältnisse Venedigs zu Alexander VI., von dem es heißt: che a Roma tutti i beneficj si vendono e il papa medesimo dice che è povero, er habe keinen andern Gedanken, als seine Söhne mächtig zu machen, sey von heiterer Natur, der alle Sorgen über Nacht verschlafe, und obwohl 70 Jahre alt, verjünge er sich täglich. Ranke hat diese Relation (Römische Päpste Bd. I. S. 48—52) paraphrasirt; daß seine Darstellung der vermeintlichen Ermordung des Herzogs von Gandia durch Cesare Borgia von der authentischen Darstellung Malipiero's widerlegt werde, ist von mir bey der Anzeige des VII. Bandes des archivio storico bemerkt worden. Auch das, was Ranke S. 48 über Alexanders Charakter mit Beziehung auf Capello bemerkt: „nie hat ihn etwas anderes ernstlich beschäftigt," ist nur eine freye Uebersetzung des: nè d'altro ha cura (S. 11). Es gehört jedoch dazu: fa quello che gli torna utile; e tutto il suo pensiero è di far grandi i suoi figliuoli. Beschäftigten ihn auch andere Sorgen, als um seine Kinder, so handelte es sich doch nur um ein Mehr oder Minder des Schlechten und nicht des Guten, obwohl Capello selbst meinte, daß in Bezug auf den Türkenkrieg das beste von ihm zu erwarten sey. Die zweyte Relation Capello's, die im Sommario mitgetheilt ist, bezieht sich auf Julius II., auf den auch der mitgetheilte Bericht Trevisano's, beyde vom Jahre 1510, sich bezieht. Auch diese kannte Ranke nach Note 1 zu S. 56. Die erste ist ziemlich mager. Wie jedoch diese Relationen nur mit Vor- und Umsicht zu gebrauchen sind, mag gleich hier aus einer Stelle Capello's erhellen. Er beschreibt Julius II. als timido e avaro, zwey Prädicate, welche weder einem Papste noch sonst Jemanden zur Ehre gereichen können. Werden nun diese, wie häufig geschieht, einzeln erwähnt und somit aus dem Zusammenhange herausgerissen, so kann man auf Capello's Autorität den kühnsten Papst zu einem Feigling machen. Nun folgt freylich noch: ed ha molti Danari adunati (si dice un milione d'oro o almeno 700,000 ducati) e con questi suoi denari pensa a far grandi cose ed ha modo facile di trovarne sempre che voglia — allein den Schlüssel zu der Furchtsamkeit Julius II. giebt erst Trevisano, indem er S. 30 darstellt: der Grund, warum Julius „gran paura" habe, sey, weil er einen Einbruch der Franzosen in Italien und damit einen Krieg mit ihnen besorgte. Als der Ungarnkönig, fügt Trevisano bei, von Julius Hülfe gegen die Venetianer verlangte, um ihnen Dalmatien zu entreißen, gab der Papst die würdige Antwort: wir wollen euch keine Hülfe gegen Christen, sondern nur

gegen Ungläubige gewähren. Beschreibt aber Capello den Papst als timido e avaro, so charakterisirt ihn Trevisan dagegen als sagace, gran praticone, ha mal vecchio gallico e gotte, tuttavia è prosperoso e fa gran fatica. Er sey mäßig in seiner Lebensweise, Niemand vermöge etwas über ihn. Endlich giebt er in Bezug auf die Anhäufung jener Reichthümer geradezu den ehrenvollen Grund an, sie seyen bestimmt, da mettersi contro infedeli. Julius hatte deshalb dem Castellan der Engelsburg befohlen, im Falle seines Todes das Geld Niemanden Anders (also auch nicht seinen Verwandten) sondern nur dem neugewählten Papste mit der ausdrücklichen Bestimmung zu überantworten, es lediglich nur gegen die Türken zu verwenden. Trevisan meinte weiter, Geld könne der Papst haben, so viel er wolle. Wenn eine Pfründe vacant werde, so gebe er dieselbe nur Jemanden, der schon ein Amt habe, nehme ihm dieses und gebe dasselbe (für Geld) einem Andern — e sul vender gli uffici ci sono sensuali più del solito in Roma. In Betreff der Person des Papstes gebraucht Trevisan den seltsamen Ausdruck: è misero, d. h. nicht, er ist ein elender Mensch, sondern er lebt ärmlich, deswegen setzt er auch hinzu: ha poca spesa. Für den Bau der St. Peterskirche, fährt er fort, habe ein Franziskaner-Mönch allein nach seiner Rundreise 27,000 Dukaten mitgebracht. Der Papst wolle der Herr und Meister des Spieles der Welt seyn. Vgl. Ranke I. p. 34. Was aber zu seinem besondern Ruhme noch gereicht, findet sich wohl in dem Berichte, jedoch nicht bey Ranke erwähnt: die Herstellung einer guten Polizey in Rom selbst. Die vielen Mordthaten hörten auf, man konnte sicher durch Rom gehen, und was den früheren Aufenthalt Trevisans unter Innocenz VIII. so unangenehm gemacht, war jetzt vor der guten Ordnung entwichen. Charakteristisch ist noch die Bemerkung, in Rom circulire nicht mehr so viel Geld wie früher. Die Cardinäle häuften es auf per il papato, und der Papst öffne nie seinen Schrein.

Auf Leo X. beziehen sich die Relationen Marino Giorgi's 1517 S. 39, Marco Minio's 1520 und zum Theile Luigi Gradenigo's 1522. Ranke hat sie bereits aus den Diarien Sanuto's benützt, und im 3. Bande Auszüge mitgetheilt. Die Relation Marco Minio's ist im J. 1745 in Venedig bekannt geworden. Sie ist ganz kurz, nur 2 Seiten stark, und bezeichnet den Papst als buon religioso, ma vuol vivere e star sui piaceri, massimamente su quelli della caccia.

Das Pontificat Leo's wird für alle Zeiten höchst lehrreich bleiben. An Aufopferung von seiner Seite, an Pflichten und deren Erfüllung dachte er nicht; er wollte das Papstthum genießen, hoffte in heiterem, angenehmem, wissenschaftlichem und künstlerischem Treiben schwelgen zu können, und unterdessen übereilte ihn der Ernst der Zeit, deren unabweisbare Bedürfnisse er theils ignoriren, theils oberflächlich abthun zu können geglaubt hatte. Er dachte nur an die Größe seines Hauses; ein Mediceer sollte König, er selbst durch Begünstigung der Kunst unsterblich werden. Mitten unter diesen Entwürfen kam, wie der Dieb in der Nacht, das Verderben über ihn.

Wie sonderbar sich oft die menschlichen Geschicke gestalten. Leo, welcher während seines Pontificates immer zwischen Spanien und Frankreich hin- und hergeschwankt hatte, und während er 1517 mit Franz I. ein Bündniß schloß und dasselbe durch die Vermählung seines Neffen Lorenzo mit einer Base des Königs besiegelte, heimlich ein anderes mit K. Carl, dessen Großvater Maximilian und Heinrich VIII., abgeschlossen, hierauf seit dem 17. Jänner 1519 sich immer enger an Carl angeschlossen hatte, erlebte noch, daß, nachdem die Seinigen mit Hülfe der Spanier nach Florenz zurückgekehrt waren, auch Mailand den Franzosen abgenommen wurde. Wohl mögen die Mediceer, denen ein Herzogthum beynahe zu gering schien und die nach der Königskrone begehrten, den Besitz von Mailand auch nicht unter ihrer Würde erachtet haben. Allein so sehr Leo erfreut war über die Nachricht von der Einnahme Mailand's, die ihn am 24. November auf seinem Jagdschlosse Malliana traf, so meinte er dennoch, da die Venetianer und Franzosen, vor welch' letzteren er immer große Furcht gehabt, noch nicht zu Grunde gegangen waren, sey

man noch nicht über den Höhepunkt des Krieges hinaus (non siamo giunti a mezzo della guerra; le genti dei Francesi e dei Veneziani non sono perite; i Veneziani non hanno sodisfatto nè al rè christianissimo nè a noi). Da erkrankte er plötzlich und nun mußte er selbst fühlen, wie wenig der Kauf und Verkauf der Würden, den er getrieben, ihm selbst im wichtigsten Momente des Lebens helfe. Seine Schwester Lucrezia, Jacopo Salviati's Frau, entleerte den päpstlichen Palast aller Kostbarkeiten. Diejenigen, welche sich seiner Gunst erfreut — und jeden Monat pflegte er 8000 Dukaten, die Einkünfte vacanter Beneficien, in Geschenken und Spiel auszugeben, — verließen ihn; nur der Bruder Martin, den der Papst seiner beyspiellosen Gefräßigkeit wegen zur Unterhaltung um sich hatte, blieb bey ihm, und rief, als schneller wie man glaubte, der Tod nahte, nicht einmal die Sterbsacramente mehr gereicht werden konnten, dem Unglücklichen im Todeskampfe zu: empfehlet euch Gott, heiliger Vater! (Sieh Gar's Anmerkung 1 zu S. 71.)

Leo X. bezog jährlich 300,000 Dukaten Einkünfte von dem weltlichen Besitzthum; 100,000 von geistlichen Gefällen und ebensoviel, ja selbst noch mehr von den Compositionen (dieß letztere hat Ranke III. S. 238 bey der Aufzählung von Leo's Einkünften ausgelassen). Es gab für 2,982,000 Dukaten käufliche Aemter, welche an 2150 Personen vergeben werden konnten und 328,000 Duk. trugen. Allein bey Leo's Tode fand sich alles vergeben, verkauft, verpfändet. 400 Ritter vom heil. Petrus waren gemacht worden, Anleihen waren geschehen, Aemter verkauft, die Edelsteine, die kostbaren Tapeten, selbst die Apostel, sagt Gradenigo, verpfändet worden, um Geld zu bekommen. Dem eigenen Neffen, den Card. Cibo, hatte er die Camerlengheria abgenommen und sie für 70,000 Duk. dem Card. Armellino verkauft. Jetzt fand sich bey seinem Tode nicht so viel in der Casse, um die Exequien bestreiten zu können, und man war genöthigt, dafür die Wachskerzen zu verwenden, welche für den kurz vorher gestorbenen Card. San Giorgio bestimmt waren. Das römische Volk war voll Erbitterung über ihn; man meinte, noch nie, seit die Kirche bestehe, sey ein Papst mit schlimmerem Rufe gestorben.

Der ganze Kirchenstaat, erst unter den letzten Päpsten durch den Sturz der Dynastengeschlechter in Ordnung gebracht, schien sich wieder aufzulösen. Francesco Maria eroberte Urbino wieder, Gismondo da Varano Camerino, Sigismondo Malatesta Rimini. Man fürchtete, die Venetianer wollten Ravenna und Cervia dem Kirchenstaate, Modena und Reggio dem Herzog von Ferrara entreißen. Sie begnügten sich jedoch, den Malatesta zur Wiedereroberung Rimini's und den Orazio Baglioni zur Eroberung Perugia's aus ihren Diensten zu entlassen. Prospero Colonna hielt im Mailändischen den Cardinalbischof von Ivrea, Bonifazio Ferrerio von Vercelli, als französisch gesinnt zurück, und nur die Drohung der übrigen Cardinäle, ohne ihn nicht in das Conclave zu gehen, konnte seine Freylassung bewirken. — Gradenigo berichtet nun vom Conclave, in welchem der letzte deutsche Papst Adrian VI. gewählt wurde. „Nachdem gleich nach dem Tode Leo's für die Regierung des Kirchenstaates 3 Cardinäle, ein Bischof, ein Priester und ein Diacon, gewählt worden, und diese den Erzbischof von Neapel, Vincenzio Caraffa, zum Gouverneur von Rom ernannt hatten, schloß man am 27. Sept. das Conclave. Man verlas die Bulle P. Julius II., daß keine Simonie (wie bey der Wahl Alexanders VI.) statt finden solle, die Cardinäle wurden deßhalb beeidigt, empfingen die hl. Communion, aber dessenungeachtet begann man rücksichtslos die Wahlintriguen (e tuttaria si facevano pratiche pel papato senza alcun rispetto).

(Fortsetzung folgt.)



Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 26. Mai.

Nro. 104. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Relazioni degli ambasciatori Veneti al senato edite da Eugenio Albèri.

Auch unter dem Specialtitel:

Relazioni della corte di Roma nel secolo XVI. raccolte ed annotate da Tommaso Gar.

(Fortsetzung.)

„Von den 38 Cardinälen waren 15 für den Cardinal von Medici, nachher Clemens VII., 23 gegen ihn, und von diesen 23 wünschten selbst 18 Papst zu werden. Nach dem Scrutinium trat der Cardinal Grimani in Folge der ihn kränkenden Ballotage aus dem Conclave. Der Cardinal Farnese, nachher Paul III., erhielt 22 Stimmen; hätten ihm die Cardinäle Egidio und Colonna auch ihre Stimmen gegeben, so würde er Papst geworden seyn, da Farnese dem Cardinal Medici versprach, ihn nicht nur in seinem Ansehen zu erhalten, sondern dasselbe auch noch zu vergrößern. Auf dieses wurde aber der Card. Adrian in Vorschlag gebracht und der Card. Cajetan (Tommaso di Vio von Gaeta) hielt eine Rede zu seinem Lobe, erwähnte seines Lebens, welches nicht besser seyn könnte, so daß er alle rührte und Adrian gewählt wurde. Als dieses geschehen war, waren diejenigen, die es gethan, wie verstummt (rimasero morti), weil sie Jemanden gewählt, den sie nie gesehen, so daß bey dem Herausgehen aus dem Conclave ein großes Geschrey entstand, warum man nicht vielmehr einen der Anwesenden gewählt habe. In Rom aber schrieb man an die Häuser an: Roma est locanda, weil man nicht anders glaubte, als daß der neue Papst seinen Sitz in Spanien aufschlagen werde."

Prüfen wir nun diese Mittheilungen des venet. Gesandten, um zu sehen, in wie ferne man sich auf die Wahrheit dieser Angaben verlassen kann. Ein von mir benütztes Manuscript der Pariser Bibliothek, welches die Geschichte des Conclave Tag für Tag mittheilt, erwähnt gleich anfänglich, daß schon vor der heil. Geistmesse beynahe die meisten Stimmen (quam plurima) für Farnese waren: in quibus mira arte annotandum est quod nec fautores Cardinalis de Farnese nec alii diversa sentientes quidquam promiserunt nisi purissima suffragia reportare — somit ist also die Erzählung Gradenigo's von den pratiche pel papato senza alcun rispetto — wenigstens für den Anfang zu modificiren. In den ersten beyden Scrutinien war es nur Farnese, welcher die meiste Aussicht für die Wahl hatte. Nach dem 3. Scrutinium wiederholte der Cardinal von Medici den Vorschlag, den Card. Farnese zu wählen: sed magnis viribus seniores obstiterunt. Unter diesen seniores hat man aber unter Andern jenen Fra Egidio di Viterbo zu verstehen, der zu den wichtigsten Missionen von Leo X. gebraucht wurde, und aus dessen Feder die interessante Denkschrift über die nothwendige Reformation der Kirche floß, welche wir im vorigen Jahre in den Analecten publicirten. Somit ist also — wie sich auch noch näher zeigen wird — die Partey der seniores keine andere als die Reformpartey gewesen, die den jungen, von Leo X. für Geld und Geldeswerth ernannten Cardinälen entgegentrat. Es erhellt dieß deutlich

aus dem Verlaufe der Erzählung. Nach dem vierten Scrutinium am 2. Januar versammelten sich mehrere Cardinäle von den Aelteren in einem besondern Lokale (tertia aula) und besprachen sich eifrig, de eligendo optimo pontifice. Dann versammelten sich auch die jüngeren Cardinäle, welche zur Partey des Card. von Medici gehörten, und stritten sich ungefähr eine Stunde lang herum; endlich kamen sie darin überein, daß, weil die Aelteren dem Bestreben des Card. von Medici widersprachen, einer von den Aelteren, der sich am meisten durch Tugend auszeichne und zu keiner Partey gehöre, zu wählen sey. Allein dieses scheint nur gesagt worden zu seyn, um die Andern kirre zu machen. Sie wollten offenbar den ersten Versuch, Farnese zu wählen, noch nicht aufgeben (die Stelle ist dunkel: sed inprimis priorem conatum de adimendo Farnesio non omitteret) und hofften durch eine scheinbare Annäherung die Aelteren zu gewinnen. Dennoch war dieß ein, wenn auch leiser Schritt zum Bessern, und wie es scheint, das Resultat der Vorstellungen der Aelteren, „für die Christenheit Sorge zu tragen, damit nicht allenfalls durch die Uneinigkeiten ein gefährliches Schisma entstehe und die Uebelstände der frühern Zeit sich erneuten.“ Am darauf folgenden Tage konnte man aber deutlich sehen, wie die jüngeren nur eine Annäherung versucht hatten, um die Wahl Farnese's mit mehr Aussicht auf Erfolg durchzusetzen. Farnese ward wieder in Vorschlag gebracht; wieder scheiterte die Wahl am Widerspruche der Aelteren. Als hierauf die Nachricht anlangte, die französischen (und französisch gesinnten) Cardinäle eilten herbey, beschloß man mit der Wahl zu eilen, so daß, als das sechste Scrutinium am 4. Januar keinen Erfolg gab, man nicht anderes meinte, als am nächstfolgenden Tage werde durch die Vereinigung der Jüngeren mit den Aelteren ein Papst gewählt werden, entweder Farnese oder Fiesco, oder der von Sedun. Fiesco war Erzbischof von Ravenna und aus dem bekannten genuesischen Geschlechte; der letztere aber war Ludwig von Bourbon, erst Bischof von Laon, dann von Aix und Sedun. Am 5. Januar wurde jedoch keiner von diesen erwählt, wohl aber wurde die Wahl des Card. Cibo, eines Verwandten des Card. von Medici, von diesem sehr betrieben und nur mit Mühe vom Card. Colonna verhindert. Nun aber kamen die ältern Cardinäle auf's Neue zusammen und berathschlagten, wie durch schickliche Mittel so vielen Listen und Heimtücken abgeholfen werden könne. Allein am 6. Januar erhielt Farnese (omni arte, wie der Berichterstatter sagt) schriftlich 12 Stimmen, und als nun neun andere ihren Beytritt erklärten, so rief bereits der Cardinal de' santi quattro coronati, Lorenzo Pucci von Florenz, laut aus: papam habemus, in der Hoffnung, die andern würden sogleich von ihrem Cardinale abstehen und der Wahl der Majorität beypflichten. Allein jetzt standen die Cardinäle del Monte (von Montepulciano, prattico di stato, sagt Gradenigo S. 68) und Colonna auf und verlangten, da dem Gewählten nur noch einige Stimmen fehlten, — 26 waren nöthig — daß die Wahl nicht tumultuarie, sondern auf die gesetzliche Weise statt finden sollte. Wirklich verschafften sich beyde Cardinäle Stille; als aber nun das achte Scrutinium begann, bekam Farnese **nicht** die nothwendige Stimmenzahl. Das war es, was am vorigen Tage von den älteren Cardinälen als remedium beschlossen worden war. Jetzt faßten dieselben den einstimmigen Beschluß, nicht zu dulden, daß die verschmähten Anschläge der Jüngeren zur Ausführung kämen, und so gab auch das neunte Scrutinium kein Resultat. Aber auch diese machten sich nach dem neunten Scrutinium zusammen, um den letzten Versuch zu wagen, die Wahl des Farnese durchzusetzen; eben so bestimmt war jedoch auch der Entschluß der Andern, nicht darauf einzugehen, und so wurde von beyden Seiten Alles zum Entscheidungskampfe aufgeboten. Bey dem 10. Scrutinium schlug nun der Card. Colonna im Namen des Card. von Medici den Cardinal della Valle, einen Römer, tanquam virum optimum et ad regimen fluctuantis ecclesiae valde opportunum, als Papst vor, drang jedoch mit dem Vorschlage nicht durch. Ja im Gegentheile, bey Anbruch der Nacht kam die Mehrzahl der Cardinäle darin überein, weder Farnese, noch Medici, noch della Valle zu wählen. Endlich am 9. Januar, als das eilfte Scrutinium erfolgte, gab der Cardinal von Medici, bereits wegen der Fortschritte der nach Hause kehrenden Verbannten besorgt, dem abwesenden Cardinal von S. Johann und Paul Adrian von Utrecht, den der Kaiser empfohlen hatte, einen

Theil seiner Stimmen, nicht als wenn es ihm Ernst gewesen wäre, diesen zu wählen, sondern um, wie bisher, sein Spiel zu treiben (ludens ut consueverat), und um sich den Anschein zu geben, als wolle er dem Kaiser etwas Angenehmes erweisen. Fünf ältere Cardinäle traten jedoch sogleich bey; und 6 Stimmen, die noch hinzukamen, hielt man als von einflußreichen Cardinälen kommend (a magnis viris aestimabantur).

In diesem entscheidenden Augenblicke, sagt der kenntnißreiche und wohlwollende Berichterstatter, trieb Gott, welcher die Anschläge der Heiden zerstört, den Cardinal von S. Sisto, welcher als päpstlicher Legat in Deutschland gewesen, an, in einer ausführlichen Rede die Tugenden, Ehrbarkeit und Unbescholtenheit des in Vorschlag gebrachten Cardinals Adrian den Anwesenden zu rühmen und der Wahl selbst beyzutreten. Ihm folgte der Card. Colonna, der Card. Carvajal (Canalicensis), dann die Cardinäle del Monte, Ancona (von Arezzo, prattico di bolle, welcher selbst durch venetianische Hülfe, Papst zu werden, gehofft hatte), Siena, Aracöli (Christof Numalio, Franciskanergeneral, und wegen seines heiligen Lebens sehr angesehen), Armellino, Jacobato, Trani, Como, und so kamen 2 Drittheile zusammen. Adrian wurde gewählt, verkündigt und sogleich die Gesandtschaft ernannt, welche sich zu ihm verfügen sollte, ihre Instruction entworfen, so wie die professio fidei nebst der Formel von der Annahme des Papstthum. Als aber dann die Cardinäle sich aus dem Conclave entfernten, wurden sie von dem Volke mit Pfeifen und Schimpfreden empfangen, da dasselbe glaubte, der neue Papst möchte seine Residenz in Spanien oder (ultra montes) in Deutschland aufschlagen.

So erzählt ein Zeitgenosse auf 8 Blättern, deren Anfang fehlt, mit Hinweglassung des Klatsches, welcher sich gewöhnlich bey den Berichten über Conclaven vorfindet und die Aechtheit solcher Nachrichten nur verdächtigt. In letzter Art ist ein anderes Manuscript der k. Bibliothek zu Paris Nr. 5157. Das zuverläßigere trägt die Numer 5280, ergänzt jenes und hält sich nur an sichere Thatsachen.

Ueber den Charakter Adrians, die Einfachheit seiner Sitten, die Strenge seiner Lebensweise, stimmen alle Berichte überein; besonders ausführlich ist aber hierüber das sommario del viaggio degli oratori veneti che andarono a Roma a dar l'obbidienza a Papa Adriano VI. 1523, welches auch für die Kunde der Antiquitäten Rom's von großem Werthe ist, da es eine Beschreibung der wieder aufgefundenen Kunstschätze enthält. Ranke hat es aus Marin Sanuto benützt. Nur Foscari in seiner Relation über Clemens VII. scheint mit dem Lobe Adrians übereinzustimmen, indem er ihn wohl buon pontifice oder misero nennt und von seiner Geldanhäufung spricht. Hr. Gar erklärt misero durch gretto e tenace; mir scheint, wie früher bemerkt, der Begriff darin zu liegen, daß er wenig für sich verwende, im Gegensatze zu liberale, zu der Hofhaltung Leo's X. In Bezug auf das Andere, accumulava danari, was ihm die Römer, an Leo's Verschwendung gewöhnt, so sehr zum Vorwurfe machten, weiß jeder, wie sehr Adrian für den Türkenkrieg bedacht war. Rhodus und Belgrad waren gefallen, und daß die Osmanen nach dem Besitze von Neurom auch nach dem von Altrom lüstern waren, war kein Geheimniß mehr. Die Römer, welchen der Ernst Adrians und sein etwas pedantisches Wesen — er hatte nach ächter deutscher Sitte eine alte Köchin mitgebracht, welche täglich sein Bett machen mußte — ein Gräuel war, fabelten von großen Schätzen, welche der Papst im Thurme Borgia verwahre und wozu er den Schlüssel beständig bey sich trug; wie der flandrische Cardinal Wilhelm vor Adrians Tod 800 Goldstücke auf die Seite geschafft habe u. dgl. mehr.

Adrians Nachfolger, der ehemalige Cardinal von Medici, Clemens VII., über dessen Leben die Gel. Anzeigen früher bey Besprechung der Memoiren Rossi's sich verbreitet, lieferte den Beweis, wie wenig es dem Menschen frommt, um jeden Preis dahin gelangt zu seyn, wohin ihn wohl sein Ehrgeiz ruft, aber nicht seine moralische und intellectuelle Befähigung führen. Uebrigens ist die Charakteristik Clemens VII. interessant: unschlüßig und furchtsam, er liebt Niemanden, befrägt Niemanden, verkauft

keine Beneficien, treibt keine Simonie, il suo piacere è di ragionare con ingegneri e parlar di acque. Auch Clemens ist misero; die Erklärung geht aber hier voraus: non ispende nè dona quello degli altri, però è riputato misero. Ma papa Leone era liberalissimo, spendeva assai e donava. Woraus man ersehen wird, daß meine Erklärung des misero die richtige ist.

In Bezug auf das Pontificat Clemens VII. 1523 — 1534 finden sich in diesem Bande vor: die Relationen Marco Foscari's 1526, und 1533, das maneggio della pace di Bologna fra Clemente VII., Carlo V., la republica di Venezia e Francesco Sforza 1529, ein herrliches Aktenstück zur Kenntniß italienischer Charaktere und Zustände und insbesondere der venetianischen Diplomatie, das von S. 141 — 253 reicht und in Mitte des venetianischen Senates und seiner Berathungen versetzt; ferner die Relationen Gasparo Contarini's 1530, und Antonio Soriano's 1531 und 1535. Die Relationen wurden auch von Ranke benützt; und derselbe hat nicht bloß Auszüge von ihnen mitgetheilt, sondern auch zugleich das Wichtigste aus der instruttione al Cardinale Rev. di Farnese quando andò legato all' Imper. Carlo V. doppo il sacco di Roma. In Bezug auf das gegenseitige Verhältniß der beyden Relationen Foscari's bemerkte Ranke: „Es ist auffallend, wie viel schwächer die zweyte Relation ist als die erste. Diese ward unmittelbar nach den Ereignissen vorgetragen, aus voller Frische der Erinnerung; später waren so viele andere große Ereignisse eingetreten, daß jene Erinnerungen sich bereits verwischten. Es zeigt das, wie viel Dank wir auch in dieser Hinsicht dem Fleiße des unermüdlichen Sanuto schuldig sind. Dieß ist die letzte Relation, die ich aus seiner Chronik kennen gelernt. Es folgen andere, welche in eigenen Abschriften von den Autoren revidirt aufbehalten werden (R. P. III. S. 265)."

Die nun folgenden Relationen, wenn auch nicht die vorausgegangenen, finden sich in deutschen wie insbesondere in italienischen Bibliotheken häufig vor. Besonders ist die ottobonianische (bekanntlich mit der vaticanischen vereinigt) reich an solchen. Auch jene istruzione findet sich unter dem Namen giustificatione di P. Clemente VII. dell' animo verso Carlo V. Imp. in der Ottoboniana n. 2510. Ebenso die Contarini's n. 1133, Navagero's n. 2678 und 2689, Comedone's, Giovanni Delfino's, Vincenzo Quirini's, Tiepolo's ꝛc. Auch aus späterer Zeit enthält sie Mehreres, von Tomaso Contarini über Rudolf II. n. 2676, über Urban VIII. n. 2694, über Paul V. n. 2527 mit dem parere del gran duca Cosmo di Medici sopra la corte di Roma, eine v. J. 1675 von Fed. Rozzoni, von Mocenigo von 1674 u. 1669 in n. 2495 und n. 2496. Die Münchner Codices ergänzen die ottobonianischen, indem die Relationen Delci's, Zeno's, Balignani's, Erizo's, Pancetti's bis gegen das dritte Jahrzehent des vorigen Jahrhunderts sich erstrecken. Außer diesen sopra la corte di Roma besitzt die k. Hof- und Staatsbibliothek noch eine beträchtliche Anzahl von Relationen über Venedig selbst, über Spanien, Frankreich, England, Savoyen, endlich über Deutschland die Berichte Navagero's, Cavalli's, Contareni's, Michieli's, Donado's, Nanni's, Sagredo's, Mocenigo's ꝛc. — Doch kehren wir zu Clemens VII. zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Mai.

Nro. 105. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Relazioni degli ambasciatori Veneti al senato edite da Eugenio Albèri.

Auch unter dem Specialtitel:

Relazioni della corte di Roma nel secolo XVI. raccolte ed annotate da Tommaso Gar.

(Fortsetzung.)

Wollte man sich den Unterschied zwischen Adrian VI. und seinen beyden mediceischen Vor- und Nachgängern Leo X. und Clemens VII. recht vergegenwärtigen, so darf man sich nur die Stelle Antonio Soriano's vorhalten: „Leo und Clemens gaben für profane Dinge so viel Geld aus, daß man mit einem kleinen Theile desselben die Türken hätte besiegen können. Außer dieser Summe aber verschleuderte Leo für Mahlzeiten und andere schlechte Dinge noch viel mehr (la qual somma si cavi da tanti cardinali creati per denari e vescovati venduti ed altri modi illeciti *)." Man sieht, die Mediceer, ursprünglich Handelsleute, vergassen ihr Metier auch nicht auf dem apostolischen Stuhle und sahen in der Kirche nur die Universalbank der respublica christiana. Die Sparsamkeit Adrian's war aber eben deßhalb nur zu begründet gewesen. — — Clemens befolgte die Politik des Uhrpendels, schwankte beständig zwischen Frankreich und Spanien hin und her, befriedigte aber eben dadurch keines von beyden. Während er fest auf den Schutz Frankreichs rechnete, brach über ihn die Katastrophe von Seiten der Spanier herein. Interessant in Bezug auf die Art, wie die Ereignisse alle Berechnung der Klugen zu überholen, diese selbst zu überstürzen vermögen und zugleich charakteristisch für allen Werth solcher gesandtschaftlichen Relationen als historische Quellen ist daher folgende Aeusserung Marco Foscari's in seiner Relation vom 2. Mai 1526. Nachdem er zuerst die Gründe erwähnt, warum Clemens VII. so schlecht mit dem Kaiser stehe *), der ihm die Vergabung der spanischen Bisthümer entrissen und dasselbe auch mit Neapel vorhabe, sagt er: „auch mit dem Könige von Frankreich ist Clemens sehr schlecht zufrieden, da die Franzosen die Mediceer aus Florenz vertrieben und die französischen Cardinäle der Wahl des Papstes entgegen waren und, wenn Clemens sich jetzt mit Frankreich verband, so ist es für sein Heil und das Italiens, und nicht, weil er die Franzosen liebt. Mit Venedig steht er vortrefflich und weiß, daß wenn unsere Herrschaft nicht wäre, er bereits ruinirt und aus Rom verjagt seyn würde." Ja Foscari nimmt keinen Anstand zu behaupten, der Papst habe Italien befreyt, da er die Wiederherstellung des Herzogs von Mailand befördert und die Erhebung des Connetable von Bourbon zum Herzog von Mailand hintertrieben habe. So urtheilte ein kenntnißreicher und geschei-

*) Man berechnete die verschwendeten Summen auf 11 Millionen Dukaten. p. 312.

*) — dubita molto di Martin Lutero il qual ha mosso la nazione germanica contro la chiesa e sa che l'imperator segretamente lo favorisce, e questo lo fa ancora più inimico di Cesare p. 133.

ter Mann im Jahre 1526, und im nächstfolgenden Jahre 1527 war, wie H. Tommaso Gar sehr richtig bemerkt, trotz jener Politik Clemens VII. per ben suo e d'Italia, trotz der großen Achtung für Venedig und der Stütze, die er daran fand, um nicht aus Rom vertrieben zu werden; trotz der von ihm herbeygeführten Befreyung Italiens — der Papst durch denselben Herzog von Bourbon ruinirt und aus Rom verjagt worden. So sind die Berechnungen der Menschen und die diplomatischen Voraussagungen, wenigstens im sechzehnten Jahrhunderte! Aus dem Maneggio, welches uns einen tiefen Blick in den politischen Haushalt der Venetianer werfen läßt, und die zahlreichen Verbindungen zeigt, die sie nach allen Seiten unterhielten, geht unter Anderem auch sehr klar hervor, daß trotz aller argwöhnischen Beaufsichtigung das Amtsgeheimniß in Venedig doch nicht so strenge bewahrt wurde, daß nicht der in Venedig residirende päpstliche Legat von den Berathungen des Senates Kunde erhalten hätte — cosa veramente indegna di quel luogo e degna di correzione e castigo S. 204. Bey der Weihnachtsmette, welche der Papst zu Bologna beging, sang K. Karl V. während des Amtes das Evangelium: in illo tempore exiit edictum a Caesare, nachdem er zuerst geistliche Kleidung angezogen, mit blankem Schwerte dreymal auf den Boden geklopft und es in der Luft geschwungen, endlich die Benediction sich erholt hatte und dann unter Begleitung zweyer Cardinäle zum Evangelienpulte gegangen war. Bey dem Offertorium (eigentlich bey der Händewaschung) wurde dem Papste das Wasser einmal von dem Herzoge von Mailand, dann von dem Kaiser selbst gereicht S. 223. Einen wahrhaft rührenden Eindruck machen die Bitten der zu dem Friedensgeschäfte gebrauchten Gesandten, wie Mocenigo und Marco Dandolo (S. 234, 238), sie nicht wieder in Staatsgeschäften zu gebrauchen, da sie durch Alter, Dienst und persönliche Opfer schwach und arm geworden waren — daneben aber das Verlangen des Dogen, daß gerade so verdiente Männer der Republik sich nicht entziehen dürften. Es ist in Rede und Gegenrede dieser stolzdemüthigen Republikaner so viel Hohes und Großartiges, daß man fühlt, ein solcher Staat konnte nicht eher vergehen, als bis ihm selbst die Tugend entgangen war, auf der er nicht minder, als auf seinem Reichthume beruhte. Obwohl dem hochbetagten Dandolo (72 Jahre alt) mehrmals der Pulsschlag Tage lange stille gestanden war, daß die Seinigen ihn für todt erachteten; er durch Versorgung dreyer Töchter und die früheren pecuniären Opfer zu erschöpft war, als daß er nochmal solche bringen könnte und er selbst in Rom einen Proceß anhängig hatte, weßhalb er fürchtete, die Welt möchte sagen, wenn er nach Rom ginge, geschehe es aus eigenem Interesse, so ließ doch der Doge keinen dieser Gründe als Entschuldigung gelten. Noch wäre er nicht so vermögenslos, um nicht für sich und mit Hülfe seiner Freunde sich die Ehre der Gesandtschaft bereiten zu können; und wenn alles fehle, biete er, der Doge, ihm Hülfe an. Der Weg sey nicht beschwerlich, sein Alter nicht zu hoch, da er 80 Jahre noch nicht überschritten, seine Gesundheit nicht zu schwach, und was die persönlichen Rücksichten betreffe, so wisse er, daß jeder rechtliche Mann und vor allem ein guter Senator Venedigs (und als solchen habe er zu jeder Zeit und an jedem Orte Messer Marco kennen gelernt) sich nicht von persönlichen Rücksichten bestimmen lasse, sondern sich selbst jedes Mal vergesse, wo solche mit dem Interesse der Republik in Conflikt kämen. Der Senat dürfe eine solche Enschuldigung gar nicht annehmen. — Und obwohl nun der Sohn Marco's, Messer Matteo Dandolo, sich erhob und in bescheidener aber umsichtiger Rede die Gründe des Dogen widerlegte und die seines Vaters bekräftigte, wiederholte der Fürst dennoch die frühere Forderung und beschloß darauf der Senat, obwohl ihn Matteo gebeten, den Vater, welcher gewiß unterwegs sterben würde, in den Armen der Seinigen den Tod erwarten zu lassen, Messer Marco sey gehalten, an der Gesandtschaft Antheil zu nehmen. Die Geschichte Altroms bewahrt ähnliche Züge von Patriotismus, Selbstaufopferung und Gehorsam; die Geschichte Venedigs beweist, daß ächte republikanische Tugend, kräftiges Staatsleben, Freyheit und Gehorsam nicht bloß den klassischen Zeiten angehören.

Der Bericht Gasparo Contarini's ist zum Theile schon S. 247 u. f. im Auszuge in das Maneggio aufgenommen. Contarini, welcher in Bologna viel mit Carl V. unterhandelte, hat S. 269 seinem Be-

richte auch eine Charakteristik des Kaisers eingeschaltet. Als der Kaiser ihm einmal sagte, er sey von Natur aus fermo nelle opinioni sue, und Contarini ihm selbst gleichsam entschuldigend erwiederte: Sire, in guten Ansichten fest zu seyn ist Beständigkeit, nicht Hartnäckigkeit, antwortete Carl schnell: e qualche volta sono fermo nelle cattive.

Das Wichtigste aus dem Berichte Soriano's v. J. 1533 hat bereits Ranke mitgetheilt. Bereits taucht in diesen Katharine von Medici auf, und ihr Besitz wird die Streitfrage italischer und außeritalischer Fürsten. Clemens VII. war damals noch nicht gesinnt, sie dem französischen Prinzen Heinrich, ihrem nachherigen Gemahle, zu geben, denn er fürchtete, die Franzosen möchten sie als Pfand gegen Florenz gebrauchen, und zuletzt doch es nicht bis zur Heirath kommen lassen. In Bezug auf zukünftige Dinge zeigt sich auch bey Soriano, daß die Gabe der Prophezeihung den Wenigsten gegeben ist: „Seine Heiligkeit, sagt er, war mit dem Könige von England, Heinrich VIII., auf das Engste verbunden, ehe dieser die Tollheit (pazzia) hatte, eine Ehescheidung zu wollen. Jetzt lebt man mit großer Verstellung (simulazione) und Gott gebe, daß diese Sache nicht für den König von England schlecht ausfalle, woher dann auch mit dem italienischen Fürsten große Skandale für die Christenheit entstehen können.“ Das letztere geschah; die Gefahr des ersteren, wo Soriano auf eine Invasion Carl's V. in England anspielte, ist jedoch unterblieben. Die zweyte Relation Sorianos von 1535, nach Ranke 1536, beschäftigt sich mit zwey Fragen: erstens, was man in Bezug auf das Concil erwarte, zweytens, was man in Betreff des Friedens besonders in Italien hoffen könne. Schon unter Leo sey von dem Concil die Rede gewesen; da aber befürchtet wurde, es möchte dadurch eine Veränderung in capite und in membris herbeygeführt werden, habe man den Entschluß gefaßt, den Cardinal von San Sisto nach Deutschland zu schicken, welcher aber so wenig Gewandtheit und so geringen Takt bewiesen habe, daß anstatt das Feuer zu löschen, nur noch größerer Schaden entstanden sey. Clemens habe immer das Concil, als höchst gefährlich, ferne gehalten, schon wegen seiner illegitimen Geburt und der nicht ganz rechtlichen Weise, wie er Papst geworden, so wie wegen seines Kriegs mit Florenz. Nach den Sacco di Roma sey es ihm leicht gewesen Carl, der sein Gewissen beschwert fühlte, davon abzubringen und die Verabredung einer Vermählung des H. Alexander von Medici mit der unehlichen Tochter des Kaisers habe vollends eine Aussöhnung herbeygeführt. Seitdem habe nichts Clemens VII. von der Sache des Kaisers trennen können. Soriano giebt nun einen weitläufigen, aber höchst interessanten Bericht über das Verhältniß Clemens zu dem Kaiser und dem Könige von Frankreich, welcher das ganze Pontificat Clemens VII. umfaßt. Carl hatte freyes Spiel mit ihm, so sehr fürchtete sich der Papst vor dem Concil. Der Becher, den er durch seine Conclavenintriguen so sehr begehrt, ward ihm somit reichlich mit Wermuth gefüllt. Allein gerade die Abhängigkeit von Carl V. bewog zuletzt Clemens VII., seine Furcht zu überwinden und die Zusammenkunft zu Marseille mit K. Franz I. 1533 zu halten. — Hier bestimmte er die Vermählung des Prinzen Heinrich mit Katharina von Medici, in der Hoffnung seinem Hause und seinen eigenen Angelegenheiten dadurch zwey Stützen zu verschaffen und durch beyde dem Lutherthum, damit auch dem Concil, ein Ende zu machen. (S. 304.) In Marseille aber hatte Clemens allen Plänen und Wünschen des Königs sich geneigt gezeigt, ohne irgend ein Versprechen abzugeben. Der weitläufige Bericht Soriano's ist um so wichtiger, als er auf den Aussagen des Cardinals Antonio di Pucci Beichtvater Clemens VII., des Protonotario Carnesecchi, Geheimesecretär des Papstes, dessen Verwandten Lorenzo Salviati und des Schatzmeisters, Don Francesco del Nero beruhte. Ich glaube daher mich nicht zu irren, wenn ich ihn einen der bedeutendsten der ganzen Sammlung nenne, welcher auf den Rang als Quelle gegründeten Anspruch machen kann. Nie, sagt Soriano, war es wirklicher Plan des Papstes, die Ruhe Italiens getrübt zu sehen. Eben deshalb habe er auch mit einem Schlage zwey Dinge erreichen wollen: cioè prendere il cristianissimo e condurre Cesare alla escuzione della promessa e con questi mezzi assicurarsi dallo spavento ch'egli avea del concilio. Clemens fing sich aber in der eignen Falle. Anstatt den Kaiser durch den König von Frankreich dahin zu bringen, wohin Cle-

mens wollte, hielt Carl jetzt sein Versprechen nicht, und drang zugleich der König in den Papst, mit ihm gemeinsame Sache zu machen, und diese Verlegenheit, wie das Benehmen des Card. Hippolyt von Medici, der seine Würde niederlegen wollte, stürzten den Papst in solche Betrübniß, daß er darüber starb, 25. Sept. 1534.

Paul III. ging einen ganz anderen Weg und that, als fürchte er das Concil gar nicht, wie er dieses bereits sede vacante als Decan des Cardinalscollegiums erklärte und dadurch die deutschen und kaiserlichen Cardinäle für sich gewann. *) Allein in Wirklichkeit, meinte Soriano, werde er nie etwas dafür thun; denn wollte das Concil reformiren, was in Rom zu reformiren wäre, so heiße dieß nichts anderes, als dem Papste den Lebensunterhalt rauben. In Bezug auf die Ruhe in Italien war Soriano der Meynung, Paul III. wolle durchaus Neutralität, um alle Störung zu vermeiden und die Seinigen, an welchen er mit ganzer Liebe hänge, zu versorgen. Anderseits geschehe aber auch durch den König von Frankreich alles, den Papst auf die französische Seite zu ziehen. — Zwischen der zweyten Relation Soriano's und der darauf folgenden des Matteo Dandolo ist ein Zwischenraum von 16 Jahren. Unterdessen war Paul III. gestorben (10. Nov. 1549), Julius III. 1550 gewählt worden. Schon mit Paul III. war sehr schwer zu unterhandeln; er war heftiger Natur und der Aerger, daß der Card. Alessandro Farnese seine Pläne wegen Restituirung Parma's an den Kirchenstaat durchkreuzte, kostete ihm selbst das Leben. Alle Eingeweide waren vortrefflich erhalten, nur im Herzen fanden sich drey versteinerte Tropfen Blutes, was man für Folge seiner heftigen Aufwallung gegen den Cardinal hielt. Er hinterließ den Ruf, der erste gentiluomo der Christenheit gewesen zu seyn, ein Lob, welches in neuester Zeit bekanntlich auch K. Georg IV. von England erlangte. Man glaubte nun, daß Reginald Polus Cardinal werden würde, und hätte er den Bemühungen des Card. Farnese entgegen kommen wollen, so wäre er es, freylich nicht per ostium sed per fenestram geworden. Er verschmähte es und statt seiner wurde es der Card. del Monte, Julius III., von welchem Gratianus in seiner lehrreichen vita Johannis Commendoni Card. Paris. 1669. I c. 13 eine treffende Charakteristik entworfen hat. Dandolo führt diese noch weiter aus (Ranke III. S. 295) und fügt die des bekannten Innocenzo del Monte bey, den durch eine fast unglaubliche Zuneigung (non humilibus modo ac sordidis sed vix satis certis parentibus ortum ac ne ullius quidem artis specimine commendatum —,) Julius zum Cardinale erhoben hatte. Für die deutsche Geschichte ist von Wichtigkeit, aus dieser Relation zu erfahren, daß die Abbildung, wie P. Alexander III. bey der Aussöhnung mit K. Friedrich Barbarossa 1176 den Fuß auf den Nacken des Kaisers setzt, nicht blos in Venedig, sondern von Spinello Aretino und Martino di Bartolommeo Bolgarini auch in dem Rathhause von Siena um 1404 ausgeführt worden ist.

Die letzte Relation von Berarodo Navagero über Paul IV. 1555—1559 ist, wie Ranke bemerkt, eine der verbreitetsten, auch eine der ausführlichsten und hat sich vorzüglich den Krieg des Papstes mit Philipp II. (dem Herzog von Alba) zum Thema gewählt. Wird Paul IV., welcher in Bezug auf seine Nipoten noch bitterere Erfahrungen machen mußte, als sein Namensvorgänger, und durch seinen Nepotismus den Ruhm der Strenge und der Reformen wieder verlor, welchen er vor seiner Erhebung erlangt hatte, nur von dem oberflächlichen Standpunkte aus betrachtet, so haben eine blinde Begierde, sein Haus zu erheben, und ein blinder Haß gegen Spanien die Triebfedern seiner Handlungen gebildet.

(Schluß folgt.)

*) Wir können uns nicht enthalten folgende Anecdote bey dieser Gelegenheit mitzutheilen (Soriano S. 314), die die Römer und jene Zeit charakterisirt. Alexander VI. hatte ein nicht eben keusches Verhältniß mit der Signora Giulia, Schwester des nachherigen Pauls III. und ernannte in Folge dessen den Bruder seiner Geliebten zum Cardinal: dal che nacque che per lungo tempo fù chiamato il cardinal Fregnese.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Mai.

Nro. 106. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1847.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

Dr. Fr. Tr. Kützing, Die kieselschaligen Bacillarien der Diatomeen. Nordhausen 1844.

— — Bryologia germanica. Nordhausen 1845.

E. F. Kelaart, Flora Calpensis. Contributions to the botany and topography of Gibraltar. Lond. 1846.

A. L. A. Fée, Mémoires sur la famille des fougères. I. Examen des bases adoptées dans la classification des fougères et en particulier de la nervation. II. Histoire des Acrostichées. Strasb. 1844.

Dr. H. Bronn, Lethaea geognostica. Lief. 2. Stuttgart 1846.

Dr. Ph. v. Holger, Elemente der Geognosie. Abth. 1. Petrographie. Wien 1846.

Dr. P. C. Schmerling, Recherches sur les ossements fossiles découverts dans les cabernes de la province de Liège. Vol. 1. 2. Liège 1846.

Dr. G. H. O. Volger, Beyträge zur geognost. Kenntniß des Norddeutschen Tieflandes. 1. Beytrag. Göttingen 1846.

Alc. D'Orbigny, Foraminifères fossiles du bassin tertiaire de Vienne (Autriche). Paris 1846.

V. von Helmreichen, Ueber das geognostische Vorkommen der Diamanten und ihre Gewinnungsmethoden auf der Serra do Grão-Mogor in der Provinz Minas Geraes in Brasilien. Wien 1846.

Dr. A. Grisebach, Ueber die Bildung des Torfs in den Emsmooren aus deren unveränderter Pflanzendecke. Göttingen. 1846.

Dr. W. Dunker und H. von Meyer, Monographie der nordteutschen Wealdenbildung. Ein Beytrag zur Geognosie und Naturgeschichte der Vorwelt. Braunschweig 1846.

Dr. Th. Hartig, Vergleichende Untersuchungen über den Ertrag der Rothbuche im Hoch- und Pflanzenwalde, im Mittel- und Niederwald-Betriebe. Berl. 1846.

Uebersicht der Arbeiten und Veränderungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterl. Cultur im J. 1845. Berlin 1846.

W. Hirschfeld, Versuch einer Materialrevision der wahren Pflanzennahrung. Hamburg 1846.

Dr. J. L. Klauprecht, Die Holzmeßkunst. Karlsruhe 1846.

Dr. A. von Lengerke, Beyträge zur Kenntniß der Landwirthschaft in den k. preußischen Staaten. Bd. 1. Sachsen und Schlesien. Berlin 1846.

F. von Pückler-Muskau, Andeutungen über Landschaftsgärtnerei, verbunden mit der Beschreibung ihrer praktischen Anwendung in Muskau. Stuttgart 1844.

G. W. L. Hopff, Das Bier in geschichtlicher, chemischer, medizinischer und diätetischer Beziehung. Zweybrücken 1846.

Dr. C. Heyer, Anleitung zu forststatistischen Untersuchungen. Giesen 1846.

Dr. Th. Scherer, Lehrbuch der Metallurgie. Lief. 1. 2. Braunschw. 1846.

J. G. Hoffmann, Betrachtungen über das Andringen auf erhöhten Schutz der Gewerbsamkeit im deut-

schen Zollverein gegen fremde Mitbewerbung. Berlin 1846.

Der deutsche Zollverein während des Jahrs 1834 — 1845. Berlin 1846.

Dr. A. Th. Woeniger, Die Preußische Bank. Berlin 1846.

Zollvereinsfragen. Anfang 1846. Berlin 1846.

Dr. Loewenberg, Ueber den Lieferungsvertrag unter Berücksichtigung des Handels mit geldwerthen Papieren. Berlin 1846.

W. C. W. Blumenbach, Handbuch der technischen Materialwaarenkunde. Lief. 1 — 9. Pesth 1846.

Die neuen Bankverordnungen in Preußen. Hamburg 1846.

G. Moore, The power of the soul over the body considered in relation to health and morals. London 1845.

Dr. H. E. Richter, Die schwedische nationale und medizinische Gymnastik. Dresden 1845.

M. Helfferich, Spinoza und Leibnitz oder das Wesen des Idealismus und des Realismus. Hamb. 1846.

Dr. J. C. Glaser, Vergleichung der Philosophie des Malebranche und Spinoza. Berlin 1846.

Dr. K. M. Kahle, Die speculative Staatslehre der Philosophie des Rechts. Berlin 1846.

Dr. K. D. A. Roeder, Grundzüge des Naturrechts. Heidelberg 1846.

Dr. H. Lintz, Entwurf einer Geschichte der Rechtsphilosophie. Danzig 1846.

Dr. H. Alt, Theater und Kirche in ihrem gegenseitigen Verhältniß historisch dargestellt. Berlin 1846.

Fr. Thiersch, Allgemeine Aesthetik in akademischen Lehrvorträgen. Berlin 1846.

H. Lotze, Ueber den Begriff der Schönheit. Göttingen 1846.

Ch. Benoit, Essai historique sur les premiers manuels d'invention oratoire jusqu'à Aristote. Paris 1846.

T. Folengo, Moscaea oder Mückenkrieg. Herausg. v. F. W. Genthe. Eisleben 1846.

Rinaldo Ardito di Lodovico Ariosto. Frammenti inediti pubblicati sul manuscritto originale dal J. Giampieri E. G. Aiazzi. Florenz 1846.

L. Bechstein, Deutsches Mährchenbuch. Leipz. 1846.

Göthe's Gedichte, erläutert von H. Viehoff. Th. 1. Düsseldorf 1846.

H. Pröhle, Norddeutsches Jahrbuch für Poesie und Prosa. Merseburg 1847.

G. Keller, Gedichte. Heidelb. 1846.

M. Pfinzing, Der Theuerdank nach der Ausgabe von 1519. Stuttgart 1846.

E. Geibel, König Sigurd's Brautfahrt. Eine nordische Sage. Berlin 1846.

Frz. Roth, Die Mähre von der Minne oder die Herzmähre von Konrad von Würzburg. Frankf. 1846.

Podania i Legendy polskie, ruskie, litenskie zebrat Lucian Siemienski. Posen 1845.

Galerie de Florence, avec un texte par Al. Dumas. Livr. 51—64. Florence 1846.

Das Buch von der Frescomalerei. Heilbronn 1846.

C. H. Immerzeel, De levens en werken der Hollandsche en Vlaamsche Kunst-Schilders, Beeldhouwers Graveurs en Bouwomeesters. Deel 1 — 3. Amsterd. 1842 — 43.

L. Dorst, Grabdenkmäler. Ein Beytrag zur Kunstgeschichte des Mittelalters. Bd. 1. Görlitz 1846.

W. E. Horack, Die Mehrdeutigkeit der Harmonie. Leipzig 1846.

W. T. M'Cullagh, The industrial history of free nations, considered in relation to their domestic institutions and external Policy. Vol. 1. 2. Lond. 1846.

D. G. Lanzilli, Teorica della legislazione sviluppata sulle basi di un nuovo principio. Vol. 1. 2. Napoli 1840.

J. Groller von Mildensee, Die Gefängnisse sonst und jetzt. Prag 1846.

P. Laurie „Killing no murder" or the effects of separate confinement on the bodily and mental condition of Prisoners in the governement prisons. Lond. 1846.

L. Fr. v. Froriep, Ueber die Isolirung der Sinne als Basis eines neuen Systems der Isolirung der Strafgefangenen. Weimar 1846.

Eugen Herzog von Würtemberg, Erinnerungen aus dem Feldzuge des Jahres 1812 in Rußland. Breslau 1846.

Dr. Fr. X. A. Berthold, Abhandlungen aus dem Gebiete der ärztlichen Wissenschaften. Heft 1. Lpzg. 1846.

Dr. C. G. Neumann, Beyträge zur Natur- und Heilkunde. Bd. 1. Erlangen 1845.

A. A. Berthold, Ueber das Gesetz der Schwangerschaftsdauer. Göttingen 1845.

F. G. Beneke, De ortu et causis monstrorum disquisitio. Götting. 1846.

Dr. G. Valentin, Grundriß der Physiologie des Menschen. Braunschweig 1846.

Dr. L. Choulant, Lehrbuch der speciellen Pathologie und Therapie des Menschen. 4. verm. Aufl. von Dr. H. E. Richter. Lief. 2. 3. Leipzig 1846.

Krüger-Hansen, Praktische Fragmente. Coblenz 1845.

Dr. C. W. Sägert, Ueber die Heilung des Blödsinns auf intellectuellem Wege. Berlin 1846.

Dr. Ph. Finck, Ueber radicale Heilung reponibler Brüche. Freiburg 1837.

Dr. Chr. Fr. Harleß, Ein Beytrag zur Bildungsgeschichte der mineral. Wasser. Bonn 1845.

Dr. M. Viszanik, Leistungen und Statistik der k. k. Irrenanstalt zu Wien. Wien 1845.

Dr. H. Hermann, Ueber eine neue Geburtszange zur Extraction des im Beckeneingange stehenden Kindskopfes. Bern 1844.

Fr. Sauberg, Die Lungenseuche des Rindviehes und ihre Geschichte. Cleve 1846.

M. Taillar, Notice des manuscrits concernant la législation du moyen âge. Douai 1845.

Authenticum. Novellarum constutionum Justiniani versio vulgata ed. G. E. Heimbach. Sectio I. Lips. 1846.

Dr. C. Büchel, Civilrechtliche Erörterungen. 2. verb. Aufl. Bd. 1. Marb. 1846.

Das Keyserrecht nach der Handschrift von 1372 in Vergleich mit anderen Manuscripten herausg. von Dr. H. E. Endemann. Mit einer Handschriften-Tafel. Cassel 1845.

H. C. Esmarch, Das im Herzogthum Schleswig geltende bürgerliche Recht. Schleswig 1846.

H. Künßberg, Das Recht der Deutschen in seinen geschichtlichen Grundlagen und seiner Fortbildung. Stuttgart 1846.

O. W. L. Richter, Repertorium der k. preußischen Landesgesetze. Bd. 1 — 6. Leipzig 1835.

O. K. F. G. Schmidt, Commentar zu den k. preußischen Stempelgesetzen. Bd. 1 — 4. Berlin 1846.

Dr. J. M. Lappenberg, Die Miniaturen zu dem Hamburgischen Stadtrechte vom J. 1497 erläutert. Hamburg 1846.

Dr. E. J. Kulenkamp, Literatur des gesammten kurhessischen Rechts. Cassel 1846.

J. Koch, Die Agrargesetze des preuß. Staates nebst Ergänzungen und Erläuterungen. Breslau 1846.

W. Hirschfeld, Ein Beytrag zur Bestimmung der rechtlichen Verhältnisse des Wassers für Staats- und Landwirthschaft. Kiel 1846.

Dr. C. F. Gerber, Das wissenschaftliche Princip des gemeinsamen deutschen Privatrechts. Jena 1846.

G. W. Böhmer, Ueber die Ehegesetze zur Zeit Karls des Großen. Götting. 1826.

K. Leiner, Darstellung aller Robotgesetze für Böhmen nnd Mähren. Prag 1846.

J. H. Schlink, Commentar über die französische Civilprozeßordnung. Th. 1 — 4. Coblenz 1845.

G. L. J. Carré, Traité des lois de l'organisation judiciaire et de la compétence des jurisdictions civiles. Nouv. édition par V. Foucher. Vol. 1 — 9. Paris 1839.

F. G. Bunge und C. O. v. Madai, Sammlung der Rechtsquellen Liv-, Esth- und Curlands. Abth. III. Die Quellen der Ritter-Lehn- und Landrechte Esth- und Livlands von Dr. C. J. A. Paucker. Lief. 1. Dorpat 1846.

Dr. M. W. A. Breidenbach, Commentar über das Großherz. Hessische Strafgesetzbuch. Bd. I. Abth. 2. Darmstadt 1846.

Dr. A. Freytag, Die Concessionalgerechtigkeits-Theorie des Strafrechts. Gotha 1846.

Dr. G. F. Stiebel, Strafmethoden sind keine Strafsysteme. Frankf. 1846.

Dr. H. A. Zachariä, Die Gebrechen und die Reform des deutschen Strafverfahrens. Göttingen 1846.

W. Brauer und Dr. L. von Jagemann, Beyträge zur Erläuterung der neuen Strafgesetzgebung im Großherzogthum Baden. Bd. 1. Freiburg 1846.

Dr. Chr. Fr. Aug. Tafel, Rechtliches Gutachten der Juristen-Facultät in Tübingen über 7 Rechtsfragen aus dem Lehenrechte. Heilbronn 1846.

Staats- und Erbrecht des Herzogthums Schleswig. Hamburg 1846.

Dr. J. von Würth, Das Stadtrecht von Wiener-Neustadt aus dem 13. Jahrhundert. Wien 1846.

L. Buhl, Die Gemeinde-Verfassung der östlichen Provinzen des Preußischen Staates und der Rheinprovinz. Leipzig 1846.

Dr. Jos. Bader, Die ehemaligen Breisgauischen Stände dargestellt nach ihrem Ursprunge, ihrer Verfassung ꝛc. Karlsruhe 1846.

Dr. H. Buchka, Die Lehre vom Einfluß des Prozesses auf das materielle Rechtsverhältniß. Th. 2. Rostock 1847.

Bemerkungen und Praxis über Grund- und Hypothekenbücher. Jena 1846.

Entscheidungen des K. geh. Obertribunals, herausg. im amtlichen Auftrage von Dr. Seligs, Wilke und Rintelen. Neue Folge. Bd. 1. 2. Berlin 1846.

E. W. Krummacher, Expectorationen über das Studium der Theologie. Essen 1847.

Dr. C. Tischendorf, Monumenta sacra inedita sive reliquiae antiquissimae textus novi test. graeci .... Lips. 1846.

Abbé Jules Corblet, Parallèle des traditions mythologiques avec les récits bibliques. Beauvais 1845.

Will. Osburn, Ancient Egypt, her testimony to the truth of the Bible. Lond. 1846.

H. Ph. Rée, Forschungen über die Ueberschriften der Psalmen. Leipzig 1846.

Dr. J. L. Saalschütz, Das mosaische Recht mit Berücksichtigung des späteren jüdischen. Th. 1. Berlin 1846.

Dr. G. B. Winer, Biblisches Realwörterbuch. 3. verb. Aufl. Bd. I. 1. Leipz. 1846.

J. H. Kurtz, Die Einheit der Genesis. Berlin 1846.

Dr. F. Ch. Baur, Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte. Stuttg. 1847.

J. Brine, A vindication of some truths of natural and revealed religion. Lond. 1746.

G. Menna, Carteggio sopra soggetti di religione. Malta 1839.

J. H. Newman, Ueber die Entwicklung der christlichen Lehre. Deutsch von Dr. J. A. M. Brühl. Schaffhausen 1846.

Fr. Jo. de Azevedo, Tribunal theologicum et juridicum contra subdolos confessarios in Sacramento poenitentiae ad venerem sollicitantes. Uyssipone 1726.

Man. de Faria y Sosa, Noches claras divinas y humanas flores. Lisboa 1674.

W. Bauer, Ueber den Eid, moralisch = theologischer Versuch. Frankfurt 1846.

Domela Nieuwenhius, Geschiedkundig overzigt der Predikwizzen in de Nederlandsche Luth. Kerk. Utrecht 1845.

Rodrigo da Cunha, Advertencias ao Jubileu do ano de mil e seiscentos et vinte. Coimbra 1620.

H. G. Hasse, Abriß der meißnisch=albertinisch=sächsischen Kirchengeschichte. I. Hälfte. Leipzig 1846.

Dr. J. P. Jordan, Die Vorläufer des Hussitenthums in Böhmen. Leipzig 1846.

Dr. Chr. W. Niedner, Geschichte der christlichen Kirche. Leipzig 1846.

Dr. L. Noack, Die Bedeutung des Urchristenthums und sein Verhältniß zum Christenthum der Gegenwart. Darmstadt 1846.

Ch. G. Pfannkuche, Die ältere Geschichte des vormaligen Bisthums Verden. Verden 1830.

Dr. A. Theiner, Sammlung einiger wichtigen officiellen Aktenstücke zur Geschichte der Emancipation der Katholiken in England. Mainz 1835.

J. E. Th. Wiltsch, Handbuch der kirchlichen Geographie und Statistik von den Zeiten der Apostel bis zu dem Anfange des 16. Jahrhunderts. Bd. 1. 2. Berlin 1846.

M. Th. Gousset, Les actes de la province ecclésiastique de Reims. T. IV. Schluß des Werkes. Reims 1844.

J. W. Etheridge, The Syrian churches, their early history, liturgies and literature. London 1846.

Dr. W. Gaß, Georg Calixt und der Synkretismus. Breslau 1846.

Duc de Valmy, Etablissemens religieux de la France dans les états du Saint-Siège. Paris 1846.

Cartas dos padres e Irmãos da companhia de Jesus, que andão na India no Reinos do Japão, aos de mesma companhia em Europa desde anno de 1549. Coimbra 1570.

S. Buell, Narrative of the revival of religion in the congregation of East-Hampton. Aberdeen 1773.

Dr. K. Zimmermann, Die reformatorischen Schriften Dr. Mart. Luthers in chronologischer Folge mit den nöthigsten Erläuterungen und einer Biographie Luthers. Bd. 1. Darmstadt 1846.

Dr. Schmieder, Der Geist der unirten evangelischen Kirche. Heft 1. 2. Leipzig 1846.

Dr. Chr. Wilh. Spiker, Geschichte der Reformation in Deutschland bis zum Religionsfrieden. Bd. 1. Leipzig 1846.

Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformation. Bd. 1. Schaffhausen 1846.

M. M. Haag, La France protestante. Livr. 4—10. Paris 1846.

Acta ecclesiae Mediolanensis. T. II. Distr. 2 — 4. Mediol. 1846.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 29. Mai.

Nro. 107. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Erstes Quartal. Januar — März 1847.

(Fortsetzung.)

Persian and Assyrian inscriptions. — Quart. Rev. 1847. March.

Odes d'Anacréon et de Sappho, par Marcellot et Grosset. Par. 1847. — Nouv. Rev. encycl. 1847. Févr.

Horatii Flacci epistola ad Pisones. Ed. Peerlkamp. Leid. 1846. — Ebendas.

Vivien de Saint-Martin, Nouvelles annales des voyages et des sciences géographiques. Cinquième série, deuxième année. Par. 1847. — Ebendaselbst.

Souvenirs d'Angleterre. Fragments de lettres écrites en Mai et Juin 1846. — Bibl. univ. 1847 Litt. T. IV. No. 14.

Lacroix, Extrait du journal d'une course missionnaire faite dans le Bengale pendant les mois de Décembre 1845 et Janvier 1846. — Ebendaselbst. No. 15.

Mas Latrie, Nicosie, ses souvenirs historiques et sa situation présente. Extrait d'un voyage en Chypre, 1845—1846. — Correspondant 1847. Livr. 4.

Dieffenbach, Voyage à la Nouvelle-Zélande. Lond. 1846. — Rev. nationale de Belgique. T. XV. Livr. 5.

Life in California, by an American. Lond. 1846. — Nouv. Rev. encycl. 1847 Févr.

Ampère, Voyages et recherches en Egypte et en Nubie. III. Les Pyramides. IV. Le Caire ancien et moderne. — Revue des deux Mondes. 1846. T. IV. Livr. 4. 1847. T. I. Livr. 5.

Bode, Travels in Luristan and Arabistan. Lond. 1846. — Ebendas. Livr. 6.

Meynaerts, Médaillon d'or inédit de Dioclétien. — Revue de la Numismat. belge. T. III. No. 1.

Cartier, Manuel de numismatique française. (Contin.) Monnaies gauloises. — Ann. archéol. T. VI. Livr. 4.

Serrure, Monnaies d'or de l'ancien duché de Gueldre. — Rev. de la Numismat. belge. T. III. No. 1.

Hermand, Notice sur les monnaies de Tournai. — Ebendaselbst.

Perreau, Recherches sur l'atelier monétaire Liégeois de Saint-Pierre. — Ebendas.

Chalon, Trois jetons du XV siècle. — Ebendas.

Serrure, Médaille de l'abbesse de Thoren. — Ebendas.

Cuypers, Remarques sur la médaille de la prise de Breda, en 1590. — Ebendas.

Private life of the Greeks and Romans. — Quart. Rev. 1847. March.

Dufuy, Histoire des Romains et des peuples soumis à leur domination. 2 Vols. Hachette, 1843 et 1844. — Nouv. Rev. encycl. 1847. Févr.

Roure, Histoire de Théodoric roi des Ostrogoths. 2 vols. Par. 1846. — Rev. des deux Mondes. 1847. T. I. Livr. 5.

Bunsen, The Basilicas of christian Rome. Munich, 1844. fol. — Edinb. Rev. 1847. Jan.

Laborde, Le palais Mazarin. 2 vols. Par. 1845—1846. — Bibl. univ. 1847. Litt. T. IV. Livr. 15.

Lurine, Les rues de Paris: Paris ancien et moderne. Par. 1844. 2 vols. 8. — Edinb. Rev. 1847. Jan.

Baude, Les côtes de Provence. I. P. — Revue des deux Mondes. 1847. T. I. Livr. 5.

Thiers, Histoire du Consulat et de l'Empire. T. 1—6. (1 Art.) — Nouv. Rev. encycl. 1847. Févr. (2 Art.) Correspond. 1847. Livr. 4.

Johnston, Notes sur la Hollande. — Bibl. univ. 1847. Litt. T. IV. No. 14.

Planché, British costume. — Quart. Rev. 1847. March.

Persigny, De la destination et de l'utilité des pyramides d'Egypte et de Nubie contre les irruptions du désert. — Revue nationale de Belgique T. XV. Livr. 5.

Bancroft, History of the United States. Boston, 1841. — Edinb. Rev. 1847. Jan.

Gallatin, Coup d'oeil sur les tribus Indiennes de l'Amérique du Nord. Cambridge (Nouvelle-Angleterre) 1836. — Bibl. univ. 1847. Litt. T. IV. No. 14.

Salvador, Histoire de la domination Romaine en Judée, et de la ruine de Jérusalem. Par. 1846. — Nouv. Rev. encycl. 1847. Févr.

Lenormant, Mémoires de Cosnac, archevêque d'Aix. — Correspond. 1847. Livr. 6.

Warren, Memoir of the late John William Smith, of the Inner Temple, Barrister-at-Law. — Blakw. Mag. 1847. Febr.

Biographies contemporaines. Alexandre Dumas par Ducoin. — Rev. des deux Mondes. 1847. Livr. 5. Le R. P. Lacordaire par Lorain. Ebendas. Livr. 6.

Burton (J. Hill) Life and correspondence of David Hume. Edinb. 1846. 2 vols. — Edinb. Rev. 1847. Jan.

Genius and writings of Pascal. — Ebendas.

Memoir of the life and services of Vice-Admiral Sir Jahleel Brenton. Edited by H. Raikes. Lond. 1846. — Quart. Rev. 1847. March.

Wellington, Official and other dispatches. Second ed. Lond. 1847. 8 vols. 8. — Ebendas.

Pellew, The life and correspondence of Henry Addington, Viscount Sidmouth. Lond. 1847. 3 vols. 8. — Ebendas.

Boré, Notice biographique sur Felix Papencordt. — Revue de Brux. 1847. Livr. 3.

Notes manuscrites de la main de Voltaire, sur ses revenus et ses dépenses en 1775. — Nouv. Rev. encycl. 1847. Févr.

Petits chefs-d'oeuvre historiques. Avec introduction et notices historiques, par A. de Latour. 2 Vols. Par. 1846. — Nouv. Rev. encycl. 1847. Févr.

Bronwin, On the integration of some equations in partial differentials. — Phil. Mag. 1847. Febr.

Moseley, On a machine for calculating the products, quotients, logarithms and powers of numbers. — Phil. Mag. 1847. March.

Viollet-Leduc, De la construction des monuments religieux en France. — Ann. archéol. T. VI. Livr. 4.

Airy, On Brewster's new analysis of solar light. Phil. Mag. 1847. Febr.

Jamin, Mémoire sur la réflexion metallique. — Ann. de Chim. et de Phys. 1847. Mars.

Rive, Recherches sur l'arc voltaïque et sur l'influence du magnétisme sur les corps qui transmettent le courant discontinu. — Ebendas.

Mousson, Coup d'oeil historique sur le développement de l'électricité par la vapeur d'eau. — Bibl. univ. 1847. Sc. phys. et nat. T. IV. No. 13.

Schönbein, Sur la découverte du coton à tirer. (Communiqué par l'auteur.) — Ebendaselbst.

Brunner (C. fils.) Recherches sur les variations de la cohésion des liquides à différentes températures. — Ebendas. No. 14.

Plantamour, Résumé météorologique des dernières années, pour Genève et le grand Saint-Bernard. — Ebendas. No. 15.

Henry, On the induction of atmospheric electricity on the wires of the electrical telegraph. — Amer. Journ. of sc. and arts 1847. Jan.

Lyell, On the Delta and alluvial deposits of the Mississippi and other points in the geology of North America, observed in the years 1845, 1846. — Ebendas.

Review of the New-York geological reports. (Contin.) — Ebendas.

Dana, On the origin of continents. — Ebendas.

Grassi, Note sur l'emploi du voluménométre. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1847. Mars.

Joule, On the effects of magnetism upon the dimensions of iron and steel bars. — Phil. Mag. 1847. Febr.

Draper, Remarks on the existence and mechanism of the negative or protecting rays of the sun. — Ebendas.

Powell, Note to a former paper on the theory of the aberration of light. — Ebendaselbst.

Majocchi, Observations and experiments respecting the origin of the Voltaic Current. — Ebendas.

Hobson, On the equation of continuity in fluid motion. — Phil. Mag. 1847. Febr.

Southern, Experiments on the density, latent heat and elasticity of steam. — Ebendas.

Brewster, Reply to the Astronomer Royal (Mr. Airy) on the new analysis of solar light. — Phil. Mag. 1847. March.

Waller, Additional observations on hail and on the organic bodies contained in hailstones. — Ebendas.

Children, On the use of a mixture of spirit of wine and camphine, as a light for optical purposes. — Ebendas.

Henry (Joseph) On the induction of atmospheric electricity on the wires of the electric telegraph. — Ebendas.

Spencer (Herbert), The form of the earth no proof of original fluidity. — Ebendas.

Bineau, Note sur les biformiates de potasse et de soude. — Ann. de Chim. et de Phys. 1847. Mars.

Laurent et Delbos, Note sur l'acide phénique nitrobichloré. — Ebendas.

Cahours, Recherches relatives à l'action finale du chlore sur quelques éthers composés de la série méthylique sous l'influence de la radiation solaire. — Ebendas.

Laurent, Mémoire sur la composition des alcalis organiques et de quelques combinaisons azotées. — Ebendas.

Mayet, De l'action de la potasse caustique sur les fécules et de son emploi pour les distinguer entre elles et apprécier les proportions de leurs mélanges. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1847. Févr.

Fremy, Recherches sur les hydrates. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1847. Mars.

Boullay et O. Henry, Nouvelles observations sur l'état du soufre dans les eaux sulfureuses des Pyrénées. — Ebendas.

Agassiz et Desor, Catalogue raisonné des familles, des genres et des espèces de la classe des Echinodermes. (Suite.) — Ann. des scienc. natur. (Zool.) 1846. Déc.

Dufour, Histoire des métamorphoses du Scathopse noir de Geoffroy. — Ebendas.

Doubleday, Descriptions of some new species of the genus Gynautocera, from Northern India. — Annals and Mag. of nat. hist. 1847. Febr.

Jardine, Horae zoologicae. (Contin.) Ornithology of the island of Tobago. — Ebendas.

Sundevall, The birds of Calcutta. (Contin.) — Ebendas. March.

Doubleday, Description of a new species of the genus Actias of Hübner, from Northern India. — Ebendas.

M'Andrew and Forbes, Notices of new or rare British animals observed during cruises in 1845 and 1846. — Ebendas.

Blyth, Drafts for a Fauna Indica. (Contin.) — Ebendas. March.

Gray, An outline of an arrangement of Stony Corals. — Ebendas.

Newport, On the reproduction of lost parts in the articulata. — Ebendas. March.

Newport, Note on the genus Atya of Leach, with descriptions of four apparently new species in the cabinets of the British Museum. — Ebendas.

Howse, Notes on a dredging excursion off the coast of Durham; with descriptions of the Ova-Capsules of Fusus Norvegicus and F. Turtoni. — Ebendas.

Doubleday, Descriptions of new or imperfectly described lepidopterous insects. (Contin.) — Ebendas.

M'Coy, Note on the Irish species of Cephaloptera (Pterocephala.) — Ebendas.

Dana, On zoöphytes. No. III. — American Journ. of science and arts 1847. Jan.

Morton, Hybridity in animals, considered in reference to the question of the unity of the human species. — Ebendas.

Guérin-Méneville, Description d'une nouvelle espèce de mollusque du genre Cyclostome, découverte par J. Itier. — Rev. zool. 1847. Janv.

Guérin-Méneville, Decade entomologique. — Ebendas.

Allibert, Note sur divers insectes coléoptères trouvés dans des graines de légumineuses rapportées de Canton par M. Yvan, et sur quelques autres espèces, qui ont vécu dans des haricots venant du Brésil. — Ebendas.

Lefebvre (Théoph.) Voyage en Abyssinie. Insectes par Guérin Méneville. — Ebendaselbst. Févr.

Trécul, Recherches sur l'origine des racines. (Suite.) — Ann. des scienc. natur. (Botan.) 1846. Déc.

Remy, Analecta boliviana, seu nova genera et species plantarum in Bolivia crescentium. — Ebendaselbst.

Vriese, Note sur le Zamia muricata, Willd. — Ebendas.

Tulasne, Flore de la Colombie. Plantes nouvelles. — Ebendas.

De Candolle, Sur la durée relative de la faculté de germer dans des graines appartenant à diverses familles. (Première expérience.) — Ebendaselbst.

Babington, A supplement to „A synopsis of the British Rubi." No. 2. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1847. Febr.

Montagne, On a second form of fructification in Peyssonnelia squamaria. — Ebendas. March.

Macaire, Note sur les vrilles du Tamus communis. (Sceau de la vierge.) — Bibl. univ. 1847. Sc. phys. T. IV. No. 14.

Braun (A.) On the North American species of Isoëtes and Marsilea. — Amer. Journ. of sc. and arts 1847. Jan.

Bailey, Notes on the Algae of the United States. — Ebendas.

Hancock, Notes on Buccinum undatum. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1847. March.

Marignac, Notices minéralogiques. — Bibl. univ. 1847. Sc. phys. T. IV. No. 14.

Teschemacher, A new mineral from the Azores. — Amer. Journ. of sc. and arts 1847. Jan.

Deane, Notice of new fossil footprints. — Ebendas.

Teschemacher, On the fossil vegetation of America. — Amer. Journ. of sc. and arts 1847. Jan.

Lapham, On the existence of certain lacustrine deposits, in the vicinity of the great lakes. — Ebendas.

Case, Description of two new species of shells. — Ebendas.

Martins, Recherches sur la période glaciaire et l'ancienne extension des glaciers du Mont-Blanc depuis les Alpes jusqu' au Jura. — Rev. des deux Mondes 1847. T. I. Livr. 5.

Smee, De la pomme de terre, de ses usages et de ses propriétés etc. Lond. 1846. — Bibl. univ. 1847. Sc. phys. et nat. T. IV. No. 13.

Pucheran, Réflexions sur la classification des races humaines. — Rev. zool. 1847. Févr.

Bourgeat, Cours sur l'histoire de la philosophie. (Philosophie Chinoise.) — Univ. cath. 1847. Mars.

Dupanloup, De la liberté d'enseignement. — Correspond. 1847. Livr. 5.

Fragments sur la comédie de **Dante** Allighieri. — Bibl. univ. 1847. Litt. T. IV. No. 13.

Planche, Etudes sur l'art et la poésie en Italie. I. André del **Sarto**. — Rev. des deux Mondes. 1846. T. IV. Livr. 3.

Bonafous, Etudes sur l'Astrée et sur Honoré d' Urfé. Par. 1846. — Nouv. Rev. encycl. 1847. Févr.

Recent editions of **Shakespeare**. — Quart. Rev. 1847. March.

Schnaase, Peintures murales du moyen âge en Allemagne et Hollande. — Ann. archéol. T. VI. Livr. 4.

Jouve, Essai sur le chant ecclésiastique. — Ebendaselbst.

Dupont-White, Essai sur les relations du travail avec le capital. Par. 1846. — Nouv. Rev. encyclop. 1847. Févr.

Hennequin, Des subsistances. — Correspond. 1847. Livr. 5.

Thornton, Over-population and its remedy. Lond. 1846. — Edinb. Rev. 1847. Jan.

Centralization. (1, **Cormenin**, De la centralisation; 2, **Vivien**, Etudes administratives; 3, **Dunoyer**, De la liberté du travail; 4, **Laing**, Notes of a traveller on the social and political state of France, Prussia etc.) — Ebendaselbst.

Reinaud et **Favé**, Histoire de l'artillerie d'après des textes nouveaux. Par. 1845. — Journ. des Sav. 1847. Févr.

Rosell, Pruebas judiciales de la antiguedad. — Revista lit. de el Español. 1847. T. I. No. 6.

Gilly, Vigilantius and his times 1844. — Dublin Review 1847. Jan.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Juni.

Nro. 108. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Jahresbericht über die Fortschritte der Chemie und Mineralogie von Jakob Berzelius. XXVI. Jahrgang. Tübingen Laupp'sche Buchhandlung 1846. Mineralogischer Theil.

Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefakten-Kunde von K. C. v. Leonhard u. H. G. Bronn. Stuttgart. Schweizerbart'sche Verlagshandlung. 1846.

Diese beyden Schriften liefern uns jährlich eine Zusammenstellung über die Bereicherungen der Mineralogie und ihnen schließt sich weiter das Handwörterbuch der chemischen Mineralogie von Rammelsberg an, wovon ein neues Heft zu erwarten steht.

Die Behandlung der Artikel ist in diesen Berichten nicht von gleichem Werthe, denn das Leonhard'sche Werk giebt sie in der Regel nur historisch ohne weitere Bemerkungen, während Berzelius eine mehr oder weniger ausführliche Kritik wenigstens des chemischen Theils enthält. In dem vorliegenden Hefte bespricht derselbe aber ganz besonders die üblichen Mineralsysteme und seine eigenen Principien darüber, anknüpfend an das jüngste System von Naumann, welches in Nro. 157 und 158 dieser Blätter von 1845 bereits angezeigt wurde. Es mag hier erlaubt seyn, in eine nähere Angabe und Beleuchtung derselben einzugehen.

Denkt man sich, sagt Berzelius, in den Fall versetzt, wo man einen Andern in die rationelle Kenntniß von den Produkten des Mineralreiches einführen soll, so ist immer die erste Frage: wodurch kann man bestimmen, was ein Mineral ist? Gewiß brauchen schon jetzt keine Beweise mehr angeführt zu werden, daß dieses nicht in der geometrischen Form liegt, auch nicht in der Härte, im spec. Gewicht, in der Farbe u. s. w., weil, wenn Alles dieses vollständig bestimmt worden wäre, man dennoch daraus keinen Begriff bekommt, was ein Mineral ist, so lange die Zusammensetzung unbekannt bleibt. Diese ist es also, welche bestimmt, was ein Mineral ist, und daraus scheint ganz ungezwungen zu folgen, daß in einem wissenschaftlichen System die Erzeugnisse des Mineralreiches nach dem, was sie sind, geordnet werden müssen, aber nicht nach ihrem Aussehen. Es wird eine Zeit kommen, wo man Schwierigkeiten haben wird, sich einen Begriff davon zu machen, wie einmal eine andere Ansicht über den Grund für die Anordnung der Mineralien angenommen gewesen seyn und ihre beharrlichen Vertheidiger gehabt haben konnte. —

Ref. ist mit einem Theile des Gesagten vollkommen einverstanden, aber damit kann er nicht einverstanden seyn, daß es nur die Zusammensetzung allein sey, welche bestimme, was ein Mineral ist. Allerdings weiß man ohne die Kenntniß der Zusammensetzung nicht, was ein Mineral ist und dieses ist schon vielmals gesagt worden, aber ohne die Kenntniß des physikalischen Charakters weiß man eben auch nur nach einer Beziehung, was es ist. Der Naturforscher soll aber ein Naturprodukt möglichst nach allen seinen Eigenthümlichkeiten kennen lernen. Wenn wir zur Zeit nur chemisch klassifici-

ren, so ist das immerhin besser, als wenn wir nach den physikalischen Eigenschaften klassificiren, an sich aber bleibt es gleichwohl eine Einseitigkeit, die zwar umgangen werden kann, wenn man in dem Begriffe der Species selbst nur das chemische Wesen gelten läßt, aber es kann sich nicht davon handeln, den Begriff von Species so zu geben, daß er einem beliebigen System günstig ist, sondern er muß so gegeben werden, daß er den Anforderungen des Naturforschers entspricht. Berzelius will aber im Mineralreich von Species überhaupt nichts wissen. Die Neigung, sagt er, unorganische Produkte nach denselben Principien wie die organischen zu ordnen, hat so in der Mineralogie Wurzeln geschlagen, daß sie schwierig mit den Wurzeln auszureißen seyn wird. Eine Folge davon ist der Werth, welchen man auf den Begriff von dem gelegt hat, was man mineralogische Species nennt. Wenn ich ausspreche, daß in der Mineralogie Nichts vorhanden ist, was dem Begriffe von Species entspricht, so habe ich wahrscheinlich alle Mineralogen unserer Zeit gegen mich, weil man es für ein großes Verdienst hält, wenn ein Verfasser in der Mineralogie wohl bestimmt, was Species ist. — Aber was ist es, fährt er fort, was man in der Mineralogie zu ordnen hat? Entweder sind es einfache Grundstoffe oder unorganische chemische Verbindungen derselben. Was ist ist es, was ihre Identität oder ihre Nicht-Identität bestimmt? Die Bestandtheile und die verschiedenen chemischen Proportionen, nach welchen sie sich verbunden haben." — Man kann darauf sehr einfach entgegnen, daß es die Mineralien sind, welche die Mineralogie zu bestimmen und zu ordnen hat. Die Mineralien sind aber Naturprodukte, an welchen das chemische Wesen nicht das Einzige ist, was sie charakterisirt, an welchen die Wissenschaft also noch etwas Anderes zu berücksichtigen hat und dieses sind die physikalischen Eigenschaften, denn wenn auch diese von der Mischung abhängen, so sind sie doch nicht aus dieser zu demonstriren oder zu errathen. Es ist wohl sehr klar, daß man nicht sagen kann, man kenne den Quarz, wenn man die chemisch dargestellte Kieselerde kennt, und wer die Thonerde und den Kohlenstoff der Laboratorien allein kennt, wird schwerlich daraus zu einem Begriffe von Sapphir und Diamant gelangen. Man ersieht, daß die ganze Kritik des Verfassers auf den ursprünglichen Begriff von Mineral in wissenschaftlicher Bedeutung zurückgeführt werden muß und wenn darin die Mineralogen seiner Ansicht nicht beystimmen, so haben sie so unumstößliche Gründe dazu, daß sie die Autorität des berühmten Mannes nicht verrücken wird, auch wenn er zeigt, daß dadurch ein Gewinn zur Beseitigung von Schwierigkeiten in der Klassifikation zu machen wäre, denn mit Zulassung von Willkührlichkeiten in der Naturforschung wären freylich gar viele Schwierigkeiten zu beseitigen. Was hier Berzelius auf die Mineralogie angewendet wissen will, ist nicht einmal auf die Chemie anzuwenden, denn die Krystallisation eines chemisch dargestellten Salzes, wenn es überhaupt einer solchen fähig ist, ist zu seiner vollständigen Kenntniß eben so nothwendig, als sie es zur genauen Bestimmung eines Minerals ist. Auch weiß man recht gut, wie viel die Chemie den genauern Krystallbestimmungen zu verdanken hat und wie manche wichtige Verhältnisse unentdeckt geblieben wären, wenn man sich nur an die chemische Substanz und ihr chemisches Wesen allein gehalten hätte. Wer hätte uns über die Existenz allotropischer Zustände von $\dot{C}a\,\ddot{C}$ im Kalkspath und Arragonit, über Diamant und Graphit rc. belehrt? — Der Verf. macht weiter den Mineralogen den Vorwurf, daß sie Mineralspecies, die durch vicarirende Bestandtheile verschieden sind, zusammenwerfen und daß man eine solche Vereinigung z. B. beym Augit, Amphibol, Granat rc. in jeder Mineralogie finden könne. Man ist aber davon großentheils zurückgekommen und der übliche Begriff von Species besteht dabey weit besser als vordem. — Das System, welches Berzelius vorschlägt, gründet sich auf eine elektrochemische Anordnung der Elemente, welche mit dem Kalium beginnt und mit dem Fluor endet. Die aufgestellten Ordnungen sind folgende:

1) die Grundstoffe nach der elektrochemischen Reihung.
2) Verbindungen der Metalle mit Metallen, aufgeführt in der Ordnung, daß die Verbindung bey dem Metall aufgeführt wird, welches in der Uebersicht dem andern nachsteht (also bey dem elektronegativeren) rc.
3) Verbindungen der Grundstoffe mit

Basenbildern: Selenieta, Sulphureta, Oryda, mit Beobachtung derselben Grundordnung nach der Haupt-Uebersicht.

4) Verbindungen der Grundstoffe mit Salzbildern, Haloidsalze, in einer ähnlichen Ordnung und nach einem jeden besondern Salze die natürlichen Verbindungen, welche davon mit dem Wasser, mit dem Oryd des Radikals und mit andern Haloidsalzen existiren.

5) Verbindungen von basischen Oryden mit elektronegativen Oryden oder Säuren: Hydrate, Silicate, Carbonate, Borate, Titanate, Tantalate, Niobate, Wolframiate, Molybdate, Vanadiate, Chromate, Antimoniate, Arseniate, Phosphate, Nitrate und Sulphate, ihre Wasserverbindungen, Doppelsalze u. s. w.

Der Verf. macht sich darüber einige Einwürfe, die er voraussieht und begegnet ihnen nach seinen so eben erörterten Ansichten über Species und Mineral. „Sollte man wohl, sagt er, aus Diamant, Graphit und Holzkohle, oder aus Rutil, Brookit und Anatas, oder aus Kalkspath und Arragonit einerley Species machen, worauf wohl kein eigentlicher Mineralog eingehen will? Hiebey bemerke ich wiederum, daß es unter den unorganischen Gegenständen des Mineralreichs nichts gibt, mit dem vergleichbar, was die Naturgeschichte unter Species versteht, und daß dieser aus der letztern entlehnte Begriff auf unorganische Körper durchaus unanwendbar ist und aus ihrer wissenschaftlichen Behandlung ganz ausgeschlossen werden muß. Man hat es hier nur mit Grundstoffen und den unorganischen Verbindungen derselben zu thun. Diese sind es, welche wissenschaftlich geordnet werden sollen."

Was die sog. isomorphen Substitutionen betrifft, so erklärt sich der Verf. dahin, daß isomorphe Körper in ungleichen Verhältnissen zusammengemengt, zusammenkrystallisiren, ohne Rücksicht auf chemische Verbindung nach bestimmten Atomenzahlen.

$$C\,Si^2 + \left.\begin{matrix}M\\f\end{matrix}\right\}\,Si^2$$

ist also eine Zusammenkrystallisirung von $C\,Si^2 + M\,Si^2$ mit $C\,Si^2 + f\,Si^2$ und muß bey der von den Basen aufgestellt werden (hier Eisenorydul), welche zufolge des Grundplans zuletzt kommt. — Das neue System hat wie so manches der bestehenden seine Vorzüge und seine Mängel und ist in seiner Art brauchbar, auch wenn man die Ansicht des Verf., daß es keine Mineralspecies gebe, nicht theilt und es wird sie schwerlich Jemand theilen, der die Sache unbefangen betrachtet. Wenn Berzelius übrigens erwähnt, wie ausgebreitet das gründliche Studium der Mineralogie zu der Zeit gewesen, wo es sich nur zwischen den Systemen von Werner und Hauy theilte und wie das, was es nachher geworden, deutlich den nachtheiligen Einfluß der Systeme zeige, so ist gewiß, daß eine systematische je nach nach dem System also verschiedene Nomenklatur für das Studium sehr nachtheilig seyn muß, wenn das System ein ephemeres und unhaltbares ist, daß aber außerdem die Art eines Systems nicht so sehr von Einfluß ist und daß das Studium der Mineralogie, wenn auch der größeren Anforderungen wegen weniger ausgebreitet wie damals, doch gegenwärtig ungleich gründlicher und wissenschaftlicher getrieben wird. —

(Fortsetzung folgt.)

Relazioni degli ambasciatori Veneti al senato edite da Eugenio Albèri.

Auch unter dem Specialtitel:

Relazioni della corte di Roma nel secolo XVI. raccolte ed annotate da Tommaso Gar.

(Schluß.)

Anders aber gestaltet es sich, wenn man Navagero von dem Widerspruche zu befreyen sucht, in welchen er sich durch Gleichstellung des minder Wahrhaften mit dem besser Begründeten selbst verwickelte. Paul IV. fühlte, wie jeder bessere Italiener, das heftigste Verlangen, an der Wiederherstellung eines freyen und unabhängigen Italiens zu arbeiten. Die Tage vor dem Einfall Karl's VIII. in Italien, von woher alles Unglück gekommen war, galten ihm, der

sie noch gesehen, als die schönen Zeiten innerer Freyheit und Harmonie, welche auf vier Pfeilern, dem Kirchenstaat, der venetianischen Republik, dem Königreich Neapel, dem Herzogthum Mailand beruht hatten. Seit die Fremdlingsherrschaft gekommen war, seitdem war alles Uebel eingetreten; war sie entfernt, so glaubte er, würde Italien sich von selbst erheben, frey, einig, mächtig seyn. In dieser letzteren Ansicht, in welcher er mit Macchiavelli und so vielen andren großen Geistern jener Zeit übereinstimmte, lag der erste und größte Irrthum, der bald ihn völlig gefangen hielt. Er wollte, „wenn auch Niemand um die Freyheit Italiens Sorge tragen würde, diese hegen; wenn Niemand seine Rathschläge höre, so wolle er wenigstens den Trost haben, daß man dereinst sagen sollte, ein alter Italiener habe, nahe dem Tode, noch Muth genug gehabt, während er seine Sünden hätte beweinen sollen, so große Gedanken zu nähren, wie den der Befreyung Italiens." Wo dabey die Christenheit bleiben solle, war freylich die andre Frage, die Paul IV. nicht berücksichtigte. Der Papst war in den Italiener aufgegangen, und darin bestand der erste Irrthum, der zweyte war, von seinem Neffen, den Caraffa's eine Meynung zu hegen, als „habe die Kirche nie größere Männer gesehen." Hieran reihen sich nun von selbst als unabwendbare Folgen an, was kam, was kommen mußte. Paul mußte zuerst Ruhe im Innern haben, um den großen Plan der Befreyung Italiens auszuführen; diese aber konnte nicht statt finden ohne Unterdrückung, ja ohne Vernichtung des Hauses Colonna, das Anlaß zu einem strengen Verfahren jetzt wieder und früher nur zu oft gegeben hatte. Sie sollten, wie Navagero sagt, alle Hoffnung verlieren, je ihre Besitzungen wieder zu erlangen; für alle Zeiten sollte man Ruhe vor diesen beständigen Friedenstörern haben. Diese Politik war consequent, aber weder milde noch weise; sie rächte sich selbst, indem die Colonnesen sich nun Pauls Feinden in die Arme warfen. Das nächste war dann, mit Hülfe der Franzosen die Spanier aus Italien zu treiben. „Nur diese Nation verstehe es, eine Herrschaft in Italien lange zu behaupten, nicht jene, welche entweder schnell das Errungene wieder verlören, oder Italiener, damit aber unschädlich würden. Dazu müsse nun auch die Republik Venedig helfen. Ihr bot er die Insel Sicilien an. Dadurch hoffte er die Pläne Carls V. und Philipps II. auf die Weltherrschaft zu vernichten. Jetzt oder nie wieder müßte die Gelegenheit dieses zu vollbringen ergriffen werden." Auf dieses folgten nun rasch die Enttäuschungen, herbeygeführt zuerst durch das Kriegsglück des Königs von Spanien, der durch Alba die Franzosen aus Italien und den Papst zu Paaren trieb und im nördlichen Frankreich siegte, endlich den Frieden von Chateau en Cambresis 1559 dictirte, der die Franzosen ganz aus Italien entfernte und dieses den Spaniern übergab. Dann die Enttäuschung über das Benehmen der Nepoten und ihre Verweisung und Bestrafung; endlich eine völlige Umkehr Pauls IV. und, was von Anfang an hätte geschehen sollen, eifrigste Theilnahme an der Regierung der Kirche, der er von nun an vorstand, gleich einem Imperator, einem Selbstherrscher, dem Niemand ein Wort entgegenzustellen wagte. — Es befiel ihn zuletzt eine Krankheit; nicht Altersschwäche, sondern wie sie auch jüngere Naturen befällt und ihnen tödtlich werden kann. Als die Krise eintrat, berief er die Kardinäle, will sich noch aufraffen, der Krankheit die Spitze bieten, da stirbt er. Wie sein Tod war sein Pontificat. Als er sich aufraffen wollte, war das Ende schon herangenaht. Pari odio, setzt Gratianus bey, et virtutes ejus et vitia suorum habebantur.

Noch folgt zum Schlusse, die orazione di Niccolò da Ponte savio del consiglio detta nel Senato Veneto sopra lo scrivere à Roma per procurare la pace fra il pontefice e il Rè di Spagna, ai 15 di Novembre 1556.

Es erübrigt zu erwähnen, daß der Verfasser der iscrizioni venete, Emanuel Cigogna, zu jeder Relation die cenni biografici über den Autor derselben verfaßte und dadurch den wissenschaftlichen Werth dieser höchst fleißigen und lehrreichen Publication des Hrn. Tommaso Gar noch erhöhte.

Höfler

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Juni.

Nro. 109. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Jahresbericht über die Fortschritte der Chemie und Mineralogie von Jacob Berzelius.

Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefakten-Kunde von Dr. K. C. Leonhard und H. G. Bronn.

(Fortsetzung.)

Von Deville sind Versuche über das specifische Gewicht geschmolzener Silicate angestellt worden, die sich den bekannten über Vesuvian, Granit ꝛc. im Resultate anschließen. Er fand, daß Labrador in Krystallen beym Schmelzen bis zum Glase das spec. Gewicht von 2,6894 bis 2,5255 verringere, Feldspath von 2,561 zu 2,351, Amphibol von 3,2159 zu 2,8256, Augit von 3,2667 zu 2,8055 und Eisenchrysolith von 3,3813 zu 2,8517. Daraus erklärt sich zum Theil das von Alex. Brongniart beobachtete Verhalten des Porcellanthons, der, obwohl durchs Brennen sich zusammenziehend, doch dabey ein niedrigeres spec. Gewicht annimmt.

Von Stein sind Versuche angestellt worden, um künstliche Mineral-Pseudomorphosen hervorzubringen. Ein Gypskrystall verwandelte sich in einer Lösung von kohlensauerm Natrum in einigen Wochen ohne Veränderung der Form in kohlensauern Kalk; Kalkspath gab eine Pseudomorphose von Eisenoxyd in einer Auflösung von Eisenchlorid, wenn die Lösung mit einem Eisenoxydulsalz gemischt wurde; ein Krystall von Rothgültigerz, übergossen mit einer Lösung von Schwefelammonium, verwandelte sich in wenigen Stunden in Schwefelsilber mit völliger Erhaltung der Form. Berzelius erinnert an einen früher von ihm angestellten interessanten Versuch, wobey krystallisirter Eisenspath durch fortgesetztes Erhitzen in einem Strom von Schwefelwasserstoffgas in Magnetkies umgewandelt wurde, mit Erhaltung der Form und der Blätterdurchgänge. — Scheerer hat eine interessante mikroskopische Untersuchung über die Ursache des Schillerns mancher Mineralien angestellt und ist zu folgenden Hauptresultaten gelangt:

1) Gewisse Feldspäthe enthalten kleine mikroskopische Krystalle von Eisenoxyd und zuweilen auch wahrscheinlich von Titaneisen, regelmäßig eingewachsen, aber in so geringer Quantität, daß selten mehr als $\frac{1}{2}$ — 1 Proc. davon enthalten ist.

2) Hypersthen, Bronzit, Diallag und Anthophyllit schließen zahlreiche Lamellen von dunkelgefärbten Körpern ein, welche den metallischen Schimmer dieser Mineralien verursachen. Sie können darin auf mehrere Procent steigen.

3) Die Farbe der gefärbten Feldspäthe rührt häufig von einer pulverförmigen Einmengung her, deren Quantität in den meisten Fällen sehr gering ist.

Mineralien von deutlichen Blätterdurchgängen sind dergleichen Einwachsungen am meisten unterworfen. —

Sullivan hat in vielen Felsarten, Granit, Gneiß, Thonschiefern, Sandsteinen und Kalkarten,

dann in Hornblende, Augit und Glimmer Spuren von Phosphorsäure nachgewiesen, wie solches vor ihm Fownes gefunden, während Kersten keine auffinden konnte. Eben so verbreitet, wenn auch nur in geringen Spuren hat Sullivan das Fluor gefunden. Thomson bestätigt das Vorkommen der Phosphorsäure in vielen erdigen Mineralien. Es kann bey dergleichen Untersuchungen leicht ein Irrthum entstehen, wenn man nicht besondere Sorgfalt trägt, sich dazu ein vollkommen von Phosphorsäure freyes Kali zu verschaffen. Ref. hat hierauf schon vor vielen Jahren aufmerksam gemacht. —

Die Mineralogie hat wieder einen merklichen Zuwachs an neuen Mineralien erhalten. Einige der interessantesten sind die folgenden.

Ein neues Schwefelkobalt $\overset{\prime}{Co}$, von Middleton beschrieben, von Rajpootanah in Hindostan. Es ist amorph, stahlgrau. Die Analyse gab:

Schwefel	35,36
Kobalt	64,64
	100,00

Dufrenoysit von Damour zu Ehren Dufrenoy's benannt, aus dem Dolomit von St. Gotthard. Metallisch grau, manchmal in Rhombendodekaedern krystallisirt. Ist das Analogon des Federerzes, wobey Arsenik das Antimon vertritt, also $\overset{\prime}{Pb}^2 \overset{\prime\prime\prime}{As}$. Es enthält:

Schwefel	22,49
Arsenik	20,69
Bley	55,40

Spuren von Silber, Kupfer, Eisen.

Ein dem Bergholz ähnliches Mineral ist der von Hermann untersuchte Xylit. Er enthält aber mehr Eisenoxyd und weniger Wasser als das sog. Bergholz. Stammt wahrscheinlich aus dem Ural.

Der Groppit ist ein neues von Svanberg beschriebenes Mineral von Gropptrop in Schweden. Es bildet rosenrothe bis braunrothe krystallinische Massen und enthält:

Kieselerde	45,008
Thonerde	22,548
Eisenoxyd	3,063
Kalkerde	4,548
Talkerde	12,283
Kali	5,227
Natrum	0,215
Wasser	7,110
Unzersetzt	0,131
	100,213

$$\dot{R}^3 \dddot{Si}^2 + \overset{\cdots}{Al}\,\dddot{Si} + 3\,\dot{H}$$

Scheerer hat bey Krageröe in Norwegen ein neues Mineral entdeckt, welches er Aspasiolith genannt hat und welches ihm Veranlassung zu interessanten Reflexionen über die Bedeutung des Wassers in den Hydrosilicaten gegeben hat. Der Aspasiolith hat nämlich die Form des Dichroits, mit welchem er auch vorkommt, in der Mischung aber unterscheidet er sich durch weniger Talkerde und einen Wassergehalt. Die Analyse beyder Mineralien gab:

	Aspasiolith.		Dichroit.
Kieselerde	50,90	„	50,44
Thonerde	32,38	„	32,95
Talkerde	8,01	„	12,76
Kalkerde	Spur	„	1,12
Eisenoxydul	2,32	„	0,96
Wasser	6,73	„	1,02

Die Formel des Dichroits ergiebt sich als $\dot{Mg}^2 \dddot{Si} + 2\,\overset{\cdots}{Al}\,\dddot{Si}$, die Formel des Aspasiolith kommt mit dieser, dem Isomorphismus der beyden Mineralien entsprechend, überein, wenn man annimmt, daß 1 Atom Talkerde durch 3 Atome Wasser vertreten werden kann. Diese Ansicht begründet sich auch in der Zusammensetzung der Serpentine und anderer Talkerdesilicate mit und ohne Wasser.

(Fortsetzung folgt.)

Die Cephalopoden des Salzkammergutes aus der Sammlung Seiner Durchlaucht des Fürsten von Metternich. Ein Beytrag zu Paläontologie der Alpen von Franz Ritter v. Hauer, k. k. Bergwesens-Praktikanten. Mit eilf lithographirten Tafeln. Mit einem Vorworte von Jos. Haidinger, k. k. Bergrathe. Wien, 1846. 48 S. gr. 4.

Der Verfasser dieser Schrift ist der Sohn des Herrn Geheimen Rathes und Vicepräsidenten von Hauer, der hochverdient um die Paläontologie durch die Entdeckung und Herausgabe der von D'Orbigny bearbeiteten fossilen Foraminiferen des tertiären Beckens von Wien, in dem Sohne gleiche Lust und Liebe geweckt hat, und nunmehr der ersten schriftstellerischen Arbeit desselben auf diesem Gebiete sich erfreut und dazu eine wohlbegründete Ursache hat, da diese Monographie mit eben so viel Sachkenntniß als Gründlichkeit und Umsicht verfaßt ist. Dazu kommt nur noch eine andere Auszeichnung, nämlich die Beygabe von 11 lithographirten, von dem Bergwesens-Praktikanten E. Pöschl verfertigten Tafeln, die durch Schönheit und Genauigkeit zu den vorzüglichsten Leistungen, die in diesem Zweige künstlerischer Thätigkeit je erschienen sind, gehören. So hat sich denn wissenschaftliches und künstlerisches Verdienst bey dieser Arbeit zusammengefunden und dadurch der Auszeichnung, welche Se. Durchlaucht ihr durch Uebernahme der Kosten der Herausgabe angedeihen ließ, würdig sich bewiesen.

Die Versteinerungen des Salzkammergutes sind, wie die der Alpen überhaupt, von einem hohen Interesse, da hier seltsamer Weise Formen miteinander vorkommen, die anderwärts verschiedenen Formationen zuständig sind. Es ist daher von großer Wichtigkeit, recht genaue Lokalbeschreibungen, wie eine solche die vorliegende ist, zu erhalten, um dadurch allmählig der Regel auf die Spur zu kommen, welche denn doch auch diesen scheinbar anomalen Verhältnissen der ältesten urweltlichen Alpen-Fauna zu Grunde gelegen hat. An reichem Materiale zur Vergleichung hat es dem Verf. nicht gefehlt, da er hierzu die schöne, im Schloße Königswart aufgestellte Sammlung des Herrn Fürsten v. Metternich, ferner die des Hofmineralienkabinets, des montanistischen Museums, des Herrn Bergmeisters Ramsauer in Hallstatt und die seines Vaters benützen konnte.

Die Mehrzahl der Cephalopoden des Salzkammergutes gehört der Gattung Ammonites an, von der der Verf. 16 Arten aufführt, nämlich A. Metternichii, neojurensis Quenst., debilis, galeatus, subumbilicatus Bronn, amoenus, Ramsaueri Quenst., angustilobatus, tornatus Bronn, bicrenatus, salinarius, Johannis Austriae Klipst., discoides Zieth., respondens Quenst., bicarinatus Münst. und angustatus Bronn. Von diesen 16 Arten sind die 11 erst angeführten auch abgebildet und 7 darunter sind neu vom Verfasser aufgestellt, unter denen der A. Metternichii durch Größe und prächtige Zeichnung wie ein Fürst unter den übrigen Ammoniten hervorragt und daher seines Namens würdig ist.

Von Goniatites wurde nur eine Art und auch diese nur in einem Exemplare aufgefunden, der G. decoratus, der mit Klipstein's G. Iris von St. Cassian viele Aehnlichkeit hat.

Die Gattung Clymenia ist nicht mehr mit Sicherheit nachweisbar, da ein Exemplar zwar darauf hindeutet, jedoch nicht vollständig genug ist, um über die generischen Merkmale jeden Zweifel zu benehmen.

Von Nautilus zählt der Verfasser 3 sichere Arten auf: den N. mesodicus Quenstedt's und 2 von ihm bestimmte Species, den N. reticulatus und acutus. Von noch 2 andern Arten konnten bisher nur Bruchstücke aufgefunden werden, die zur Bestimmung nicht ausreichend waren.

An Orthoceratiten hat schon Quenstedt 5 Arten aus dieser Lokalität aufgeführt, von denen seiner Ansicht nach nur eine neu ist, während die andern 4 mit Arten aus den Uebergangsgebilden vereinigt werden müßten. Der Verf. weist jedoch an zweyen jener Arten (Orthoceratites cinctus sa-

linus und O. striatus salinus Quenst.) Merkmale nach, durch welche er sich für berechtigt ansieht, sie als gesonderte Arten aufzustellen, denen er den Namen Orthoceras latiseptatum und O. salinarium beylegt. Ueber die 2 andern dieser 4 Arten (O. regulare und O. striatulum salinum Quenst.) bleibt der Verf. zweifelhaft; die 5. Art dagegen, O. alveolare von Quenstedt benannt, erkennt er mit diesem als gesicherte Species an.

Das Vorkommen von Belemniten in den Hallstätter Kalksteinschichten kann nach dem Verf. nicht weiter bezweifelt werden, wenn gleich es bisher noch nicht gelungen ist, freye Exemplare zu erhalten, an welchen die Beschaffenheit der Spitze und der Basis des Kegels zu erkennen gewesen wäre, daher die Bestimmung der Arten zur Zeit noch unmöglich ist.

Am Schluße spricht der Verf. von der geognostischen Stellung der Hallstätter Marmorschichten. Lill von Lilienbach, hauptsächlich auf petrographische Merkmale gestützt, hielt sie für jurassisch. Bronn, der die von Lill gesammelten Versteinerungen einer genauen Bestimmung unterwarf, war der Ansicht, sie seyen dem Lias anzureihen, der jedoch hier Uebergangspetrefakten führe. Quenstedt, der vor Kurzem die Gegend von Hallstatt selbst bereiste, glaubte sich zu dem Ausspruche berechtigt, diese Schichten seyen der untern Kreide, dem Néocomien, zuzuzählen. Und wirklich läßt sich jede dieser Meinungen mit Gründen belegen. Für Uebergangsgebilde sprechen die zahlreichen Orthoceren, die Clymenie?, der Goniatit. An Lias und Jurabildungen erinnern Ammonites salinarius, discoides und bicrenatus, so wie die Nautiliten und Belemniten. Den Versteinerungen des Néocomien endlich ähneln die Ammoniten aus der Familie der Heterophyllen und Andere. Man wird mit dem Verf. übereinstimmen, wenn er sagt, daß man vom rein paläontologischen Standpunkte berechtigt sey, jeder dieser Analogien den Vorzug vor den andern einzuräumen. Zur sichern Entscheidung fehlt es immer noch zu sehr an genauer und vollständiger Kenntniß der Folgenreihe der einzelnen Felsgebilde in den Alpen, so wie ihrer Versteinerungen, indem es sich in letzterer Beziehung immer mehr herausstellt, daß das Kalkgebirge der Alpen eine weit größere Menge von Petrefakten führt, als man gewöhnlich angenommen hat.

Die Beziehungen der Hallstätter Marmorschichten zu den benachbarten Gebirgsarten gehören gleich zu denen, die bisher noch wenig sicher erforscht sind. Sie finden sich in beynahe vertikal stehenden Schichten an der Spitze des Sommerau- und Steinbergkegels am Hallstätter Salzberge, unmittelbar an der Grenze des Salzgebirges. Ihr Verhältniß zu diesem, seiner Entstehung nach noch immer sehr zweifelhaften Gebilde, ist nicht sicher festgestellt. Lill betrachtet sie als unter dem Salzgebirge eingelagert; der Verf. jedoch meint, daß diese Angabe noch einer genauen Prüfung bedürfe. Die tieferen Schichten des Salzberges bestehen aus einem grauen geschichteten Gesteine, das die sogenannte ältere Gruppe des Alpenkalkes bildet und jedenfalls unter dem Marmor liegt. Unter diesem grauen Kalksteine, ob unmittelbar oder noch getrennt durch Schichten von einem andern Charakter, ist unentschieden, folgen die von Lill sogenannten rothen Schiefer von Werfen und noch tiefer Grauwackengebilde, in welchen kürzlich bey Dienten in Salzburg wahre Uebergangsversteinerungen aufgefunden wurden. Eine ganz analoge Folge von Schichten wie in der Gegend von Hallstatt findet sich in den südlichen Alpen in der Gegend von Bleiberg.

So wächst denn immer mehr die Hoffnung, daß die großartigen Räthsel der Alpenwelt einer erwünschten Lösung entgegen gehen und die Arbeit des Verf. ist als ein schätzbarer Beytrag dazu anzusehen.

A. Wagner.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Juni.

Nro. 110. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.



Jahresbericht über die Fortschritte der Chemie und Mineralogie von Jakob Berzelius.

Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefakten-Kunde von K. C. v. Leonhard u. H. G. Bronn.

(Fortsetzung.)

Der Serpentin von Snarum in Norwegen krystallisirt nämlich in Formen des Chrysoliths, und Scheerer hält aus gültigen Gründen diese Formen nicht für Pseudomorphosen. Der Chrysolith ist aber ein wasserfreyes $\dot{Mg}^3 \dddot{Si}$ und der Serpentin ein wasserhaltiges Talksilicat. Wenn man aber das Wasser nach obiger Ansicht mit der Talkerde (zu 3 At. gegen 1 At.) vicarirend annimmt, so erhält der Serpentin die Chrysolithformel, die man in diesem Falle vielleicht am besten so schreiben könnte:

$$\left.\begin{matrix}\dot{Mg}^3\\(\dot{H}^3)^3\end{matrix}\right\}\dddot{Si}$$

In gleicher Weise wird die Formel des Aspasiolith's

$$\left.\begin{matrix}\dot{Mg}^2\\(\dot{H}^3)^2\end{matrix}\right\}\dddot{Si} + 2\,\dddot{Al}\,\dddot{Si}.$$

Diese Verhältnisse sind noch näher zu studiren, denn wären sie allgemein giltig, so müßte in den Aluminaten ein ähnliches Vicariren keine Formänderung herbeyführen und die Reihe der Spinelle müßte z. B. durch einen Wasserspinell vermehrt werden können, da ein $\dot{H}^3 \dddot{Al}$ als Hydrargillit bekannt ist. Dieses Mineral krystallisirt aber nach G. Rose hexagonal. —

Ein neues Mineral ist der Damourit von Delesse nach dem Mineralogen Damour benannt. Es findet sich zu Pontivy in perlmutterglänzenden Schuppen zwischen Disthen. Es enthält:

Kieselerde	45,22	
Thonerde	37,85	
Kali	11,20	$\dot{K}\dddot{Si} + 3\,\dddot{Al}\dddot{Si} + 2\dot{H}$
Wasser	5,25	
	99,52	

Den Glaucophan Hausmanns, von der Insel Syra, hat Schnedermann analysirt. Er zeichnet sich durch seine hellblaue Farbe aus. Die Analyse gab:

Kieselerde	56,49	
Thonerde	12,23	
Eisenoxydul	10,91	
Manganoxydul	0,50	$\dot{R}^3 \dddot{Si}^2 + 2\,\dddot{Al}\,\dddot{Si}^2$
Talkerde	7,97	
Kalkerde	2,25	
Natrum	9,28	
	99,63	

Die phosphorsaure Ammonik-Magnesia hat man beym Ausgraben des Grundes für die Wiederaufbauung der Nicolai-Kirche in Hamburg krystallisirt gefunden und Struvit genannt. Die Krystalle

lagen in einer humusartigen Masse von mehreren Fußen Mächtigkeit.

Eine seltsame Entdeckung eines neuen Minerals ist von Wöhler gemacht worden. Er fand es in dem derben Apatit von Arendal, in den es gleichsam versteckt eingewachsen ist, daher er es auch Kryptolit, von κρύπτος, verborgen, genannt hat. Es bleibt beym Auflösen ganzer Stücke des Apatits in Salpetersäure, ungelöst in nadelförmigen Krystallen zurück und besteht aus:

Phosphorsäure	27,37
Ceroxyd	73,70
Eisenoxydul	1,51
	102,58

Das Ceroxyd ist in dem Mineral als Oxydul enthalten, daher der Gewichtsüberschuß. Die Formel ist $\text{Ce}^3\,\overset{\cdot\cdot\cdot\cdot\cdot}{\text{P}}$.

Was bereits bekannte Mineralspecies betrifft, deren neuere Analysen der Bericht zusammenstellt, so sind mancherley interessante Resultate erlangt worden.

Wolff hat den Hedenbergit von Arendal analysirt und daran eine sehr normal einfache Varietät gefunden, welche gar keine Talkerde enthält. Die Analyse gab der Formel $\dot{\text{Ca}}^3\,\dddot{\text{Si}}^2 + \dot{\text{Fe}}^3\,\dddot{\text{Si}}^2$ entsprechend:

Kieselerde	47,78
Kalkerde	22,95
Eisenoxydul	27,01
	97,44

Damour hat eine farblose orientalische sog. Jade analysirt und gefunden, daß sie aus dichtem Tremolit besteht.

Ebelmen hat mehrere Manganpyroxene, von Algier und St. Marcel analysirt und ebenso den Bustamit von Tetala in Mexiko, sie kommen im Allgemeinen mit der Formel $\dot{\text{R}}^3\,\dddot{\text{Si}}^2$ überein, und Ebelmen zeigt, daß sie der Verwitterung ausgesetzt, theilweise in ein dem Brauneisenerz analoges Manganoxydhydrat, zum Theil auch in Braunit ꝛc. umgewandelt werden. —

Im Anschluße an diesen Bericht wollen wir noch einige Neuigkeiten anführen, welche das Jahrbuch von Leonhard und Bronn gesammelt hat.

Von Hermann ist ein neues Thonerdephosphat $\dddot{\text{Al}}^6\,\overset{\cdot\cdot\cdot\cdot\cdot}{\text{P}}^3 + 24\,\dot{\text{H}}$ Fischerit genannt worden, zu Ehren Fischers von Waldheim. Es findet sich bey Nischnetagilsk auf Klüften von Sandstein und Thoneisenstein als krystallinische Rinde und hat eine lichte grasgrüne ins olivengrüne sich ziehende Farbe.

Von demselben Mineralogen sind weiter nachstehende Mineralien vom Ural untersucht und bestimmt worden: Chionit $= 3\,\text{Na}\,\text{F} + 2\,\text{Al}\,\text{F}^3$, dem Kryolith verwandt. Monazitoid $= \dot{\text{La}}\,\overset{\cdot\cdot\cdot\cdot\cdot}{\text{P}} + \dddot{\text{G}}^3\,\overset{\cdot\cdot\cdot\cdot\cdot}{\text{P}}$, Völknerit $(\dot{\text{Mg}}^3\,\dddot{\text{Al}} + 9\,\dot{\text{H}}) + 3\,\dot{\text{Mg}}\,\dot{\text{H}}^2$, Tagilit $= \dot{\text{Cu}}^4\,\overset{\cdot\cdot\cdot\cdot\cdot}{\text{P}} + 3\,\dot{\text{H}}$, vom Libethenit um 2 Mgw. Wasser verschieden und Dihydrit $= \dot{\text{Cu}}^4\,\overset{\cdot\cdot\cdot\cdot\cdot}{\text{P}} + 2\,\dot{\text{H}}$

Ein neues Mineral, Polychroilith, von Kragerö in Norwegen, ist von Weibye beschrieben worden, es kommt in durchsichtigen — undurchsichtigen Krystallen (sechsseitigen Prismen von 120°) und derb vor und zeigt verschieden nuancirte Farben von weiß, blau, grün, braun und ziegelroth, worauf sich der gegebene Namen bezieht. Es besteht wesentlich aus einem Thon- und Talksilicat mit etwas Wasser und ist noch genauer zu untersuchen. —

Den Herschelit von Aci-Reale in Sicilien hat Damour analysirt. Er ist farblos und durchsichtig und krystallisirt in hexagonalen Prismen mit den Flächen einer Hexagonpyramide und der basischen Fläche. Wird von Säuern leicht zersetzt mit Ausscheidung eines kieseligen Rückstandes. Zwey Analysen gaben:

Kieselerde	47,39	„	47,46
Thonerde	20,90	„	20,18
Natrum	8,33	„	9,35
Kali	4,39	„	4,17
Kalk	0,38	„	0,25
Wasser	17,84	„	17,65
	99,23		99,06

Diese Mischung entspricht der Formel $\dot{R}^3 \ddot{Si}^2 + 3 \dddot{Al} \ddot{Si}^2 + 15 \dot{H}$. Das Mineral kommt in die Nähe des Chabasits zu stehen.

Ein zeolithisches Mineral aus den Blasenräumen des Dolerit-Mandelsteines von Sasbach am Kaiserstuhl hat Schill beschrieben. Es kommt als ein weißer, auch wasserheller, faseriger Ueberzug vor und wird von Salzsäure schwierig zersetzt. Die Analyse gab:

Kieselerde	51,50	„	26,75	Sauerstoff
Thonerde	16,51	„	7,72	„
Kalkerde	6,20	„	1,77	„
Kali	6,82	„	1,15	„
Wasser	17,00	„	15,13	„

Der Verf. berechnet eine Formel, die nicht richtig ist. Ziemlich genau stimmt die Mischung mit $3 \dot{R} \ddot{Si} + 2 \dddot{Al} \ddot{Si}^2 + 12 \dot{H}$. Das spec. Gewicht fand er nur 1,465, es ist wahrscheinlich nicht mit luftfreyem destillirtem Wasser bestimmt worden. Das Mineral soll dem Phillipsit von Aci-Reale auf Sicilien sehr ähnlich seyn.

Das Studium der Pseudomorphosen hat mehrere Beyträge erhalten. Nöggerath beschreibt Pseudomorphosen von Bleyglanz nach Pyromorphit von Berncastel an der Mosel. Das Interessante dabey ist vorzüglich, daß viele dieser Krystalle an der Oberfläche Pyromorphit, im Innern aber Bleyglanz sind, man hat dergleichen übrigens auch schon anderwärts beobachtet. Eine Umwandlung von Außen nach Innen durch Schwefelwasserstoff ließe sich leicht begreifen, ein Vorkommen wie das gegenwärtige bleibt immer räthselhaft, denn wenn man ein Umwandeln des Bleyglanzes in Pyromorphit annehmen will, so würde sich wahrscheinlich die thesserale Krystallisation des erstern erhalten haben, und man kennt Beyspiele dieser Art von Mies in Böhmen und von Markirch im Elsaß; hier aber müßte sich gleichzeitig die Pyromorphitform gebildet haben, welches an sich zwar nicht unwahrscheinlich, in der Erscheinung als reguläre Bildung großer Krystalle aber mit dem Gange der Verwandlung nicht wohl zu vereinigen ist. —

Nöggerath erwähnt ferner Gyps-Pseudomorphosen nach Steinsalzkrystallen von Aix in der Provence, und nimmt davon Veranlassung, die Entstehung der sog. krystallisirten Sandsteine aus dem Würtembergischen zu besprechen. Er hält diese Gestalten für Verdrängungs-Pseudomorphosen nach Steinsalz, ähnlich gebildet, wie die bekannten Thierfährten von Hildburghausen und andern Fundorten. „Würfel von Steinsalz entstanden zuerst an der Oberfläche des als weicher Schlamm abgelagerten Mergels oder Schieferlettens. Die Krystalle bildeten sich in diese weiche Masse eingreifend aus. Bey der darauf erfolgten Entstehung der Sandsteinschichte, welche jetzt die pseudomorphischen Krystalle enthält, wurden die noch nicht vollständig erhärteten Steinsalzkrystalle durch die Sandsteinmassen gedrückt, zerquetscht und verschoben, zugleich nach und nach aufgelöst und während dieses Zustandes, wo der Sandstein noch keine genügende Consistenz hatte, drückte sich die Masse desselben in die leeren Räume, welche die Steinsalzkrystalle in der zu unterst liegenden Schicht zurückgelassen hatten.“ Die Erfahrung paßt zu dieser Erklärung, in so ferne die würfligen Krystalle der Sandsteinschichte immer nach unten und der Mergellage zugekehrt sind, das Verdrücktseyn derselben möchte übrigens nicht davon herrühren, daß sie die noch nicht vollständig erhärteten Steinsalzkrystalle verschoben haben, denn unvollständig erhärtete Krystalle dieser Art giebt es nicht, wohl aber konnte der Sandstein bey der vom begleitenden Wasser erfolgenden Auflösung des Steinsalzes den dadurch erweichten Mergel verdrücken und somit die verdrückten und verschobenen Würfelformen annehmen.

Eine in ähnlicher Weise zu erklärende pseudomorphische Bildung im Muschelkalk beschreibt Hausmann. —

Eine besonders interessante Pseudomorphose von Graphit nach thesseralem Eisenkies ist von Haidinger beobachtet worden.

Mehrere der Meteoreisenmassen von Arva haben an ihrer Oberfläche abgerundete Partieen von Eisenkies und Graphit und mehrere Würfel des erstern, mit den gewöhnlichen Flächen des Pentagon-

dodecaeders, fanden sich ganz aus Graphit bestehend. Haidinger giebt darüber folgende Erklärung: „Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß diese seltene Pseudomorphose zur Zeit entstand, als die einzelnen Meteoreisenmassen nach ihrer Ankunft auf der Oberfläche unsers Planeten dem Einfluße der Atmosphäre ausgesetzt waren. Bereits in ihrem kosmischen Zustande hatte wohl der Unterschied der Schwere das Schwefeleisen größtentheils an die Oberfläche des metallischen Kern's gedrängt. (Dergleichen ist im vorliegenden Falle sehr unwahrscheinlich.) Nun aber begann die Oxydation auf der Oberfläche: es entstand auf dem Eisen eine Rinde von Eisenoxydhydrat.

Die Krystalle von Vivianit, welche theils frisch und theils zu einer dunkelbraunen Masse, wahrscheinlich einem phosphorsauern Eisenoxydsalze verwandelt, sich ziemlich häufig auf der Rinde der größern Stücke zeigen, beweisen, daß die Veränderung unter einer Decke von andern Stoffen vor sich ging, wobey der oxydirende Einfluß der Atmosphäre bis zur Bildung von Eisenoxydul beschränkt wurde. Während der Zeit wurde auch der Eisenkies angegriffen und veranlaßte das Entstehen von Eisenvitriol. Aber er selbst bildete eine eigenthümliche galvanische Spannung durch die Berührung mit dem Eisen. Diese war vielleicht Ursache des Absatzes der Kohle. Offenbar stellt Schwefeleisen in der allgemeinen Reihe gegenüber von Eisen den Kupferpol gegenüber dem Zinkpol vor. Während das Oxygen sich vorzugsweise an letzterem, dem positiven Pole oder der Anode, durch Oxydation des Eisens thätig erweist, geschieht an jenem, dem negativen oder der Kathode, zwar auch der gleiche Angriff, aber er wird durch Ablagerung von Kohlenstoff statt des aufgelösten Schwefeleisens wieder ausgeglichen.

Die an der Anode aus dem Eisen gebildete oxydirte Verbindung von Brauneisenstein ist als anogene Bildung anzusehen. Das Entstehen von Graphit nach Schwefeleisen an der Kathode zeigt, daß man sie in die Klasse der katogenen Pseudomorphosen rechnen muß." — Daß ein Contakt von Eisen und Schwefelkies bey Einwirkung der atmosphärischen Luft in eine galvanische Spannung kommt und das Eisen dabey oxydirt wird, ist wohl anzunehmehmen, daß aber durch denselben Proceß der Schwefelkies in Eisenvitriol verwandelt und zugleich an seine Stelle Kohle (womit wohl die Kohle aus der Kohlensäure der atmosphärischen Luft gemeint ist) abgesetzt wird, ist eine dem Ref. wenigstens unklare Vorstellung, die bey einer nähern Untersuchung sich schwerlich Geltung verschaffen wird.

Scheerer giebt eine Beschreibung der Fundorte des Aspasioliths und Cordierits in der Umgegend von Kragerö im südlichen Norwegen. Aus seinen Beobachtungen geht hervor, daß die scharf ausgebildeten völlig frischen Aspasiolithkrystalle stets von festem Quarz umschlossen sind, während der Cordierit in weicher bröcklicher Glimmermasse liegt, und daß damit jeder Zweifel an dem ursprünglichen Vorhandenseyn des Aspasioliths als solchem entfernt wird. Wollte man nämlich annehmen, der Aspasiolith wäre dadurch entstanden, daß ein Theil der Talkerde später entführt worden und entsprechende Menge Wasser (3 H für 1 Mg) an seine Stelle getreten sey, so müßte dieses unzweifelhaft am leichtesten da haben geschehen können, wo der Cordierit nur von lockerem Glimmer umgeben ist, während es kaum möglich seyn dürfte, daß ein solcher Austausch der Bestandtheile inmitten einer festen Quarzmasse vor sich gehen konnte. Als eines der Hauptresultate dieser Beobachtungen stellt sich heraus, daß beyde Mineralien als accessorische Gemengtheile des Urgneißes angetroffen werden, wenigstens als Gemengtheile solcher Gesteinsmassen, welche dem Gneiße untergeordnet und mit ihm von gleichzeitiger und gleichartiger Entstehung sind.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Juni.

Nro. 111. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Historische und philologische Vorträge, an der Universität zu Bonn gehalten von B. G. Niebuhr. Zweyte Abtheilung: Alte Geschichte nach Justins Folge mit Ausschluß der römischen Geschichte.

Mit dem speciellen Titel:

Vorträge über alte Geschichte, an der Universität zu Bonn gehalten von B. G. Niebuhr. Herausgegeben von M. Niebuhr Erster Band: Der Orient bis zur Schlacht von Salamis. Griechenland bis auf Perikles. Berlin. Druck und Verlag von G. Reimer 1847. XXIV. 445.

Die Sitte, nachgeschriebene Vorträge ausgezeichneter Lehrer dem Publikum mitzutheilen, scheint größere Ausdehnung zu gewinnen, und wird, da dieses nur in höchst seltenen Ausnahmen gebilligt werden kann, auch nachtheilige Folgen zu äußern nicht verfehlen; wir wünschten, manches von dem, was auf diese Art bekannt geworden, wäre unterblieben. Eine unbedingte Ausnahme machen wir bey Niebuhr. Er gehörte zu den wenigen außerordentlichen Geistern, die durch thätiges Leben der Gegenwart voll und klar bewußt gleiche Klarheit in allen frühern Zeiten suchten, und da er sich mit Eifer der Forschung alter Geschichte hingegeben hatte, so fand er überall neue Aufschlüsse, an welche seine Vorgänger nie gedacht haben, und wußte durch Analogien anderer Zeiten und Völker nicht selten den wahren Gehalt und Bedeutung alter Geschichte zu entdecken.

Für alte Geschichte hat es keine Schwierigkeit, die Quellen zu lesen; denn deren Zahl ist nicht groß, und die meisten neueren Geschichtschreiber mögen hierin leidlich genügen, doch ist damit noch nicht die erste Bedingung erfüllt; es wird ein besonderes Studium eines jeden hieher gehörigen Autors erfordert, dieser muß nach allen Seiten geprüft, seine Glaubwürdigkeit im Einzelnen und Ganzen untersucht, Schwächen und Fehler müßen wie seine Vorzüge scharf erkannt werden; je gründlicher und tiefer einer die einzelnen Autoren erforscht hat, um so mehr gesicherte Resultate wird er der Geschichte überliefern können; auch hier bewährt sich die Wahrheit des Sprichwortes, was der eine gethan, könne nicht umsonst von einem zweyten versucht werden.

Nicht neue Zustände sollen auf alte Zeiten übertragen, vielmehr müßen diese aus sich selbst erklärt werden, aber da gleichen Ursachen gleiche Wirkungen folgen, so wird Der das Handeln, Leben und Leiden der alten Völker aus den fragmentarischen Berichten der Alten am anschaulichsten darstellen, welchem eine Fülle ähnlicher Zustände und Entwicklungen aus andern Zeiten und Völkern zu Gebot steht. Nur Wenige haben es verstanden, in diesem Sinne alte Geschichte zu bearbeiten, Niemand mit mehr Geist und Erfolg als Niebuhr. In dieser Beziehung ist seine Römische Geschichte ein noch viel zu wenig gewürdigtes Werk, sie ist eine Belehrung für alle Menschen und Zeiten, welche an den Handlungen der Römer die menschlichen Bestrebungen überhaupt anschaulich zu machen sucht.

Man glaubt jetzt die von Niebuhr gewonnenen Resultate in der Römischen Geschichte aufgeben zu können und billigt und bewundert höchstens noch die Methode. Es ist dem natürlichen Gange gemäß, daß errungene Vortheile in der Wissenschaft oft nur scheinbar sind, bald von gediegenern Arbeiten verdrängt werden und nichts als die Begeisterung des Verfassers für die Sache übrig bleibt; aber die richtige Methode wird wenigstens einiges Haltbare liefern, was sich nicht so leicht aufgeben läßt, es müßten denn die Principien als ungültig nachgewiesen werden. Auch wir möchten nicht alle Ergebnisse bey Niebuhr als untrüglich annehmen, wie er selbst gar manches nur als wahrscheinlich darstellt; doch seine bisherigen Gegner haben, da der Erfolg zunächst immer von der richtigen Beurtheilung und dem Verständniß der Quellen

abhängt, nur bewiesen, wie wenig sie sich ein Studium dieser in dem Sinne, wie es bey Niebuhr hervortritt, angeeignet haben. Diesem Mangel schreiben wir die mißlungenen Gegenversuche zu und können uns nur von einem Manne, der ihm in diesem Punkte gleich steht, etwas Gediegenes erwarten. Referent muß gestehen, erst von Niebuhr gelernt zu haben, wie man einen Livius und Dionysius studiren, und Erzählungen, die unmöglich in der von ihnen überlieferten Form sich zugetragen haben können, ein richtiges Verständniß abgewinnen müsse. Hier kann eine einzige Bemerkung Aufschluß für den ganzen Autor geben. Durch die Angabe im ersten Bande (zweyter Bearbeitung 1827), daß Dionysius in Folge von Verwechslung von Begriffen, wie z. B. Curien und Centurien, oft die ächtesten Nachrichten verdrehe und entstelle, veranlaßt, die Archäologie mit genauer Beachtung dieser Verhältnisse durchzugehen, hat Referent sich von der Wichtigkeit dieser Bemerkung überzeugt, und die einschlägigen Erzählungen ausgehoben und sich erklärt. Die Uebereinstimmung mit Niebuhrs eigenen Erklärungen im zweyten Bande (1830), rechtfertigte, daß hier keine willkührliche Annahme statt finde, und jeder, einmal aufmerksam gemacht, sich die Beweise selbst holen könne.

Niebuhrs Sprache ist durch den Gedankenreichthum gedrängt, hart, schwer verständlich und jenen, die durch schön geglättete Perioden verwöhnt sind, ein Gräuel; er hat es wohl erkannt und seine Tadler durch das treffende Motto aus dem Dialogus abgewiesen: ceterum si omisso optimo illo et perfectissimo genere eloquentiae, eligenda sit forma dicendi, malim, Hercule, C. Gracchi impetum aut L. Crassi maturitatem, quam calamistros Maecenatis aut tinnitus Gallionis. Diese Vorträge sagen dem gewöhnlichen Geschmacke mehr zu, sie sind einfach, leicht verständlich, und haben theilweise eine selbst unerwartet schöne und fließende Darstellung. Zu bedauern ist nur, daß stenographische Kunst nicht manchen Unebenheiten abgeholfen, und jedes Wort, das aus seinem Munde floß, erhalten hat.

Wer glaubt, Niebuhr habe seine Thätigkeit vorzüglich der römischen Geschichte, und weit weniger der griechischen gewidmet, kann diese seine Meinung hier vollkommen widerlegt finden. Diese Vorträge sind besonders geeignet, Historiker und Philologen aus ihrer bequemen Ruhe aufzuscheuchen, um einzusehen, was vor allem noth thut, und wie man die Alten nicht bloß lesen, sondern prüfen und studiren müsse. Erfreulich schon ist, daß er ganz als Philolog spricht; er gibt zwey Behandlungen der Geschichte an, eine theologische, welche die Ordnung des alten Testaments befolge, und die Geschichte aller Völker in Beziehung auf die Geschichte des jüdischen Volkes darstelle, und eine philologische:

„Die Disposition, die ich die philologische nenne, bezieht sich darauf, daß wir die alte Geschichte hauptsächlich als einen Bestandtheil der Philologie, als eine philologische Disciplin, als ein Mittel der Interpretation und der philologischen Kenntnisse betrachten. Aus diesem Gesichtspunkte stellen sich die Nationen, deren Literatur die sogenannte klassische ist, in den Vordergrund und bilden den Anknüpfungspunkt, die übrigen treten mehr zurück und stellen sich mehr in Beziehung auf jene. Da ich Zeitlebens Philolog gewesen bin, wähle ich diese Disposition, und sie wird allen ersprießlich seyn."

Man wird von selbst erwarten, daß die Beyträge zur Literaturgeschichte sehr ergiebig seyn werden und hierin Niebuhrs Urtheil gerne vernehmen; was über Herodot gesagt ist, wie dessen Beschreibungen der Länder und Völker überall beachtungswerth, die historischen Erzählungen aber nach Sagen gebildet seyen, gehört zu dem Besten, was wir über diesen Autor gelesen haben. Selbst in Dingen, die offenbar falsch scheinen, weiß er ihn zu vertreten, wie über die Inder S. 165:

> Noch räthselhafter ist aber bey Herodot die Erwähnung der Inder und die ganze Art, wie er von ihnen spricht. Die Inder sind ihm eigentlich Wilde; was er von ihren Sitten erzählt, bezeichnet sie offenbar als solche; er schildert sie als Schwarze, nennt sie ausdrücklich schwarz wie die Aethioper... Das können wir mit Bestimmtheit sagen: die Inder, welche Herodot schildert, gleichen den jetzigen eigentlichen durchaus nicht, aber es sind in Indien ursprünglich zwey schwarze Völker. An der Küste sind die, welche die Sprache der Telingar reden, ein fast schwarzes Volk, und in den Bergen im Innern wohnen Wilde, die sogenannten hill people, die durch ganz Indien gehen.. Dieß ist ein wahres Negervolk... Wenn wir also bey Herodot von den schwarzen Indern lesen und von ihren wilden Sitten, so hüte man sich zu sagen, hier ist doch wenigstens Herodot im Irrthum, weil er von den Indern also redet, da wir wissen, daß dieselben ziemlich das älteste wissenschaftlich civilisirte Volk gewesen sind...

Anderes über Herodot findet sich gelegentlich bemerkt, S. 39, 42, 53, 134, 203, 349, 385, über Ctesias, Berosus, Eusebius, Alexander Polyhistor 17, 216, Ephorus 207, 229, wo die Bemerkung zu beachten, daß Diodors Erzählung vom eilften Buche an, wo sie für die griechische Geschichte von andern Erzählungen und Ueberlieferungen, die auf uns gekommen sind, abweicht, größtentheils als die Darstellung des Ephorus zu betrachten ist. Chörilus des Samiers Gedicht über den Zug des Xerxes wird als eine Quelle Herodots betrachtet, aus welchem die Beschreibung der Völker in Xerxes Heere und ihrer Bewaffnung genommen sey, 387. In der That lehrt dieses die Uebereinstimmung der Verse des Dichters bey Näcke p. 130 mit Herodot VII, 70, nur daß

dieser von den Aethiopern aussagt, was dort von den Bewohnern ἐν Σολύμοις — den Juden — erzählt wird. Interessante Bemerkungen findet man über Homers νεῶν κατάλογο· 281, die vita Homeri 213, Phrynichus Tragödie Μιλήτου ἅλωσις 383, Demetrius Phalereus 211, Thukydides 205, Craterus 215, Myron von Priene 317, Rhianus 223, Pausanias 208, 215, 270, 316, 319, Plutarchs Schrift gegen Herodot 388. Anziehend sind auch die außerhalb der eigentlichen Geschichte liegenden eingestreuten Nebenbemerkungen, wie sie die mündliche Rede oft gibt und Niebuhr besonders liebte, z. B. ob die älteste Schrift von den Aegyptiern oder von den Phöniciern ausgehe 65, über die Zeit der Schreibkunst bey den Griechen gegen Fr. A. Wolf 217, den Wechsel der Gesichtszüge und Sprache eines Volkes 261, die Kreuzzüge 88. Ein oder das andere Beyspiel mag darthun, welche Belehrung aus diesen Vorträgen zu schöpfen ist; S. 179:

Die Skythen waren nach Herodots Beschreibung ein mongolisches Volk und besonders nach der Schilderung des Hippokrates.. Wenn man die südlichen Völker Europas mit den nördlichen vergleicht, so findet man zwischen ihnen einen großen auffallenden Unterschied; bey dem Südländer, dem Italiäner, dem Griechen und fast in noch höherem Maße bey den eigentlichen Asiaten und Barbaresken ist die Zeichnung der Muskeln z. B. an Arm und Bein sehr auffallend. Dieß findet sich nicht bey den Aegyptiern und hat auch den größten Einfluß auf die ägyptische Sculptur gehabt; bey den übrigen eben genannten Südländern sind aber die Muskeln in so außerordentlichem Grade ausgebildet und ausgedrückt, daß mir daher klar wurde, weßwegen die Bildhauer und Künstler der Alten keine Anatomie gebraucht haben. Denn die ganze Anatomie, so weit der Bildhauer sie bedarf, konnte er am lebendigen Leibe sehen; er hatte nicht der todten Anatomie nöthig, sondern am lebendigen Körper konnte er die ganze Muskelbewegung beobachten und die Haut, die so schön gespannt ist, bedeckt sie nicht. Der große Unterschied zwischen den Statuen alter und neuer Bildhauer ist nicht sowohl in den Gesichtern, obwohl er auch hier hervortritt, da die Neuern sich die Sache viel leichter machen und mehr ein allgemeines Gesicht ausdrücken, als vielmehr in dem Muskelspiel. Will man den Unterschied recht deutlich sehen, so muß man alte und moderne Statuen neben einander bey Fackelbeleuchtung betrachten; das ist ein großes Vergnügen, wenn man sie studirt; die alten Statuen beleben sich dann und man sieht eine unendliche Fülle in der Oberfläche, die ganze Varietät der lebendigen Muskelwelt; die neuern dagegen haben jene Durchsichtigkeit nicht, sie sind glatt, es lebt und wimmelt nicht in ihnen, sie erscheinen, auch wenn sie von vorzüglichen Meistern sind, todt. Die Basreliefs von Thorwaldsen kann man denen der Alten an die Seite stellen, nicht so seine Statuen. Bey den Aegyptiern findet sich ungeachtet ihrer Muskelstärke diese Ausbildung und Lebendigkeit der Muskeln nicht; daher fehlt sie auch an den ägyptischen Statuen, es liegt aber auch an der Masse, deren sie sich bey den Statuen bedienten, da sie den unglücklichen Gedanken hatten, außerordentlich starken Stoff zu gebrauchen.

Eine andere Vergleichung alter und neuer Kunst liest man S. 369; Themistokles Tod gibt ihm Gelegenheit, seine Ansicht darzulegen S. 434:

Allgemein ist anerkannt, daß die Erzählung, daß er sich durch Trinken von Stierblut getödtet habe, eine Fabel sey, denn das Blut keines vierfüßigen Thieres ist tödtlich. Von Mehrern wird bey den Alten erzählt, daß sie sich mit Stierblut vergiftet. Wir wissen, daß das nicht möglich ist, aber die Blausäure ist auch bey uns (ungefähr vor 90 — 100 Jahren) zuerst aus Blut gezogen worden, und wie wäre es, wenn schon die Alten, von deren chemischen Kenntnissen man sich gewöhnlich einen viel zu geringen Begriff macht, die Zubereitung derselben, wenn gleich involvirt, nicht rein, gekannt und so aus dem Blute das tödtlichste aller Gifte gezogen hätten? Mir scheint eine solche Auslegung keinesweges gezwungen, wie sollte diese Sage ohne eine Veranlassung sich in Griechenland verbreitet haben? Wenn dieß Präparat keinen besondern Namen hatte, so konnte man es recht gut Stierblut nennen, und die Erzählung davon konnte in Athen so entstanden seyn, wie man es bis auf den heutigen Tag gethan hat, daß Themistokles sich mit wirklichem Stierblut getödtet habe. Gelegentlich bemerkt ist dieß ein Beweis, wie der Philolog zur Interpretation auch solcher Kenntnisse bedarf, um über dergleichen Dinge urtheilen zu können, und bey der Sprachkenntniß nicht stehen bleiben kann. Aehnlich wie in diesem Falle verhält es sich mit mehreren Erzählungen der Alten, die man als Fabel wegwirft, z. B. die Erzählung von der Styrquelle in Arkadien. Ich habe die entschiedene Vermuthung, daß diese und noch eine andere Quelle in Griechenland vitriol= oder gar arseniksaure Quellen gewesen sind: Quellen von Vitriolsäure hat man kürzlich in Nordamerika aufgefunden, und daß auch Arseniksäure rein vorkommt, daran zweifle ich nicht. So verwirft man viele Erzählungen als fabellae aniles, die doch ihren richtigen Grund haben und uns nur nicht gleich zugänglich sind.

Diese Proben mögen darthun, daß diese Vorträge auch den Lesern nicht minder anziehend seyn werden, als sie es einst denen gewesen sind, welche sie gehört haben; was die Geschichte selbst gewonnen hat, wird sich, da

dieser Theil zumeist die ältesten Zeiten und die Urgeschichte umfaßt, erst nach dem Erscheinen der übrigen Bände vollständig nachweisen lassen.

Jahresbericht über die Fortschritte der Chemie und Mineralogie von Jacob Berzelius.

Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefakten-Kunde von Dr. K. C. Leonhard und H. G. Bronn.

(Schluß.)

Die Unläugbarkeit des Auftretens wasserhaltiger Mineralien im Gneiße und Granit, sagt der Verf., reicht wohl hin, um einleuchtend zu machen, wie sehr die Ultravulkanisten fehlen, wenn sie die krystallinischen Urgebirgsarten ganz durch die nämliche, so zu sagen trockene Schmelzung entstehen lassen wollen, welche bey der Bildung neuerer vulkanischer Massen thätig gewesen ist. Daß eine geschmolzene oder doch theilweise durch höhere Temperatur erweichte Gesteinsmasse, in welcher sich zugleich dampfförmiges oder vielleicht sogar flüssiges, durch starken Druck am Entweichen verhindertes Wasser befindet, ganz andere Verhältnisse bey der allmähligen Erstarrung zeigen muß, als eine ähnliche Masse, welche entweder kein Wasser enthält oder aus der es doch vor dem Erstarren derselben entwich, bedarf kaum einer Andeutung. Nichts kann also weniger befremden, als daß man in den krystallinischen Urgebirgsarten auf so zahlreiche Verhältnisse stößt, welche sich mit der Annahme einer rein trockenen Schmelzung ganz und gar nicht vereinigen lassen. — Angenommen, daß das Wasser eine ebenso wichtige Rolle bey der Bildung des Urgebirges und verwandter Gesteinsmassen gespielt habe, wie das Feuer, so wirft sich der Verf. die Frage auf: warum sich denn keine größere Menge von wasserhaltigen Mineralien im Urgebirge und überhaupt in allen granitischen Bildungen nachweisen läßt? Er beantwortet diese Frage dahin, daß hauptsächlich nur da, wo eine gewisse Menge an mit dem Wasser isomorphen Basen vorhanden war, das Wasser als Mischungs-Bestandtheil in die Gesteinsmasse aufgenommen und dauernd von derselben zurückgehalten werden konnte. — Wenn die Vulkanisten, schließt er, dem Wasser den angedeuteten Antheil an der Bildung des Urgebildes zugestehen wollten, so würden sich die Neptunisten, wenigstens die gemäßigten, auch wohl kaum weigern, dem Feuer sein Recht wiederfahren zu lassen. Durch eine solche Vereinigung wäre gewiß viel gewonnen, aber dennoch müßte die Frage in Parenthese stehen bleiben, ob wir dadurch wirklich ganz und gar hinter das Geheimniß der Gneiß- und Granit-Genesis gekommen wären. Dazu macht die Redaktion die seltsame Bemerkung, daß vielleicht gerade eine fortdauernde gegensätzliche Trennung beyder Klassen von Geologen eher zur Lösung der Frage führen würde. — In einer gewissen Beziehung mag die Redaktion recht haben, denn wenn der Eigensinn auf beyden Seiten auf's Höchste getrieben würde, so könnte es nicht fehlen und wir haben dergleichen schon erlebt, daß man, um sich zu wehren, nach dem Verbrauch der bessern Gründe in der Noth zu Hypothesen und Annahmen seine Zuflucht nehmen würde, welche wenigstens dem Zuschauer des Kampfes die Augen über die Haltbarkeit oder Unhaltbarkeit der vertretenen Sache öffnen müßten. Wir möchten übrigens doch mit Scheerer zu einem friedlichen Ringen nach dem Fortschritt rathen, wobey dereinst die Geschichte der Wissenschaft zwar weniger pikant und unterhaltend, dafür aber würdiger wird aufgezeichnet werden können. — Das Jahrbuch enthält wie sonst sehr zahlreiche, die Geognosie und Petrefaktenkunde betreffende Auszüge aus Journalen und selbstständigen Werken, sowie Inhaltsanzeigen der betreffenden akademischen Schriften und Bulletins.

Kobell.



Bulletin der königl. Akademie d. W.
1847. Nr. 19.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Juni.

Nro. 112. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 17. April 1847.

1. Der Herr Classensecretär verliest als Auszug aus einem Briefe des Herrn Dr. Guyon, Mitgliede der k. Akademie, nachstehende Notiz über eine Vergiftung durch die Wurzel der Atractylis gummifera, dem El Added der Araber, in der Nähe von Algier.

Acht Kinder aus dem Waisenhause Sise à Ben Achnoun, in der Nähe von Algier, welche auf dem Felde spielten, gruben eine beträchtliche Menge der Wurzeln von Atractylis gummifera aus und aßen sie. Es war am 7. Jan. 1847 nach Mittag. Kurz darauf empfanden sie alle mehr oder weniger schwere Zufälle, und eines der Kinder starb 24 Stunden, das andere 48 Stunden nach dem Genuße.

Krankheitssymtome beym ersten Kranken: ein schlafsüchtiger Zustand, allgemeiner kalter Schweiß, stark contrahirte Pupille, leichter Kinnbackenkrampf, die Bauchdecken nach dem Becken eingezogen, die Zunge breit und feucht, fadenförmiger Puls bey stürmischer Bewegung des Herzens. Häufiges Erbrechen einer grünlichen Materie war vorausgegangen. Die ärztliche Hülfe bestand innerlich in Essig-Wasser und einer Aether-Mixtur; äußerlich Revulsiva.

Symptome beym zweyten Kranken am Tage nach der Vergiftung: häufiges Erbrechen, wie am Tage vorher, eine äußerst gesteigerte Sensibilität der Haut bey der geringsten Berührung, ja sogar ohne sie, übrigens normale Wärme, der Puls wenig beschleunigt, das Herz scheinbar ruhig, die Pupille sehr erweitert, der Blick gebrochen. Der Kranke antwortet auf alle Fragen nur mit einem oft wiederholten Ja, indem er die Stimme mehr und mehr erhebt. Große Unruhe und Hallucinationen. Der Tod scheint in Folge eines Nachlasses der Kräfte einzutreten. Man wendete antispasmodische Getränke und ölige Clismata an; äußerlich Schröpfköpfe auf den Unterleib und Revulsiva auf die Extremitäten.

Bey den übrigen Kranken, die der Vergifung nicht unterlagen, bestanden die Erscheinungen nach Ueblichkeit und Erbrechen in einer großen Sensibilität des Unterleibs mit einem mehr oder weniger ausgesprochenen Zustande von Stupor. Diese Erscheinungen waren am zweyten Tage nach der Vergiftung fast alle verschwunden. Man wendete innerlich mit Wasser verdünnten Essig und Ricinus-Oel an, das starke Ausleerungen verursachte.

Dr. Bouros, Arzt in Athen, hat der Akademie der Wissenschaften zu Paris 1838 sechs Fälle von Vergiftung von Kindern bekannt gegeben, welche Wurzeln von der in Griechenland unter dem Namen χαμαιλέων λευκος (Dioscor. III, 10, 11) bekannten Pflanze genossen hatten. Dieß ist nach der Annahme von Merat (Journ. de Chimie médicale, Juin. 1838, und der verschiedenen Schriftsteller, welche über die Pflanzen der Alten geschrieben haben z. B. Sprengel, Theoph. II. 231) dieselbe Atrac-

tylis gummifera. Dieses Gewächs ist an dem Littorale von Nordafrika sehr häufig. Die Araber genießen die Wurzel oft und wie ein Tebib (eingeborner Arzt) von Algier versicherte, wäre die Wurzel unschädlich, wenn sie nur eine geringe Quantität von Milchsaft enthält. Während des Rückzugs von Constantine im November 1836 habe ich die Wurzel von Arabern oft ausgraben und essen sehen. Es ist eine der Medicinalpflanzen, die in den Küstenstädten feil gehalten werden. Man braucht sie, der Wäsche einen angenehmen Geruch zu geben, indem man ein Stück der Wurzel auf Kohlenfeuer wirft und die sich entwickelnden Dämpfe die Gewebe durchdringen läßt. Die Frauen behaupten, daß die Wäsche der Kinder, auf diese Weise behandelt, ihrer Gesundheit zuträglich sey. Die verkohlte Wurzel mit Oel abgerieben dient als Cosmeticum, indem die Augenbraunen damit geschwärzt werden. Die Pflanze wächst übrigens auch im südlichen Spanien, Italien, Sicilien und auf den meisten griechischen Inseln wo (nach Fraas (Synopsis plantarum florae classicae 205) ihr mastirartiges Gummiharz gesammelt und von den ärmern Weibern statt Mastir gekaut wird.

---

2. Herr Akademiker und Professor v. Kobell übergiebt nachstehende mineralogisch-chemische Abhandlungen:

1.) Ueber den Hydrargillit von Villa ricca in Brasilien.

In mehreren Mineraliensammlungen findet sich ein sogenannter Wavellit von Villa ricca jetzt Cidade d'Ouro preto in Brasilien, welcher sich unter andern dadurch auszeichnet, daß er in ziemlich bedeutenden Massen vorkommt, die aus fasrigen Lagen von schaaliger Absonderung bestehen und eine kugliche oder nierförmige Oberfläche zeigen. Ich bin zufällig zur Untersuchung dieses Minerals veranlaßt worden, indem ich die von Hermann angegebene Methode prüfen wollte; die Phosphorsäure von der Thonerde auf die Weise zu scheiden, daß man der salzsauern Auflösung Kalkauflösung zusetzt, mit Aetzammoniak fällt und aus dem Niederschlag die Thonerde mit verdünnter Natronlauge auszieht, wobey phosphorsaurer Kalk zurückbleibt. Hermann hat so den Gibbsit von Richmond in Massachusetts analysirt und gefunden, daß er nicht Thonerdehydrat sey, wie es die Analysen von Thomson und Torrey angeben, sondern daß er ein Thonerdephosphat von der Formel $\ddot{A}l\,\dddot{\ddot{P}} + 8\,\dot{H}$ sey. Seine Analyse gab nämlich:

Phosphorsäure	37,62
Thonerde	26,66
Wasser	35,72
	100,00

Als ich nun mit einer Probe des Minerals von Villa ricca den Versuch anstellte, blieb bey der letzten Behandlung des Niederschlages mit Kalilauge nur eine Spur von Eisenoxyd zurück und obwohl schon Fuchs bey seiner Analyse des Wavellits angiebt, daß der phosphorsaure Kalk in Kalilauge nicht ganz unauflöslich sey, so konnte eine solche Auflösung doch nicht in der Art stattfinden, wie sie sich hier zeigte, wenn überhaupt phosphorsaurer Kalk gefällt worden war. Ich stellte indessen noch andere Versuche hierüber an und überzeugte mich, daß dieses Mineral gar keine Phosphorsäure enthalte und die Analyse gab das seltsam zufällige Resultat, daß es der von Hermann aus Massachusetts ausgewiesene Gibbsit sey, den ich nun in Brasilien gefunden habe.

Das Mineral löst sich fein pulverisirt ohne Rückstand in concentrirter Salzsäure und Schwefelsäure. Die salzsaure Auflösung reagirt nur auf Thonerde mit einer Spur von Eisenoxyd und einer Spur von Schwefelsäure und wenn man sie nach der von Fresenius angegebenen Methode mit Weinsäure versetzt, bis Ammoniak keine Fällung mehr hervorbringt und dann schwefelsaure Magnesia und Salmiak hinzufügt, so zeigt sich keine Spur einer Trübung und ist also keine Phosphorsäure vorhanden. Ebensowenig ist Borsäure, Fluor, oder ein Alkali zu entdecken.

Die Analyse gab:



Thonerde mit einer Spur
von Eisenoxyd 65,6
Wasser 34,4 $= \ddot{A}l \dot{H}^3$
Spur von Schwefelsäure 100,0

Die salzsaure Auflösung wird von kohlensauerm Baryt so vollständig gefällt, daß dann Ätzammoniak nur nach längerer Zeit noch einige Flocken ausscheidet. Die Thonerde löst sich in Kalilauge leicht auf, auch ist das Mineral selbst in Kalilauge auflöslich.

Vor dem Löthrohre ist das Mineral unschmelzbar, färbt manchmal die Flamme schwach grünlich, welches möglicherweise von einer Spur von phosphorsaurer Thonerde herrühren könnte, die aber nur höchst gering seyn müßte, weil sie auf nassem Wege gar nicht zu entdecken ist. Diese Färbung ist im Vergleich zu der des Wavellits sehr schwach und wird durch Befeuchten mit Schwefelsäure nicht stärker. Mit Kobaltauflösung geben die Proben ein schönes Blau. Im Kolben erhält man viel Wasser, welches weder sauer noch alkalisch reagirt.

Was nun den Namen betrifft, den man dem analysirten Mineral geben kann, so ist darüber Folgendes zu bemerken. Thomson und Torrey haben ein Mineral von Richmond Gibbsit genannt, für welches sie die Mischung $\ddot{A}l \dot{H}^3$ angeben. G. Rose hat ein Mineral von Schischimskaja Gora Hydrargillit genannt, welches er für neu hielt, ohne es quantitativ zu analysiren. Hermann hat es nun analysirt und gefunden, daß es die von Thomson angegebene Mischung $\ddot{A}l \dot{H}^3$ habe. Sonach wäre es Gibbsit und nicht neu. Es wird aber neu, weil der Gibbsit nach Hermanns Analyse etwas ganz anderes ist als $\ddot{A}l \dot{H}^3$. Das einfachste dürfte seyn, dem obigen Thonerdephosphat den Namen Gibbsit zu lassen und das in Frage stehende Thonerdehydrat Hydrargillit zu nennen. —

Das spec. Gewicht das Hydrargillits von Villa ricca fand ich mit Auskochen des groben Pulvers in destillirtem Wasser = 2,34, das Gewicht der Varietät vom Ural ist 2,38.

Uebrigens müssen weitere Untersuchungen zeigen, ob Hermann auch wirklich denselben Gibbsit analysirt habe, welchen Torrey und Thomson meinten, dem befremdend ist es gewiß, daß diese Chemiker $37\frac{1}{2}$ pr. Ct. Phosphorsäure sollten übersehen haben, wie es seiner Zeit von Davy und Klaproth beym Wavellit geschehen ist, bis Fuchs darauf aufmerksam gemacht hat.

Für künftige Fälle kann ich als ein sicheres Unterscheidungskennzeichen vom Wavellit und ähnlichen Thonerdephosphaten und von den Thonerdehydraten die oben angeführte Reaction empfehlen, daß die salzsaure Auflösung, wenn sie mit Weinsäure versetzt mit Aetzammoniak in Ueberschuß keinen Niederschlag giebt, beym Wavellit und andern Thonerdephosphaten einen solchen hervorbringt, wenn man schwefelsaure Magnesia und Salmiak zusetzt, während bey den Thonerdehydraten kein Niederschlag erfolgt. —

In Begleitung des Hydrargillits von Villa ricca findet sich erdiger Pyrolusit und rother Eisenocker.

2.) Ueber den Disterrit.

Ich erhielt im vorigen Jahre durch den Mineralienhändler Augustin ein glimmerähnliches Mineral, von welchem mir derselbe sagte, daß es Prof. Breithaupt als eine neue Species erkannt habe. Einige damit angestellte chemische Versuche bestätigten mir, daß das Mineral neu sey und Prof. Breithaupt hatte auf meine Anfrage die Güte, mir mitzutheilen, daß er es Disterrit, von δι und στεῤῥός (hart, fest) benannt und folgende physikalische Charakteristik davon entworfen habe.

„Perlmutterglanz auf basischen, Glasglanz auf prismatischen Flächen. Bruch schwärzlichgrün, stellenweise in nicht ganz frischen Stücken auch röthlichbraun. Krystallform: tafelartiges hexagonales Prisma. Spaltbar basisch, zwar vollkommen, doch schwieriger als bey allen andern Glimmern zu erhalten. Härte zweyfach, auf der Basis 5, auf dem Prisma $6\frac{1}{4}$—$6\frac{1}{2}$. Sehr spröde. Sp. G. 3,042—3,051 in der grünen Varietät. Findet sich mit Zeilanit zusammen am Montzoni im Fassathale in Tyrol.“

Ich habe dazu nur zu bemerken, daß dünne Blätter des frischen Minerals stark durchscheinend sind und daß in seiner Begleitung auch grüner Augit vorkommt. Haidinger soll das Mineral Brandisit genannt haben.

Vor dem Löthrohre werden frische Blätter dieses Minerals trübe und graulichweiß. Sie zeigen keine Schmelzung und nehmen mit Kobaltauflösung befeuchtet und geglüht eine deutliche blaue Farbe an. In Phosphorsalz löst sich das Mineral in kleinen Mengen mit etwas Brausen vollständig zu einem von Eisen gefärbten Glase auf, bey mehr Zusatz scheidet sich ein Kieselskelet aus und das Glas opalisirt beym Abkühlen.

Von Borax wird es langsam aufgelöst.

Im Kolben giebt es etwas Wasser, welches von frischen Stücken weder sauer noch alkalisch reagirt, bey etwas verwitterten Stücken von der rothbraunen Farbe aber reagirt es stark sauer. Diese Reaction scheint von Salzsäure herzurühren, denn mit einem mit Silberauflösung befeuchteten Glasstabe berührt trübt sich das Wasser und scheidet am Glase ein weißes am Lichte bläulich sich färbendes Präcipitat aus. Wenn man dergleichen Stücke mit Wasser digerirt, so bringt Silberauflösung in diesem ebenfalls ein Opalisiren hervor.

Von Salzsäure wird das Mineral nicht merklich angegriffen, von concentrirter Schwefelsäure aber bey anhaltendem Kochen zersetzt, wie einariger Glimmer. Nach Breithaupt, der es zu seinen Astriten rechnet, wäre es auch optisch einarig, was ich nicht untersuchen konnte.

Ich konnte zur Analyse nur eine kleine Quantität verwenden und wählte möglichst frische Fragmente. Der Gang der Analyse war folgender.

Die Probe wurde mit kaustischem Kali aufgeschloßen, die salzsaure Auflösung wie gewöhnlich eingedampft und die Kieselerde geschieden. Thonerde und Eisenoxyd wurden dann durch kohlensauern Baryt gefällt, aus der verdünnten und mit Salzsäure angesäuerten Flüssigkeit der Baryt durch Schwefelsäure, weiter der Kalk durch Ammoniak und kleesaures Ammoniak und dann die Talkerde durch phosphorsaures Natrum. Thonerde und Eisenoxyd wurden

in Schwefelsäure aufgelöst und wie gewöhnlich geschieden.

Eine besondere Probe wurde mit Schwefelsäure zerlegt und damit ein geringer Kaligehalt gefunden. Es konnte keine Reaction auf Flußsäure bemerkt werden. Eine kleine Menge wurde zur Bestimmung des Wassers ausgeglüht und die qualitative Analyse zeigte, daß das Mineral auch eine Spur von Kupferoxyd enthalte.

Das Resultat der Analyse war:

		Sauerstoff.	
Kieselerde	20,00 „	10,40	
Thonerde	43,22 „	20,23	21,31
Eisenoxyd	3,60 „	1,08	
Talkerde	25,01 „	9,70	10,94 + 1 (wenn $3\dot{H}$ =
Kalkerde	4,00 „	1,14	
Kali	0,57 „	0,10	$1\dot{Mg}$) = 11,94
Wasser	3,60 „	3,19	
	100,00		

Spur von Mangan- und Kupferoxyd und von Chlor.

Wenn man mit Scheerer annimmt, daß $3\dot{H}$ für $1\dot{Mg}$ vicarirend eintreten können, so stehen die Sauerstoffmengen der Kieselerde und der Basen $\dddot{R}$ und $\dot{R}$ im folgendem Verhältniße

$$\dddot{Si} \;„\; \dddot{R} \;„\; \dot{R}$$
$$6 : 12 : 7$$

und es ergiebt sich ganz einfach die Formel $\dot{Mg}^3 \dddot{Si}^2 + 4\dot{Mg}\,\dddot{Al}$, wobey ein Theil von $\dot{Mg}$ durch $\dot{Ca}$ und ($3\dot{H}$), und ein Theil von $\dddot{Al}$ durch $\dddot{Fe}$ vertreten wird. Das angenommene Aluminat dürfte noch besonders durch den mitvorkommenden Pleonast gerechtfertigt seyn, während das Silicat dem ebenfalls in Begleitung sich findenden Augit entspricht.

Dieses Mineral ist daher als ein Verbindungsglied der Silicate und Aluminate anzusehen, wie Aehnliches vom Holmit (Chrysophan, Clintonit) gilt und vom Xanthophyllit, Seybertit u. a.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1847 Nr. 20.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 8. Juni

Nro. 113. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

3) Ueber die Bestimmung des Arseniks mittelst Kupfer.

Reinsch hat die Fuchs'sche Kupferprobe in der Art zur Bestimmung des Arseniks vorgeschlagen und angewendet, daß er die salzsaure, arsenikhaltige Auflösung mit Kupfer kocht, dann letzteres wiegt und weiter aus dem Verlust den Arsenikgehalt berechnet.

Ich habe darüber einige Versuche angestellt, mich aber bald überzeugt, daß das Wägen des Kupfers kein genaues Resultat geben kann, theils weil sich mit dem gefällten Arsenik Kupfertheile ablösen, theils weil sich auch Arsenik mit dem Kupfer zu verbinden scheint. Es schien mir daher zweckmäßiger, das aufgelöste Kupfer zu bestimmen und daraus den Gehalt an Arsenik zu berechnen. Dazu ist nothwendig, daß die Oxydationsstufe des Arseniks in der Auflösung bekannt sey, oder vielmehr, daß man eine bestimmte dergleichen herstelle, und es wird dafür am besten der Arsenik zu Arseniksäure oxydirt. Die Auflösung darf keine Salpetersäure und kein salpetersaures Salz enthalten. Man kann auf diese Weise den Niederschlag, welchen man in sauern Arsenikauflösungen mit Schwefelwasserstoff erhält, auf den Arsenikgehalt untersuchen, ohne ihn vorher wägen zu müssen. Man oxydirt den Schwefelarsenik in einem geräumigen Glaskolben mit Salpetersäure und chlorsaurem Kali, dampft bis zur Trockne ab, behandelt die krystallinische Masse mit Schwefelsäure, um die Salpetersäure sicher auszutreiben, sättigt dann mit Kali und fügt nun concentrirte Salzsäure in Ueberschuß zu, worauf man eine hinreichende Menge Kupfer (am besten in dünnen Blechen auf galvanischem Wege dargestellt) einträgt. Das Kochen geschieht im Sandbade und kann für die gewöhnlich angewendeten Proben etwa drey Viertelstunden dauern. Um sich von dem völligen Ausscheiden des Arseniks sicher zu überzeugen, bringt man, wenn man die Operation beendigt glaubt, noch ein blankes Kupferblech in die Flüssigkeit. Es wird das Kupfer sogleich grau beschlagen, wenn noch Arsenik in der Auflösung. Nach dem Ausfällen des Arseniks sondert man die Flüßigkeit ab und wäscht mit Kochsalzauflösung durch Dekantiren aus, welches Auswaschen schnell geschieht, da sich der metallische Niederschlag sehr leicht zu Boden senkt. Die Flüssigkeit wird nun zu einem schicklichen Volumen eingedampft, mit chlorsaurem Kali oxydirt und dann im Kolben mit einer gewogenen Menge Kupfer gekocht. Der Verlust giebt an, wie viel Kupfer auf Kosten des Sauerstoffs des Arseniks oxydirt worden und die weitere Berechnung ist einfach. Statt den Kupfergehalt durch Kochen mit Kupfer zu bestimmen, ist auch die Methode von Levol zu empfehlen, wobey man die Auflösung mit Ammoniak übersättigt, gewogene Kupferstreifen dazu bringt und in einem hermetisch verschlossenen Gefäße sich überläßt, bis die blaue Flüssigkeit farblos geworden.

Diese letztere Methode hat daran einen Vortheil, daß man den Punkt der Desoxydation an dem Verschwinden der Farbe erkennt, man muß übrigens eine große Menge Kupfer von hinreichender Oberfläche

zusetzen, sonst dauert die Entfärbung sehr lange. Ich habe dabey öfters Kupferchlorür in schönen Rhombendodecaedern erhalten, welches sich auf die Kupferstreifen absetzte.

---

4) Ueber die Bildung eines Molybdän-Sesquioxyds.

Es sind drey Verbindungen des Molybdäns mit Sauerstoff bekannt oder angenommen, das Oxydul $\dot{Mo}$, das Oxyd $\ddot{Mo}$ und die Molybdänsäure $\dddot{Mo}$.

Die Eigenschaft des Kupfers, in Salzsäure nur aufgelöst zu werden, wenn eine desoxydirbare Substanz darin enthalten, ist bekanntlich von Fuchs zur Eisenanalyse benützt und dabey auch angedeutet worden, daß dieselbe Methode zur Bestimmung mehrerer anderer Metalle, Gold, Silber, Molybdän, Wolfram ꝛc. dienen könne. Dieses läßt sich im Allgemeinen auch vermuthen, der nachstehende Versuch zeigt aber, daß ohne eine genauere Untersuchung der Vorgänge mancherley Fehler gemacht werden könnten. Da Fuchs keinen Versuch zur Bestimmung des Molybdäns angestellt hat, so schien mir ein solcher nicht unwichtig.

Ich löste 30 Gran von sehr reinem molybdänsauerm Bleyoxyd (Gelbbleyerz) in einer gehörigen Menge von concentrirter Salzsäure auf und kochte die Auflösung in einem Kolben mit Zusatz von 69,6 Gr. galvanischem Kupfer (in Blechen). Die Flüssigkeit wurde anfangs lichtgrün, dann smaragdgrün, rothbraun und endlich blutroth. Es wurde eine halbe Stunde im Sandbade gekocht. Es waren 15,2 Gr. Kupfer aufgelöst worden. 15,2 Kupfer zu $\dot{Cu}$ oxydirt nehmen 1,92 Sauerstoff auf. Angenommen, die Molybdänsäure sey $\dddot{Mo}$, so wird ihr durch das Kupfer 1 Mischg. Sauerstoff entzogen, weil man das aufgelöst bleibende Molybdänoxyd für $\ddot{Mo}$ hält. Es ist also, um mit dieser Kupferprobe den Gehalt an Molybdänsäure zu finden, für die weitere Berechnung obiger Sauerstoff dreymal zu nehmen, nämlich $1{,}92 \times 3 = 5{,}76$ = dem Sauerstoffgehalt der Molybdänsäure. Daraus ist der Gehalt der Molybdänsäure selbst leicht zu berechnen, da diese Säure bekanntlich 33,39 Proz. Sauerstoff enthält. Es würden also für den angestellten Versuch die 5,76 Sauerstoff einer Menge von 17,25 Molybdänsäure entsprechen.

Man kennt aber die Zusammensetzung des Gelbbleyerzes recht gut und weiß, daß es in 100 Thln. 39,19 Molybdänsäure und 60,81 Bleyoxyd enthält. Hienach müßten 30 Thle. 11,75 Molybdänsäure enthalten, während der Versuch mit Kupfer 17,25 angiebt. Eine so bedeutende Differenz könnte sich nicht herausstellen, wenn die Voraussetzungen der Berechnung richtig wären. Das aufgelöst bleibende Molybdänoxyd muß also anders zusammengesetzt seyn als $\ddot{Mo}$. Wenn man die an das Kupfer abgegebene Sauerstoffmenge 1,92 verdoppelt, statt sie dreyfach zu nehmen, so erhält man 11,5 Molybdänsäure für 30 Thle. Gelbbleyerz, wie es den bekannten Analysen entspricht, woraus hervorgeht, daß beym Kochen einer salzsauern Auflösung von Molybdänsäure mit Kupfer kein Molybdänoxyd $\ddot{Mo}$ aufgelöst bleiben kann, sondern ein Molybdänsesquioxyd $\overset{\cdots}{\overline{Mo}}$. Es kann also die bisherige Annahme, daß bey diesem Vorgang $\ddot{Mo}$ gebildet werde, nicht richtig seyn. Ob aber neben dem auf dem beschriebenen Wege gefundenen Sesquioxyd auch das Oxyd $\ddot{Mo}$ überhaupt existire, muß weiteren Untersuchungen überlassen bleiben. Wahrscheinlich ist es nicht. Das Wolframoxyd wird auf ähnliche Weise sein Sesquioxyd haben oder vielleicht als solches betrachtet werden müssen.

Zur Probe des beschriebenen Versuches habe ich einen zweyten angestellt. Es wurden dabey 22 Gran Gelbbleyerz mit 78,5 Kupfer gekocht, bis die Flüssigkeit klar weinroth war und sich nicht weiter veränderte. Die Kupferstreifen hatten einen leichten bräunlichen Anflug und es waren 11,4 Kupfer aufgelöst worden. Ich goß die rothe Flüssigkeit in

einen andern Kolben und kochte sie neuerdings mit blanken Kupferstreifen, es zeigte sich aber an diesen keine Veränderung mehr. 11,4 Kupfer nehmen 1,44 Sauerstoff auf, um Ċu zu werden. Verdoppelt man 1,44 = 2,88 und berechnet damit die Molybdänsäure, so erhält man 8,62, welches den bekannten Analysen vollkommen entspricht, denn die Berechnung giebt ebenfalls 8,62. Die Bestimmung der Molybdänsäure mit dieser Kupferprobe kann daher als sehr genau angesehen werden.

Nachtrag zu der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 13. Februar 1847.

Einige Bemerkungen über den Ursprung der phosphorsauren Salze im organischen Reiche von Gustav Bischof.

Forscht man nach dem Ursprung eines unorganischen Bestandtheils im Pflanzen- und Thierreiche, so versteht es sich von selbst, daß man ihn nur in den krystallinischen Gesteinen aufsuchen könne; denn das Vorkommen eines solchen Bestandtheils in den sedimentären Formationen ist stets nur ein secundäres. Findet man z. B. in einer Kreide phosphorsauren Kalk, und ist nicht zu zweifeln, daß Pflanzen, welche auf ungedüngtem Kreideboden wachsen, ihren phosphorsauren Kalk aus diesem Gesteine ziehen: so bleibt immer noch die Frage übrig, wie kam dieses Salz in die Kreide? Es ist klar, daß die Nachweisung desselben in den Versteinerungen der Kreide uns nur im Kreise herumführt; denn woher nehmen diese Ueberbleibsel einer untergegangenen organischen Schöpfung ihren phosphorsauern Kalk! —

Abstrahiren wir von den sehr selten vorkommenden phosphorsauren Fossilien, Monazit, Amblygonit und phosphorsaure Yttererde, welche von primärer Bildung zu seyn scheinen: so bleibt als Hauptquelle für die Bildung der in sedimentären Formationen und auf Gängen sich findenden phosphorsauren Fossilien nur der Apatit übrig. Ein Fossil, welches, wie dieses, eingewachsen in Granit, Hornblendegestein, Dolerit, Nephelinfels, Basalt, glasigem Feldspathgestein in Lava ꝛc. vorkommt, ist gewiß ein ursprüngliches, d. h. von gleicher Entstehung mit den übrigen Gemengtheilen dieser Gesteine.

Fownes [1]) davon ausgehend, daß fast alle Gesteine durch ihre Verwitterung einen Boden liefern, der Pflanzen mehr oder weniger ernährt und mithin Phosphorsäure, welche eine so wichtige Rolle in der Vegetation spielt, enthalten müsse, prüfte verschiedene krystallinische und vulkanische Gesteine auf diese Säure. Porcellanerde von Dartmoor, graue blasige Lava vom Rhein (ohne Zweifel von Niedermendig), Trachyt vom Drachenfels, dunkelrothe Lava vom Vesuv gaben unzweideutige Reactionen auf Phosphorsäure; Basalt von Cavedale in Derbyshire und aus der Nachbarschaft von Dudley gaben geringere, jedoch unzweifelhafte Reactionen; in einer alten porphyrischen Lava vom Vesuv waren sie geringer, als in der neuern; vulkanischer Tuff vom Vesuv enthielt eine merkliche Menge dieser Säure.

Kersten [2]) wiederholte die Versuche von Fownes und prüfte folgende Gesteine auf Phosphorsäure: 1) Porcellanerde von Aue in Sachsen, 2) von Bayonne, 3) graue blasige Lava von Niedermendig, 4) Trachyt vom Drachenfels, 5) Basalt vom Meißner in Hessen, 6) Traß vom Vesuv. In allen diesen Gesteinen wurde auch nicht eine Spur von Phosphorsäure gefunden. Kersten hält daher dafür, daß die Beobachtungen von Fownes auf einem Irrthume beruhen.

Elsner [3]) fand gleichfalls keine Phosphorsäure im Traß vom Laacher-See, in einer Lava vom Vesuv und in einem Basalte aus Siegen.

Bergemann [4]) fand dagegen in der Lava von Niedermendig 1,8 Proc. Phosphorsäure. Nach ihm ist diese Säure in Verbindung mit Kalk, als Apatit vorhanden; obgleich die quantitative Analyse nur Spuren von Chlor, aber kein Fluor nachgewiesen hatte. Die Menge des Apatits würde ohne Berücksichtigung des Chlors 3,95 Proc. betragen. Dieses Fossil ist nicht durch die ganze Masse der Lava gleichförmig verbreitet; an einzelnen Stellen fehlt es ganz, während es an andern, wo das Auge es nicht unterscheiden kann, in großer Menge vorkommt.

Hiermit ist die Gegenwart des Apatits in jener Lava entschieden [5]), welches um so weniger befremden

1) Edinb. new philos. Journ. July to October 1844 p. 294 etc.

2) Journ. f. prakt. Chem. B. XXXIV. S. 366.

3) Ebendas. B. XXXV. S. 315.

4) Karsten's und v. Dechen's Archiv ꝛc. B. XXI. S. 41.

5) Als indirekter Beweis für die Gegenwart der Phosphorsäure nicht bloß in der Niedermendiger Lava, sondern überhaupt in basaltischen und lavaartigen Gesteinen, woraus die vielen Kuppen in den Um-

kann, da in einer vulkanischen Bombe am Ufer des Laacher-Sees, also nicht sehr weit von dem Lavastrom zu Niedermendig entfernt, ein Paar sehr ausgezeichnete Apatitkrystalle gefunden wurden [6]) und da auch in einem Lavastrome des Vesuvs, unfern des Monte di Somma, in Drüsenräumen eines Gemenges aus Augit und Glimmer, Apatit vorkommt. Da dieses Fossil überdieß im Basalt und im Granit, und zwar im letzteren sehr häufig vorkommt: so kann man an der Möglichkeit nicht zweifeln, daß auch in den Basalten und in der Porcellanerde, welche von Fownes untersucht worden, sofern letztere von einem apatithaltigen Granite herrührte, Phosphorsäure enthalten seyn konnte. Selbst zu Gunsten des Vorkommens der Phosphorsäure im Trachyt läßt sich anführen, daß nach Breithaupt und Harkort [7]) in einigen Species des Feldspath-Geschlechtes, neben Fluor, Phosphorsäure enthalten ist. In so fern können die negativen Resultate Kerstens nicht gegen die positiven von Fownes entscheiden. Eine andre Frage ist es aber, ob nicht bey dem von letzterem eingeschlagenen Wege Täuschungen statt gefunden haben, und ob überhaupt die Phosphorsäure an Thonerde gebunden in krystallinischen Gesteinen ist.

gebungen des Laacher-Sees meist bestehen, gilt die überaus üppige Baum-Vegetation auf denselben. Ein Gestein, auf dem seit undenklichen Zeiten ungeheure Quantitäten Holz, meist Buchenholz wachsen, in dessen Asche wir Phosphate von Kalk, Magnesia, Eisenoxyd, Manganoxydul und Thonerde (10,1 Proc. nach Hertwig) finden, muß Phosphorsäure enthalten; denn auf alle diese Berge ist nie Dünger gekommen, welcher phosphorsaure Salze hätte zuführen können; nie konnten diese zum Theil sehr steilen Kuppen Ackerland gewesen seyn. Dasselbe gilt von dem benachbarten Siebengebirge. Ohne die Analyse des Trachyts vom Drachenfels zu wiederholen, kann man mit Bestimmtheit sagen, daß er Phosphorsäure enthalten müsse, und selbst dann noch, wenn sie nach dem von Fownes eingeschlagenen Verfahren oder überhaupt nicht aufzufinden seyn sollte. Ich beziehe mich daher auf die in meiner Geologie schon mehrmals gemachte Bemerkung, daß da, wo die chemische Analyse die in zu geringer Menge vorhandenen Stoffe in Gesteinen nicht mehr nachzuweisen im Stande ist, die Untersuchung der auf ihnen gewachsenen Pflanzen, wenn der Boden nicht gedüngt worden, eben so bündige Beweise von der wirklichen Gegenwart dieses oder jenes Stoffes liefert, als die Analyse des Bodens.

6) Nöggerath, in dessen Rheinland Westphalen. B. I. S. 366.

7) Poggendorfs Ann. B. IX. S. 182.

Das Vorkommen einer phosphorsauren Thonerde in einem krystallinischen Gesteine, als eine ursprüngliche Bildung, hat keine Wahrscheinlichkeit, wenigstens können wir diejenigen Fossilien, welche dieses Phosphat enthalten, nicht darin vermuthen, da sie alle, wie z. B. der Wavellit, wasserhaltig sind [8]). Es müßte also entweder eine wasserfreye phosphorsaure Thonerde im Mineralreiche als ein eigenthümliches, bis jetzt noch nicht bekannt gewordenes Fossil existiren, oder sie wäre als ein außerwesentlicher Bestandtheil irgend eines Gemengtheils krystallinischer Gesteine, etwa des Feldspaths, vorhanden.

In dem Falle, daß die Phosphorsäure an Kalk gebunden in den von Fownes untersuchten Gesteinen vorhanden gewesen wäre, würde dieser phosphorsaure Kalk beym Auslaugen mit heißem Wasser durch das gebildete kieselsaure Natron in phosphorsaures Natron zersetzt worden seyn; denn jene beyden Salze zersetzen sich nach meinem Versuche auf nassem Wege [9]) gegenseitig in kieselsaurem Kalk und in phosphorsaurem Natron. Sofern also nicht jener Umstand, die Gegenwart von kieselsaurem Natron, eine Täuschung veranlaßt hatte, so würde die eingeschlagene Prüfungsart eben so gut die Phosphorsäure mit Kalkerde, wie mit Thonerde verbunden, angegeben haben.

(Fortsetzung folgt.)

8) Damit soll keineswegs behauptet werden, daß wasserhaltige Fossilien nicht in krystallinischen Gesteinen vorkommen können; denn das Gegentheil zeigen die Zeolithe. Im zweyten Bande meiner Geologie wird aber gezeigt werden, daß die Zeolithe nichts anderes, als durch Gewässer umgewandelte ursprüngliche Gemengtheile krystallinischer Gesteine sind.

9) Auf trocknem Wege in der Glühhitze findet, nach meinen Versuchen, das Umgekehrte statt.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1847 Nr. 21.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Juni.

Nro. 114. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Einige Bemerkungen über den Ursprung der phosphorsauren Salze im organischen Reiche von Gustav Bischof.

(Fortsetzung.)

Durch Fownes Untersuchungen veranlaßt prüfte Sullivan [10]) in Beziehung auf Agriculturchemie verschiedene krystallinische Gesteine auf Phosphorsäure. Unter diesen Gesteinen finden wir viele, in denen, wie oben bemerkt wurde, Apatit mineralogisch nachgewiesen worden ist, wie Granit, Glimmerschiefer, Chloritschiefer und Basalt; außer diesen aber noch Gneiß, Augitporphyr, Diorit, Hypersthen, Trapp, Phonolith, Phonolith-Tuff, Bimsstein, Obsidian, Glimmer, Lepidolith [11]), krystallisirte Hornblende, krystallisirter Augit, Olivin, Sodalit, Tinkal und Datholit [12]). Die von Sullivan geprüften sedimentären Gesteine, in welchen gleichfalls Phosphorsäure gefunden wurde, übergehen wir, weil die Anwesenheit derselben in ihnen nichts zur Erklärung ihres Ursprungs beytragen kann. Auch Thomson [13]) stellte viele Versuche über den Gehalt an Phosphorsäure in mehreren erdigen Fossilien an, und fand sie fast in allen.

Fownes behandelte das Gestein mit kochender Salzsäure, concentrirte die salzsaure Auflösung durch Abdampfen und fällte das Aufgelöste durch Salzammoniak. Der ausgewaschene Niederschlag mit gleichviel Kieselsäure und sechsmal soviel wasserfreyem kohlensaurem Natron gemengt wurde geschmolzen, nachher mit heißem Wasser ausgelaugt, mit Salpetersäure neutralisirt und theils, nach Neutralisation durch Ammoniak mit salpetersaurem Silberoxyd, theils nach Uebersättigung mit Ammoniak und Zufügung von salzsaurem Ammoniak mit schwefelsaurer Magnesia geprüft.

Ein möglicher Irrthum konnte hierbey eintreten, wenn das beym Schmelzen entstandene kieselsaure Natron durch Salpetersäure nicht vollständig zersetzt worden seyn sollte; denn nach meinen Versuchen wird das kieselsaure Natron durch salpetersaures Silberoxyd fast mit derselben nur etwas heller gelben Farbe, wie das phosphorsaure Natron, niedergeschlagen. Ein möglicher Gehalt von kieselsaurem Natron würde auch beym Zusatze von schwefelsaurer Magnesia einen Niederschlag von kieselsaurer Magnesia gegeben haben, der leicht mit phosphorsaurer Ammoniak-Magnesia hätte verwechselt werden können.

Kersten prüfte auf ähnliche Weise mit salpetersaurem Silberoxyd und mit den übrigen bekannten Reagentien auf Phosphorsäure. Sullivan fällte die phosphorsaure Verbindung aus ihrer salzsauren Auflösung mit einer Lösung von essigsaurem Kali als phosphorsaures Eisenoxyd. Diese Methode scheint vor den übrigen Vorzüge zu haben, weil das phosphorsaure Eisenoxyd eine der schwerlöslichsten Verbindungen der Phosphorsäure und, wenigstens in kohlensaurem Wasser, noch schwerlöslicher als phosphorsaure Thonerde ist. Diese Reaction ist wenigstens empfindlicher, als die durch salpetersaures Silberoxyd.

Nach allen diesen Untersuchungen gehört die Phosphorsäure zu den am meisten verbreiteten Bestandtheilen

10) Journ. f. prakt. Chem. B. XXXVI. S. 251.
11) Die so häufige Begleitung des Fluors mit Phosphorsäure im Mineralreiche macht es schon von dieser Seite her wahrscheinlich, daß Glimmer, Lepidolith und Glimmerschiefer, neben Fluor, Phosphorsäure enthalten werden.
12) Das Vorkommen der Phosphorsäure neben Borsäure macht auf die Borsäure in den Suffiani von Toscana und auf die übrigen Borsäure haltenden Fossilien in Betreff eines Phosphorsäure-Gehaltes aufmerksam.
13) Phil. Mag. B. XXVII. S. 310.

krystallinischer Gesteine, obwohl sie da, wo nicht Apatit als mineralogisch bestimmbarer Bestandtheil auftritt, stets in so geringen Mengen vorkommt, daß sie nur durch eine sorgfältige Prüfung noch erkannt werden kann. Ihre allgemeine Verbreitung im organischen Reiche kann daher nicht im mindesten befremden.

Die Apatite enthalten sehr veränderliche Quantitäten von Salzsäure. In denen von Ehrenfriedersdorf und vom Gotthardt sind sie fast unmerklich; wogegen hier die Flußsäure in größter Menge vorhanden ist. G. Rose [14]) zeigte bekanntlich, daß die Apatite entweder Verbindungen von 1 At. Chlorcalcium und 3 At. basisch phosphorsaurem Kalk, oder von 1 At. Fluorcalcium mit eben so viel phosphorsaurem Kalk, oder Gemenge von beyden seyen.

Sofern die Substanz der Apatite in die Pflanzen übergegangen ist, kann man nicht fragen, wohin ist die Salzsäure gekommen; denn es gehört zu den großen Seltenheiten, daß in einer Pflanzenasche Chlor, an Natrium oder an Kalium gebunden, fehlt. Wie sieht es aber mit dem Fluor aus? —

Durchläuft man die Zusammenstellung der Analysen von Pflanzenaschen in Liebigs Chemie, in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie, 6. Aufl. S. 328 — 353: so findet man auch nicht eine einzige Asche, in welcher Fluor als Bestandtheil angezeigt wäre. Hieraus möchte man schließen, daß dieser Salzbilder dem Pflanzenreiche völlig fremd sey, und vom Apatit, ehe dessen Bestandtheile in die Pflanzen eingehen, abgeschieden würde. Gleichwohl entdeckte vor Kurzem Will Fluor in Pflanzen und Wilson bestätigte diese Entdeckung [15]). Es ist daher nicht zu zweifeln, daß es bey einer Revision der bisherigen Pflanzenaschen-Analysen in vielen

14) Poggend. Ann. B. IX. S. 185.

15) Edinb. new philos. Journ. 1846 April to July p. 205. Sprengel wies schon auf die wahrscheinliche Existenz des Fluors im Pflanzenreiche hin; er glaubte jedoch, es existire darin in einem solchen Zustande der Verbindung, daß es sich durch die zur Verbrennung der kohligen Bestandtheile der Pflanzen nöthige Hitze zerstreue und daß es nicht durch das gewöhnliche Verfahren entdeckt werden könne. Dauveny bemerkt mit Recht, wie man, wenigstens in denjenigen Pflanzen, welche vielen phosphorsauren Kalk enthalten, Spuren davon vermuthen müsse. Er konnte aber keine merkliche Aetzung des Glases wahrnehmen, als er die phosphorsauren Erdsalze von 12 Pfund Gerste mit Schwefelsäure erhitzte. Edinb. new philos. Journ. July to Oct. 1844. p. 292.

Pflanzen gefunden werden wird, wenn man auf diesen in äußerst geringen Mengen vorkommenden Salzbilder die Aufmerksamkeit richtet. Es ist möglich, daß er, wie so äußerst häufig im Mineralreiche und in Quellen neben Phosphorsäure, auch eben so häufig neben dieser Säure in vielen Pflanzen gefunden werden wird.

Dafür scheint die Gegenwart des Fluors im Thierreiche und namentlich in den Knochen der sowohl von Pflanzen (Ochsen), als von Pflanzen und Thieren (Menschen) sich nährenden Geschöpfe zu sprechen. Ueberdieß fand Middleton [16]), daß das Fluor nicht bloß auf die Knochen der Säugethiere beschränkt ist, sondern auch in denen der Vögel und Reptilien, so wie in den Schalen der Mollusken vorkommt.

Indeß ließe sich allerdings die Einwendung machen, daß dieser Salzbilder, da er nach Middleton's Versuchen, in verschiedenen Absätzen aus Wasserleitungen, süßen Quellen rc. und nach Wilson sogar im Meere vorkommt (so daß, nach der Bemerkung des Ersteren, er fast eben so allgemein verbreitet, wie Wasser ist), dem thierischen Körper durch die Getränke zugeführt werden könnte. Es ist indeß doch kaum zu vermuthen, daß ein so constanter Bestandtheil der Knochen und der thierischen Flüssigkeiten des Menschen und der Landthiere von der Zufälligkeit abhängen sollte, daß gerade fluorhaltige Flüssigkeiten als Getränke dienen. Dieser Umstand würde gewiß auf die Gegenwart des Fluors in den Pflanzen schließen lassen, wenn es nicht von jenen englischen Chemikern wirklich darin nachgewiesen worden wäre. Es mag übrigens seyn, daß das Fluor, wahrscheinlich meist als Fluorcalcium, für das Thierreich ein größeres Bedürfniß als für das Pflanzenreich ist, und daher in diesem in viel geringerer Menge vorkommt, als in jenem. Die vielen namentlich in der neuesten Zeit im chemischen Laboratorium zu Gießen angestellten Analysen von Pflanzenaschen, in denen, wie schon bemerkt, kein Fluor gefunden worden, berechtigen zu dieser Voraussetzung um so mehr, da Fluorcalcium im Thierreiche schon seit langer Zeit nachgewiesen worden ist. Es ist daher auch wohl denkbar, daß dieses Salz dem Menschen und den Landthieren in größerer Menge durch das Getränke als durch die Pflanzenkost zugeführt werde; die Seethiere erhalten es gewiß unmittelbar oder mittelbar aus dem Seewasser.

Es ist bemerkenswerth, daß de Saussure in den Früchten der Roßkastien, in den Samen der Vicia Faba, im Stroh, in den Körnern und in Kleyen von Weizen, im Stengel und Samen von Mais, so wie in Gerstenkörnern neben phosphorsauren Erden phosphorsaures Kali gefunden hat. Diese Erscheinung steht isolirt da; es

16) Ebend. p. 285.

weisen wenigstens alle übrigen Pflanzenaschen kein phosphorsaures Alkali nach.

Sollte nicht irgend ein Irrthum statt gefunden haben, was man freylich von Th. de Saussure kaum vermuthen kann: so dürfte man eher geneigt seyn, auf eine Zersetzung des phosphorsauren Kalks, sey es in der Pflanze selbst, oder im Boden, zu schliessen, als anzunehmen daß phosphorsaures Kali ursprünglich im Boden, namentlich im ungedüngten vorhanden sey. Meine Versuche, wonach phosphorsaurer Kalk, in kohlensaurem Wasser aufgelöst, durch eine Auflösung von kieselsauren Kali zersetzt wird, in dem kieselsaurer Kalk niederfällt und phosphorsaures Kali in Auflösung bleibt, deutet auf eine solche Zersetzung hin. Wir wissen wenigstens, daß jene beyden Salze im Boden sehr häufig vorkommen, und das kieselsaure Kali in den Grasarten zeigt, daß dieses Silicat in diese, wie in andere Pflanzen übergeht. Sind daher phosphorsaurer Kalk und kieselsaures Kali gleichzeitig vorhanden, so tritt jene Zersetzung im Boden selbst ein: der äusserst schwer lösliche kieselsaure Kalk bleibt zurück und das leichtlösliche phosphorsaure Kali wird von den Pflanzen aufgenommen.

Die Magnesia findet sich im Pflanzenreiche in viel größerer Menge, als im Thierreiche, in den festen und flüssigen Theilen der Thiere kommt sie stets in weit geringerer Menge, als die phosphorsaure Kalkerde vor. Bemerkenswerth ist, daß unter den 127 neueren Analysen von Pflanzenaschen, in Liebig's Werke (S. 342—353) 27 sich befinden, in welchen die Magnesia den Kalk überwiegt. Beyde Erden können natürlich nur der Phosphorsäure zugetheilt werden, während die Schwefelsäure in Verbindung mit den Alkalien anzunehmen ist. Die Aschen, in welchen die phosphorsaure Magnesia den phosphorsauren Kalk überwiegt, rühren vorzugsweise von Samenkörnern her [16]). Dieser Unterschied ist am größten bey den Weizen- und Maiskörnern, so wie bey den Samen von Pinus sylvestris und Picea und von Datura Stramon., in denen die Magnesia 4 bis 13 Mal so viel, wie der Kalk beträgt. Wenige Samen machen eine Ausnahme von dieser Regel [17]); beym Hanfsamen beträgt aber der Kalk 27 Mal und beym Leinsamen sogar 118 Mal so viel, als die Magnesia.

In jenen Samen, in denen die Magnesia mehr, als der Kalk beträgt, gleicht sich aber dieses Verhältniß dadurch wieder aus, daß die holzigen Theile der Pflanzen eine meist viel größere Menge Kalk, als Magnesia enthalten, wie nachstehende Ueberſicht zeigt:

	Magnesia	Kalk
	nach Procenten	
Roggen-Körner	10,13	2,92
Roggen-Stroh	2,41	9,06
Hafer-Körner	7,7	3,7
Hafer-Stroh	4,58	7,29
Pinus sylvestris Samen	15,09	1,86
Pinus sylvestris Holz	19,76	31,74
Quercus Robur Samen	5,57	6,86
Quercus Robur Holz	3,01	50,58

Da Holz und Stroh, der Masse nach, bey weitem mehr, als der Samen jener Pflanzen betragen [18]) so nehmen die Pflanzen ohne Zweifel mehr phosphorsaure Kalkerde, als phosphorsaure Magnesia auf. Es findet nur die ungleiche Vertheilung statt, daß diese vorzugsweise in die Samen übergeht, jene im Holze zurückbleibt. Sollte dieß damit zusammenhängen, daß die neutrale phosphorsaure Magnesia, welche in den Pflanzen enthalten ist, bey weitem auflöslicher, als die phosphorsaure Kalkerde ist; mithin diese sich früher absetzt, als jene?

Verfolgen wir die phosphorsauree Magnesia in das Thierreich, so zeigt sich das merkwürdige Verhältniß, daß ungeachtet die gewöhnliche Pflanzenkost des Menschen, das Brod, bey weitem größere Mengen phosphor-

16) Weizen-, Gersten-, Roggen-, Hafer-, Hirse-, Buchweizen-Körner, Madia sativa, schwarzer Senf, Erbsen, Vicia Faba, Saubohnen, gemeine Bohnen, Wicken, Samen von Pyrus Cydonia, Secale cornutum, Kaffeebohnen, Samen von Pinus sylvestris und von Picea, Chondrus crispus, Polysiphonia elongata, Delesseria sanguinea und Datura Stramon. Samen. Unter 12 Analysen der Asche von Saccharum officin. sind 4, von Trinidad und Demarara, in denen die Magnesia vorwaltet, in andern überwiegt der Kalk die Magnesia. Sollte diese Verschiedenheit von der verschiedenen Bereitungsart herrühren?

17) Hanf- und Leinsamen, weisser Senf, auch eine Varietät des schwarzen, Linsen, Samen von Citrus medica, von Fagus sylvatica, und von Quercus Robur.

18) Wäre in den Analysen der Pflanzenaschen das Verhältniß der Asche zur Pflanze angegeben, so ließe sich, namentlich bey den Cerealien, das Verhältniß der phosphorsauren Magnesia zur phosphorsauren Kalkerde in der ganzen Pflanze leicht berechnen, da bey dem Getreide das Verhältniß des Strohs zu den Körnern bekannt ist. Sollten z. B. Körner und Stroh des Roggen gleiche Quantitäten Asche enthalten, so würde sich, da letzteres 2,225 Mal so viel, als erstere beträgt, ergeben, daß die phosphorsaure Kalkerde beynahe in Körnern und Stroh zusammen 1,5 Mal so viel, als die phosphorsaure Magnesia betrüge.

saurer Magnesia, als phosphorsaure Kalkerde dem Organismus zuführt, dennoch, wie schon bemerkt, die festen und flüssigen Theile des Menschen und der Thiere letzteres Phosphat in bey weitem größerer Menge, als ersteres enthalten. Eine Folge davon ist, daß die Excremente des Menschen und der sich von Getreide, wenigstens theilweise, nährenden Thiere eine viel größere Menge phosphorsaurer Magnesia, als phosphorsauren Kalk enthalten müssen. Gleichwohl fand Berzelius in denen des Menschen zwey Mal so viel phosphorsaure Kalkerde, als phosphorsaure Magnesia [19]). In seiner Analyse des Harn des Menschen giebt er die Menge beyder Phosphate zusammen an und Lecanu und Lehmann sind diesem Beyspiele in ihren zahlreichen Harn-Analysen gefolgt. Nur von Bibra's [20]) Analyse des Harns vom Hasen giebt die relativen Quantitäten der phosphorsauren Magnesia und der phosphorsauren Kalkerde. Nach derselben beträgt erstere fast zwey Mal so viel, als letztere, und zeigt also wenigstens bey diesem Pflanzenfresser eine viel größere Ausscheidung der phosphorsauren Magnesia, als der phosphorsauren Kalkerde. Unter den von Liebig (u. a. O. S. 359—366) zusammengestellten Analysen des Guano sind es nur die von Oellacher, Denham, Smith, Bantels und Völkel, welche beyde Phosphate angeben. Nach diesen Angaben beträgt die phosphorsaure Kalkerde stets mehr, als die phosphorsaure Magnesia.

Bemerkenswerth ist der bedeutende Gehalt an phosphorsauren Salzen in der Milch, in derjenigen Flüssigkeit, welche das erste Nahrungsmittel der Säugethiere ist. In der Asche aus derselben beträgt, nach Liebig [21]) die phosphorsaure Magnesia $\frac{1}{5}$—$\frac{1}{6}$ vom phosphorsauren Kalke, während sie in den Menschenknochen nur $\frac{1}{40}$ und in den Ochsenknochen $\frac{1}{28}$ von dem letzteren ausmacht. In den Excrementen der Säugethiere muß daher, so lange als sie gesäugt werden, viele phosphorsaure Magnesia vorhanden seyn.

(Fortsetzung folgt.)

19) Er bemerkt, daß der große Gehalt an phosphorsaurer Magnesia vom Brod herrühre, und daß die Knochen und festen Theile des Menschen im Allgemeinen viel weniger davon enthalten, als die der grasfressenden Thiere. Uebrigens erinnert er daran, daß es nicht ausgemacht sey, ob die Magnesia als phosphorsaures oder als kohlensaures Salz in den Knochen enthalten ist.

20) Annal. der Chem. und Pharmacie LIII. 98.

21) a. a. O. S. 332.

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe in den Monaten März und April 1847 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von dem Herrn J. U. Ewertz, Apotheker in Dünaburg:

Darstellung des Mechanismus der von Nicolaus Copernicus entdeckten Weltkörperbewegung. Mitau 1846. 8.

Von der Geological Society of London:

Quarterly Journal. Proceedings. Novbr. 1846. London 1846. 8.

Von der k. preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen im Monat December 1846. Berlin 1846. 8.

Mitglieder-Verzeichniß der Akademie. 1846. 4.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. XXIII. No. 24. 25. 26. Decbr. 1846. Tom. XXIV. No. 1. Janvier 1847. Paris 1846. 47. 4.

Tables des comptes rendus des séances. Premier semestre 1846. Tom. XIII. Paris 1846. 4.

Von dem Herrn Dr. Mauz, praktischen Arzt in Eßlingen:

Erörterungen über die Kartoffelkrankheit im Jahre 1846 und Rathschläge zu deren Verhütung im J. 1847. Stuttgart 1847. 8.

Von dem Hrn. P. Bleeker, Secret. de la société des arts et des sciences de Batavia:

Siluroideorum Bataviensium conspectus diagnosticus. Batav. 1846. 8.

Von dem landwirthschaftlichen Verein in Bayern in München:

Centralblatt. Februar 1847. München 1847. 8.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1847. Nr. 22.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Juni.

Nro. 115. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Einige Bemerkungen über den Ursprung der phosphorsauren Salze im organischen Reiche von Gustav Bischof.

(Fortsetzung.)

Daß sich im thierischen Körper die Magnesia nicht selten in krankhaften Producten anhäuft, zeigen die Harnsteine, in denen bekanntlich die phosphorsaure Ammoniak-Magnesia, gemengt mit basisch phosphorsaurem Kalke, nächst der Harnsäure, das gewöhnliche Material der Harnsteine ausmacht. Ganz besonders tritt jenes Magnesiasalz in den Thieren hervor, welche sich von Heu und Hafer nähren. In mehreren Pferden fand man Harnsteine, welche bloß aus phosphorsaurer Ammoniak-Magnesia bestanden; in einem stieg deren Menge über drey Pfund.

Die Angaben der relativen Quantitäten der phosphorsauren Kalkerde und der phosphorsauren Magnesia in den Excrementen und im Harn sind mithin noch viel zu unbestimmt, als daß Vergleichungen zwischen ihnen und den durch die Nahrungsmittel aufgenommenen Quantitäten beyder Salze angestellt werden könnten. Es würde indeß sehr interessant seyn, bey künftigen Analysen darauf die Aufmerksamkeit zu richten.

So viel stellt sich schon jetzt mit ziemlicher Gewißheit heraus, daß der Ackererde durch den Dünger bedeutende Quantitäten phosphorsaurer Magnesia [22]) zugeführt werden, wenn auch geringere, als von phosphorsaurem Kalk. Der überwiegende Gehalt der ersteren in Getreide läßt sich daher sehr wohl aus dem Kreislaufe vom Thier- zum Pflanzenreiche und umgekehrt von diesem zu jenem erklären.

Im ungedüngten Boden, in welchem Pinus sylvestris und Picea wachsen, in deren Samen, wie oben bemerkt, die phosphorsaure Magnesia sehr bedeutend die phosphorsaure Kalkerde überwiegt, verhält sich's freylich anders. Mir ist nicht bekannt, ob man bey diesen Holzarten das relative Verhältniß der Samen und der jährlichen Zunahme der holzigen Theile je auszumitteln versucht hat. Dem Anscheine nach möchte aber die Masse der ersteren im Verhältnisse zu der der letzteren sehr unbedeutend seyn, so daß vielleicht in dem ungedüngten Boden, auf welchem jenes Nadelholz wächst, nur eine sehr geringe Menge von phosphorsaurer Magnesia, gegen phosphorsaure Kalkerde, vorhanden zu seyn braucht, um diesen Pflanzen den nöthigen Bedarf von beyden Phosphaten zu liefern.

Wo ist aber der Ursprung der phosphorsauren Magnesia, welche wir, wenn auch immer zurückgedrängt gegen der phosphorsauren Kalkerde, doch immerhin in so reichlicher Menge im Pflanzenreiche finden, zu suchen? — Nur in den sehr seltenen Phosphorsäure haltigen Fossilien, Wagnerit und Talkapatit, findet sich diese Säure mit Magnesia verbunden.

Dieser Umstand veranlaßte mich, Processen nachzuforschen, welche, möglicher Weise, ausserhalb der Pflanzen im Boden, oder auch in denselben von statten gehen, und wodurch aus vorhandenen phosphorsauren Salzen (Apatit) und Magnesia-Salzen phosphorsaure Magnesia gebildet werden könnte. Diese Versuche führten indeß

22) Es mag seyn, daß die Magnesia im Dünger zum Theil als phosphorsaure Ammoniak-Magnesia enthalten ist, welches Salz, nach den Versuchen von Boussingault, sehr günstig auf die Vegetation zu wirken scheint (Comptes rendus. T. XXI. p. 722).

auf Processe, welche man nicht mit Wahrscheinlichkeit im Boden oder in den Pflanzen annehmen kann. Sie wurden unterbrochen durch die gleichzeitig gemachte Entdeckung der Magnesia im Apatit. Deutlich nachweisbare Mengen dieser Erde fand ich im Apatit von Schlackenwalde (im krystallisirten, wie im traubigen, stalaktitischen) von Ehrenfriedersdorf, von Estremadura (Faserapatit, Phosphorit) von Arendal, vom Laacher See und aus einem erratischen Granite in der Gegend von Berlin; im Phosphorit von Amberg waren sie aber zweifelhaft.

Es scheint mir indeß nöthig, meine Prüfungsart anzuführen, weil, wenn nicht besondere Vorsichtsmaßregeln angewandt werden, bey dem gewöhnlichen Verfahren leicht Täuschungen statt finden können.

Der Apatit wurde mit verdünnter Schwefelsäure behandelt, die Auflösung mit Weingeist gefällt, der Niederschlag mit demselben ausgewaschen, und der Gyps nach dem bekannten Verfahren durch phosphorsaures Ammoniak auf einen Gehalt an schwefelsaurer Magnesia geprüft.

Um mich zu versichern, daß nicht etwa Magnesia-Carbonat den Apatiten beygemengt war, prüfte ich dieselben sorgfältigst mit Salzsäure; es entwickelte sich indeß nicht ein einziges Bläschen kohlensaures Gas.

Da ich in allen oben genannten Apatiten Magnesia fand, welche, meines Wissens, in ihnen noch nicht nachgewiesen worden: so prüfte ich die angewandten Reagentien, namentlich das destillirte Wasser auf einen möglichen Gehalt an Magnesia; denn das Brunnenwasser, welches in Ermanglung von Regenwasser destillirt wurde, enthielt viele kohlensaure Magnesia. Nach dem Zusatze von phosphorsaurem Ammoniak mit überschüssigem Ammoniak, und beym Umrühren und Streichen des Glasstabes auf der innern Seite des Glases, zeigte sich wirklich eine Trübung. Bey näherer Prüfung ergab sich aber, daß dieselbe von abgeriebenem Glasstaube herrührte, indem der Glasstab, wegen schneller Abkühlung bey seiner Verfertigung stets härter, als die innere Fläche des Glases, letztere angreift, wie man deutlich sieht, wenn das Glas ausgetrocknet wird. Als die Flüssigkeit mit einem hölzernen Stäbchen umgerührt wurde, trübte sie sich nicht.

Daher wurde die Prüfung der obigen Apatite, bey Anwendung von hölzernen Stäbchen wiederholt; allein auch dann zeigten sich Trübungen. Da sich jedoch ergab, daß Stäbe aus Tannenholz, bey starkem Rühren destillirtes Wasser auch trübten: so wurden die Prüfungen zuletzt in Chalcedonschalen mit Chalcedon-Pistills wiederholt, welches wohl die sicherste Prüfungsart seyn möchte, wenn man nicht überhaupt das Rühren vermeidet und die zu prüfende Flüssigkeit, nach dem Zusatze von phosphorsaurem Ammoniak, ruhig stehen läßt, bis, bey geringem Magnesia-Gehalte, die Trübung von selbst nach einiger Zeit erfolgt.

Mit Ausnahme des Phosphorits von Amberg, zeigten alle übrigen Apatite, bey Anwendung von Chalcedonschalen, sehr merkliche Trübungen. In Gläsern hingegen, mit Glasstab oder mit Holzstab gerührt, zeigte sich auch bey jenem eine merkliche Trübung. Daher habe ich die Anwesenheit in denselben als eine zweifelhafte bezeichnet.

Ist, wie kaum zu zweifeln, der Apatit das vorzüglichste Material, welches der organischen Natur die Phosphorsäure liefert, so ist in diesem Fossile auch die Quelle der Magnesia zu suchen. Ob die darin enthaltene, freylich äusserst geringe Menge phosphorsaurer Magnesia hinreicht, die Gegenwart dieses Salzes in dem Pflanzen- und Thierreiche zu decken, oder ob noch Processe statt finden, wodurch aus phosphorsaurem Kalke und einem Magnesiasalze, etwa Magnesiasilicat, phosphorsaure Magnesia gebildet wird, müssen wir dahingestellt lassen.

Durch Versuche habe ich gefunden, daß kohlensaure Gewässer, welche basisch phosphorsaure Kalkerde aufgelöst enthalten, wenn sie mit Magnesiasilicaten und mit Ammoniak zusammentreffen, keine phosphorsaure Ammoniak-Magnesia geben; denn Ammoniak schlägt für sich die aufgelöste phosphorsaure Kalkerde nieder. In der Dammerde, in welcher gleichzeitig eine Auflösung dieses Salzes in kohlensaurem Wasser, ein Magnesiasilicat und Ammoniak, von der Fäulniß organischer Ueberreste herrührend, in Berührung kommen, kann also keine phosphorsaure Magnesia sich bilden. Dem zu Folge hat es überhaupt wenig Wahrscheinlichkeit, daß durch irgend einen directen Proceß die Phosphorsäure von der Kalkerde zur Magnesia übergehe. Da aber die phosphorsaure Kalkerde durch alkalische Silicate und Carbonate in phosphorsaure Alkalien zerlegt wird: so können durch diese phosphorsaure Magnesia-Salze entstehen.

Da phosphorsaure Kalkerde, wie alle übrigen in Wasser schwer- oder unlösliche phosphorsauren Salze, in verdünnten Säuren auflöslich sind: so führt schon dieser Umstand zur Vermuthung, daß kohlensaure Gewässer vorzugsweise die Auflösungsmittel sind, deren sich die Natur bedient, um den Apatit aufzulösen [23]). Es

23) Wir dürfen übrigens nicht übersehen, daß der phosphorsaure Kalk sich auch in einem Wasser auflöst, welches Kochsalz oder ein Ammoniaksalz enthält. Im Wasser, welches schwefelsaures Ammoniak enthält, löst er sich so leicht auf wie Gyps. (Liebig a. a. O. S. 158). Nach Kuhlmann soll er sich auch in Wasser auflösen, welches alkalische Bicar-

kam daher darauf an, diese Löslichkeit durch direkte Versuche zu bestimmen. Gleichzeitig wurde auch die Löslichkeit des phosphorsauren Kalks in seinen verschiedenen Formen ermittelt, wie die nachstehende Tabelle zeigt. Die Substanzen wurden fein gepulvert in Wasser eingerührt, durch welches unter dem gewöhnlichen Drucke und bey gewöhnlicher Lufttemperatur Kohlensäure einige Stunden lang strömte. Die geklärte Flüssigkeit wurde hierauf abgedampft und das Gewicht des Rückstandes im geglühten Zustande bestimmt.

1 Th.	Apatit löste sich in Wasser mit Kohlensäure gesättigt	393000	Th.
„	Apatit, nach starkem Schütteln in	96570	„
„	künstlich dargestellte neutrale phosphorsaure Kalkerde, wie sie durch Fällung erhalten wird, in	1503	„
	von demselben Salze, vorher getrocknet, in	2042	„
„	künstlich dargestellte basisch phosphorsaure Kalkerde, wie sie durch Fällung erhalten wird,	1102	„
„	von demselben Salze, vorher getrocknet, in	5432	„
„	von demselben Salze, vorher stark geglüht, in	13115	„
„	gebrannte Knochen, welche mehrere Jahre gelegen und wieder Kohlensäure angezogen hatten, in	2823	„
„	frische Ochsenknochen geschabt, in	4610	„
„	dieselben, nachdem sie 18 Tage lang in mit Kohlensäure gesättigtem Wasser gelegen hatten, in	4030	„
„	dieselben, als Hobelspäne, eben so lange im Wasser gelegen	2981	„
„	gekochte Ochsenknochen, als Sägespähne, eben so lange im Wasser gelegen	3643	„
„	fossile Knochen, welche mindestens 30 Jahre vergraben gelegen hatten	5400	„

bonate enthält (Compt. rend. T. XVII. p. 1124). Ausser kohlensauern Gewässern werden daher diese in der Ackererde nie fehlende Salze gleichfalls auflösend auf phosphorsauren Kalk wirken.

Man sieht, welche bedeutende Unterschiede in der Löslichkeit der phosphorsauren Kalksalze, und je nach ihrem verschiedenen Ursprunge und ihren verschiedenen Beymischungen, statt finden. Dasselbe Salz, (basisch phosphorsaure Kalkerde) je nachdem es frisch gefällt, oder getrocknet oder geglüht angewandt wird, zeigt eine ausserordentlich verschiedene Auflöslichkeit. Die Löslichkeit der Knochen ist etwas zu gering bestimmt, weil, beym Glühen des Rückstandes etwas Kohlensäure von dem, gleichzeitig aus denselben aufgelösten kohlensauren Kalke ausgetrieben worden.

Die natürliche phosphorsaure Kalkerde im Apatit ist gegen die künstliche und wie sie in den Knochen enthalten ist, ausserordentlich schwerlöslich. Uebrigens kann man bloß durch Durchleiten der Kohlensäure durch Wasser, worin Apatit-Pulver suspendirt ist, wie sich aus den beyden ersten Versuchen ergiebt, keine gesättigte Auflösung erhalten. In der Natur, wo die Gewässer nur die geringe Menge Kohlensäure enthalten, welche sie aus der atmosphärischen Luft aufnehmen, wo sich die Apatite nicht im gepulverten Zustande darbieten und wo kein Schütteln statt findet, wird noch lange nicht eine gesättigte Auflösung entstehen. Wenn selbst mit Kohlensäure gesättigte Wasser, wie z. B. Carlsbad's heiße Quellen auf Apatit einwirken, wie dieß namentlich bey diesen aus dem Granit kommenden Thermen zu vermuthen ist: so bilden sich Auflösungen, welche weit vom Sättigungspuncte abstehen; denn nach der Analyse von Berzelius enthalten diese heißen Wasser nur $\frac{1}{4300000}$, mithin bloß $\frac{1}{11}$ von dem im ersten Versuche aufgelösten, und $\frac{1}{47}$ von dem im zweyten Versuche aufgelösten Apatit. Giebt es auch andere Mineralwasser, welche größere Quantitäten phosphorsauren Kalks enthalten, so wird doch schwerlich in irgend einem der Sättigungszustand erreicht werden.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe in den Monaten März und April 1847 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von dem Herrn August Grunert, Professor zu Greifswald:

Archiv der Mathematik und Physik. 9. Theil. 1. Heft. Greifswald 1846. 8.

Von der Société royale des sciences, de l'agriculture et des arts de Lille:

Mémoires. Année 1844. Lille 1846. 8.

Durch Herrn Baron von Reiffenberg in Brüssel:

Chemin de fer. Compte rendu des opérations de l'éxercice 1845. Rapport présenté aux chambres législatives par le ministre des travaux publics. Session 1845 — 1846. Brux. 1846. 8.

Von dem Herrn D. Jose Luis Casaseca, Prof. in Habana:

Resumeu de los desastres ocurridos en el puerto de la Habana de la Isla de Cuba. Dias 10 y 11 de Octobre de 1846. Habana 1846. 4.

Von der American Philosophical Society of Philadelphia:

Proceedings. Vol. IV. No. 30. 31. April — Decbr. 1844. Vol. IV. No. 32 — 34. Jan. — Decbr. 1845. Philadelphia 1844. 45. 8.

Transactions. Vol. IX. New series. Part II. Philadelphia 1845. gr. 4.

Dr. Dunglisons public discourse on Peter S. Du Ponceau. Octbr. 25. 1844. 8.

Von der k. preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen im Monat Januar und Februar 1847. Berlin 1847. 8.

Von dem Lyceum of natural history of New-York:

Annals. Vol IV. February 1846. No. 5. New-York 1846. 8.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. XXIV. No. 2 — 9 incl. Janvier — Mars 1847. Paris 1847. 4.

Durch Se. Durchlaucht den Herrn Fürsten von Metternich in Wien:

Die Cephalopoden des Salzkammergutes aus der Sammlung Sr. Durchlaucht des Fürsten von Metternich. Ein Beytrag zur Paläontologie der Alpen von Franz Ritter von Hauer, k. k. Bergwes. Praktik. Mit einem Vorworte von dem k. k. Bergrath W. Haidinger. Wien 1846. gr. 4.

Von dem Hrn. Dr. H. Mr. Malten in Frankfurt a/M.:

Neueste Weltkunde. Erstes Beylage-Heft. 1847. Frankfurt a/M. 1847. 8.

Von der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag:

Abhandlungen. Fünfter Folge 4. Band von den Jahren 1845 — 46. Prag 1847. 4.

Von dem Hrn. Superintendenten M. J. Maury in Washington:

Astronomical observations made during the year 1845 at the national observatory Washington; under the direction of M. Maury. Vol. I. Washington 1846. 4.

Von der Academy of natural sciences of Philadelphia:

Proceedings. Vol. 3. No. 4. 5. July—October 1846. Philadelphia 1846. 8.

Von dem landwirthschaftlichen Vereine in Bayern in München:

Centralblatt. März 1847. München 1847. 8.

Von dem Hrn. Professor A. Grunert in Greifswald:

Archiv der Mathematik und Physik. 9. Theil. 2. Heft. Greifswald 1847. 8.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1847. Nr. 23.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Juni.

Nro. 116. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Einige Bemerkungen über den Ursprung der phosphorsauren Salze im organischen Reiche von Gustav Bischof.

(Schluß.)

Die Zeit und die großen Massen Wassers, welche in der Natur circuliren, sind es, welche die Wirkungen multipliciren. Schwerlich wird ein unbefangener Naturforscher zu dem Ausrufe kommen: auf solche Weise können die ungeheuren Quantitäten phosphorsauren Kalkes, welche sich in den organischen Strichen im Kreislaufe befinden, und welche in den organischen Ueberresten der sedimentären Formationen vergraben liegen, nicht in dieses Reich gekommen seyn. Eine solcher Ausruf würde, abgesehen davon, daß in der Vorzeit uns unbekannte Quellen phosphorsaurer Verbindungen im Mineralreiche vorhanden gewesen seyn konnten, zu der abgedroschenen Umwandlungs-Hypothese führen, daß die Pflanzen und Thiere alles machen können, was sie brauchen, daß jene auf unorganischem Boden wachsen, bloß um zu existiren oder einen Standort zu haben. Wer die so ausserordentliche Verbreitung der Phosphorsäure im unorganischen Reiche, wie sie die neuern Untersuchungen dargethan haben, etwa für ein Spiel der Natur halten, und neben der Extraction phosphorsauren Kalks durch kohlensaure Wasser noch ein Produciren in Pflanzen und Thieren aus anderen unorganischen oder gar organischen Bestandtheilen annehmen will, mit dem kann man nicht rechten: er ist eben so wenig zu bekehren, wie der Mohr weiß zu waschen. Doch glücklicher oder unglücklicher Weise sind es nur einige unter den Aerzten, welche solchen Umwandlungs-Ideen noch huldigen.

Alle löslichen Salze auf Erden müssen sich nach unwiderleglichen theoretischen Gründen im Meere vorfinden, und man findet sie auch, wenn man nur darnach sucht. Würde derjenige, welcher weiß, daß der thierische Organismus phosphorsauren Kalk, eben so wenig wie irgend einen andern unorganischen Bestandtheil machen kann, an der Gegenwart jenes Salzes im Meerwasser zweifeln, wenn er an die Myriaden von Seegeschöpfen denkt, welche in ihm wohnen? — Daß solche Schlußfolgen stets unwiderlegliche seyn werden, zeigen neuere Analysen des Meerwassers. So fand Clemm in dem bey Barmouth, an der Küste von Nord-Wales [24]), wirklich phosphorsaure Kalkerde in sehr geringer, unbestimmbarer Menge; ebenso fand Forchhammer [25]), daß alles Meerwasser, nach dem Filtriren, kohlensauren und phosphorsauren Kalk aufgelöst enthält.

Als ich jene Versuche, deren Resultate mitgetheilt wurden, eben beendigt hatte, kam mir Dummas Note sur le transport du phosphate de chaux danz les êtres organises [26]) zu Gesicht. Dieser Chemiker kommt gleichfalls zu dem Schlusse, daß die Kohlensäure das wahre Auflösungsmittel des phosphorsauren Kalks sey, und dieses Phosphat in das Pflanzenreich führe. Er erklärt hieraus, wie die Knochen sich nach und nach alteriren und, im Boden liegend in dem mit Kohlensäure beladenen Regenwasser, im thierischen Organismus in dem an Kohlensäure reichen venösen Blut sich wieder auflösen, und wie der Schmelz der Zähne durch seinen Fluorcalcium-Gehalt die Knochensubstanz gegen die aus den Lungen sich entwickelnde Kohlensäure schützt. Lassaigne [27]) bestimmte, durch diese Bemerkungen veranlaßt, die Löslichkeit der basisch phosphorsauren Kalkerde in kohlensaurem Wasser und fand 1 Th. von jener in 1333 Th.

24) Journ. f. pract. Chem. XXXIV. 185.
25) Berzelius Jahresb. Jahrg. XXVI. S. 393.
26) Compt. rend. T. XXIII. P. 1018.
27) Ebend. P. 1019.

von diesem aufgelöst, welches sehr nahe mit meinem fünften Versuche übereinstimmt.

Calculationen bey geologischen Untersuchungen, wenn sie auch kaum zu approximativen Resultaten führen, sind stets von Interesse; denn in den meisten Fällen zeigen sie, ob irgend eine immer fortwirkende, wenn auch, dem Anscheine nach, geringfügige Ursache eine großartige Wirkung hervorbringen könne. Es fehlen uns die Data, um eine durchschnittliche Zahl für die Menge der phosphorsauren Kalkerde in der Ackererde, in welcher sie in beständiger Circulation von dieser in das Pflanzen- und Thierreich und durch den Dünger zurück in sie sind, fest zu stellen. Es hat aber keine Schwierigkeit, diejenige Quantität phosphorsauren Kalks approximativ zu berechnen, welche der Ackererde durch das Thierreich für einen gewissen Zeitraum entzogen wird. Dieß ist diejenige Menge, welche in die Knochen der Menschen übergeht; denn die der Thiere sind mehr oder weniger in jenem Kreislaufe begriffen.

Führen wir diese Rechnung für die 40 Millionen Menschen, welche auf der Bodenfläche von 11456 geogr. Quadratmeilen der deutschen Bundesstaaten wohnen: so finden wir, daß auf 160064 Quadratfuß Rheinisch Ein Mensch kommt. Setzen wir durchschnittlich die Knochenmasse des Menschen zu 10 Pf. Knochen: so ist diese Zahl, da sie sich auf das Mittel zwischen erwachsenen Männern und Frauen bezieht, ein Maximum. Darin sind enthalten an phosphorsaurem und kohlensaurem Kalk und phosphorsaurer Magnesia 6,55 Pf. Setzen wir dafür approximativ ein gleiches Gewicht, so ergiebt sich, daß diese 6,55 Pfd. auf jener Fläche von 160064 Quadratfuß eine Schicht von 0,000027 Linien Höhe bilden würde. Wäre daher Deutschland seit Adam's Zeiten von 40 Millionen Menschen bewohnt gewesen, und wäre nichts von den Knochen derselben in die bebaute Ackererde zurückgekehrt, sondern alles auf den Kirchhöfen begraben geblieben: so würde doch nur eine Apatit-Schicht von 0,16 Linien Höhe der Bodenfläche Deutschland's entzogen worden seyn. Man sieht, wie selbst die sparsamste Verbreitung des Apatits in den krystallinischen Gesteinen eine unerschöpfliche Quelle phosphorsauren Kalkes für die ganze organische Natur ist.

Welche Quantitäten phosphorsaurer Salze die Quellen auf die Erde bringen, zeigen unter andern die heißen Wasser Carlsbad's. Setzen wir in Berzelius's Analyse den phosphorsauren Kalk und die phosphorsaure Thonerde zusammengenommen für Apatit: so liefern diese Gewässer jährlich 55,6 Pf., von diesem Fossil und dieß reicht hin, um $8\frac{1}{2}$ Menschen ihre Knochen zu liefern. Seit Adam's Zeiten haben diese Gewässer die Knochenmasse für nahe 50000 Menschen geliefert.

Uebrigens sind Carlsbad's Wasser sehr arm an phosphorsauren Salzen. Es giebt Quellen, welche bey weitem mehr davon enthalten. So finden sich in dem Wasser eines artesischen Brunnens zu Wildegg im Canton Aargau in der Schweiz fast 5 Mal so viel phosphorsaure Salze (phosphorsaurer Kalk und phosphorsaure Magnesia) in gleicher Wassermenge, als in Carlsbad's Sprudel. In dem Wasser eines Bohrbrunens in der Brauerey von Combe und Delafield, welches man bey Durchbohrung des Thons im Becken von London aus der Kreide erhielt, und das nach Graham [28]) ungefähr so viel phosphorsaure Salze, wie Carlsbad's Sprudel enthält, geht die Vegetation der grünen Conserven (vielleicht Infusorien?) außerordentlich schnell von Statten. Es ist wohl einer weiteren Untersuchung werth, ob nicht die günstige Wirkung mancher Gewässer bey der Bewässerung von Phosphorsäure herrührt.

Sitzung der historischen Klasse am 21. April 1847.

1.

Hr. Prof. Höfler hielt folgenden Vortrag über vier bisher noch nicht untersuchte Weltkarten, angeblich aus dem sechszehnten Jahrhunderte.

Das k. General-Conservatorium der Armee besitzt vier auf große Pergamentstreifen gezeichnete, vielfach mit Farben verzierte Weltkarten, welche auf den ersten Blick dem Ende des fünfzehnten oder Anfang des sechszehnten Jahrhunderts zugewiesen werden müssen. Drey von ihnen sind im Cataloge der Kartensammlung des Conservatoriums als Arbeiten Saluats von Palestrina angeführt, und wirklich enthält auch eine die Aufschrift:

Saluat de Pilestrina en Mallorques en lay MDXI.

Obwohl schon Karten aus diesem Jahre nicht geradezu zu den häufigen gehören, so berechtigen

28) L'Institut 1846 No. 634.

doch mehrfache Gründe, die besterhaltene und genaueste für mindestens 50 Jahre älter zu erachten. Ich erwähne im Voraus, daß alle in portugiesischer Sprache abgefaßt sind, vorzüglich die portugiesischen Entdeckungen in Afrika, Asien und Amerika, und zwar nicht blos in Süd-, sondern auch in Nord-Amerika, und daß die Küsten ein fast ununterbrochenes Namenregister enthalten, wobey die bedeutendern Plätze mit rother Farbe, die minder bedeutenden mit dunkler Farbe angegeben sind. In den beyden von mir consultirten Werken, Zurlà di Marco Polo e degli altri viaggiatori più illustri dissertazioni (Venet. 1818 fol.) und Santarem memoria sobre a prioridade dos descobrimentes portuguezes na corta d'Africa oriental, Paris 1841, habe ich übrigens weder über Saluat di Pilestrina — offenbar ein Italiener aus Palestrina — noch über diese Karten einen Aufschluß gefunden.

Die interessanteste unter den vieren ist eine dem Volumen nach minder bedeutende, Europa, Vorderasien und Afrika bis zum rio di Gambia enthaltend.

Die Frage ist, aus welcher Zeit.

Wir beantworten dieselbe, indem wir die Staaten anführen, welche daselbst angegeben sind.

Irland, Schottland, England sind nur mit dem Landeswappen bezeichnet. Scandinavien ist ohne alle Wappen und die Küstenumrisse des balt. Meeres sind überaus fehlerhaft. Von den europäischen Reichen sind angegeben durch Figuren der Herrscher und ihre Wappen:

Spanien (Rey de Ispania);
Frankreich (Rey de Francia);
Deutschland (Emperor de Alamana);
Ungarn (Rey de Ungria);
Polen und Böhmen (Rey de Polonia et boemia);
Rußland (Rey de Rossia);
Tartarey (Grancha de Tartaria).

Durch Standarten und zum Theil durch Städteabbildung: Barcelona, Avignon, Genua, Venedig, Rom, Corsica als genuesisch, Mallorka, Sardinien, Sicilien als aragonesisch. Besondere Fahnen sind bey Senya am adriat. Meere, bey Ragusa und Thessalonich. Die Küsten des Archipelagus, des schwarzen und azowischen Meeres sind äußerst sorgfältig mit Namen beschrieben. Nicht eine Insel des ägeischen Meeres dürfte abgehen, ja es möchten wenige Karten der neueren Zeit in Bezug auf den Archipelagus und seine Küsten genauer seyn. Auf Galata, Tana, Savastropoli weht noch die genues. Fahne, auf Constantinopel und Traposonda die kaiserl. griechische. Rhodus ist mit dem Kreuz der Johanniter bezeichnet, Chios mit dem genuesischen. Der Rey de Turquia sitzt noch behaglich in Kleinasien. Die europäischen Inseln aber sind bald blau, bald roth oder braun, selbst grün gemalt (wie Sicilien und Cyprus), ohne daß man einen Grund dafür angeben könnte. In Afrika ist der „solda de Babillonia", der „preste Johann d'India", der „rey de Urgana", der „rey de Nubia", der „rey de Ghinea", letzterer, weiß wie Europäer, dargestellt. Eine grüne Fahne mit Streifen weht auf Cap „buxador", die portugiesische auf „targa" oder „seupta", die castillianische auf „Melilla", eine mit dem Drudenfuß auf vrisd vor Algier und auf Zedicho an der Syrte, die aragonesische auf Bugia, ein zweyfacher Halbmond auf Tunis, ein einfacher auf „Capis" die aragonesische auf Tripolis, eine weiße Fahne mit blauen Franzen auf Colometa, der einfache Halbmond auf „lucho". Im Westen sind nur die Azoren mit der portug. Flagge, die canarischen und Cap verdischen Inseln.

Hinter Islanda ist Silanda, zwischen beyden porlanda und neonie, von Irland westlich brazil, noch westlicher zwischen brazil und Terceira die Insel de Maydj.

Dann folgt der obenerwähnte Streif:

Saluat de Pilestrina en Mallorques en lāy MDXI.

Aus den historischen Daten der Entdeckung der Gambiamündung um 1446, der Vereinigung Böhmens und Polen, was unter Casimir 1437, und unter Ladislaus 1471 stattfand, der noch bestehenden Unabhängigkeit von Trapezunt und Constantinopel, wovon das eine 1461, das andere 1453 in die Hände der Osmanen fiel; dann da die Genuesen erst 1477 Caffa, Scio erst 1566 verloren, geht deutlich hervor, daß die Karte im fünfzehnten Jahrhunderte,

ja vor der Eroberung von Constantinopel verfertigt wurde, und wenn Saluat das Jahr 1511 hinzufügt, so möchte dieß nur beweisen, daß er wenigstens für den östlichen Theil eine genaue Karte der früheren Periode copirte, wir somit daran eine genaue Karte des Schauplatzes jenes Zeitraumes der Geschichte haben, wo unter den größten Wehen das Mittelalter die neuere Zeit gebar.

Für die Küsten des mittelländischen, schwarzen und atlantischen Meeres mag sie noch jetzt von größter Bedeutung seyn. Da fehlt kaum ein Inselchen, kein Küstenplatz, Klippe oder Sandbank, so daß man sieht, die Karte ist für Seefahrer gemacht und vom größten Werthe für diese. Möchten doch die vielen Namen an den Küsten eine genauere Untersuchung und sorgfältige Vergleichung mit den bereits bekannten Daten finden.

Eine zweyte höchst interessante Karte stellt den Schauplatz der Fahrten der Portugiesen und ihrer Niederlassungen von der Westküste Afrikas, dem ryo de Manikongo, bis zu den Molukken dar. Die Gegenden, welche sie nicht selbst besuchten, sind nur angedeutet, die andern mit Farbe ausgeführt, so daß grün anzeigt, wie weit sie landeinwärts drangen; ob blau ihre, und roth die türkischen Niederlassungen, anzeigen, scheint bejaht und verneint werden zu können. Vasco's Namen findet sich vor; gleichwohl ist die Küste von Bengalen nur angedeutet, der letzte Ort der asiat. Küste ist san capuca. Das rothe Meer ist ganz, das persische zum Theil angegeben. Alle Küsten, Sandbänke, Klippen sind mit gewohnter Ausführlichkeit, die Niederlassungen der Portugiesen noch besonders mit 2 portugiesischen Fahnen geziert. — Die Karte hat nahe an 5 Fuß Breite.

Eine dritte ist für Amerika und Afrika von besonderer Wichtigkeit.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in den Sitzungen der historischen Classe in den Monaten Januar bis April 1847 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von dem Vereine für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens in Münster:

Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde. 9. Band. Münster 1846. 8.

Von den beyden historischen Vereinen des Kurfürstenthums und Großherzogthums Hessen:

Periodische Blätter. No. 2. Kassel 1846. 8.

Von der Société française pour la conservation et description des monuments nationaux à Caen:

Bulletin monumental etc. dirigé par M. de Caumont. 12 Vol. No. 8. Vol. 13. No. 1 — 3. Caen, Paris 1846. 8.

Von dem Herrn Dr. Joseph von Würth in Wien:

Das Stadtrecht von Wiener-Neustadt aus dem 13. Jahrh. Ein Beytrag zur österreichischen Rechtsgeschichte. Wien 1846. 8.

Von dem Herrn Dr. Foelix, Advokat in Paris:

Revue de droit français et étranger. Tom. III. 12. livr. Tom. IV. livr. 1 — 4. Paris 1846. 8.

Von dem Herrn Dr. W. Bensen, Rector in Rothenburg a/T.:

Die Proletarier. Eine historische Denkschrift. Stuttgart 1847. 8.

Von dem hennebergischen alterthumsforschenden Verein in Meiningen:

Einladungsschrift zur 14. Jahresfeyer des Vereins, 14. Nov. 1846.

Ahnherrinnen deutscher Regentenfamilien aus dem gräflich hennebergischen Haus. Meiningen 1846. 4.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1847 Nr. 24.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Juni.
Nro. 117. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber vier bisher noch nicht untersuchte Weltkarten, angeblich aus dem sechszehnten Jahrhundert.

(Schluß.)

Bey der westindischen Küste ist antilhas de Castela geschrieben und vom festen Lande von Amerika die Küste vom cap de Santa maria bis zum cap Mosquito bezeichnet. Mit der letzten tritt eine Lücke ein. Doch ist Land noch nördlich und zwar grün angegeben. Deutlich erkennt man die Küste von Florida, und hinter derselben sagt die Schrift: „tera di mini.“ Nach einer Lücke gegen Nordwesten sind wieder zwey grüne Streifen, der eine von Süden nach Norden streifend, der andere von Westen nach Osten. Bey dem ersten ist an der Südspitze geschrieben: „tera que foy decuberta par bertõmẽs.“ Eine andere Inschrift nennt das Land Bacalnaos, und hinter dieser folgt eine Erklärung: „terram istam gaspar corte Regalis portugalensis primo invenit et secum tulit homines silvestres et ursos albos. In ea este maxima multitudo animalium et avium nec non et pescium, qui anno sequenti naufragium perpessus nunquam rediit, similiter et fratri ejus micaeli anno sequenti contigit.“ Bey dem zweyten Streife heißt es: „do Lavrador,“ und hinten: „terram istam portugalenses viderunt atamen non intraverunt.“

Die Landenge von Panama ist angegeben; hinter ihr sind Schiffe und die Inschrift: „Mar. visto pelos castelhanos.“ Dann seitwärts „Brasill“ mit der Inschrift: „hanc terra (sic) magis australiorem brasilli a ligno quod ab ea copiose defertur nuncupatam case divi emanuelis portugalie regis inventam anno salutis 1500. Contingens vero occidentalis cum suis insulis adjacentibus colombus Januensis auspitio Ferdinandi et elizabes Castelle regum nobis cognitum fecit anno partus virginei 1492. In utraque earum viri simul et femine non aliter quam eos mater peperit ire assueverunt. In eis arbores, herbe, animalia, abesque que nostris dissimilles quam (sic) solus Ysidorus ethymol. libr. 14 c. 5. memorat dicens extra tres autem partes orbis quarta partes (sic) trans occianum interior este in meridie que solis ardore nobis incognita est etc.“

Von Asien herwärts reichen westlich noch herein Inseln mit der Aufschrift: „ilhas de maluqua dom de vemhode vemhocrabo, und nördlich von diesen ein großes Stück Land mit den Inseln bareiras und labatianias, und der Hauptbenennung Chis (Japan).

Südasien ist bis zu dem chinesischen Gestade (Insel Cabe ist die letzte Benennung) genau verzeichnet und überall die portugiesische Flagge aufgestellt, wo die Portugiesen Besitzungen hatten. Von den Inseln: Camatara, Ilhas dos Gaos mit besonderer Anführung von Java, simbaba und ilha do fogos oder fegos, Ceilam als Goldland. Dann Malaca, cosmim, bengala mit dem von Norden nach Süden fließenden Bramaputra statt des Ganges. Dem Westen entlang: cochim, calecu, anor, ilhas de Goa, caul

din, die Goldinsel ilha durmuz und baharem mit der portug. Fahne. Inner-Asien, Persien, Mesopotamien sind möglichst verwirrt, nichts als Flüsse und grüne Flecken. Das Zelt des Türken ist auf dieser Karte bereits im byzant. Reiche aufgeschlagen, die kaiserl. Fahne mit dem Adler auf goldenem Grunde befindet sich in Rußland „Uroda." Die andere kaiserliche Fahne mit Alemanha nördlich von filape, poilalant, cugelant, Umalant, suesia, gothia, noroega. Sonst mag Europa im richtigen Verhältnisse zu Asien und Afrika gezeichnet seyn.

Afrika hat 8 Inschriften; 4 westlich:

1. „Athlas mons major qui cum ceteris montibus sibi junctis vulgariter montes claros. In quibus maxime populationes et civitates et maximi belatores per valles istius montis. Sara (ceni) et susmauri vadunt mercatores ad terram Regis meli pro auro nec non ad civitatem suam sanctam mecham."

2. „Rex meli dominus quoque guynee et zeneguey potens est valde propter habumdanciam auri quod ibi invenitur ethiops niger et crispus cum omni populo suo et mohametanus."

3. „Rex organa potens et amicus christianorum bellaque continue gerens contra arabes vel potius alaibes silvestres et contra regem nubie habundant in dactilis et auro; terra que sua quasi tota est arenosa. Ethiops niger cum omni populo suo."

4. „Rex nubie potens valde et male fame tamquam semper qui belat Christianos abassinos. Ethiops niger cum omni populo suo."

5. Eine nördlich neben der ersten: „Soltan rex egipti babilonia cayri potentissimus et dominus multarum gentium et terrarum seu egipti terre sancte et civitatis Jeherusalem (über welche das Panner von Genua schwebt) et meche Arabie felicis deserte ac petre."

Seitwärts von dieser am mare rubrum, 6. „hic filii israel ex egypto sicco pede pertransierunt; mare istud rubrum dicunt quod abet aliqua litora rubia et tempore tempestuoso mare istud efficitur aliquantulum rubrum a quo et nomen sortitum est."

In der Mitte, 7.: „Rex abissie potentissimus et christianus habens sub se reges et duces cujus dominium se extendit usque ad rubrum ex una parte et altera usque ad provinciam magnam manicongo quam nos falso nomine vocamur presbiterum Jeanem dimique Indie (sic). Ethiops niger et crispus modicum tendens valbedinem."

Seitwärts in der Bucht von Guinea, 8.: „Manicongo provincia maxime que auspicio divi Regis Joanis Portugalie, fuit inventa. Cujus rex audiens virtutes dicti regis volensque ei conformari in omnibus fecit se et populum suum baptizari cui Rex Portugalie demmisit maxima dona et etiam ea que ad fidem pertinent ditissiam nec non sacerdotes et religiosos etc. hec provincia habet magna deserta arenosa. In quibus degunt permaxime serpentes. Ethiops niger cum omni populo suo; proximis vero annis habuit bellum cum rege abassie Christiano."

Eine vierte, etwa 3 — 4 Schuh lange Karte reicht vom Nordpol oder eigentlich engronelant bis zur Südspitze Afrika's, und auf der östlichen Küste dieses Erdtheiles bis zum rio do infante. Oestlich ist noch das arabische Meer, westlich sind Theile von Brasilien, vom rio de camanca bis sam Roq, von Westindien nichts, wohl aber von Nordamerika — terra de corte reall — von ihrem portugiesischen Entdecker, und alle Caps angegeben, welche dieser besucht zu haben scheint: vom cabo de conception im Süden zu baya de santa cyria (lucia), cabo de San Antonio, Rio de rosa, ilha do frey luis, Ilha emcorporada, baxos do medio. Dazu noch ein Theil des eigentlichen Grönlandes mit capo de Mirame et lexame, cabo de Spiritu Santo, cabo de San Paolo.

Die europ. asiat. und afrik. Küsten sind wieder mit großer Genauigkeit angegeben und mit Namen wie übersäet, der Westen offenbar so gezeichnet, daß man die neuen Entdeckungen beliebig eintragen konnte, und die ganze Karte hat offenbar den Endzweck, die portugiesischen Entdeckungen an der amerikanischen Küste und die portugiesischen Besitzungen

in Afrika aufzuzeichnen. Möglich, daß sie dem Vertrage von Tordesillas voranging.

Ich habe nun, wie gesagt, sowohl Zurla (di Marco Polo e degli altri viaggiatori più illustri dissertazioni. Venet. 1818) als auch Santarem memoria sobre a prioridade dos descobrimentos portuguezes na costa d'Africa oriental, Paris 1841) untersucht, um Aufschlüsse über die Karten zu erlangen, mich jedoch vergeblich bemüht. Auch die, durch Servets daraus entnommenen Behauptungen über Moses in der Literatur und Reformationsgeschichte so berühmte Straßburger Ausgabe des Ptolemäus von Joh. Grieninger vom J. 1522 (die Karte von Deutschland weist jedoch nach, daß dieselbe 1518 verfaßt ist) mit den daselbst befindlichen Karten hat für meine Zwecke keine Aufschlüsse gegeben. Im Gegentheile sind vielmehr die erwähnten pergamentenen viel genauer, richtiger und selbst vielfach ausführlicher als die der Straßburger Ausgabe. Zugleich sind die asiatischen Karten der letztern voll fabelhafter Angaben und abenteuerlicher Beschreibungen, während die pergamentenen ein nüchternes Studium verrathen. Bereits untersuchte sie nach meinem Wunsche Hr. Prof. Tafel von dem Standpunkte der byzantinischen Geschichte aus, und fand den einen der von ihm herausgegebenen Periplen daselbst benützt. Derselbe Gelehrte stimmt mit mir überein, daß eine nähere Untersuchung durch mehrere Fachgelehrte stattfinden möchte und eine Herausgabe derselben durch Lithographie in hohem Grade wünschenswerth wäre. Dann aber müßte auch wohl eine Vergleichung mit einem Atlas auf Pergament, welcher sich in der k. Universitätsbibliothek zu München (in 8.) vorfindet, und der schönen Weltkarte vom J. 1506 vorgenommen werden, welche in der Cimeliensammlung der k. Hof- und Staatsbibliothek aufbewahrt wird.

2.

Der Sekretär der Classe theilt folgende Bemerkung mit:

Ueber die Stelle des Tacitus, „ut non modo casus eventusque rerum, qui plerumque fortuiti sunt, sed ratio etiam caussaeque noscantur.“ Hist. I. 4.

In dieser Stelle haben mehrere Ausleger, Justus Lipsius voran, zwischen der ersten und der andern Hälfte einen Widerspruch gefunden, der sich nicht anders heben ließe, als durch Einschaltung von haud zwischen plerumque und fortuiti.

Meines Erachtens ist dieß weder nothwendig noch zuläßig. Nicht zuläßig, weil durch die Einschaltung der Vordersatz müßig würde, so daß er mit dem Nachsatze zusammenfiele, der ihm ganz vergebens durch sed etiam entgegengestellt wäre; was bey Tacitus wenigstens sonst nicht vorkommt. Aber auch nicht nothwendig. Lipsius und die ihm folgen, beziehen ratio caussaeque auf casus eventusque; und das angenommen, zeigt sich allerdings ein herber Widerspruch. Allein es steht nichts entgegen, daß man ratio caussaeque nur auf rerum beziehe, wie, meines Wissens, Walther in seiner Ausgabe zuerst gethan hat. Res im Pluralis bedeutet das Ganze einer Geschichte oder eines Zustandes. So findet sich bey demselben Autor (Dial. de orat. c. 30) motus caussaeque rerum für Geschichte und Ann. III. 3 braucht er für Geschichtschreiber auctores rerum. Vorliegende Stelle übersetze ich nun so:

> Auf daß man von der Geschichte nicht allein Vorfälle und Ereignisse, welche meist zufällig sind, sondern auch Wesen und Grund kennen lerne.

Sie sagt nicht, überhaupt sey zufällig, was sich zutrage und ereigne, sondern nur, das sey es meist. Und daß dem so ist, bezeugt jedes große Blatt der Weltgeschichte. Zwar eigentlicher Zufall wird von einer besseren Einsicht und Ueberzeugung nicht anerkannt; solchen hat auch vermuthlich Tacitus selbst nicht im Sinne gehabt, wie aus anderen Stellen, z. B. Ann. XVI. 16 zu schließen ist. Zufällig scheint hier eine Begebenheit zu heißen, deren Ursache man in Gleichzeitigem oder Vorangegangenem nicht entdecken kann. Dieser Art sind bey weitem die meisten Begebenheiten; weßhalb, so viel Anziehen-

des ihre Beschreibung haben mag, wenig lehrreiches daran zu seyn pflegt. Wie sie gemeiniglich nicht als hervorgebracht erscheinen, eben so wenig auch als hervorbringend. Sie können aufhalten oder beschleunigen, nicht abwenden oder umkehren. Dagegen ist, was in vorliegender Stelle Wesen und Grund genannt wird, die Gewalt der Dinge, die einen Zustand erzeugt, aus welchem zwar nicht einzelne Begebenheiten, der Mehrzahl nach, aber die umfassenden und entscheidenden Ereignisse stammen. So ist z. B. für das Geschick des Reiches Juda von weit größerem Gewicht, daß auch die besten Könige nicht vermochten, das Räuchern auf den Höhen abzustellen, als irgend eines der uns bekannten Ereignisse. Vor dieser Gewalt der Dinge tritt die Wichtigkeit einzelner Begebenheiten so zurück, daß zuweilen sogar auf den Ausschlag, ob er so oder anders falle, wenig ankommt, weil dadurch, bey allem Wechsel der Gestalten, keine wesentliche Veränderung bewirkt wird. Der Untergang der römischen Freyheit war gewiß, mochte Pompejus und nach ihm seine Söhne, oder Cäsar obsiegen. Dieß erkannte Cicero und sprach es zwar nicht öffentlich doch gegen Vertraute mehr als einmal aus. Est res in eum locum adducta ut, quanquam multum intersit inter eorum caussas qui dimicant, tamen inter victorias non multum interfuturum putem. Ad fam. V. 21. Auch IV. 9, VI. 3. 4. IX. 6.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der historischen Classe in den Monaten Januar bis April 1847 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Die Jahresberichte und Verhandlungen der historischen Vereine

von Mittelfranken (15. Jahresbericht. Ansbach 1846. 4.)

" " von Oberpfalz und Regensburg (Verhandlungen 10. Bd. Regensburg 1846.)

Die Jahresberichte und Verhandlungen der historischen Vereine

der Pfalz (zweyter Bericht. Speier 1847. 4.)

" " von Unterfranken und Aschaffenburg (Archiv 9. Bd. 2. Heft. Würzburg 1847. 8.)

Von der Société de l'histoire de France à Paris:

Bulletin. No. 12. Novbr. — Decbr. 1846. Janv. — Mars 1847. Paris 1846. 1847. 8.

Von dem Hrn. Constantin Schina in Athen:

Ἱστορία τῶν Ἀρχαίων Ἐθνῶν. Ἀθήνησιν 1845. 8.

Von der antiquarischen Gesellschaft in Zürich:

Mittheilungen. XI. 3. Bd. 5. Heft. Zürich 1846. 4.

Von dem Vereine für hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel:

Zeitschrift. 2. Supplement. 11. und letztes Heft. Kassel 1847. 8.

Periodische Blätter für die beyden historischen Vereine des Kurfürstenthums und des Großherzogthums Hessen. Januar 1847. 8.

Von der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag:

Abhandlungen. 5. Folge. 4. Band. Prag 1847. 4.

Von dem Württembergischen Verein in Stuttgart:

Jahreshefte: 3. Heft. Stuttgart 1846. gr. Fol.

Die Heidengräber am Lupfen (bey Oberflacht). Aus Auftrag des Württembergischen Alterthums-Vereins geöffnet und beschrieben von dem k. W. Hauptm. v. Dürrich und Dr. Menzel. Stuttg. 1847. 4.

Von dem Hrn. Dr. Vogel in Wien:

Balladen, Romanzen, Sagen und Legenden. Wien 1846. 8.

Dom-Sagen. Wien 1845. 8.

Klänge und Bilder aus Ungarn. Wien 1844. 8.

Die ältesten Volksmährchen der Russen. Wien 1841. 8.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Juni.

Nro. 118. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Voyages of discovery and research within the arctic regions from the year 1818 to the present time, by Sir John Barrow. London 1846.

Das hier genannte Werk ist eben so merkwürdig durch seinen Inhalt, als durch die Persönlichkeit seines Verfassers. Derselbe Mann, der schon vor 60 Jahren bey seinen Seefahrten in das grönländische Meer und an die Küste von Spitzbergen, dann nach China und Cochinchina dem Wechsel des Klimas der Polarzone mit jenem der Wendekreise sich aussetzte, derselbe, der bereits vor fünzig Jahren zuerst durch seine Reisebeschreibung in das Innere von Südafrika, so wie später durch mehrere ähnliche Werke einen bedeutenden Namen als Schriftsteller sich erworben, der tritt als solcher noch einmal hier in diesem Buche auf, das er in einem Alter von 82 Jahren mit wahrhaft jugendlicher Frische und Lebendigkeit geschrieben. Welcher Andre hätte freylich alle die See- und Landreisen, die zur Erforschung des nördlichen Eismeeres und einer vielleicht möglichen Durchfahrt aus dem atlantischen in das stille Meer seit 1818 gemacht wurden, besser beschreiben können als Sir John Barrow, welcher schon frühe auf seiner Fahrt nach Norden das Polarmeer mit seinen Gefahren bis zum 80. Grad n. Br. kennen gelernt hatte, dann seit 40 Jahren als Secretär der englischen Admiralität nicht bloß Gelegenheit fand, alle Berichte der Seefahrer seiner Nation genau kennen zu lernen, sondern der zu den meisten Entdeckungsreisen, die er in seinem Buche beschreibt, die erste Anregung gab, so wie den Plan entwarf. Kein andrer Mann in England hat mit einer solchen Wißbegier und zugleich mit einer solchen wahrhaft väterlichen Theilnahme die kühnen Seemänner Parry, Franklin, Richardson uud Back auf ihren Reisen begleitet als Barrow, keiner konnte deßhalb auch die Thaten derselben mit solcher Wärme und Lebendigkeit beschreiben. —

Das Jahr 1816, das durch seine vorherrschend nasse Witterung für die meisten Länder von Europa ein Jahr des Mißwachses und der Theurung wurde, ist für das nördliche Polarmeer eines der merkwürdigsten der ganzen neueren Zeit gewesen. Jene ungeheuren Eismassen, welche vielleicht seit Jahrhunderten an der Ostküste von Grönland sich erzeugt und festgesetzt hatten, wurden in den Jahren 1815 und 1816 auf einmal von ihrer alten Wohnstätte losgerissen und hinweggeführt; da, wo man früher nichts gesehen hatte als eine feste, zusammenhängende Eisdecke, fanden die Seefahrer im Jahre 1817 zwischen dem 74. bis 80. Grad der Breite und von 0° bis jenseit 10° der Länge von Greenwich ein vom Eise vollkommen freyes, offnes Meer, das über einen Flächeninhalt von 18,000 englischen Quadratmeilen sich ausdehnte. Ja der jüngere Scoresby nahete sich in dem genannten Jahre ungehindert unter dem 74. Breitegrad der Ostküste von Grönland, an welcher nur noch wenig Reste von Eis bemerkbar waren.

In derselben Zeit jedoch, in welcher das Polareis seinen gewöhnlichen Sitz verlassen hatte, sah man dasselbe in Gestalt großer Inseln in Gegenden erscheinen, dahin dasselbe, so weit die Erinnerung

der ältesten Leute reichte, früher niemals gekommen war. Schiffe, welche aus Ostindien und Amerika zurückkehrten, so wie andre, welche von Halifax nach Neufoundland segelten, begegneten zum Theil in der Breite von 40 Grad schwimmenden Eismassen, die sich bis über 100, ja bis zu 200 Fuß Höhe über das Meer erhoben und einen Umfang von mehreren Meilen einnahmen. Ein Schiff im Dienste der altgrönländischen Mission wurde an der Küste von Labrador im Sommer 1816 eilf Tage lang zwischen Eistafeln und Eisberge eingeschlossen, auf deren manchem mächtige Felsenmassen, Schutt und abgerissenes Erdreich so wie Baumstücke aufgehäuft lagen. Die Küsten und Buchten von Island wurden im Sommer 1816 und dann noch einmal 1817 durch das aus Nordwesten herantreibende Eis so umlagert, daß die Schiffahrt so wie der auswärtige Verkehr der Insel für längere Zeit ganz gehemmt und gesperrt war.

Was die Veranlassung zu dieser gewaltigen Veränderung gegeben habe, das hat sich zwar durch unmittelbare Beobachtung nicht ergründen lassen, doch deuten manche Anzeichen darauf hin, daß vulkanische Kräfte und Erdbeben an dem Losreißen der Eismassen vom Meeresgrund und von der Felsenküste den vorzüglichsten Antheil hatten. Mochten die Ursachen der gewaltigen Bewegungen der hochnordischen Natur gewesen seyn welche sie wollten, gewiß ist es, daß sie in der englischen Nation Bewegungen von andrer, geistiger Art hervorriefen, deren Richtung nicht wie die der Eismassen von Nordwest nach Südost, sondern umgekehrt von Südost nach Nordwest gieng, indem die Berichte von dem unerwarteten Aufgehen einer bis dahin für die Schiffahrt verschlossenen Region des Eismeeres den alten Plan einer Umschiffung des nördlichen Küstensaumes von Amerika von neuem in Anregung brachten. Barrow, der Verfasser des vor uns liegenden Werkes war es, der den großen Gedanken auffäßte und im Verein mit dem berühmten Sir Joseph Banks und dem zu jedem ruhmwürdigen Unternehmen geneigten Lord Melville, Oberadmiral der Flotte, ihn zur ersten Ausführung brachte. Wäre es auch nur die wissenschaftliche Ausbeute allein gewesen, welche die Unternehmungen, die von 1818 an eine der andern zu demselben Zwecke gefolgt sind, errungen hätten, dann würde auch diese schon allein der aufgewendeten Mühen und Ausgaben werth erscheinen; aber der Gewinn verspricht noch ein für die Menschheit ungleich wichtigerer zu werden.

Nach zwey verschiedenen Seiten hin zugleich sendete England im Jahre 1818 Schiffe zur Erforschung der Küstengegenden des nördlichen Eismeeres aus. Zwey Schiffe der königlichen Marine, Isabella, von 385 Tonnen und der Alexander von 252 Tonnen, jenes mit 57, dieses mit 37 Mann sollten nach Baffins Bay segeln, um dort wenigstens den Eingang zu der oft besprochenen nordwestlichen Durchfahrt aus dem Ocean der einen Halbkugel in den der andren zu erspähen; zwey andre Schiffe: die Dorothea und der Trent, jene mit 55, dieser mit 38 Mann sollten die Westküste von Spitzbergen so wie das Meer zwischen da und der Ostküste von Grönland befahren und mit seemännischer Genauigkeit durchforschen. Die zuerst genannte Expedition war unter das Commando eines sonst ehrenwerthen zu einer solchen Entdeckungsreise jedoch nur wenig geeigneten Seemannes, des John Roß gestellt, den man nicht mit dem jüngeren, nachmals so berühmt gewordenen Namensverwandten, den Sir James Clarke Roß verwechseln darf, welcher sich damals noch als Schiffscadet am Bord der Isabella befand. Der Alexander stand unter dem Befehl des Lieutenant W. E. Parry, welcher späterhin ebenfalls die Welt von seinen Thaten viel reden gemacht hat.

John Roß war schon vor 32 Jahren (im J. 1786) in den Seedienst eingetreten, hatte jedoch in dieser ganzen Zeit niemals eine weitere Seereise gemacht als die Fahrten, welche man in England zu den nachbarlichsten zu rechnen pflegt, hierbey aber allerdings eine Gewandtheit im Vermeiden der Gefahren, welche einem Schiffe zwischen Klippen und Untiefen drohen können, erworben, daß, wenn es bloß darauf angekommen wäre, die ihm anvertrauten Schiffe sammt ihrer Mannschaft unverletzt und wohlbehalten hin und her zu geleiten, die Expedition keinem Tauglicheren übergeben werden konnte. Denn der vorsichtige Mann blieb selbst in der Baffinsbay, wo ihm doch die genaueste Untersuchung der etwa möglichen Durchfahrten obgelegen wäre, fast bestän-

dig in so scheuer Entfernung von der Küste, hielt sich so genau an die sichere Heerstraße, welche die in Menge vor seinen Schiffen hersegelnden Wallfischfänger einschlugen, kehrte, sobald die kalte Jahreszeit sich anmeldete, so schleunig wieder nach Hause zurück, daß er allerdings sich rühmen konnte, weder an Schiffen noch an der immer munter und wohlauf gebliebenen Mannschaft den mindesten Schaden gelitten zu haben. Mehr noch als die vergeblich auf die Ausrüstung zu dieser Spazierfahrt verwendeten Geldkosten hatte man die nutzlose Mitgabe jener geistigen Kräfte zu bedauern, welche unter John Roß wohlbedächtiger Leitung zu der Rolle müssiger Zuschauer verurtheilt waren. Unter ihnen nennen wir nur außer Parry, dessen großes Talent sich bald nachher eine eigne Bahn des Ruhmes gebrochen, den auch als Physiker berühmten nachmaligen Capitän Sabine, den Lieutenant William Robertson und den naturgeschichtlichen Forscher Alexander Fischer. John Roß lief am 18. April mit seinen Schiffen von der Themse aus, hatte nach einer im Ganzen sehr glücklichen Fahrt schon die Ostseite der Davisstraße erreicht und kam gegen Ende des Novembers nach England zurück, ohne etwas der Bemerkung werthes, wesentlich Neues zur Bereicherung der Erdkunde und zur Beantwortung der Frage über die Möglichkeit einer Nordwest-Durchfahrt aufgefunden zu haben.

Die andre Expedition des Jahres 1818, welche zur Durchforschung des Meeres und der Küstengegenden zwischen Spitzbergen und Grönland und zu einer möglichst weiten Annäherung an den Nordpol bestimmt war, stand unter der Leitung des Capitän David Buchan, eines Seemannes, der die Bekanntschaft des Eismeeres schon durch mehrere Fahrten von Neufoundland aus gemacht hatte. Unter seinen Begleitern fanden sich, im andern Schiffe, der nachmals so berühmt gewordene John Franklin, als Commandant des Trent, Georg Back, von dem wir noch später reden werden, und Lieutenant Beechey, der im Jahre 1824 von Westen her die Durchfahrt aus dem stillen in das atlantische Meer versuchte und hierbey den ersten Theil dieses Weges als fahrbar für Schiffe kennen lernte.

Wenigstens in naturgeschichtlicher Hinsicht ist die Beschreibung dieser Expedition nach Spitzbergen ungleich interessanter als die des John Roß nach der schon so viel besuchten Baffinsbay.

Die beyden Schiffe waren schon am 24. Mai zu der von Stephen Bennet entdeckten, im Süden von Spitzbergen unter 74° 33′ n. Br. gelegenen Bären- oder Cherie-Insel gekommen. Hier waren damals die Wallrosse noch so zahlreich, daß die Mannschaft des einen der beyden Schiffe in Zeit von sieben Stunden zwischen 900 und 1000 dieser mächtigen Thiere erlegte. Lieutenant Beechey giebt uns bey dieser wie bey andren Gelegenheiten einen Beweis von der Größe des Interesses, das er an naturgeschichtlichen Beobachtungen hatte und von seiner Gabe, diese Beobachtungen in lebendiger Weise zu beschreiben. Seine Mittheilungen sind um so schätzbarer, da sie auf Anschauungen sich gründen, zu denen sich in unsren Tagen kaum noch eine solche Gelegenheit darbieten würde wie vor 30 Jahren, wo die einheimische Thierwelt namentlich in Spitzbergen durch die Vertilgungskriege, welche man seitdem gegen sie geführt hat, noch nicht so auf einzelne Reste herabgesunken und verschüchtert, sondern durch ihr geselliges Zusammenleben wie durch ihre Furchtlosigkeit gegen den Menschen dem Naturzustand näher geblieben war.

Selbst an dem plumpen Wallroß äußern sich in einer auffallenden Weise die innigsten, man möchte sagen zärtlichsten Triebe der Geselligkeit. Wenn das eine vom Geschoß der Robbenfänger verwundet worden ist, da eilen nicht nur die andren alle, Alte wie Junge zu seiner Vertheidigung herbey und machen bey dieser Gelegenheit mit ihren Stoßzähnen die wüthendsten Angriffe auf die Jäger und ihre Boote, sondern sie bemühen sich auch aus allen Kräften, den verwundeten Genossen vom Kampfplatz hinweg in Sicherheit zu bringen. Vor allem äußert sich die Mutterliebe in einer so mächtigen Weise, daß die Alte, wenn das Junge in Gefahr ist, der Erhaltung des eigenen Lebens vergisset und, wenn jenes getödtet ist, ohne der Flucht zu gedenken, dem Tode sich preis giebt. In sinniger Weise spielt zuweilen die Mutter mit ihrem Jungen. Beechey sah es, wie eine solche in der Nähe des Schiffes in einem Wasserteiche, der sich in der thauenden Eis-

masse gebildet hatte, das Junge, das sie mit ihren scheinbar so ungeschickten Vorderfüßen zärtlich an ihre Brust drückte, so emporhielt, daß dasselbe den Gegenstand der thierischen Neugier: das Schiff und seine Mannschaft sehen konnte, bey dem leisesten Geräusch aber dasselbe wieder hinabgleiten ließ in die sichere Tiefe des Wassers.

Selbst in der eisigen Zone von Spitzbergen hat die Natur ihre Schönheiten und ist hierbey mit einer Fülle von Lebenskräften angethan, darin sie mit der reichen Natur der Wendekreise wetteifern kann. Beechey bestätigt jene Angabe auch andrer Reisender, nach welcher die Westküste von Spitzbergen eines verhältnißmäßig sehr milden Klimas genießt. Selbst dann, wenn das Thermometer nur wenige Grade über dem Gefrierpunkt stand, wurde die behagliche Stimmung einer frühlingsartigen Temperatur niemals durch ein Gefühl der Kälte gestört. Wenn bey heiterem Wetter die Sonne aus dem klaren dunklen Blau eines an Italien erinnernden Himmels strahlte, dann wurde durch den Genuß der Sinnen, den ein solcher heitrer Tag gewährte, der Eindruck reichlich aufgewogen, den bey trübem oder neblichem Wetter der Anblick der mit frisch gefallenem Schnee bedeckten Hügel gemacht hatte. Während des 24stündigen Sommertages stieg das Thermometer selbst auf den Eisfeldern des Meeres öfter in den Mittagsstunden auf 12 — 15° R., ja einmal zeigte dasselbe in den Sonnenstrahlen um Mitternacht 18° R., während es im Schatten bis auf 2° R. herabgesunken war. Unter solchem begünstigendem Einfluß erzeugt sich außen auf dem felsigen Eiland eine buntfarbige Flora der Alpen, eine Fülle der Gräser, welche die Thäler und Niederungen mit ihrem grünen Teppich bekleidet, und eine Menge der Flechten, welche die Felsenwände überzieht. Diese hochnordische Pflanzenwelt ist in Spitzbergen nicht allein auf die Küstengegenden beschränkt, sondern sie breitet sich auch über einen Theil des angränzenden Gebirges aus. Beechey fand in einer Höhe von 1500 Fuß über dem Meere noch weidende Rennthierheerden.

Freylich läßt sich von dem auf kurze Zeit hier einwandernden Sommer auch der Polarwinter niemals ganz verdrängen. In der Magdalenenbay, in welcher die beyden Schiffe am 3. Juni vor Anker giengen, zeigen sich in einer Höhe von wenig hundert Fuß über dem Meere vier Gletscher, deren äußerste Eismassen auf so gefahrdrohende Weise über die Küstenfelsen herüberhängen, daß die geringste Erschütterung sie zum Herabsturz bewegen kann. Die Mannschaft in einem der Boote überzeugte sich hiervon unmittelbar durch einen Versuch, indem sie in einer Entfernung von etwa 3000 Fuß vom Gletscher eine Muskete abfeuerte. Mit dem Wiederhall des Schusses zugleich ließ sich vom Gletscher her ein donnerndes Getöse vernehmen und wenige Secunden hernach stürzte eine so gewaltige Last des Eises ins Meer, daß dieses hoch aufschäumte und das Boot weithin auf die sandige Küste schleuderte.

Dennoch bleibt bey dieser Nachbarschaft des Polarwinters das milde, belebende Walten des Sommers ungestört. Den ganzen Tag hindurch, bis die Zeit der Nacht, welche auch dort, wo sie im Sommer von einer niemals untergehenden, tiefer stehenden Sonne erleuchtet ist, ihre Rechte fordert, sie zur Ruhe weist, hört man da die fröhlich lautenden Stimmen der Seevögel, deren mannichfaltige Arten in dicht gedrängten Schwärmen das Meer und seine felsigen Küsten bevölkern. Namentlich ist das Rottchen oder die grönländische Taube (Alca alle) dort in so ungeheurer Menge zu Hause, daß Beechey und seine Begleiter öfters die schwimmenden Schaaren dieses kleinen fetten Wasservogels eine Linie von mehr denn 3 englischen Meilen Länge und 6 englischen Meilen Breite über das Meer bilden sahen, wobey die einzelnen Thiere so eng zusammengedrängt waren, daß ihrer 30 auf einmal durch einen Schuß getödtet werden konnten. Beechey schätzte die Zahl einer solchen, zum gemeinsamen Fang der Seethiere vereinten Gesellschaft jener Vögel auf vier Millionen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Juni.

Nro. 119. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Voyages of dicovery and research within the arctic regions from the year 1818 to the present time, by Sir John Barrow.

(Fortsetzung.)

Mit diesen Vögeln, deren Eyer und wenigstens im Nothfall auch deren thranig schmeckendes Fleisch von den Wallfischfängern genossen werden, theilen sich die Schaaren mancher andrer Arten der Alken, so wie der Taucher, der Enten, der Cormorane und der Möven in die Beute der Seethiere, welche hier in so unerschöpflicher Menge gefunden wird, daß, namentlich die nordischen Clionen (Clio borealis), diese mit flügelartigen Flossen versehenen Nacktschnecken selbst dem riesenhaften Wallfisch, der auf einen einzigen Schluck Hunderttausende derselben zu sich nimmt, ein reichliches Futter gewähren. Unter den Mövenarten wird die größte, die sogenannte Burgermeister-Möve (Larus glaucus) den andren Seevögeln, namentlich durch den Raub ihrer Eyer und Jungen gefährlich, und außer diesem geflügelten Feinde hat die Eidergans (Anas mollissima), deren Nester rings um die Bucht von „Vogelsang" so häufig waren, daß man fast bey jedem Schritt in Gefahr kam, auf eines zu treten, für ihre Brut auch noch die Raubgier des Polarfuchses zu fürchten, welcher die Alten dadurch Einhalt zu thun suchen, daß sie bey dem Entfliehen aus dem Neste dieses mit den Dunen, in deren Mitte die Eyer liegen, zudecken und über diese Decke eine gelbliche, scharfe Flüßigkeit ausspeyen, welche dem scharf riechenden Räuber widerlich seyn mag.

An der nämlichen Bucht, welche den Eidergänsen zu einem beliebten Aufenthalt dient, sahe Beechey auch Rennthiere, meist paarweise zusammengestellt, in solcher Menge weiden, daß die Schiffsmannschaft sich in wenig Tagen reichlich mit dem Fleische derselben versorgen konnte. Auch an diesen in dem ungestörten Frieden ihres Naturzustandes lebenden Thieren bemerkte man eine so treue Anhänglichkeit des einen zu dem andren, mit ihm gepaarten, daß gewöhnlich das noch unverletzte bey dem durch den Schuß des Jägers verwundeten oder getödteten so lange aushielt, daß man es leicht erlegen konnte. Den Rennthieren, welche beym Anbruch und Ausgang des Winters weite Wanderungen über die nordischen Eisfelder von einer Insel zur andren machen, um da ihre Weide zu suchen, stellen auch die Eisbären nach, deren gewöhnliche Jagdbeute übrigens die Robbenarten und ihre Jungen sind.

Erst im Juli zog sich das Eis so weit von der Küste gegen Norden hin zurück, daß das offne Meer eine Weiterfahrt in dieser Richtung verstattete. Dennoch war der äußerste Punkt, bis zu welchem ein Vordringen nach der Nähe des Poles hin möglich wurde, 80° 34′ n. Br. Auf der Fahrt von dort nach der Nordostküste von Grönland hatten die beyden Schiffe einen Sturm auszuhalten, dessen Gefahren durch die bewegten Eismassen, in deren Mitte sie sich befanden, aufs Höchste gesteigert wurden. Beyde Schiffe, vornämlich die Dorothea, hatten bey dieser Gelegenheit so großen Schaden gelitten, daß man, obgleich man im Magdalenenhafen von Spitzbergen die Fahrzeuge so gut als möglich auszubessern suchte, dennoch einen zweyten Versuch zur nörd-

lichen Umschiffung von Grönland nicht wagen konnte; Capitän Buchan beschloß die Rückreise und am 22. October giengen die Schiffe bey Deptford vor Anker.

Die Entdeckungsreise des Capitän John Roß im Jahre 1818 hatte ihrem Namen nur sehr unzureichend entsprochen, denn da, wo die Entdeckungen eigentlich erst beginnen sollten, am Lancasters Sund hatte sie ihr Ende genommen. Es wurde deßhalb im J. 1819 eine neue Expedition ausgerüstet, bestehend aus zwey Schiffen, davon das eine, der Hecla zu 375, das andre, der Griper zu 180 Tonnen, jenes unter dem Befehl von W. Ed. Parry, dieses unter dem von Lieutenant Liddon stand, jenes 58, dieses 38 Mann an Bord hatte. Unter den Offizieren am Hecla befanden sich abermals die um die Kenntniß der Polarzone hochverdienten Männer Sabine und Beechey. Diese Reise, auf welcher sich der Muth und die Ausdauer der englischen Seefahrer auf so glänzende Weise bewährt hat und auf welcher etwas bis dahin Unerhörtes geleistet worden ist, hat zwanzig volle Monate gedauert und für die Erdkunde zwar die wichtigsten und schätzenswerthesten Bereicherungen, für das Erforschen der nordwestlichen Durchfahrt aber nur sehr wenig vollkommen Brauchbares eingetragen.

Die beyden Schiffe liefen am 11. May 1819 von der Mündung der Themse aus, fanden sich am 28. Juny in der Mitte des Eingangs zur Davisstraße, passirten am 3. July den Polarkreis, mitten zwischen einer Menge von schwimmenden Eisbergen, welche mehrmalen den Schiffen zwischen ihren zusammenstoßenden Massen den Untergang drohten und erreichten nach einem höchst beschwerlichen Hin- und Herkreuzen zwischen dem Treibeis gegen Ende des July den ersten Sund. Hier fanden sie ein offenes Meer und eine solche Menge von Wallfischen, daß sie an einem Tage 82 Stück derselben zu Gesicht bekamen. Am 31. July ließ sich ein Theil der Schiffsmannschaft an derselben Stelle der Küste an's Land setzen, wo dieß im vorigen Jahre von der Mannschaft der Isabelle und des Alexander geschehen war. Die Segelstange mit ihrer Flagge, welche Capitän Roß hinsetzen ließ, stund noch unverrückt an ihrem Orte, man sah im Dünensand noch die Fußtritte der vorjährigen Reisenden, so frisch, als wären diese erst gestern hier gewesen, woraus man den Schluß zog, daß in dem ganzen vergangenen Jahre weder Schnee noch ein mit Hagelkörnern vermischter Regen in bedeutender Menge gefallen seyn könne.

Der Monat August begann für die Seefahrer unter den besten Aussichten auf günstigen Erfolg ihres großen Unternehmens. Ein freyes Meer erschien von Lancasters Sund gegen Westen hin, ein günstiger Wind von Osten her schwellte die Segel, freudige Erwartung belebte die gesammte Schiffsmannschaft, als man am 1. August über die Gränzen des bisher Bekannten hinüberfuhr in ein noch unbekanntes, unerforschtes Gebiet der Meere und eisigen Küstengegenden. Der von ihm neuentdeckten westlichen Einfahrt gab Parry den Namen Barrowstraße; das Meer hatte hier eine Tiefe von 800 bis 900 Faden. Mehrere Tage war die Fahrt glücklich von statten gegangen. Da ward sie gegen Westen hin durch eine Eismasse gehemmt, die sich in ununterbrochenem Zusammenhang von einer kleinen Insel bis zu der im Norden gelegenen Küste des Landes (Nord-Devon) erstreckte. Parry nahm die Richtung nach Süden und entdeckte bey dieser Gelegenheit die erst später bekannt gewordene Meeresstraße, welcher er den Namen der Prinz Regents-Einfuhr gab. In ihr drang er 120 engl. Meilen weit nach Süden vor, bis die Fahrt auch hier durch feststehende Eismassen gehemmt wurde. Man wendete sich von neuem nach Norden, der Barrowstraße zu; das Eis war jetzt gebrochen; selbst nordwärts zeigte sich eine tiefe, offene Bucht, welcher Parry den Namen des Wellingtonkanales gab. Aber die Hoffnung auf einen günstigen Fortgang der Reise, welche auf so glücklichen Anfang sich gegründet hatte, wurde getäuscht; im letzten Drittel des Augustmonats setzten die schwimmenden Eismassen und der von dichtem Nebel getrübte Himmel der Seefahrt so viele Hemmungen entgegen, daß dieselbe ungemein langsam von statten gieng. Nur an der Nordseite der Straße fand sich noch ein offner Kanal, längs der Inseln, deren eine, die Sir Byam Martins-Insel, unter 75° 1′ N. Br. und 103° 44′ W. L. von Grenwich, von hohem Interesse für die physische Erdkunde erschien. Hier in der Nähe findet sich jener magnetische Erdpol, an dessen nördli-

cher Seite der Nordpol der Magnetnadel gerade nach Süden, wie auf der südlichen Seite gerade gegen Norden gekehrt steht, ihre Neigung aber schon in dieser Nachbarschaft 88° 26′ beträgt. Die kleine Insel selber ist, wie dieß die verlassnen Wohnungen und Einfassungen von mauerartig übereinander gelegten Steinen bezeugten, im Sommer ein Aufenthaltsort der herumziehenden Eskimo's, so wie der Rennthiere und Moschusochsen, deren Spuren man überall bemerkte und zu deren Jagd die Eskimo's herkommen. Moose und Flechten, so wie mehrere Arten der vollkommen = blüthigen Gewächse bedeckten die Schluchten der Insel, deren Boden aus Granit so wie aus rothem Sandstein bestehet, in welchem hin und wieder Spuren von Steinkohlen sich zeigen. Eilf Jahre später gelang es dem James Roß, die Stätte des magnetischen Poles wirklich zu erreichen, was nur für seine Fahrzeuge, nicht für Schiffe, wie die des Parry, möglich war.

Die mittlere Temperatur im ganzen Monat August war nach Parrys meteorologischen Tabellen dort an den Gränzen eines ewigen Winters im Schatten zwischen 0° und 1° Wärme an der Luft, die des Seewassers zwischen 0° und 1° Kälte (nach Reaumur).

Noch immer konnten sich die Seefahrer nicht entschließen, von ihrem Unternehmen abzustehen, obgleich die täglich wachsende Kälte mit ihren wieder anwachsenden Eismassen ihnen den Rückweg zu verschließen drohte. Der fortwährend gute Muth der Schiffsmannschaft wurde am 4. September zu einer besondern Höhe gesteigert, als Parry ihr feyerlich ankündigte, daß die Schiffe jetzt den Meridian von 110° westwärts von Greenwich passirt und mithin den Preis von 5000 Pf. (60,000 fl.) gewonnen hätten, den die königliche Regierung dem ersten Schiff ihrer Marine, das diesen Punkt erreichen würde, zugesichert hatte. Das Vorgebirge, in dessen Nähe dieses freudige Ereigniß eintrat, erhielt den Namen des Prämien = Caps.

Am 5. September liefen die beyden Schiffe in eine Bucht der Insel Melville ein, welche einen so bequemen Hafen bildete, daß sie darin zum ersten Mal seit ihrer Abfahrt aus England die Anker warfen. Doch nur kurze Zeit vergönnten sich die unermüdeten Seefahrer dieses Ausruhen, man lief von neuem aus, um die Fahrt nach Westen fortzusetzen. Aber nach wenig Tagen stieg die Kälte auf 8° bis 10° R.; die Eismassen schlossen sich immer undurchdringlicher und dichter aneinander, zuletzt war an kein Weiterkommen mehr zu denken; die Schiffe stunden zwischen dem Eise fest; man mußte durch dieses einen Kanal von $2\frac{1}{3}$ englischen Meilen in der Länge aushauen und durch diesen sie an das Land hinziehen, eine Arbeit, mit welcher alle Hände drey Tage lang beschäftigt waren. Ein Hafenplatz, zum Ueberwintern günstig, an der Südseite der Insel Melville war in dieser mühsamen Weise erreicht worden, das Schiffsvolk begrüßte den Ruheort mit einem dreymaligen lauten Jubelgeschrei und man fing sogleich an, sich so gut als möglich für den langen, schweren Winter einzurichten. Die Schiffe wurden mit Dächern versehen; in ihrem Innern eine Luftheitzung in Gang gesetzt, welche bey immer frischem Durchzug Trockenheit bewirkte, und eine gemäßigte Wärme durch alle Räume verbreitete; außen am Lande wurde ein Observatorium für Sabines astronomische und physikalische Arbeiten erbaut.

Es war keine kleine Aufgabe für Parry, auf welchem die ganze Last der Vorsorge für eine solche große, mit ihm in das Gefängniß des Polareises eingeschlossene Gesellschaft lag, mit allseitiger Umsicht jene Anordnungen zu treffen, durch welche seinen Leuten die Gesundheit und der frische Muth erhalten werden konnte. Zwar fanden sich auf seinen Schiffen Provisionen für länger als ein Jahr, der größere Theil aber von diesen war bey einem ununterbrochen andauernden Genuße nicht geeignet, den Einbruch jener Krankheiten zu verhüten, welche die gefährlichsten Feinde der unter kaltem Himmelsstrich in ihren Schiffen oder in gemeinsamen Hütten überwinternden Seefahrer sind. Namentlich ist für diese der Skorbut zu fürchten, auf dessen Entstehen und schnelle Verbreitung jede Herabstimmung des Gemüthes durch Mißmuth, Heimweh und Bekümmerniß aller Art einen entschiedenen Einfluß hat, so wie auch umgekehrt zur Linderung und Heilung dieser

Krankheit kein anderes Mittel so heilsam wirkt, als Aufheiterung und freudige Anregung des Gemüthes. So trat auf Ansons langer Seereise unter seinen am Skorbut erkrankten Leuten jedesmal Besserung ein, wenn sich eine Hoffnung zeigte, daß das Land nahe sey, Verschlimmerung aber, wenn diese Hoffnung verschwand. Außer jener furchtbaren Kälte, welche mit dem Winter der Polarzone unzertrennbar verbunden ist, nahete sich jetzt auch die fast drey Monate dauernde Polarnacht, deren oft getrübter Himmel nur von Mondenschein und Sternenschimmer oder von dem Aufflammen der Nordlichter sparsam erhellt wird. Wie sollte sich nicht unter solchen Umständen Trübsinn und Verstimmung, oder ein für die Gesundheit nicht minder gefährliches träges Hinbrüten bey einer Schaar von Seeleuten einschleichen, welche an beständige Beschäftigung zur See, oder, wenn am Lande, an die rauschenden, geselligen Vergnügungen ihres Standes gewohnt war!

Bey der Wahl der Mittel, welche Parry zur Abwehr dieser Gefahren traf, so wie bey dem glücklichen Erfolg ihrer Anwendung kam ihm vor allem jenes persönliche Verhältniß wohl zu statten, in welchem er zu seinen Leuten stund. Diese alle liebten und ehrten ihn auf eine Weise, wie sie etwa in einer Familie gefunden wird, deren Hausvater durch Liebe und wohlmeinenden Ernst die Achtung und das Vertrauen der Seinigen zu gewinnen und sich zu erhalten weiß. Alle Offiziere und alle die, welche unter der übrigen Schiffsmannschaft hiezu befähigt waren, ließen sogleich sich bereit finden, alle Kräfte aufzubieten, um der Schaar ihrer Mitgefangenen eine aufheiternde Unterhaltung und Beschäftigung zu bereiten. Ein Theater wurde auf dem größeren Schiffe eingerichtet, Lustspiele wurden gegeben, in denen Parry selbst Rollen übernahm. Eine Zeitung unter dem Titel des Nord Georgia Tagblattes und der Winterzeitung wurde geschrieben, deren Redaction der geistreiche Sabine unternahm und zu welcher Jeder, der einen Stoff zur witzigen Unterhaltung besaß, seine Beyträge lieferte. Außer diesem unterhielt und belustigte sich das Volk durch Tanz und allerhand ihm beliebte gesellige Spiele; Parrys wohlwollendes Gemüth durchdrang und belebte alle diese Bewegungen; Matrosen und Offiziere, ohne daß hierbey der Beachtung des Standes ein Abbruch geschehen konnte, bildeten eine zusammengehörige Familie.

Tröstungen anderer, höherer Art, durch welche der gute Muth am sichersten und kräftigsten erhalten wird, giengen jenen alltäglicheren nicht nur zur Seite, sondern voran. Der Sonntag wurde in seiner ganzen Würde erhalten und gefeyert, und man bemerkte bey diesen gottesdienstlichen Erbauungen unter den Zuhörern eine Theilnahme und Aufmerksamkeit, wie sie unter andern Verhältnissen unter dem Einfluß äußerer Zerstreuungen selten oder nie gefunden wird. Namentlich war das Weihnachtsfest in der Mitte der 84 Tage lang dauernden, beständigen Nacht für Alle ein Fest der Freude und der geistigen wie leiblichen Erquickung.

Dieser psychischen Diät gieng dann auch auf jedem Schritt eine eben so wohlüberlegte leibliche zur Seite. Parry, der hierin selber wohlunterrichtet war, leitete mit Hülfe der ihn begleitenden Aerzte die gesammte Hausordnung. Die Kost war zweckmäßig gewählt und abwechselnd; eine tägliche Bewegung in freyer Luft, wenn ein unerträglich kalter Wind es nicht verwehrte, wurde von den Offizieren aus freyem Antrieb, von dem Schiffsvolk aber wenigstens aus Gehorsam unternommen; selbst dann, als kein Unterschied zwischen Tag und Nacht mehr bemerkbar war, mußten Alle jener Hausordnung sich unterwerfen, nach welcher die Matrosen um 9 Uhr, die Offiziere aber um 9½ Uhr sich zur Ruhe legten, und alle wieder zu einer bestimmten Zeit, welche bey der großen Neigung zum Schlafe, die eine solche Winterluft hervorruft, keine sehr frühe war, zum gemeinsamen Frühstück mit ihren Standesgenossen sich versammelten.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 17. Juni.

Nro. 120. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Voyages of dicovery and research within the arctic regions from the year 1818 to the present time, by Sir John Barrow.

(Fortsetzung.)

Während die Häupter und Führer dieses seemännischen Unternehmens bey dem langen Ausharren in Geduld einen Theil ihrer Zeit wie ihrer Kräfte auf das Geschäft einer freundlichen Vorsorge für ihr Volk verwendeten, vergassen sie keineswegs des Hauptwerkes, das ihnen hier in dem traurigsten Winkel der Erde oblag, der so leicht keinen andern Seefahrer jemals wieder zu einem längeren Besuch anlocken könnte. Mit Sabine zugleich waren die Herren Parry, Beechey, Hooper und James Roß mit täglichen Beobachtungen der Magnetnadel und des Pendels, so wie, bey heiterm Himmel, mit Messungen der Meridianhöhen und der Abstände des Mondes von bestimmten Firsternen beschäftigt. Die Zahl der letzteren allein belief sich auf 6682 und aus all den eben genannten Beobachtungen ergab sich das Verhältniß der Abplattung der Erde am Pole wie 1 zu 312, die Breite der Station auf Melvilles Insel 74° 47′ 19″, die Länge westlich von Greenwich 110° 48′ 29″, die Abweichung der Magnetnadel 127° 47′ 50″, ihre Neigung 88° 43′.

Nicht minder bemüht waren alle die, welche hiezu beytragen konnten um die naturgeschichtliche Ausforschung der großen, verödeten Insel, auf die sie fast zehn Monate lang sich festgebannt sahen. Aber wie trostlos arm erscheint die dortige Natur gegen die von Spitzbergen! Nur von der Mitte des May bis Ende September geht der Bisamstier, über das Eis her kommend, in Melvilles Eiland auf die Weide, im Oktober wandern auch die letzten Rennthiere, manche vielleicht aus noch abgelegeneren Weideplätzen herkommend, wieder nach Süden, und die Schiffsgesellschaft sah in dieser Zeit noch den letzten Rudel dieser Thiere, der vor Ermattung sich zu Boden gelagert hatte, und der von einem noch muntern Hirsch mit dem Geweih zum Weiterziehen angeregt wurde, nur mühsam sich weiterschleppen. Um diese Zeit bemerkte man auch die letzte Kette von Schneehünern, auch der Polarhaase war verschwunden, nur der Wolf und der Polarfuchs und ein einziger Seebär von ganz ausgezeichnet blendend weißer Farbe, wurden gesehen. An der Küste dieser grauenhaften Insel zeigen sich weder Robbenarten noch Möven oder andere von Fischen lebende Seevögel, doch ist der Wallfisch auch diesem Theil des Polarmeeres nicht fremd. Nur wenige Gewächsarten der höchsten Alpen= so wie der Polarregion gedeihen neben den Flechten und Moosen, selbst zwey oder drey Arten von Schmetterlingen schweben über ihnen herum.

Am 29. Oktober war die Kälte — 25° R., am 11. Nov. verschwand die Sonne unter dem Horizont, über welchen sie, zur lebhaftesten Freude für Alle, am dritten Februar sich wieder erhub. Aber gerade jetzt, mit dem Wiedererscheinen der Sonne, trat erst der höchste Grad der Kälte ein, welcher am 16. Februar — 38° R. erreichte. Im März stund das Thermometer in der Sonne — 5°, ja selbst — 1° R., im Schatten dagegen — 24°

bis 25°. Anfang Juny's, als die feste Eisdecke noch immer keinen Gedanken an die Abreise aufkommen ließ, machte Parry mit mehreren seiner Offiziere eine Forschungsreise über die Insel hin bis an ihre westliche und nördliche Küste. Die Westseite, namentlich an einer Bucht, der man den Namen des Gefährten Liddon gab, zeigte auch hier eine höhere Milde ihres Klimas als die Ost- und Südseite. Hier stunden die Arten des nordischen Ranunkels und mehrere andere zwergartige Gewächse in voller Blüthe; ein Anblick, der die Seefahrer mehr erfreute, als jemals sonst der Anblick des reichsten Gewächsgartens.

Vergeblich versuchte man es, da endlich im July das Eis an der Insel sich brach, die Fahrt weiter nach Westen fortzusetzen. Es ist für solche Unternehmungen ein Jahr nicht so günstig als das andere; das Jahr 1820 war es auf keine Weise. Beyde Schiffe, nachdem sie Wochen lang den ungleichen Kampf mit den von Westen her andrängenden Eismassen bestanden, geriethen mehrmalen in Gefahr der augenblicklichen Zertrümmerung; endlich mußten sie der Gewalt dieser Massen nachgeben und, als jetzt der Winter von neuem durch seine Vorboten sich ankündete, mit dem Treibeis zugleich nach Osten ziehen. Sie traten den Rückweg am 26. August 1820 an, erreichten schon am 31. Lancasters Sund, gönnten sich an der Ostseite der Davisstraße bey Clydes River unter 70° 22', wo sie einen Besuch der dortigen sanften und anständig sich betragenden Eskimo's erhielten, eine kurze Ruhe und landeten am 29. Oktober an der Küste von Schottland. Die ganze Schiffsmannschaft, mit Ausnahme eines einzigen Mannes, der schon vorher an einem unheilbaren Uebel gelitten, kamen bey vollkommener Gesundheit und mit heiterem Muthe an, obgleich zwey vom Schiffsvolk durch den Frost, dessen Folgen chirurgische Operationen nöthig gemacht hatten, der eine etliche Finger, der andere einige Fingerglieder verloren hatten.

Mehreremale hatten sich Offiziere wie Matrosen bey großer Kälte und Schneestürmen auf der Jagd verirrt und waren hierdurch in Lebensgefahr so wie in einen Zustand des vorübergehenden Wahnsinnes gerathen, keiner aber war dabey umgekommen; man kennt nur wenig Expeditionen von gleich beschwerlicher und gefährlicher Art, welche für Alle, die an ihnen Theil nahmen, so glücklich endeten.

Parry nebst mehreren seiner Offiziere war am 3. Nov. 1820 nach London gekommen. Er hatte hier genauen Bericht abgestattet über den ganzen Erfolg seiner Reise und all die einzelnen Entdeckungen, welche er auf ihr gemacht hatte. Bey dieser Gelegenheit sprach er die Vermuthung aus, daß jener große weite Kanal, den er Prinz Regents Einfahrt genannt und von der Barrowstraße aus 120 Meilen weit nach Süden befahren hatte, entweder durch den Roes Welcome-Kanal oder durch die Repulsebay oder irgend eine andere Straße des Gewässers mit der Hudsonsbay in Verbindung stehen möge, und daß es überhaupt wahrscheinlich sey, daß in dieser Weise eine nordwestliche Durchfahrt aufgefunden werden könne. Die hohen Lords der Admiralität, vor Allen der einsichtsvolle Lord Melville giengen sogleich auf eine Prüfung dieser Ansichten des erfahrenen Seemannes ein; es wurde die Ausrüstung einer neuen Expedition zur Erforschung der nordwestlichen Durchfahrt beschlossen und schon am 30. December wurde Parry zur Leitung des Unternehmens beauftragt und zum Commandanten des Schiffes Fury von 377 Tonnen ernannt. Er erhielt die Weisung, zunächst in die Hudsonsstraße einzulaufen, dann westwärts vorzudringen, alle noch unbekannte Einfahrten, vor allen aber den eigentlichen Verlauf und die Abgränzung der Nordküste des Festlandes von Amerika zu untersuchen und auf diesem Wege die Frage über eine nordwestliche Durchfahrt zur entscheidenden Antwort zu führen.

Am 8. May 1821 lichtete die Expedition die Anker, die Fury mit 60 Mann wurde von dem Hekla mit 58 Mann und beyde noch überdieß von einem Proviantschiffe begleitet. Schon am 14. Juny hatte man den 60. Grad Br. passirt, es zeigte sich der erste Eisberg; die Temperatur war auf + 4° R. gesunken, die des Wassers um mehr als $\frac{1}{2}$ Grad tiefer. Die Insel Resolution am Eingang der Hudsonsstraße bot noch am 2. July mit ihren beschneiten, von Nebel bedeckten Küsten den traurigen An-

blick des polarischen Spätwinters dar. Die Eisberge wurden so häufig, daß man deren mehr denn 50 auf einmal zählte. Nach einem langen, höchst ermüdenden Herumkreuzen zwischen den schwimmenden Eismassen, von denen das Schiff einmal eine ganze Woche lang umschlossen und nur mit ihnen zugleich fort bewegt wurde, hatte Parry in der Mitte des July die Nordostküste der Southampton Insel erreicht. Es gelang ihm von hier aus, ohne große Schwierigkeit in die Repulse-Bay einzudringen und durch die genaue Untersuchung derselben einen Theil seiner Aufgabe zu lösen. Er fand die Ufer dieser Bucht vollkommen frey von Eis und an den Abhängen so wie in den Zwischenthälern ihre 700 bis 1000 Fuß hohen Berge von reichem Grün bedeckt; die Flora des hohen amerikanischen Nordens gedeiht hier in einer Fülle wie in wenig andren Gegenden; die Landschaft ist belebt durch eine Menge von Rennthieren, Haasen, so wie kleineren Nagethieren, Schneehünern und wilden Enten. Eine Menge der Hütten so wie andere Gebäude, deren Bewohner wahrscheinlich auf ihren Jagdzügen aus waren, ließen darauf schließen, daß hier zu gewissen Zeiten ganze Gemeinden von Eskimos ihren Aufenthalt haben. Die wenigen Tage, welche die Seefahrer in diesem anmuthigen Winkel der Nordküste zubrachten, gewährten eine wenn auch nur unvollkommene Erinnerung an den Sommer der fernen Heimath, welche nur zu bald durch die Eindrücke verdrängt wurde, welche das Auge gleich nach dem Ausgang aus der Repulsebay empfieng. Dem erhaltnen Auftrag zu Folge suchte Parry längs der Küste des Festlandes hin so weit als möglich nach Norden zu steuern. Wie eine ganze Welt in Trümmern kamen ihm hier die Eismassen, eine an die andre gedrängt, nur zuweilen einmal bald da bald dort einen Durchgang lassend, entgegen. Es gehörte eine solche Ausdauer und Geduld ein solch guter Muth dazu als der war, der Parry und seine Begleiter beseelte, um das endlose Einerley eines beständigen bald vor bald rückwärts Schreitens, in der feuchtkalten, neblichen Luft eines solchen Polarmeeres auszuhalten. In vielen Wochen gelang es einen Strich der Küste von nur einigen hundert See-Meilen genau zu erforschen, zuletzt trieb der Nordwind die Schiffe mit dem Eise zugleich wieder nach Süden und nach einem Monat der mühseligsten Anstrengung sahe man sich (am 6. August) wieder an derselben Stelle der Southamptons Insel, bey der man Anfang Julys vorbeygekommen war. Noch zwey volle Monate lang kämpfte man mit den Schwierigkeiten, welche die von einem älteren Seefahrer sogenannte gefrorene Straße, über deren Eingang die Weiterfahrt nach Norden gieng, den Schiffen in den Weg legte, dann mußte ein Bergungsort für den Winter gesucht werden, der sich nahe bey der Südostküste der Halbinsel Melville auf einer kleinen Insel fand, welcher Parry den Namen der Winterinsel gab.

Nicht nur in der bey der frühern Reise beschriebenen Weise suchte Parry für die Gesundheit und die Erhaltung der fröhlichen Stimmung seiner Gefährten zu sorgen, sondern er nahm dießmal noch zu einem andren, besseren Mittel der Unterhaltung seine Zuflucht, indem er eine Matrosenschule einrichtete, in welcher mehrere der Offiziere aus freywilligem Antrieb den Unterricht ertheilten. Es gab Mehrere unter den Matrosen, welche weder lesen noch schreiben konnten; bey der Rückkehr nach England konnte jeder von diesen seine Bibel lesen und manche andre, besser Vorbereitete, hatten sich Kenntnisse und eine Freude am Lernen erworben, die ihnen in allen spätern Lebensverhältnissen sehr zum Vortheil gereichten. Die Kälte war während des Aufenthaltes auf der Winterinsel einige Male bis auf nahe — 40° R. gestiegen.

Mitten in der kältesten Zeit des Winters sahen sich die Seefahrer auf einmal durch einen Besuch von auswandernden Eskimos überrascht, welche von Norden her gekommen waren und in der Nähe der Schiffe ihre Hütten, aus Schnee erbaut, aufgeschlagen hatten. Es war ein bescheidnes, harmloses Volk, mit welchem die Engländer bald in freundschaftlichen Verkehr traten. Ein Weib, Iligliuk genannt, von ganz besondrer Anlage, entwarf, obgleich es zum ersten Mal in ihrem Leben war, daß sie Reißbley und Papier in die Hand nahm, eine Art von Karte, worauf sie den ganzen Verlauf der Küste bis zum Nordostende des amerikanischen Festlandes und die hieran gränzende Meeresstrecke, die nach Westen führt,

in so deutlicher Weise verzeichnete, daß Parry im darauf folgenden Jahre einen brauchbaren Anhaltspunkt daran hatte. Der gewöhnliche Aufenthaltsort dieser Eskimos war nicht fern von dieser für Parry so wichtigen Gegend, zu Amitioke, an der Ostseite des nördlichsten Theiles der Halbinsel Melville.

Der Winter war für die Mannschaft der beyden Schiffe nicht ganz so gut und leicht vorübergegangen als der auf dem viel mehr nach Norden gelegnen Melvilles Eiland. Es hatte Krankheiten gegeben und aus der Mannschaft der Fury waren zwey, aus der des Hekla ein Matrose gestorben. Erst nach Anfang des July vermochten die Schiffe aus dem Gefängniß der Eismassen sich heraus zu arbeiten unter die bewegten Eismassen, zwischen denen die Schiffe in jedem Augenblick in Gefahr waren, zerquetscht und zertrümmert zu werden. Abermals mit einer peinlichen Anstrengung, von welcher sich nur die Seefahrer, welche ein Polarmeer sahen, den rechten Begriff machen können, gelang es den Schiffen endlich sich bis zu 67° 18′ Nr. Br. durch das Eis hindurch zu winden. Hier fand sich, wie im vorigen Jahr in der Repulsebay, ein Ort des Ausruhens und der Erquickung für das vom Anblick des beständigen Schnees und Eises ermüdete Auge, dessen Genuß man freylich nur auf wenige Stunden sich hingeben konnte, der aber dennoch für die beklagenswerthen Reisenden ein unschätzbar hoher seyn mochte. Ein Gebirgsstrom, den man als Barrowfluß benannte, ergießt sich dort in eine weit geöffnete Bucht, in deren Nähe er einen majestätisch schönen Wasserfall von 90 Fuß Höhe bildet. Seine Ufer waren von reichem Grün bekleidet auf dessen Teppich Rennthiere weideten.

Die Freude, welche dieser Festtag der Natur in den Reisenden geweckt hatte sollte nicht vereinzelt stehen, es kam zu ihr noch eine andre, seit so langer Zeit vergeblich ersehnte. Ein frischer Wind von Süden her hatte sich erhoben und dieser hatte das Eis so weit von der Küste hinweggetrieben, daß für die Fahrt der Schiffe ein mehrere Meilen breiter, freyer Kanal offen blieb. Derselbe Wind begünstigte überdieß die Weiterreise so sehr, daß dieselbe in einem Tage weiter gefördert wurde als vorher in mehreren Wochen. Das immer häufigere Vorkommen von Wallrossen je weiter man nach Norden kam ließ es der Beschreibung der Iligliuk nach errathen, daß man sich in der Nähe ihrer Heimath Amitioke befinde, man sahe zuletzt Heerden jener Thiere von einigen hundert Stücken, die, in kleinere Gesellschaften von 12 bis 30 Stücke gesondert auf den schwimmenden Eistafeln ausgestreckt lagen. Am dritten Tage nach der Abfahrt aus der grünenden Bucht des Barrowsflußes zeigte sich auch wieder gegen Norden und Osten Land, und ein Vergleich mit der bisher so richtig befundenen Karte der Igligliuk ließ es erwarten, daß jetzt jener Kanal nicht mehr fern seyn könne, welcher, ihrer Angabe nach zwischen jenem Land in Norden und der Küste der Melvilles Insel in Süden aus dem östlichen in das westliche Polarmeer führen sollte. So nahe an dem mühsam erstrebten Ziele empfanden die Reisenden jene unerwartete Hemmung desto schmerzlicher, welche eine hier von einer Küste zur andren ununterbrochen sich ausdehnende Eisdecke ihrer Weiterfahrt entgegensetzte. Von einigen Eskimos, welche sie antrafen, erfuhren sie, daß sie hier an jenem nördlichen Ende der Melvilles Halbinsel seyen, den die Kartenzeichnerin ihnen Ooglit genannt hatte. Parry ließ Alles versuchen was möglich war um noch vor Eintritt der Winterkälte (denn die Mitte des August war schon gekommen) in den Kanal einzudringen, aber jede Anstrengung war vergeblich; zu dem alten, dichten Eise, das die Küste noch nicht verlassen hatte, gesellte sich bereits das neue. Da beschloß der Kapitän sich und die Seinen wenigstens durch eine Fußreise von dem Vorhandenseyn und der vermutheten günstigen Richtung des Verbindungskanales der Meere des Westens und des Ostens zu überzeugen, er unternahm diese kleine Entdeckungsreise in Gesellschaft mehrerer seiner Offiziere und in Begleitung einer Anzahl von Matrosen, welche das Reisegeräthe trugen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Juni.

Nro. 121. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Voyages of discovery and research within the arctic regions from the year 1818 to the present time, by Sir John Barrow.

(Fortsetzung.)

Der Weg führte über die festen Eismassen zuerst von einer kleinen Insel zur andren, dann zu dem Nordostende des amerikanischen Festlandes an der Melvilles Halbinsel. Hier, von einem erhöhten Punkte aus, konnte man den mehrere Meilen breiten Kanal deutlich von einem Ufer zum andren und auch einen Theil seiner Richtung, von Ost nach West überblicken. Das Eis auf demselben bildete keine fest zusammenhängende, fortlaufende Masse, sondern war gebrochen und man bemerkte an seinen zerrissenen Trümmern das Einwirken einer Strömung, welche dieselben von West nach Ost fortbewegte. Der Kanal behielt auch weiter nach Westen eine Breite von mehreren Meilen und seine Erstreckung nach jener Richtung war so groß, daß das Auge kein Ende derselben bemessen konnte. Mit lautem Jubel begrüßte die kleine Reisegesellschaft den hier vor ihren Augen liegenden Eingang zum Polarmeere und errichtete auf der Anhöhe, welcher der Kapitain den Namen des Nordostcaps ertheilte, zum Denkmal an diesen Tag einen Spitzhügel von Steinen. Die Straße selber, jetzt zum ersten Male von einem sachverständigen europäischen Seefahrer besucht, erhielt von der Reisegesellschaft den Namen Fury und Heklastraße, den sie seitdem auf unsern Landkarten führt.

Ein mäßig starker Wind aus Nordost weckte in der darauf folgenden Woche noch einmal die Hoffnung auf das mögliche Gelingen einer Einfahrt in den Kanal auf. Wirklich drangen die Schiffe, zwischen dem hin und wieder sich öffnenden Eise in die, durch mehrere kleine Inseln verengte Mündung des Kanals ein. Aber das tägliche Zunehmen der Kälte und mit ihr zugleich des neu sich ansetzenden Eises nöthigte endlich Parry von dem ungleichen Kampfe mit solchen Naturkräften abzustehen. Noch einmal wurde unter der Leitung des Lieutenant Reid eine Landparthie zur Untersuchung des Kanales veranstaltet und das Resultat der bey dieser Gelegenheit gemachten Beobachtung war: daß die Fury und Heklastraße bey einer Länge von etwa 60 Meilen überall im Mittel eine Breite von 6 bis 7 Meilen habe; daß sie ihren Auslauf nach Westen in ein weites Meer nehme, und daß sie allem Anschein nach auf ihrer ganzen Ausdehnung für Schiffe von kleinerem Umfange befahrbar seyn möge. Eine Beobachtung am 2. Tage der Landreise ergab die N. Br. von fast genau 70°.

Es war jetzt, nachdem man 6 Wochen mit vergeblichen Anstrengungen zum weitern Fortkommen verloren hatte, höchste Zeit an das Aufsuchen eines Aufenthaltsortes für das zweyte Ueberwintern an diesen eisigen Küsten zu denken. Parry fand diesen Ort an der Ostküste des Nordendes der Melvilles Halbinsel, so wie vor 3 Jahren an dem um 5 Grad nördlicher gelegnen Melvilles Eiland. Wenn es dem Capitän nachgegangen wäre dann würde er, auf die Gefahr hin noch einen dritten Winter zwischen dem Polareise eingesperrt zu seyn, im nächsten Sommer das Unternehmen der Durchfahrt durch den Kanal noch einmal aufgegriffen haben, aber der Ge-

sundheitszustand der Mannschaft in beyden Schiffen hatte durch die lange Polar-Seereise so gelitten, daß die Heimkehr nicht länger verschoben werden durfte. Die Schiffe landeten nach einer 21 Monate langen, mühseligen Fahrt am 10. October am vaterländischen Strande, im Hafen von Bressay Sund in Berwick, wo die Mannschaft, obgleich den Bewohnern persönlich unbekannt, mit einer so freudigen Bewegung und mit solchen Ehrenbezeugungen empfangen wurde, als gälte es die glückliche Rückkehr der eignen Brüder oder Söhne. Die Stadt wurde am Abend illuminirt, die Einheimischen wie die fremden aus der Ferne gekommenen Gäste feyerten ein gemeinsames Freuden- und am darauf folgenden Sonntag ein Dankfest, bey dessen Betrachtung man lernen konnte, was jener patriotische Gemeinsinn sey, auf welchen vor allem Englands politische Macht und Größe sich gründet.

Parry hatte seit seiner ersten Entdeckungsreise im J. 1819 die Prinz Regents Einfahrt als jenen Punkt betrachtet, dessen genaue Durchforschung für die Entscheidung der Frage nach einer Nordwestpassage im Polarmeere von höchster Wichtigkeit sey. Auch bey seinem Bericht über den Erfolg der zweyten Reise hatte er diese Behauptung wiederholt. Die englische Admiralität hielt es deshalb der Kosten und des Aufwandes der Kräfte einer für dieses Unternehmen begeisterten Schaar von Seeleuten werth, noch einmal eine Expedition auszurüsten, deren Hauptaufgabe es seyn sollte, eine Durchfahrt durch die Prinz Regentsstraße von Norden, vom Eingang der Barrowsstraße und des Lancastersund gegen Süden zu versuchen. Die beyden Schiffe, deren Namen durch die mit ihnen gemachten Entdeckungsreisen für immer eine historische Wichtigkeit erlangt haben, Fury und Hekla, letzteres von Parry, das erstere von seinem Freunde H. P. Hoppen commandirt, wurden im J. 1824 ausgerüstet, liefen am 19. Mai von der englischen Küste aus, kamen jedoch unter größeren Schwierigkeiten als jemals auf einer der vorigen Entdeckungsreisen ihnen begegnet waren erst am 29. Aug. zu 73° 15′ N. Br., in jene Gegend des Meeres, welche sie in dem ungleich günstigeren Sommer von 1819 ganz frey von Eis, dießmal aber so bedeckt und umlagert von demselben fanden, daß die Schiffe wie ihre Mannschaft ohne Aufhören wie zwischen Leben und Tod schwebten. Der Sommer von 1824 scheint für diese hochnordische Gegend einer der ungünstigsten und kältesten gewesen zu seyn, unter allen welche seit einer Reihe von Jahren durch Seeleute beobachtet werden konnten. Während der zehn, in der Regel wärmsten und schönsten Wochen des Sommers, im July, August und angehenden September, war das Wetter nur an einem einzigen Tag so mild geworden daß man den Matrosen es erlauben konnte auf dem Verdeck zu schlafen; unter den 31 Tagen des Monat August war nur ein einziger an welchem kein frischer Schnee, Graupelwetter und kalter Regen einfiel und kein winterlicher Nebel den Himmel verdeckte. Einmal, als man sich endlich bis in die Nähe der Barrowstraße vorwärts gearbeitet hatte, trieb ein Meeresstrom in den die Schiffe gerathen waren, in Verbindung mit dem Westwind, sie wieder zu den Wollastons Inseln an dem Navy Board Inlet zurück, über die sie schon längst hinaus gewesen waren. Dennoch wurde Parrys sehnlicher Wunsch erfüllt, in einer Zeit da hiezu keine Aussicht mehr zu seyn schien; noch in den letzten Tagen des Septembers führte ein kräftiger Ostwind die Schiffe bis zu Prinz Regents Einfuhr, und am 1. Oktober wurden dieselben an der Westküste dieser Meeresstraße, in Port Bowen zur Ueberwinterung gebracht.

Auch der Winter, den man dort, an der N. W. Küste der ansehnlich großen Cockburn-Insel von $18\frac{24}{25}$ hinbringen mußte, war ein ungewöhnlich hartnäckiger. Das Thermometer stieg vom Anfang Nov. bis zum 11. April niemals über — 14 R.; die Sonne strahlte erst nach einer 21 tägigen Abwesenheit wieder herunter auf die eisige Küste. Nach dem Eintreten der milderen Witterung ließ Parry durch mehrere Abtheilungen seiner Leute, unter der Anführung verständiger Offiziere Landreisen, längs den Küsten der Meeresstraße hin und tiefer landeinwärts machen. Die Straße erschien vom Lande aus gesehen, weiter in Süden, an vielen Stellen frey von Eise und schien hiedurch die Ansicht zu rechtfertigen, daß die Prinz Regents Einfuhr nach S. O. mit der Fury und Heklastraße in Zusammenhang stehe. Von Säugethieren bemerkte man den Seebären, Po-

larfuchs, Lemming, Polarhasen, Rennthiere, Seehunde, den schwarzen Wallfisch und Narwhal; von Vögeln den isländischen Falken, die Schneeeule, den Raben, den lappländischen Finken, das gemeine Schneehuhn so wie mehrere andre Arten von Tetrao und Perdix, den Goldregenpfeifer, zwey Arten von Wasserhünern, sechs Arten von Möven, die Eidergans, das Rottchen (Alca alle) und mehrere andre Seevögel. Amphibien keine; von Fischen fieng man nur zwey Arten von Ophidium, zwey von Cottus und einige Pleuronectes. Von Insecten konnte man bis in die Mitte des Sommers nur zwölf Arten entdecken, davon vier zu den Spinnen, vier zu den Piezaten (Biene, Hummel, Ameise), drey zu den Zweyflüglern, eine zu den Schmetterlingen gehörten.

Im Allgemeinen, bemerkt Prof. Jameson, herrscht auf den Inseln und an den Küsten des amerikanischen Polarmeeres das Ur- und das Uebergangsgebirge vor, nächst diesem finden sich secondäre, nur selten einige Spuren von tertiären Ablagerungen, nirgends außer auf der Jan Mayens Insel ein vulkanisches Gestein. Auf Melvilles Eiland und in Alt-Grönland kommen Steinkohlen vor, in vielen Gegenden Ablagerungen von Eisenerzen, Chromeisen, und Kupfererzen, hin und wieder auch Molybdän und Graphit. Granaten, Bergkrystall, Beryll und Zirkon sind an einigen Punkten im Urgebirge eingewachsen.

Erst am 19. July wurden die Schiffe aus ihrer langen harten Wintergefangenschaft erlöst; sie liefen aus, fanden jedoch nicht am ersehnten Ziele in Süden der Strasse sondern zwischen den Eismassen des Kanals das baldige Ende ihrer dießmaligen Reise. Beyde Schiffe wurden hart beschädigt, die Fury litt Schiffbruch und die gerettete Mannschaft mit der andern auf dem noch übrigen Schiffe zusammengedrängt, konnte nicht auf weitre Entdeckungen sondern nur an die Heimkehr denken, welche denn auch, von Wind und Wetter besser begünstigt als die Herfahrt, bis zur Mitte des Octobers 1825 gelang.

Wie mancher Andre, der an Muth, an Drang zum Forschen und Erkennen kein Parry war, würde nach solchen Erfahrungen, wie er, namentlich auf der letzten, unglücklichen und im Ganzen mißlungenen Entdeckungsreise gemacht hatte, des Reisens, wenigstens in die Polarzone, auf immer satt gewesen, und mit Freuden in jene ehrenvollen Dienstverhältnisse eingetreten seyn, die einem so erprobten Seemann, wie Parry war, im Vaterlande sich darboten. In ihm aber überwog der Zug nach dem Polarmeere und nach seiner Durchforschung alle andren, der Menschennatur näher liegenden Neigungen. Er hatte schon auf seiner zweyten Entdeckungsreise, namentlich aus der Beobachtung der Temperaturgrade, welche die herrschenden Winde mit sich brachten, den Schluß gezogen, daß in der Nähe des Nordpoles das Meer, während des Sommers, frey von Eise, und mithin der Schiffahrt günstiger seyn müsse, als in der Nähe jener eng an einander gedrängten Inseln und Küstengegenden, zu denen er auf seinen früheren Entdeckungsreisen gekommen war. Vielleicht daß um die Nordküste von Grönland herum und noch näher gegen den Pol hin eine Möglichkeit wäre von der östlichen Seite des Eismeeres hinüber zu schiffen in die westliche und so die Aufgabe zu lösen, mit welcher damals so Viele in England sich beschäftigten. Allerdings, das gieng aus dem Bericht der früheren Reisenden hervor, müßte man, um zu jenem freyeren Meere in der Nähe des Poles zu gelangen, zuerst jene breite Barriere der großen, weithin zusammenhängenden Eismassen passiren, welche die Polarregion in den 70. Graden und bis jenseit des 80. Grades der Breite umgürtet, aber eben diese Eisfelder konnten vielleicht eben so leicht ja noch leichter als das Meer überschritten werden, wenn man die leichten Boote auf Schlitten setzte, die von einem Ende der Eisinsel bis zum andren gezogen werden konnten, und, wo sich von neuem ein fahrbares Wasser zeigte, die Schlittenkufen in die Boote aufnahm, mit denen man bis wieder zu einer andren Eisinsel weiter segelte. Die Admiralität schenkte diesen Vorschlägen und Ansichten ihren Beyfall und Parry wurde beauftragt ein Unternehmen dieser Art ins Werk zu setzen. Aus Vorsorge jedoch für das Leben der Schiffsmannschaft wie zur Ersparung der Kosten war für die Ausführung des Planes nur ein reichliches halbes Jahr fest gesetzt: die Schaluppe Hekla sollte so zeitig im Frühling als möglich unter

dem Commando von Parry und des einsichtsvollen Lieutenants Foster nach Spitzbergen absahren, dort sollte das Schiff in einem sichren Hafen, an der Nordspitze der Insel vor Anker gehen, und während Parry mit seinen beyden bald als Boote, bald als Schlitten brauchbaren Fahrzeugen so weit als möglich nach dem Nordpol vorzudringen suchte, sollte Foster die noch wenig bekannten Gegenden der Nord- und der Ostküste von Spitzbergen genau untersuchen; Parry jedoch solle zeitig genug zu Foster und beyde zusammen zeitig genug nach England zurückkehren, damit sie nicht genöthigt seyen, zwischen den Eismassen der Polarzone zu überwintern.

Das Schiff lichtete am 4. April 1827 die Anker, war am 19. bey Hammerfest an der Küste des nördlichen Norwegens (Finmarken), erreichte am 14. May Hackluyts Headland nahe bey dem Nordwestende von Spitzbergen, wurde aber hier von heftigen Stürmen bis zum 8. Juny zurückgehalten und auch dann noch so herumgetrieben und am Einlaufen zwischen den Felsenklippen gehindert, daß man es erst am 18. in der Treurenburgbay, an einer vor den Stürmen geschützten Stelle, welche den Namen Hekla Cave erhielt in Sicherheit bringen konnte. Die vielen Grabmähler mit holländischen Namen bezeichnet, bey denen immer die Jahreszahl 1690 stund, bezeugten es, daß früher hier öfters holländische Wallfischfänger vor Anker gegangen und viele von diesen dem ungünstigen Klima erlegen seyen, weßhalb die Bay auf alten holländischen Karten den Namen der Trauer- (Treuren) Bay erhalten hatte.

Das Wetter war schön, das Meer glatt wie ein Spiegel, man war am Nachmittag in Heklas Cave vor Anker gegangen und noch in derselben Nacht, wenn man anders dort, wo die Sonne um diese Jahreszeit gar nicht untergeht von Nacht reden kann, trat Parry mit seinen beyden Booten die Fahrt nach Norden an. Einer der Offiziere des Hekla, Lieutenant Crozier, begleitete ihn, in einem dritten mit Provisionen versehnen Boote bis zu der im Norden von Spitzbergen gelegnen Insel Walden. Die beyden zur Polarfahrt bestimmten Boote nahmen jetzt die Provisionen auf, ließen aber einen Theil davon auf der im äußersten Norden gelegnen kleinen Tafelinsel, in Vorsorge für den Heimweg zurück, indem sie nur für 71 Tage Mundvorrath mitnahmen.

Die beyden Boote Entreprise und Endeavour genannt, waren von gleicher Bauart: 20 Fuß lang, 7 Fuß breit, nach unten sehr flach; die 19 Fuß hohen Mastbäume von Bambusrohr und überhaupt die ganze Einrichtung darauf berechnet, daß Festigkeit mit möglichster Leichtigkeit verbunden seyn sollte, so daß jedes Boot, mit all den in ihm enthaltnen Instrumenten, Geräthschaften und Provisionen nur $37\frac{1}{2}$ englische (beyläufig 30 bayerische) Centner wog. Außer den Booten mußten, so oft die Reise über die Eismassen gieng auch noch vier Schlitten, jeder von 26 ($21\frac{1}{4}$) Pfund fortgezogen werden. In jedem Boot fanden sich 10 Matrosen, 2 Seesoldaten und 2 Offiziere, deren einer der nachmals durch seine Polarreisen in Norden wie in Süden so berühmt gewordne damalige erste Lieutenant James Clarke Ross war.

Die Reise, so lange sie eine Seefahrt über ein offnes Meer war, auf welchem man nur einzelne, von Wallrossen besetzte Eismassen herumschwimmen sahe, nahm einen fröhlichen Anfang; man war in wenig Tagen von 80° 51′ 13″ bis zu 81° 12′ 51″ N. Br. (gegen 10 engl. Meilen weit nach Norden) gekommen. Aber von hier an stellten sich jene weit ausgedehnten und dennoch nicht feststehenden sondern in einer Bewegung nach Süden begriffenen Eisfelder ein, über welche die Boote mit unsäglicher Anstrengung fortgeschleppt werden mußten. Parrys Beschreibung dieser Art zu reisen wird fortwährend ein Beweis für jene Macht eines festen Willens und eines einmüthigen Zusammenwirkens Vieler zu dem gemeinsamen Zwecke seyn, welche selbst dem Kampfe mit den stärksten Hindernissen nicht unterliegt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Juni.

Nro. 122. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Coup-d'oeil général sur les possessions Nèerlandaises dans l'Inde Archipélagique. Par C. J. Temminck. Tome premier. Leide 1846. 352 S. 8.

Concordia res parvae crescunt; dieß ist der alte Wahlspruch der holländischen Republik, den sie in einer Art bewährt hat, daß sie dadurch in älterer wie in neuerer Zeit ihren Nachbarn wie ein Gegenstand der Bewunderung, so des Neides geworden ist. Stiefmütterlich in ihrem Ursitze von der Natur bedacht, auf einen Boden angewiesen, den sie zum großen Theile erst dem verheerenden Elemente des Wassers abgetrotzt hat, hat sich die Republik durch kluges, beharrliches und einträchtiges Zusammenwirken im fernen Indien ein Reich begründet, das an Fruchtbarkeit und Fülle der Naturgaben von keinem in der Welt übertroffen wird, an Bevölkerung um das Achtfache die des Mutterlandes überbietet und ein Erträgniß dermalen gewährt, wie ein solches keine Colonie irgend eines andern Staates abwirft. Hat gleich Holland seine republikanische Staatsverfassung nicht beybehalten, ja selbst seinen früheren Rang unter den Seemächten durch die Umgestaltung der politischen Verhältnisse in Europa nicht behaupten können, so ist es doch aus ihrer Reihe nicht völlig, wie Venedig oder Genua, entschwunden, oder zu einer Nullität wie Spanien und Portugal herabgesunken, sondern unterhält noch immer eine Flotte, wie sie den Kräften des Landes angemessen und zum Schutze seiner Colonien nothwendig ist. Obgleich in seinen überseeischen Besitzungen nach dem Weltfrieden nicht völlig wieder restituirt, behauptet es gleichwohl ein Gebiet, das an Umfang und Bewohnerzahl nur von dem englischen Colonialbesitz überboten wird und die Hauptstütze seines Wohlstandes abgiebt.

Wenn man schon mit Wohlgefallen der Lebensgeschichte eines Mannes folgt, der mit geringen Mitteln allmählig durch Einsicht und Fleiß unter Gottes Segen zu Wohlstand und Ansehen gelangt, so ist dieß noch mehr der Fall, wenn uns ein solches Beyspiel in der Geschichte eines ganzen Volkes entgegengehalten wird, da es hier ungleich großartigere und complicirtere Verhältnisse sind, unter denen sein Entwicklungsprozeß erfolgt. Es kann daher der Verf. der vorliegenden allgemeinen Uebersicht über die niederländischen Besitzungen im indischen Archipel jedenfalls auf Dank und Anerkennung zählen, wenn er uns solch einen Ueberblick in ansprechender Form und mit den nöthigen Belegen vorlegt, wie es hier wirklich geschehen ist, obwohl wir immerhin gewünscht hätten, daß der Verfasser bey der älteren Geschichte dieser Colonie länger verweilt und ihr dieselbe Ausdehnung gegeben hätte wie der neueren, in die er uns mit hinreichender Ausführlichkeit einführt.

(Fortsetzung folgt.)



Voyages of dicovery and research within the arctic regions from the year 1818 to the present time, by Sir John Barrow.

(Schluß.)

Die Anordnung des Tages und seine Theilung in die Zeiten der Arbeit und der Ruhe wurde so getroffen, daß man hier, wo die Sonne um jene Zeit auch um Mitternacht über dem Horizont bleibt, die Nacht, von Abend 6 bis gegen 6 Uhr des Morgens zur Reise, den Tag aber zum Schlaf und zur Ruhe bestimmte. Denn obgleich der Unterschied der Temperatur in den Tag und Nachtstunden nur ein geringer war, reichte er dennoch hin um dem Schnee, der die Eisfelder häufig bedeckte eine etwas größere Festigkeit zu geben und um wäherend der Ruhezeit die Kleider, die auf dem Wege ganz durchnäßt worden waren, etwas besser zu trocknen als dieß während der Nachtstunden möglich gewesen wäre. Die Berichte der früheren Seefahrer in diese Gegenden, des älteren Scoresby und Lutwidge schilderten die Eisfelder, die sie gesehen hatten so glatt und eben, daß man mit einer Kutsche darüber wegfahren könne und es mag seyn, daß diese Beschreibung auf manche, besonders günstige Sommer vollkommen paßte. Wie ganz anders aber fanden Parry und seine Begleiter die schwimmenden Eisinseln, über welche ihr Weg nach Norden sich hinzog. Da gab es überall Erhöhungen und Eintiefungen, überall rauhe Flächen und Spalten, welche umgangen oder mit Mühe und Gefahr überschritten werden mußten. Oefters bedeckte ein frisch gefallener, lockrer Schnee die Eisfelder in solcher Menge, daß die Reisenden bey jedem Schritte bis an die Kniee in denselben hineinfielen, ein oder etliche mal brach das Eis unter der Last der Boote und Menschen, so daß diese der Gefahr des Ertrinkens nur mit Mühe entgingen. Sehr oft war jede Aussicht durch einen feuchten, kalten Nebel gehemmt, der sich zuweilen in einen so dichten Regen verwandelte, daß die Reisenden bis auf die Haut durchnäßt wurden. Und wenn dann von Zeit zu Zeit wieder einmal die Sonne sichtbar wurde und eine Beobachtung der Breite gestattete, dann fand man, daß man bey aller Anstrengung nur wenig oder gar nicht nach Norden vorwärts ja zuweilen selbst rückwärts gekommen sey, weil die Eisfelder über die man hinzog durch eine von Norden kommende Strömung nach Süden sich fortbewegt hatten.

Und was war dieß für eine Anstrengung, welche hier dem ungleichen Kampfe mit den Elementen unterlag! Wären die Eisfelder wirklich so eben und so glatt gewesen wie Lutwidge und Scoresby sie geschildert hatten, dann würden die Kräfte von 14 Mann (denn die Offiziere legten bey der Arbeit eben so gut Hand an als das Schiffsvolk) hingereicht haben um ein solches Schlittenboot fortzuschleppen, so aber mußte man meist zuerst durch die kleineren Schlitten oder Schleifen Bahn machen, dann spannte sich die ganze vereinte Mannschaft der beyden Boote vor das eine von diesen, zog es bis zu einem gewissen Punkt und kehrte von da zurück um auch das andre Boot nachzuschleppen. Zuweilen war diese Arbeit so schwer, daß die Matrosen auf Händen und Füßen kriechend die Seile zogen, und daß man in vielen Stunden nur einige hundert Schritte weiter kam. Erst nach $5\frac{1}{2}$ Stunden wurde gewöhnlich auf eine Stunde Rast gehalten und das Mittags= (Mitternachts=) mahl bestehend aus Schiffszwieback, Pemmikan und einem Glase Rum genossen, dann begann die Arbeit von neuem und dauerte wieder $5\frac{1}{2}$ ja über 6 Stunden fort, bis zum Nachtlager.

Und dennoch, bey all diesen Mühen blieben Alle nicht nur gesund sondern mit dem Kapitän, der durch seine gewinnende Persönlichkeit die Seele des Ganzen war, guten Muthes. Das erstere, das leibliche Wohlbefinden und mit diesem zugleich die heitre Stimmung, verdankten sie vornämlich der wahrhaft musterhaften Tagesordnung und Diät, für welche Parry gesorgt hatte. Sobald die Zeit der Ruhe gekommen war, wurden die Boote mit den Segeltüchern, wie mit einem Dach überzogen, jeder legte jetzt die Kleider ab, die er beym Tagwerk getragen, und hüllte sich in die trocknen, meist aus Pelzwerk bestehenden Kleider der Nacht. Hierauf, während das Schnee=

wasser über der mit 9 Dochten versehenen Spiritus-lampe siedend gemacht und für jede Person ein Quart süßes Cacaogetränk bereitet wurde, rauchten die ermüdeten Männer ihre Pfeife und erzählten sich die Abentheuer, die sie auf ihren Reisen in Krieg und Frieden bestanden hatten. In diesen Stunden war alle Noth und Mühe vergessen, ein gemeinsamer Geist der Heiterkeit durchdrang alle Herzen und ergoß sich auf die Lippen. Später aß man zu Abend und es war dafür gesorgt daß Jeder so viel bekam als zur vollkommnen Sättigung hinreichte, denn die Tageskost für den einzelnen Mann war zu 20 Unzen Zwieback, 9 Unzen nahrhaften Pemmikan, 1 Unze süßes Cacaopulver, 1 Quart Rum und wöchentlich auf 3 Unzen Tabak festgesetzt. Nach dem Abendessen (dessen Zeit freylich genau genommen in eine frühe Vormittagsstunde fiel) unterhielt man sich noch ein wenig, dann wurde das Abendgebet gesprochen und Jeder begab sich zur Ruhe, der man sich sieben Stunden lang überließ. Der Schlaf in dieser Zeit war so süß und fest, wie man ihn kaum jemals auf den heimathlichen Betten besser genossen hatte, selbst das etwas enge Beysammenliegen der Schläfer störte ihn nicht; abwechselnd in jeder Stunde hielt an jedem Boot einer aus der Mannschaft die Wache um das unvermerkte Annahen der Eisbären oder die Gefahr einer antreibenden Eisscholle, die zuweilen eine über die andre sich hinschieben konnte, bey Zeiten zu bemerken, obgleich die Ruhe niemals durch etwas der Art gestört wurde. Gestärkt vom Schlafe erhub man sich vom Lager, und in gut englischer Weise wurde das Tagwerk mit Gebet begonnen. Dann wechselte man die Kleider und Wäsche und ließ sichs gern gefallen, daß die Kleider zum großen Theil noch feucht waren, denn hätte man auch trockne anlegen können, so wären sie dennoch schon nach einer Stunde wieder durchnäßt gewesen. Nach dem Frühstück aus einem Absud von süßem Cacaopulver, davon Jeder eine Pinte voll erhielt, und aus Zwieback bestehend rüstete man sich von neuem zur Arbeit des Weiterziehens der Boote.

So vergiengen 33 Tage in der einförmigen Wiederkehr des Wechsels ihrer Mühen und ihrer Erholungen; viele der Begleiter sagten später, daß sie nicht mehr gewußt hätten wann es eigentlich Tag und wann es Nacht sey, weil der lange Polartag den Stunden der Nacht fast dieselbe Helle gab als denen des Tages. Das Schiffsvolk, das noch immer auf das endliche Erscheinen jener „glatten" Eisfelder hoffte, auf denen die Reise so leicht von statten gehen sollte, erfuhr nichts von den betrübenden Erfahrungen, welche man bey den Beobachtungen der Sonnenhöhen über die rückgängige Bewegung der Eistafeln machte, wodurch alle Anstrengung zum Vorwärtskommen nach Norden vereitelt wurde. Es wußte nichts davon, daß ihm, wenn es bis zu 83° N. Br. vorwärts käme eine Belohnung von 1000 Pf. (12000 fl.) von der Regierung ausgesetzt war, aber es hatte demohngeachtet sein Möglichstes gethan um dieses Ziel zu erreichen. Noch fehlte bis zu diesem erwünschten Endpunkte der Reise nur eine Strecke von $7\frac{1}{2}$ Stunden Weges, denn man war bis zu 82° 45′ N. Br. gekommen; Parry aber, das immer zunehmende Treiben des Eises nach Süden bemerkend hielt es für einen Frevel die Kräfte des ihm vertrauenden, treu ergebenen Volkes so ohne allen Zweck und Nutzen zu mißbrauchen; er trat am 27. July die Rückreise an, welche, weil sie nicht der Strömung entgegen, sondern mit ihr gieng, nicht einmal halb so lang als die Hinreise — nur 15 Tage dauerte. Am 11. Tage des Abends landeten die Boote wieder bey der Tafelinsel, wo sie ihre Vorräthe für einen etwa auf der Heimkehr eintretenden Nothfall versteckt hatten, nichts aber mehr davon fanden, weil die hungernden Seebären sie aufgespürt und verzehrt hatten. Parry nannte die kleine Insel, diesen äußersten Punkt eines felsigen Festgrundes gegen den Pol hin nach seinem treuen Begleiter, dem James Clarke Ross, die Ross-Insel. Man machte über den nackten Felsen eine botanische Wanderung, fand aber auf dem Lande so wie am Meere nur Arten von Zellenpflanzen, namentlich von den Gattungen Bryum, Hypnum, Trichostomum, Polytrichum, Jungermannia, Gyrophora, Cetraria, Coenomice, Stereocaulon, Sphaerophorum, Alectoria, Cornicularia, Ulva.

Wenn aber auch diese Reise ihr vorgestecktes Ziel nicht erreichte so trug sie doch das Ihrige da-

zu bey, in den englischen Seeleuten, namentlich in James Clarke Roſſ den Muth zu ähnlichen, glücklicheren Unternehmungen derſelben Art zu wecken und zu ſtärken, um ſo mehr da das Schiffsvolk, das mit Parry dieſes mühevolle Unternehmen ausgeführt hatte, bey vollkommner Geſundheit und mit friſchem, ungebeugtem Muthe ins Vaterland zurückkehrte.

Jener Reiſen zu Lande durch das nördliche Amerika, welche Franklin, Richardſon, Back und Thomas Simpſon an die Südküſte des weſtlichen Polarmeeres unternahmen, erwähnten wie bereits im 22. Bande dieſer Anzeigen unter Nr. 65 bis 70 *).

*) Ein Vergleich zwiſchen Parrys Seereiſen und Franklins, ſo wie Richardſons und Backs Landreiſen lehrt uns freylich, wie unvergleichbar viel größer die Mühſeligkeiten einer Landreiſe durch die Wüſte des Polarlandes als einer Seefahrt durch die Eisfelder des Polarmeeres ſeyen. Ein Schiff iſt ein ſchwimmendes Haus, das ſich ſchon durch ſeinen Bau und ſeine innere Einrichtung allen Bedürfniſſen ſeiner Bewohner im Voraus bequem anpaſſen läßt, und das in ſeinen großen Räumen eine Fülle von Geräthſchaften, von Feuerungsmaterial ſo wie von Proviant bey ſich tragen kann; der Landreiſende im nördlichſten Amerika muß das, was er bedarf, durch Menſchen fortſchleppen laſſen, und wenn ſeinem Fortkommen unvorhergeſehene Hemmungen entgegentreten, dann unterliegt er nicht nur der Gefahr des Erfrierens, ſondern auch des Verhungerns. Die Kälte auf Melvilles Inſel, nach Parrys und Sabines Beobachtung, erreichte noch lange nicht den hohen Grad wie zu Lande am großen Bärenſee, im Fort Reliance nach Franklins Beobachtung. Richardſon und Franklin mußten auf ihrer furchtbaren Winterreiſe Wochen lang das Leben durch den Genuß von bittern Flechten (vornämlich vom Geſchlecht der Gyrophora) und von kleinen geſchnittenen Lederſtücken ihrer Schuhe friſten; einer ihrer Leute, ein Irokeſe, hatte ſich von dem Fleiſche der heimlich von ihm gemordeten Reiſegefährten genährt, und würde, ſeitdem er den hoffnungsvollen Seecadetten Hood erſchoſſen hatte, auch an ihrem Leben ſich vergriffen haben, wenn Richardſon ihn nicht vor der That erlegt hätte; der kleine noch lebende Reſt der Geſellſchaft, ausgedorrt zu Skeleten, lag im Hinſterben, als endlich, da die Noth am größten, ihnen die erſehnte Hülfe durch drey mit einigen Lebensmitteln verſehene Indianer kam. Der Lauf des Schiffes auf einer Fahrt ins Polarmeer kann durch Eismaſſen gehemmt werden; der Gang des Landreiſenden in dieſen kalten Regionen wird es durch die Ermattung ſeiner von Froſt und Hunger gelähmten Glieder. Franklin brauchte ſchon am Kupferminenfluß zu einem Weg von einer engliſchen Viertelmeile länger denn eine Stunde und ſtürzte dabey einmal über das andre halb ohnmächtig zu Boden; einige Wochen ſpäter, als ſie endlich das leere Winterquartier Entrepriſe erreicht hatten, vermochte kaum noch einer von der Geſellſchaft ſich von dem harten Lager zu erheben, ja nur umzuwenden. Allerdings war Backs und ſeiner Schiffsmannſchaft Lage auch ſchlimm genug, als das Schiff faſt ein ganzes Jahr in eine ſchwimmende Eismaſſe eingefroren, mit dieſer auf dem Meer umhertrieb und durch ſein Krachen bey Tag wie bey Nacht an die Gefahr erinnerte, vom brechenden Eis zermalmt zu werden; doch war das, was derſelbe Seefahrer mit Richardſon und Franklin zu Land erduldet hatte, noch immer viel ſchwerer.

S.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 22. Juni.

Nro. 123. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Coup-d'oeil général sur les possessions Néerlandaises dans l'Inde Archipélagique.

(Fortsetzung.)

Man hat den Holländern öfters den Vorwurf gemacht, daß sie nicht nur die Verwaltung ihrer Colonien im engherzigen Krämergeiste betrieben und die Wohlfahrt der ihrer Macht unterworfenen Völker rücksichtslos zerstört, sondern auch die Administration und den Zustand ihrer Besitzungen absichtlich der Kenntnißnahme des Publikums entzogen hätten. Raffles, der während der englischen Occupation von Java dort als Gouverneur das Regiment führte und daher die genaueste Einsicht in die holländische Verwaltung haben konnte, behauptet ohne Scheu, daß Zerstörung und Ruin der holländischen Herrschaft allenthalben, wo sie sich ausbreitete, auf dem Fuße nachgefolgt sey und daß es geschienen hätte, als ob die europäische Gewalt auf Java, bevor sie an die Engländer übergegangen wäre, nur zur Vernichtung der Wohlfahrt der Eingebornen sich geltend gemacht hätte. Aehnliche Anschuldigungen haben Crawfurd und andere Engländer erhoben, und auch die Offiziere von etlichen der neueren französischen Weltumseglungs-Expeditionen haben mehr zum Nachtheil als Vortheil der holländischen Colonialverwaltung berichtet. Kein Wunder daher, daß die öffentliche Meinung in England wie auf dem Continent zu Ungunsten der Holländer gestimmt wurde, wozu noch bey uns kam, daß ihre Deutung des Ausdrucks jusqu'à la mer ohnedieß Verstimmung erregt und obendrein der Radikalismus die belgische Revolution gegen sie in Schutz zu nehmen hatte.

Auf solche Anschuldigungen möchten die Holländer wohl immerhin folgende Antwort geben. Es ist richtig, daß uns nicht in dem Maaße, wie wir dazu verpflichtet gewesen wären, das Beyspiel Dänemarks vorgeleuchtet hat, das in seinen afrikanischen und indischen Besitzungen nicht bloß auf seinen eignen Vortheil, sondern ebenso auf das Wohl seiner Unterthanen bedacht gewesen und das Joch der Sklaverey schon vor einem Jahrhundert ihnen mit allen Lasten abgenommen hat. Wenn wir aber dieß offen bekennen, so fragen wir euch Engländer und Franzosen, die ihr den Splitter in unserem Auge uns vorwerfet, habt ihr denn den Balken in eurem Auge so ganz und gar übersehen, daß ihr aller Billigkeit gegen uns euch entbunden glaubt? Wenn unsere frühere Verwaltung über den eignen Vortheil das Wohl der Eingebornen hintan gesetzt hat, habt ihr etwa das Gegentheil gethan, oder haben wir hieran nicht die gemeinsame Verschuldung zu tragen? Und wenn wir von der neueren Zeit reden, so fragen wir euch, wenn ihr euch mit den Thatsachen bekannt machen wollt, ob wir die Wohlfahrt unserer Colonien nicht wenigstens in demselben Maaße gefördert haben wie ihr? Werft ihr aber uns Geheimnißkrämerey in den Verhältnissen unserer überseeischen Besitzungen vor, so hättet ihr zuerst euch in unserer Literatur umsehen müssen und ihr würdet euch alsdann eines solchen Vorwurfes geschämt haben. Was können wir dafür, daß ihr aus Unbekanntschaft mit unserer Sprache die vielen holländischen Documente übersehen habt, die euch den geforderten Aufschluß hätten geben können!

Seyen wir billig, um an die holländische Colonialverwaltung nicht strengere Anforderungen als an die anderer Nationen zu richten. Nehmen wir des Verf. Buch zur Hand, so läßt sich aus den von ihm beygebrachten offiziellen Documenten leicht nachweisen, daß seit der Wiederübernahme der indischen Colonien die Behandlung der Eingebornen ungleich humaner als früher geworden ist, wozu bey der Regierung eben so wohl die Ueberzeugung von ihrer moralischen Verpflichtung als die Erfahrung, daß von dem Wohlstande der Unterthanen ihr eigener abhängt, wirksam gewesen ist. Dem Verf. ist es, wie er es beabsichtigte, vollkommen gelungen, nicht bloß ein helleres Licht über die holländischen Besitzungen im indischen Archipel zu verbreiten, sondern auch in Bezug auf deren Verwaltung eine günstigere Meinung hervorzurufen, als sie hierüber theils aus Unkunde, theils aus Böswilligkeit herrschend geworden ist.

Der Verf. beabsichtigt, in zwey Bänden seinen Gegenstand abzuhandeln. Der erste, der zur Zeit uns allein vorliegt, befaßt sich mit Java und seinen Dependenzen, als dem Mittelpunkt der Regierung und dem Hauptsitze der Civilisation im indischen Archipel; der zweyte soll den übrigen Theil dieser Besitzungen in Betracht nehmen. Zahlreiche officielle Documente, so wie unmittelbare Mittheilungen von Colonialbeamten und Reisenden geben den Schilderungen allenthalben die nöthigen Belege. Der erste Band, über den wir hier referiren, theilt sich in fünf Kapitel ab.

I. Kapitel. Abriß der neueren Geschichte von Java. Die älteste Geschichte dieser mächtigen Insel kann aus keinem andern Documente als aus den zahlreichen Ueberresten gewaltiger, nunmehr in Trümmern liegender Bauwerke entnommen werden. Nach den hierüber angestellten Untersuchungen ist es wahrscheinlich, daß sie das Werk zweyer Völker oder vielmehr der Anhänger zweyer verschiedener Religionen sind, von denen die älteren sich als Verehrer des Brahma, die späteren als Anhänger des Buddhadienstes kundgeben. Die Zerstörung der Brahmanen-Tempel mag wahrscheinlich von den Buddhisten ausgegangen seyn, während die der letzteren ein gleiches Schicksal von den Bekennern des Islams erfuhren, der seit dem Jahre 1374 auf der Insel Eingang fand. Ein Theil der Verwüstungen der Bauwerke ist übrigens auch auf Rechnung der furchtbaren Erdbeben zu bringen, mit denen Java von Zeit zu Zeit heimgesucht ist.

Was man sonst noch von der ältern Geschichte Javas weiß, ist zu uns auf dem Wege der Volkssage gelangt. Ihr zufolge haben mehrere der einheimischen Herrscher eine große Rolle als Eroberer gespielt und ihre Herrschaft über einen Theil Sumatras und Borneos ausgedehnt. Der Einfall der Malayen zwang sie, sich ins Innere zurückzuziehen und einen Theil der Küsten diesen neuen Eindringlingen zu überlassen, obwohl es ihnen gelang, sich in einigen Theilen zu behaupten. Auf den Trümmern dieser kolossalen Macht erhoben sich mehrere Despoten, welche die Holländer bey ihrer ersten Ankunft auf Java vorfanden, denn damals schon hatte über ein Jahrhundert hinaus das indische Reich des Modjopahit aufgehört zu existiren und der Islam die beyden andern Bekenntnisse völlig verdrängt.

Es war im Jahre 1596, als die Holländer zuerst auf Java erschienen, noch nicht als Eroberer, sondern nur als bescheidene Handelsleute. Sie trafen in Bantam eine Faktorey der Portugiesen an, die nichts weniger als erfreut über den Besuch ihrer Rivalen waren und durch deren Einfluß es den Holländern nicht gelang, sich, wie sie beabsichtigten, ebenfalls festzusetzen. Erst als sie 1603 der portugiesischen Flotte an der javanischen Küste eine große Niederlage bereiteten, konnten sie sich zu Bantam die Errichtung einer Faktorey erzwingen. Schon ein Jahr zuvor hatten die Generalstaaten die ostindische Kompagnie errichtet, die für die indischen Colonien einen General-Gouverneur bestellte, der bald nachher Batavia zu seinem Hauptsitze machte. Von nun an gelang es ihnen allmählig, sich nicht bloß gegen die einheimischen Fürsten zu behaupten, sondern auch ihre Herrschaft längs der nördlichen Küste immer weiter auszubreiten. So oft auch die ersteren sich zur Vertreibung der Europäer aufmachten, so wußten die letzteren doch immer sie zu besiegen und deren Macht immer mehr zu beschränken. Wir können hier nicht im Detail den Bestrebungen der Holländer zur Ausbreitung ihrer Herrschaft folgen; es mag nur das

Resultat derselben hervorgehoben werden, daß eine geschickte Benützung der von ihnen erworbenen Gewalt dem indischen Handel einen solchen Aufschwung gab, daß eben dadurch das Mutterland zu seinem enormen Reichthume gelangte. Erst als von der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an die politischen Conjunkturen sich immer ungünstiger für Holland gestalteten und seine Macht verfiel, geriethen seine Colonien in einen noch tieferen Verfall und in gänzliche Zerrüttung ihres Wohlstandes, bis das Jahr 1811 der holländischen Herrschaft im indischen Archipel ein Ende machte, indem die Engländer sich in den Besitz von Java setzten. Der Sturz Napoleons verhalf Holland wieder zu seiner Selbstständigkeit, so wie zur Wiedererlangung des größten Theils seiner indischen Colonien, und am 24. Juni 1816 erfolgte deren Rückgabe von Seite der Engländer an die Holländer.

Man hatte sich durch die bittern Erfahrungen der letzten Jahrzehnte überzeugt, daß die Verwaltung der Colonien nunmehr nach andern Principien, als in der letzten Zeit obgewaltet hatten, vorgenommen werden müßte. Bevor jedoch die königliche Regierung, die an der Stelle der schon früherhin aufgelösten ostindischen Compagnie die Zügel der Administration auch in den überseeischen Besitzungen unmittelbar in die Hände genommen hatte, zu festen Anordnungen gelangen konnte, hatte sie zuvor vom Jahre 1825 bis 1830 einen höchst gefahrvollen einheimischen Krieg zu bestehen, der ihr mehr als 25 Millionen Gulden und 15,000 Soldaten, unter denen fast die Hälfte Europäer waren, kostete, der sie aber auch zum Herrn der ganzen Insel machte und ihrer Oberherrschaft von nun an eine feste Basis verschaffte. Zwar wurden durch den Friedensschluß die beyden mächtigen Fürsten, der Susuhunan oder sogenannte Kaiser von Surakarta und der Sultan von Djokjakarta, in ihren Würden belassen, aber sie mußten einen guten Theil ihrer Länder mit mehr als einer Million Einwohner an die holländische Regierung abtreten und ihrer Autorität wurde mehr Schein als Macht zugestanden. Seitdem haben die javanischen Fürsten nicht mehr gewagt, der holländischen Regierung Widerstand leisten zu wollen, und die kluge und humane Weise, mit welcher die letztere nunmehr mit ihren Unterthanen verfährt, so wie die gänzliche Schwächung der einheimischen Fürsten scheinen sie völlig gesichert zu haben vor der Wiederkehr so gefährlicher und kostspieliger Kriege wie der im Jahre 1830 zu Ende gebrachte. Dem General-Gouverneur van den Bosch verdankt die Colonie hauptsächlich die Wiederherstellung der Ordnung und insbesondere die Begründung eines guten Vernehmens zwischen der javanischen Bevölkerung und der Regierung, indem er durch sein neu eingeführtes landwirthschaftliches System den Vortheil beyder in die engste Wechselbeziehung brachte. Dadurch sind die indischen Besitzungen zu einem lange nicht mehr gekannten Flor gekommen und sie sind wieder die ergiebige Quelle des Wohlstandes des Mutterlandes geworden, wie dieß im zweyten Kapitel umständlich und mit allen Belegen vom Verfasser nachgewiesen wird.

II. Kapitel. Gegenwärtige Verwaltung, landwirthschaftliche Kulturen und Finanzen. Nach langer Erfahrung hatte sich die holländische Regierung überzeugt, daß, wenn sie in ruhigem Besitz ihrer Colonien verbleiben und zugleich aus ihnen den größtmöglichen Vortheil ziehen wollte, sie bey ihren geringen militärischen Hülfsmitteln durchaus darauf denken müsse, sich die Zuneigung der eingebornen Bevölkerung zu gewinnen. Dieß war ihr aber nur dann möglich, wenn sie sich zu einer landwirthschaftlichen Cultur und zur Erhebung der direkten und indirekten Steuern in einer Weise verstand, die am meisten den hergebrachten Sitten oder dem Hadhat, wie es die Javaner nennen, angepaßt war. Sie hängen nämlich an ihren hergebrachten Gewohnheiten mit religiöser Pietät, und ein Verstoß gegen sie gilt bey ihnen für eine Entweihung des Heiligsten; der Hadhat ersetzt ihnen das schriftliche Gesetz und nach ihm richtet sich der Kaiser wie der geringste Bauer. Die Regierung kann also nur dann die javanische Bevölkerung mit Sicherheit leiten, wenn sie ihre Einrichtungen so trifft, daß diese nicht gegen die hergebrachten und durch das Alter geheiligten Sitten und Gewohnheiten verstossen. Wie anders könnte sich auch ein Staat,

der kaum 8 Millionen Einwohner zählt, Rechnung machen, in Frieden seine orientalische Bevölkerung zu regieren, deren Anzahl sich vielleicht auf 25 Millionen Köpfe beläuft, wovon Java allein über 8 Millionen enthält.

Nach der neuesten Zählung von 1838 vertheilen sich die Einwohner Javas folgendermassen:

Eingeborne	7,956,323
Europäer	13,960
Chinesen	100,987
Malayen, Araber, Mauren, Bengalesen	20,245
Sklaven	11,565
Summe	8,103,080

Java nebst der Insel Madura ist gegenwärtig in 22 Provinzen, Residenzen genannt, getheilt, deren innere Verwaltung, so weit es es nur möglich war, die von den alten javanischen Fürsten eingeführten Formen beybehalten hat.

Die Dörfer werden administrirt von einem Vorstand unter Zuziehung eines Ortsrathes, der aus den ältesten und angesehensten Männern besteht. Die Gemeinde hat das Recht, ihren Vorstand zu erwählen, vorbehaltlich der Bestätigung der höchsten Behörde. Die Ortsvorstände stehen in direktem Verkehr mit den Bezirksvorständen, von denen wieder eine gewisse Anzahl unter einem sogenannten Regenten steht, dessen Distrikt den offiziellen Namen der Regentschaft trägt. Der Regent ist zwar von der Finanzverwaltung ausgeschlossen, hat aber die ganze Administration unter sich, so daß er, als die höchste javanische administrative Behörde, das Interesse der Eingebornen bey der Regierung vertritt. Die Regentschaften sind fast ohne Ausnahme aus alt-javanischen Landschaften gebildet und ihr Besitz ist beynahe immer erblich, was in der Absicht geschieht, um die javanische Aristokratie der Regierung anhänglich zu machen, und um so wenig als möglich die durch den Hadhat sanktionirte Ordnung zu stören. Mehrere solcher javanischen Regentschaften, gewöhnlich 3—4, bilden eine Residenz, der ein europäischer Resident vorsteht, in dessen Hände alle Gewalt niedergelegt ist.

Die innere Ortsverwaltung, die Vertheilung der Grundsteuer und der im öffentlichen Interesse nöthigen Dienstleistungen ist ganz und gar den Ortsräthen anheimgestellt, so daß die europäische Behörde davon keine Kenntniß nimmt, außer in dem Fall der Klage oder Widersetzlichkeit. Der Ortsvorstand ist zugleich Einnehmer der Grundsteuer, die er der Schatzkammer der Residenz überliefert. Auch die Tribunale sind, so weit es angeht, aus Javanern zusammengesetzt. Da diese Organisation ganz im Einklange steht mit den Gewohnheiten der Eingebornen, so ist dadurch die Verwaltung der Finanzen, der Polizey und der Justiz ohne alle äußere Gewalt gesichert, und die javanische Bevölkerung, zumal die im Innern des Landes, wird deßhalb nur sehr selten daran erinnert, daß ihr oberstes Regiment einen Wechsel erfahren habe.

Das Hadhat läßt kein individuelles Eigenthum am Boden zu. Jede Gemeinde hat seit undenklichen Zeiten einen gewissen Landbesitz, auf dem sie anerkannte Rechte ausübt. Die Gemeindeglieder haben davon nach altem Herkommen den Nießbrauch und zahlen den Pacht in Naturalien oder Geld. Die Reisfelder, welche zur künstlichen Bewässerung ein Zusammenwirken aller Ortsbewohner erfordern, werden als Gemeindeeigenthum, vorbehaltlich gewisser Rechte der ersten Anbauer, betrachtet. Die Arbeiten für den öffentlichen Dienst lasten ausschließlich auf den Besitzern der bewässerten Reisfelder. Sobald die andern Bewohner an solchen Arbeiten Theil nehmen, was immer der Fall ist, so erhalten sie dafür eine Abfindung nach gemeinschaftlicher Verständigung. Die Privilegien der Gemeinden und der Urbarmacher hindern übrigens den Souverain nicht, als Herrn des Bodens zu handeln, so daß sich ihm Niemand widersetzen kann, wenn er ein Stück davon für sich nimmt, nur muß er alsdann eine Entschädigung leisten, deren Betrag dem Aufwande zu neuen Anlagen gleichkommt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Juni.

Nro. 124. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Coup-d'oeil général sur les possessions Nèerlandaises dans l'Inde Archipélagique.

(Fortsetzung.)

Unter der Herrschaft der einheimischen Fürsten waren die bewässerten Ländereyen in Tjatjah oder Parzellen getheilt, auf die man im Durchschnitt 22 Individuen rechnete. Auf dem Nutznießer einer solchen Parzelle lasteten die Auflagen, der öffentliche Dienst und die Frohnen; dafür mußten ihm die dazu gehörigen Individuen bestimmte Abgaben leisten, die oft die Hälfte ihrer Aerndte betrug und überdieß die Frohnen übernehmen. Diese Einrichtung hat sich mit mancherley Abänderungen noch fortwährend erhalten und regelt die Beziehungen der Einzelnen zu einander.

Man ersieht daraus, wie klug die holländische Regierung dermalen verfährt, daß sie, die alten Gebräuche schonend, sich nicht in unmittelbaren Verkehr mit den Einzelnen, sondern nur mit den Communen setzt und in solcher Weise auch die Grundsteuer regelt.

Seit der Zeit, wo die indischen Finanzen dem Mutterlande einen jährlichen ansehnlichen Ueberschuß einliefern konnten, mußte man nothwendiger Weise das Problem zu lösen suchen, unter welcher Form dieser Ueberschuß, der in einem, nur in der Colonie gültigen Papier- und Kupfergeld, bestand, auf passende Weise zu seiner Bestimmung verwendet werden könne. Diese Form ist, seitdem durch den General-Gouverneur van den Bosch im Jahre 1832 das sogenannte Kulturensystem eingeführt wurde, gefunden worden. Der Ueberschuß dient zuvörderst zu Vorschüssen für die eingebornen und europäischen Unternehmer, und zwar ohne Zinsen. In einem Lande, wo die Kapitalien selten und der Zinsfuß gewöhnlich auf 9 Procent steht, sind Vergünstigungen der Art von einem außerordentlichen Vortheil und ihnen hauptsächlich verdankt man die merkwürdige Entwicklung der landwirthschaftlichen Industrie in den Besitzungen des Staates. Die Rückzahlung dieser Vorschüsse findet statt in Waaren, die sich die Regierung vorbehalten hat, und in dieser Weise bekommt man den Jahresüberschuß in einer Form, die dessen Versendung nach Europa gestattet. Eine solche Einrichtung ist übrigens in keinem andern tropischen Lande nachahmbar, denn nur vermöge der alten javanischen Institutionen ist es möglich, einem Unternehmer von größeren landwirthschaftlichen und industriellen Arbeiten die Garantie zu geben, daß während der Dauer derselben die benachbarte Bevölkerung ihm, gegen eine angemessene Taxe, die nöthige Handreichung leistet.

Wir fügen noch einige Worte über die Gemeinde-Einrichtungen auf Java bey, um die Wichtigkeit derselben in ihrer Anwendung auf das neu eingeführte Kulturensystem der holländischen Regierung darzulegen. Wie schon vorhin erwähnt hat der Souverain das Recht, von jedem Tjatjah theils eine Abgabe in Geld oder Naturalien, theils eine entsprechende Menge Handdienste zu fordern. Die holländische Regierung, die in dieses Recht eintrat, konnte daher in dieser oder jener Lokalität ebenfalls verlangen, daß die Grundsteuer in Zuckerrohr oder



irgend einem andern landwirthschaftlichen Erzeugnisse abgetragen werden müsse. Die gegenwärtige Organisation der Grundsteuer hat die Möglichkeit gewährt, diese Abgabe in vollkommene Uebereinstimmung mit der Ziffer zu setzen, welche die Contribuenten abzutragen haben. Da der Preis der Handarbeit bekannt ist, so konnte leicht die Zahl der Arbeitstage festgestellt werden, durch welche sich die Gemeinde von der Grundsteuer ablösen konnte, oder um auf das vorige Beyspiel zurückzukommen, es war leicht, den Umfang der Ländereyen zu bestimmen, welche eine Gemeinde mit Zuckerrohr zu bepflanzen hatte, um dadurch dasselbe Resultat zu erlangen. Sobald aber der Arbeitslohn den Werth der Steuer übersteigt, erhält der Tjatjah ein Recht auf Ersetzung des Ueberschusses. In solcher Weise konnte die Regierung den Unternehmern großer landwirthschaftlicher und industrieller Operationen die Garantie geben, daß es ihnen zur vollständigen Durchführung derselben nie an Arbeitern fehlen würde; zugleich hatte sie auch das Mittel, die Grundsteuer in irgend einer beliebigen agricolen Unternehmung abtragen zu lassen und sich in solcher Weise Waaren zu verschaffen, die auf den europäischen Markt geführt werden konnten. Die Javaner aber ziehen aus der neuen Einrichtung den großen Vortheil, daß ihre Leistungen an den Staat geregelt sind und bey geringerer Arbeitszeit ein reichlicheres Einkommen ihnen zufließt, während zugleich sie in ihren alten Gewohnheiten nicht gestört sind.

Als die Holländer die Rückgabe ihrer indischen Colonien bewerkstelligt hatten, gelang es ihnen in der ersten Zeit so wenig, daraus Vortheil zu ziehen, daß im Gegentheil durch Mangel an Absatz und in Folge der einheimischen Kriege der Schuldenstand dermassen vermehrt wurde, daß die Zinsen derselben über drey Millionen Gulden betrugen. In dieser kritischen Lage nahm die Regierung im Jahre 1824 ihre Zuflucht zur Errichtung einer neuen privilegirten Handelsgesellschaft, der Handelmaatschappij, was in Verbindung mit dem Kulturensystem in der That von den glücklichsten Folgen war und den Wohlstand der Colonie auf eine vorher nie erreichte Höhe brachte.

Um eine nähere Einsicht in die finanziellen und industriellen Verhältnisse der holländischen Besitzungen in Indien zu gewähren, mögen folgende Angaben dienen.

Die Haupteinkünfte der indischen Colonien leiten sich von den nachstehend verzeichneten Artikeln her:

Kopfsteuer der Chinesen .	41,725	fl.
Schlachtsteuer von Ochsen, Büffeln und Schafen	315,966	„
Schlachtsteuer von Schweinen	156,132	„
Verzehrsteuer von Fischen	179,546	„
Verpachtung der Fischereyen	155,388	„
Verbrauchsteuer vom Arak	293,882	„
Verbrauchsteuer vom Palmenwein	13,244	„
Verbrauchsteuer vom einheimischen Tabak	120,000	„
Bazarsteuer	3,044,974	„
Zölle	81,000	„
Verpachtung der Vogelnester (Salanganen)	70,004	„
Leihhäuser	334,866	„

Grundsteuer der javanischen Gemeinden	10,047,121	„
Grundsteuer der europäischen Besitzungen	314,957	„
Verpachtung des Schlagholzes	36,560	„
Auflage auf die Fischereyen	192,331	„
Zehenten	97,741	„

Aus- und Eingangszölle	5,171,100	„
5% Zusatz für die Meeresarbeiten	256,775	„
Consumtionssteuer	70,332	„
Hafen- und Ankergelder	96,215	„
Stempel	317,434	„
Auktionssteuer	290,143	„
Auflage auf den chinesischen Spielen Pho und Topho	445,220	„
Reitende und fahrende Posten	218,722	„
Verkauf der Vogelnester (Salanganen)	221,250	„
Verkauf von Bauholz	505,700	„
Opium-Monopol	9,560,165	„
Salz-Monopol	4,609,908	„



Verkauf von Reis	516,526 fl.
Verkauf von Palmenzucker	90,620 „
Verkauf von Goldstaub	50,900 „
Verkauf von Zinn	3,000,000 „

Diese verschiedenen Ziffern, die aus der Rechnungsablage von 1843 entnommen sind, begreifen nicht das Produkt der in Europa verkauften Kolonialwaaren. Die Totalsumme für die Ausgabe der Verwaltung im Jahre 1845 belief sich auf 75,494,285 fl.

Nach den offiziellen Vorlagen von 1840 und 1841 haben sich die Resultate der hauptsächlichsten Kulturen folgendermassen ergeben.

Als Hauptnahrungsmittel nicht allein auf Java, sondern auch auf den andern sundaischen Inseln ist der Reis voranzustellen. Java ist das Horn des Ueberflußes für den ganzen Archipel, daher hatte auch schon die frühere ostindische Kompagnie ihr Hauptaugenmerk auf den Reisbau gewendet, in der richtigen Ueberzeugung, daß Reismangel ihrer Macht gefährlich werden könnte. Die gegenwärtige Regierung ist noch mehr bedacht auf Emporbringung dieses Anbaues, und so hat sich dieser so beträchtlich gemehrt, daß im Jahr 1840 die Reiserndte mehr als 21 Millionen Pikol (der Pikol zu 125 Pfund) lieferte, wovon 1,488,350 Pikol ausgeführt wurden, wobey die Provinzen Batavia, Buitenzorg, Surakarta und Djokjokarta gar nicht in Anschlag gebracht sind. Ueber $6\frac{1}{2}$ Millionen Menschen haben am Reisbau Antheil.

Zur Kultur des Kaffe's wurden im Jahre 1840 verwendet 470,673 Familien und im folgenden 453,289. Im erstern Jahre wurden in die Magazine eingeliefert 706,258 Pikol, im andern 877,444. Man rechnet, daß Java bald im Stande seyn wird, jährlich eine Million Pikol oder 125 Millionen Pfund Kaffe zu erzeugen. Vor 1830 wurden nicht über 40 Millionen Pfund ausgeführt.

Die Kultur des Zuckers lieferte schon 1842 über 850,000 Pikol und man kann annehmen, daß Java allein im Stande seyn dürfte, eine Ausfuhr von einer Million Pikol zu gewähren. Die Zuckererzeugung hat sowohl nach Quantität als Qualität sich bedeutend gebessert. Im Jahre 1836 wurden auf den Versteigerungen in Europa 313,058 Pikol verkauft, darunter 35 Prozent brauner Zucker, 20 gelber, 28 grauer und nur 17 weißer. Dagegen lieferte die Versteigerung von 1845 die Zahl von 732,440 Pikol, darunter $16\frac{1}{2}$ Prozent brauner Zucker, $18\frac{1}{5}$ gelber, $11\frac{2}{5}$ grauer und $53\frac{9}{10}$ weißer. Es hatte sich daher binnen weniger als einem Decennium die Quantität nicht blos verdoppelt, sondern die Qualität hatte sich auch ansehnlich gebessert.

Die Kultur des Indigo's ist schon von der Kompagnie begründet worden, sie hatte aber während der französischen Occupation des Mutterlandes dermassen abgenommen, daß keine Ausfuhr mehr stattfand. In neuerer Zeit ist sie in solchen Schwung gekommen, daß 1823 die Ausfuhr auf 17,000 und 1826 auf 46,000 Pfund sich belief. Im Jahr 1840 hat man auf Java mehr als zwey Millionen Pfund Indigo erzeugt.

Die Zahl der Zimmetbäume, die 1842 abgeschält werden sollte, wurde auf 1,824,599 und der Ertrag auf 108,905 Pfund geschätzt. Diese Kultur vermehrt sich mit jedem Jahr und die Qualität bessert sich, während die Kosten sich vermindern; gleichwohl hat die Regierung es für rathsam gefunden, sie nicht weiter auszudehnen, obwohl der Boden dazu günstig scheint.

Der Nopal wurde 1830 eingeführt und seitdem kultivirt man diesen Strauch, der von der bekannten Schildlaus bewohnt ist, welche die Koschenille liefert. Die Versuche im Großen sind bisher nur in wenigen Residenzen gemacht worden, sind aber vollkommen gelungen. Man hoffte, daß jede der beyden Residenzen, Japara und Krawang, 18 bis 20,000 Pfund Koschenille für das Jahr 1843 liefern würde; außer diesen beyden Residenzen wurden auch noch die von Bantam, Cheribon und Samarang zu dieser Kultur bestimmt, die viel Sorgfalt und Handarbeit erfordert.

Es scheint, daß der Gewürznelkenbaum auf dem javanischen Boden nicht gedeihen will, da die Versuche fehlschlugen, obgleich man sie durch Sachkundige von Amboina hatte anstellen lassen.

Der Pfeffer ist in zwey Residenzen gesammelt worden; seine Kultur wird auf Java nicht

mehr so eifrig betrieben als zur Zeit der Kompagnie, indem sie durch vortheilhaftere und minder mühsame Anpflanzungen ersetzt wurde. Wie ehemals liefert auch noch jetzt Bantam den meisten Pfeffer.

Der **Tabakbau** giebt einen sehr einträglichen Artikel ab, indem man ihn von Feldern erhält, die schon eine erste Ernte geliefert haben. Der javanische Tabak wird auf den europäischen Märkten immer mehr gesucht, obwohl seine Zubereitung und Assortiment viel zu wünschen übrig lassen.

Im Jahre 1828 wurde der erste Versuch mit der Kultur des **Thees** in dem Schloßgarten von Buitenzorg gemacht, wo 800 Stauden von einer staunenswerthen Kräftigkeit zur Ausbreitung dieses Anbaues ermunterten, so daß seitdem ansehnliche Anpflanzungen in verschiedenen Theilen der Insel angelegt wurden. Die ersten Versuche haben der Erwartung hinsichtlich der Qualität dieser Waare nicht ganz entsprochen, deren abstringirender Geschmack und schwaches Aroma vermuthen läßt, daß die Zubereitung des Blattes und seiner letzten Manipulation nicht genau nach dem in China üblichen Verfahren vorgenommen wurde. Man kultivirt heut zu Tage den Thee in 13 Residenzen, aber die Hauptanlage, wo auch zugleich die letzte Manipulation, so wie die Auswahl und Verpackung vorgenommen wird, befindet sich in der Nähe von Batavia. Man kann annehmen, daß der Thee, welchen gegenwärtig Java jährlich auf den Markt der Hauptstadt bringt, auf 200 bis 300,000 Pfund sich beläuft; gleichwohl wird versichert, daß die Regierung die Absicht habe, diesen Zweig der Industrie den Privaten, unter der Garantie billiger Contrakte, zu überlassen. Wenn die Theekultur, wie die Aussicht dazu vorhanden ist, auf Java gelingt, so wird der Abfluß baaren Geldes, den der holländische Handel jetzt an China überliefert, in Zukunft seinen Kolonien zu Gute kommen.

Java bringt zwey Sorten von **Baumwolle** hervor; diejenige, welche der hochstämmige Baum, Bombax pentandrum, liefert, ist grob und dient nicht zu Zeuggeweben. Der Baumwollenstrauch, Gossypium herbaceum, liefert eine leichte und feine Wolle, die in den Manufakturen verwendet und von den Europäern seit langer Zeit auf Java kultivirt wird. Diese letzte Kultur hat Verbesserungen erfahren und gewährt eine ansehnliche Ausfuhr.

Die Viehzucht erlangt immer mehr eine beträchtliche Entwicklung, zumal seitdem das Verbot erlassen wurde, die Büffel in die Schlachtbänke zu führen, indem dieselben von erprobter Nützlichkeit für den Feldbau sind. Im Jahre 1842 zählte man 1,324,623 Büffel, 431,357 Ochsen und 291,578 Pferde. Der Versuch mit der Kameelzucht ist mißlungen; auch das Pferdgestüte der Regierung hat nicht den Erwartungen entsprochen.

Aus der nachstehenden Tabelle kann die Größe der Ausfuhr der Hauptartikel, die 1842 und 1843 aus den Häfen von Java und Maduras ausgingen, entnommen werden, wobey P. Pikol bezeichnet.

Ausfuhr	von 1841		von 1843	
Reis	676,212	P.	1,108,774	P.
Kaffe	961,466	„	1,018,102	„
Zucker	1,031,094	„	929,769	„
Muskatennuß	5,125	„	2,133	„
Muskatenblüthe	1,171	„	486	„
Gewürznelken	7,660	„	2,027	„
Zinn	48,339	„	45,705	„
Indigo	1,827,386	℔.	1,890,429	℔.
Zimmet	362	P.	1,441	P.
Koschenille	20,978	℔.	63,111	℔.
Rohe Seide	5	P.	0	P.
Pfeffer	13,245	„	23,083	„
Javanischer Thee	1,408	„	365,975	„
Tabak	474,150	℔.	710,850	℔.
Gummi elasticum	117	P.	155	P.

Im Jahre 1843 betrug der Werth der Ausfuhr 60,348,872 fl. und der der Einfuhr 32,370,987 fl., so daß die erstere einen Ueberschuß von 28 Millionen Gulden ergab.

Im Jahre 1844 stieg die Ausfuhr auf 71,963,708 fl. und die Einfuhr auf 36,479,663 fl., so daß die erstere die letztere um 35½ Millionen Gulden übertraf.

(Fortsetzung folgt.)



Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 24. Juni.

Nro. 125. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Coup-d'oeil général sur les possessions Nèerlandaises dans l'Inde Archipélagique.

(Fortsetzung.)

Auf Rechnung von Privaten machte von jenen Summen die Ausfuhr im Jahre 1843 den Betrag von 26,714,413 fl. und die Einfuhr 22,821,861 fl. aus; im folgenden Jahre betrug erstere 27,617,506 und letztere 23,342,343 fl. Der Rest ging auf Rechnung der Regierung. Nachstehende Tabelle giebt eine Uebersicht der einzelnen Artikel, die in den Jahren 1843 und 1844 auf Rechnung von Privaten ausgeführt wurden:

		1843	1844	Werth 1843 fl.	1844 fl.
Arak	Tonnen	6,562	6,271	328,129	250,986
Koschenille		17,812	31,773	61,629	95,319
Häute		152,310		304,573	314,202
Indigo	℔.	136,135	199,931	408,405	599,793
Kaffe	P.	169,659	214,025	3,393,180	4,708,500
Pfeffer	„	17,356	9,741	312,408	135,856
Rottang	„	73,535	73,152	514,745	585,220
Reis	„	1,108,774	683,088	6,098,257	4,781,616
Zucker	„	314,925	281,053	4,094,025	3,934,742
Tabak	Kod.	4,739	5,525	1,824,514	2,099,517
Zinn	P.	27,580	5,988	1,379,000	299,400
Gewebe und Garn		.	.	2,136,735	836,936
Spezereiwaaren		.	.	102,481	105,330
Trepang		.	.	67,472	279,590
Vogelnester		.	.	1,272,568	1,830,571
Verschiedene Artikel		.	.	3,582,675	5,671,563
Baar Geld in Gold und Silber		.	.	833,599	1,068,293
			Summe	26,714,413	27,617,506

Die Mehrzahl der Aus- und Einfuhr geschieht auf holländischen Schiffen. So z. B. geschah im im Jahr 1842 die Ausfuhr durch 1,515 Schiffe mit 128,005¼ Tonnenlast, wovon unter holländischer Flagge 1,325 Schiffe mit einer Tonnenlast von 105,224¾ segelten. Die Einfuhr hatte statt

durch 1,415 Schiffe mit 127,141¼ Tonnenlast, wovon unter holländischer Flagge 1,225 Schiffe mit 104,726¼ Tonnenlast fuhren.

Die vorgelegten Tabellen geben mit Evidenz den Beweis, daß die landwirthschaftliche Industrie, der Handel und die Schiffahrt in den indischen Besitzungen Hollands seit Einführung des Kulturensystems einen Aufschwung genommen haben, wie er vor dem Jahre 1830 nicht bekannt war. Derselbe kann aber bedeutend höher gebracht werden, da noch ein großer Theil des Landes von diesem Systeme nicht berührt worden ist. Zugleich wird es dem Landbau in diesem Lande niemals an Armen fehlen, indem selbst die privilegirten Kasten sich aus der Kultivirung des Bodens ein Verdienst machen, der Hadhat dem Landwirth einen ansehnlichen Rang in der Gesellschaft einräumt, und die Fürsten und Großen, um sich populär zu machen, oft die Hand zu diesen Feldarbeiten bieten. Der besiegte und entwaffnete, aber vom Despotismus befreyte Javaner hat sich der holländischen Regierung unterworfen, mehr in Folge der guten, billigen und gerechten Behandlung als des Schreckens, den ihm ihre Macht einflößt. Er ist nicht mehr zu fürchten und der sonst so indolente Javaner fängt an, aus seiner Apathie zu erwachen, weil er sieht, daß die Arbeitsamkeit ihm nunmehr eine Quelle des Wohlstandes wird.

III. Kapitel. Bevölkerung, Sitten und Gewohnheiten. Als die Europäer Java entdeckten, hatte die javanische Nation schon den Kulminationspunkt ihrer Größe überschritten und fing an in Verfall zu gerathen. Da mehrere Jahrhunderte seit dieser Entdeckung verflossen sind, so ist es nicht zu verwundern, daß man heut zu Tage nicht mehr angeben kann, welcher von den beyden Zweigen der alten Einwohner dieser Insel als Stamm der javanischen Nation anzusehen ist, ob dieß die eigentlich sogenannten Javaner sind, welche die Bevölkerung des östlichen Theils ausmachen, oder ob es die Sundanesen der westlichen Provinzen sind. Es ist gewiß, daß zwischen diesen beyden Zweigen derselben Nation charakteristische Differenzen sich finden in den äußern Formen und der Physiognomie, in den Sitten und Gebräuchen, in der

Sprache oder vielmehr in dem Idiom, dessen sie sich bedienen, selbst in der Art der Bekleidung.

Es wäre interessant, wenn uns der Verfasser bey dieser Gelegenheit eine vollständige Auseinandersetzung der körperlichen Verschiedenheiten zwischen Sundanesen, Javanern und Malayen hätte geben können. So aber erklärt er sich außer Stande, dieß bezüglich der beyden ersteren thun zu können, und vermag es nur (S. 288) hinsichtlich der Sundanesen und Malayen, nach den Angaben, welche Bleeken in der Tijdschrift voor Neêrlands Indië niedergelegt hat und die wir hier in der Hauptsache mittheilen wollen.

Die Hauptverschiedenheit zwischen den Sundanesen und Malayen besteht in der Form des Schädels und Gesichtes. Bey dem Malayen weicht der Schädel nach hinten zurück, so daß das Hinterhaupt einen großen Raum hinter der senkrechten Linie, die man von der Gehöröffnung zum Scheitel zieht, einnimmt. Beym Sundanesen ist die Stirne mehr senkrecht, das Hinterhaupt minder entwickelt und der Schädel höher. — Der Malaye hat eine gewölbte, gegen die Schläfe abgerundete und hinterwärts geneigte Stirne. Die Abgränzungslinie der Kopfhaare liegt hoch über den Augenbrauenbögen. Der Sundanese hat eine minder breite, mehr senkrechte und an den Schläfen weniger gerundete Stirne: das Profil hat eine größere Aehnlichkeit mit dem des Europäers, aber die Abgränzungslinie der Kopfhaare liegt näher an den Augenbrauenbögen.

Die Augenbrauen, die bey den Malayen gebogen sind, bilden bey dem Sundanesen fast eine gerade Linie, und als mehr horizontal, selbst etwas von der Wurzel der Nasenbeine an gegen die Schläfe zu geneigt, erinnert ihre Form an die der Augenbrauenbögen der Chinesen. — Die Augen, bey den Malayen groß und offen, sind bey den Sundanesen mehr unter die Stirnlinie eingeschoben, während die Augenliedöffnung mehr der schiefen Linie der Augenbrauen folgt. — Die Backenknochen der Sundanesen sind vorspringender und die Jochbögen breiter als bey den Malayen. Die Mundöffnung ist nicht so groß, die Lippen sind dicker und die Nase platter als bey den Javanern und Malayen. Im Ganzen sind alle andern Formen bey den Sundanesen mas-

siver, ihre Gestalt schlanker und ihre Muskeln besser entwickelt als bey den Malayen. Die Hautfarbe bietet sowohl bey den Javanern als den Sundanesen und Malayen alle Nüancen zwischen Braun und Goldgelb dar.

Ein so fruchtbares Land wie Java mußte nothwendiger Weise Einwanderungen von der Bevölkerung der benachbarten Inseln hervorrufen. Die Vermischung dieser Völker unter einander scheint eine gemischte Bevölkerung veranlaßt zu haben, unter der es gegenwärtig schwer hält, die ursprünglich javanische und sundanesische Rasse zu erkennen. Ein neuer Kultus, gänzlich verschieden von dem, zu welchem sich der Javaner unter der indischen Herrschaft des Modjopahit und unter der sundanesischen Regierung des Padjajaran bekannte, so wie der Mangel geschriebener Annalen bey dieser Nation machen die Untersuchungen über diesen Punkt sehr unsicher. Es ist nur, wie schon erwähnt, gewiß, daß die Sundanesen und Javaner nicht von einer gemeinschaftlichen Wurzel ausgegangen sind; die ersteren haben sich im Westen des Lossarie-Flußes, an den Gränzen der Provinz Cheribon, festgesetzt, während der östliche Theil der Insel von den Javanern, die von indischen Kolonien ausgiengen, eingenommen wurde. Diese letzteren sind die Herrscher eines großen Theils des sundaischen Archipels geworden und haben Java mit Monumenten und Tempeln, dem Buddhadienste geweiht, erfüllt.

Man sieht noch heut zu Tage inmitten dieser Inselbevölkerung von mehr als 8 Millionen 2 besondere Typen repräsentirt, deren Vereinigung mit den andern Inselbewohnern nicht stattgefunden hat. Dieß sind im westlichen Theil die Baduwis, Ueberreste eines mächtigen Stammes, der früherhin von den fanatischen Anhängern des Islams verfolgt wurde und gegenwärtig sich in den Gebirgen von Kendang, in der Residenz Bantam, concentrirt hat. Im östlichen Theil sind es die Tengerer, die einen Gebirgsdistrikt in der Residenz Passeruwan einnehmen und Brama, Wischnu und Siwa anbeten. Wie alle nicht zahlreiche Gesellschaften zeichnen sie sich durch besondere Eigenschaften aus, unter denen die Anhänglichkeit an religiöse Dogmen, die vollkommene Gleichstellung der Einzelnen, die Einfachheit der Sitten, die Redlichkeit und Arbeitslust die Hauptzüge ausmachen. Die Baduwi sind ohne Zweifel Nachkommen der sundanesischen Bevölkerung, die, als von den Mohamedanern der Kultus des Buddha verfolgt wurde, sich hierher in die Gebirge zurückzogen und noch Idole verehren. Man schätzt sie auf 2100 Seelen. Sie sind minder groß als die umwohnenden Javaner, aber kräftiger und rühriger; die Nase ist minder verflacht und die Hautfarbe gelber als bey den Küsten-Javanern. Die Tengerer, 3 bis 4000 Köpfe stark, sind vom indischen Reiche des Modjopahit ausgegangen und haben sich wahrscheinlich nach dem Sturz des Brahmanismus durch den Buddhaismus in ihre jetzigen Schlupfwinkel zurückgezogen.

Der Islam wurde im Jahre 1374 durch zwey arabische Scheiks nach Java gebracht, deren Nachkommen ihren Glauben mit dem Schwerte über die ganze Insel verbreiteten.

Die reine javanische Sprache ist allmählig durch ihre Vermischung mit der der eingewanderten Völker verändert worden. Man unterscheidet im Javanischen zwey Idiome derselben Sprache: das Ngoko und das Krowo. Das erstere ist der Dialekt, dessen sich der Obere gegen die untere Klasse bedient; es ist das Patois oder die Volkssprache. Das andere ist die Sprache der Unterwürfigkeit und des Respekts; der Untere bedient sich desselben gegen den Obern; es ist der Dialekt der Auszeichnung und der Höflichkeit, den man im Verkehr mit vornehmen Personen nicht missen kann. Der Javaner, wie auch sein Stand oder Rang seyn möge, wird niemals ein Wort aus dem Ngoko-Dialekte anwenden, wenn er mit seinem Vorgesetzten oder einer Person, die älter als er, redet, während man es lächerlich findet, sich des Krowo gegen seine Untergebenen oder Kinder zu bedienen. In den westlichen Theilen macht das Volk häufig vom Sunda-Dialekte Gebrauch; aber die malayische Sprache ersetzt mehr oder weniger alle diese Idiome, zumal in den Residenzen des Innern, wo das Volk niemals in Berührung kommt mit den Malayen vom Küstensaume der benachbarten Inseln.

Außer Javanesen und Europäern ist die Insel von Tausenden von Chinesen bewohnt, die im ganzen Archipel verbreitet sind und daselbst die Zu-

den ersetzen. Den Javanern und Malayen an Kraft, Rührigkeit und Geschicklichkeit überlegen, dabey mäßig, haushälterisch, meist des Lesens und Schreibens kundig und leicht fremde Sprachen erlernend, sind sie in allen Unternehmungen betheiligt. Als Handelsconcurrenten treten neben ihnen die Araber auf, die aber ebenfalls häufig geistlichen Funktionen sich widmen. Man findet sie überall im Archipel, aber in kleiner Anzahl; Java, Sumatra und Borneo sind die Inseln, wohin sie sich machen, besonders nach der letztern, wo die Fürsten, mit wenig Ausnahmen, Nachkömmlinge der Araber sind. Sie sind ihres guten Benehmens wegen geachtet.

Die Anzahl der Sklaven nimmt von Jahr zu Jahr ab. Nach der Kopfsteuer kann man annehmen, daß im ganzen indischen Archipel ihre Zahl sich belief

im Jahr	1820	auf 20,300
„ „	1830	„ 17,070
„ „	1838	„ 11,563
„ „	1840	„ 10,375
„ „	1841	„ 9,970

Ungerechnet die Kinder unter acht Jahren, die in der Kopfsteuer nicht eingerechnet sind. In den Besitzungen der javanischen Fürsten von Surakarta und Djokjokarta ist die Sklaverey zu keiner Zeit bekannt gewesen.

IV. Kapitel. Anblick des Landes; Pflanzen-, Mineral- und Thierreich. Der Verf. begnügt sich in diesem Kapitel mit einem kurzen Ueberblick über die physikalischen Verhältnisse von Java. Bekanntlich ist Java von hohen Gebirgen durchzogen, deren höchste Gipfel sich selbst manchmal mit Eis bedeckt finden. Die Vegetation ist eine der reichsten und prächtigsten in der Welt und nach den Höhegraden von einer großen Mannigfaltigkeit. Der Boden ist allenthalben von höchster Fruchtbarkeit und mit natürlicher und künstlicher Bewässerung gut versehen. Nach allen Hauptrichtungen ist die Insel mit einem Netze schöner und gut unterhaltener Straßen bedeckt; die Hauptstraße durchschneidet Java, nach seiner ganzen Länge, indem sie von Anjer ausgeht und in Surabaya endigt. Man setzt über Sümpfe und die Ketten von Basaltgebirgen, über welche sie läuft, vermittelst einer gut organisirten Pferdepost; in schwierigen Lokalitäten werden die Pferde durch Büffel unterstützt oder ersetzt.

Ueber den Einfluß des Klimas auf das Befinden der Europäer äußert sich der Verf. anders, als die gewöhnliche Meinung sich hierüber festgesetzt hat. „Ehemals,“ sagt er, „gefiel man sich, über dieses schöne Land übertriebene Berichte über die Ungesundheit des Klimas zu verbreiten, so wie über die frühzeitige Sterblichkeit der dort sich aufhaltenden Europäer; diese Sagen sind durch die Erfahrung widerlegt. Mit Ausnahme einer kleinen Anzahl sumpfiger Distrikte an der Nordküste und einiger Theile gegen den Süden ist das Klima von Java gesund; die hochgelegenen Bezirke sind selbst von einer in diesen Regionen merkwürdigen Salubrität.“

Die Temperatur erhält sich in den Ebenen zwischen 85 und 94° Fahrenheit, und während der Nacht zwischen 73 bis 80°. Bey 6000 Fuß über dem Meere fällt das Thermometer auf 60°.

Wir fügen diesem Kapitel nur noch einige Bemerkungen über die Fauna bey. Obwohl Java in der Nähe von Sumatra und Borneo liegt, so hat es doch weder Orang-Utans noch Elephanten im wilden Zustande aufzuweisen. Der Verf. meint (S. 328) nach Skeleten vom sumatranischen Elephanten, der in dem Lande der Lampongs an der Südspitze, so wie in den gebirgigen Gegenden der Residenzen Padang und Palembang in großer Anzahl vorhanden ist, daß derselbe vom indischen Elephanten sich eben so gut unterscheide, als der letztere vom afrikanischen, so daß er als dritte Art dieser Gattung zu betrachten sey. Unter den Vögeln zeichnet sich der herrliche Pfau aus, der vom indischen ganz verschieden ist. Die kleinen Wachtelhühner (Turnix pugnax und pugar), so wie die chinesische Wachtel (Coturnix chinensis) benützt der Javaner nebst den Hähnen zu Wettkämpfen, bey denen er oft große Summen auf's Spiel setzt. Das Meer liefert vortreffliche Fische und Krebse zum Essen. Die Insekten sind überaus zahlreich, doch giebt es keine große Anzahl Arten, die sich durch Farbenpracht oder Seltsamkeit der Formen auszeichnen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Juni.

Nro. 126. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Der Geschichtsfreund. Mittheilungen des historischen Vereins der fünf Orte Lucern, Uri, Schwytz, Unterwalden und Zug. Zweyte, dritte und vierte Lieferung, Einsiedeln 1844 bis 1846. 8.

Wir haben in diesen Blättern, Jahrg. 1844 Nr. 11 und 12, die erste Lieferung dieser Mittheilungen besprochen, und hoffen den Geschichtsfreunden aller Orte einen Dienst zu erweisen, wenn wir auch von Dem, was der der fünf Orte seitdem gebracht hat, einige Nachricht geben.

Den Grundstock bilden die von Lieferung zu Lieferung mitgetheilten Urkunden. Ihr Abdruck ist um so dankenswerther, als viele derselben nicht eben in ständigen Archiven, sondern in der Hand von Privatpersonen liegen. Erleichtert wird ihre Benutzung durch ein jedem Bande angehängtes nach der Zeitfolge geordnetes und den wesentlichen Inhalt derselben angebendes Verzeichniß von dem Lucerner Archivar Joseph Schneller.

Die in der zweyten Lieferung, die mit der ersten den I. Band ausmacht, gesammelten Urkunden zur Begründung der rechtlichen „Verhältnisse Lucerns bis zum Ausgang der Murbachischen Herrschaft" sind von A. Ph. von Segesser in einen rechtshistorischen Versuch betitelt „Lucern unter Murbach" verarbeitet.

Nach ihm knüpft sie die urkundliche Geschichte dieser Stadt in ihren ersten Anfängen an ein kleines zwischen den Jahren 685 und 768 hier gestiftetes Benediktinerkloster, monasterium Luciaria, das durch Pipin, Karls des Großen Vater, der bedeutendern Abtey desselben Ordens am Murbach (Muorbach) im obern Elsaß vergabt wurde. Von dieser ward es im Jahre 1291 kaufsweise an Oesterreich überlassen, als bereits der zum Klösterlein gehörige Hof zu einem Städtchen [oppidum] *) erwachsen war. Lucern mit seinen Umgebungen machte einen Theil des damals weiter umschriebenen Argäus aus, der, früher unter den Sprengel des Bisthums Windisch fallend, zum altburgundischen und zu dem nachherigen arelatischen Reiche gehört zu haben scheint. Von der ehemaligen Herrin Lucerns, der reichen Abtey Murbach und ihren Gebäuden (eine Ansicht, die diese noch zur Zeit der Aufhebung 1764 darboten, findet sich auf einem der beygegebenen Steindrücke) sind heute nur noch wenige Reste zu sehen. Ihre Bücher und Urkunden sind wohl größtentheils in Paris oder Colmar untergebracht.

Wir finden in diesen Heften ferners Urkunden der Nonnenklöster Rathhausen und Frauenthal, den

---

*) Die in den ältesten deutschen hier vorkommenden Urkunden immer nach von oder ze erscheinende Form Lucerron oder Lucerren wird wohl als Dativ von jenem ursprünglichen Luciaria zu nehmen seyn. Allmählich ist, wie bey unzähligen andern Ortsnamen, der Dativ auch als Nominativ gebraucht worden, der sich leicht in das nahe liegende einen Sinn gewährende lucerna hinüber spielen konnte.

Schluß des Liber Heremi, dieser Einsiedel'schen Quelle für Tschudi, den der beurkundeten Geschichte des Reichszolles zu Fluelen, alte Öffnungen (Weisthümer), Auszüge aus Urbarien, Raths- und Kirchenbüchern über Jahrtage und Schankungen, Regesten des Archivs zu Sursee u. s. w. Unter den vermischten Urkunden kommt, weil in einem schweizerischen Archiv aufbewahrt, III. 247, auch eine im J. 1330 zu Eßlingen van Ludwig dem Bayern zu Gunsten des Cistercienserklosters Otterberg in der Pfalz ausgestellte vor.

Wenn unter den Namen, die in Necrologien des Klosters Einsiedeln aus dem XII. XIII. Jhrh. erscheinen, Lupoldus comes et marchio in orientali Baioaria wahrscheinlich als der im J. 911 an der Fischa gefallene Liutpolt, der vermuthliche Ahnherr des bayerischen Königshauses, zu nehmen ist, so bleiben andere, die, I. 417. 420. 422, ohne alle nähere Angabe aufgeführt sind, ziemlich im Dunkeln, nämlich: ein Comes Fridericus de Bavaria, ein Comes Uolricus de Bavaria et Richkarta uxor eius, ein Comes Adalbero de Bavaria et frater eius Eppo, ein Comes Ettich de Baioaria et Uuilla uxor eius.

Aus achtungswürdigen Rücksichten, die in der hier nochmals zu berührenden Vorrede zum zweyten Bande ausgesprochen sind, haben sich die Herausgeber in der Regel jenseits des Zeitpunktes der Reformationskämpfe gehalten, und von dem Vielen, was diesseits fällt, nur sehr Unverfängliches gegeben, darunter z. B. den Bericht eines Augenzeugen über das Erdbeben zu Lucern am 18. September 1601, die Beyträge zur Geschichte des Einfalls der Schweden unter Gustav Horn in die Schweiz 1633, aus lauter darauf bezüglichen Actenstücken bestehend.

So haben die Herausgeber, während sie die vorsorglichen Aufzeichnungen ihrer Vorfahren über Mein und Dein an Haus und Hof, Feld und Geld, den gewöhnlichen Inhalt alter Urkunden, vorzugsweise im Auge behielten, billig auch solchen Ueberlieferungen Rechnung getragen, die darüber, was die Menschen selber betrifft und was und warum und wie sie es gethan oder erlitten, eben so unmittelbare Auskunft gewähren. Dahin gehören Bruchstücke und Auszüge aus ältern zum Theil noch ungedruckten Chroniken z. B. der des Johannes von Winterthur von 1348, des Lucerner Stadtschreibers Ludwig Feer von 1499, der Bericht über den Brand des Klosters Sanct-Urban 1513, und Anderes.

Als Beytrag zur Geschichte des Kreuzzuges gegen die Mongolen, die im XIII. Jahrhundert die Westwelt zu überschwemmen drohten, sind (I. 351 — 357) drey Ausschreiben des Bischofs Heinrich von Constanz aus dem Jahre 1243 mitgetheilt, merkwürdig durch die kirchlichen Begünstigungen, die jedermann, selbst einem Excommunicirten, in Aussicht gestellt wurden, wenn er persönlich oder durch Beyträge an dem Zuge gegen die scheußlichen Heiden Antheil nähme. Kurze Zeit nachher, nämlich im Jahre 1248 wird (I. 376 — 378) im Namen des päbstlichen Legaten Card. Petrus die oberdeutsche christliche Welt mit dem Versprechen derselben geistlichen Gnaden zu einem Zuge aufgefordert gegen einen Deutschen und Christen, Kaiser Friedrich II.

Zu den in der Zeitschrift Bragur (Band IV. 55. V. 182. VII. 270) gegebenen Andeutungen, daß schon im XVI. Jahrhundert, also lange vor Guillotin ein dem nach ihm benannten ähnliches Enthauptungswerkzeug im Gebrauche gewesen, werden (II. 214 — 215) zwey in Lucern befindliche bildliche Darstellungen aus jenem Jahrhundert nachgewiesen.

Wie der Freund der Rechts- und Sittenhistorie, wird auch der der Sprachgeschichte nicht leer ausgehen. Sehr viele der Aufzeichnungen sind deutsch. Diese zeigen, gegen die clericalen meist geziertern lateinischen gehalten, in der Regel eine viel einfachere, dem heutigen Leser mitunter etwas naiv vorkommende Fassung.

So schließt eine der „Abredungen" zwischen Kirchgenossen und ihrem Priester (I. 383) mit dem ganz arglos gemeinten Artikel: „Item auch sollend die kilchgenossen dem priester geliger geben. wil er dann ein junckfrowen han, die sol er selber legen."

Auffallend ist der, wie es scheint, dem alemannischen Dialekt eigene Ausdruck scopoza, schopoza, schuopoze, schuposse für ein gewisses Maß von Grundbesitz.

Man hat, da später auch die entstellten Formen Schuppes, Schuppes-gut, Schuppes-lehen vorkommen, Begriff und Wort für identisch erklärt mit dem bekannten Schupf-lehen (feudum mobile). Indessen scheint sich das alte Wort weniger auf das Maß des Besitz-Rechtes als auf das des besessenen Gegenstandes selbst zu beziehen. Andrerseits läßt sich grammatisch das alte uo, das sich mitunter in der ersten Silbe zeigt, nicht mit dem kurzen u in schupfen vereinbaren. Wäre, was in älterer Schreibweise nicht ohne Beyspiel, nur mißbräuchlich ein ursprüngliches ô (ou) mit ô (uo) verwechselt, so könnte allenfalls an ein noch anderwärts lebendes Schäub bößzen (scôp-pôzan), somit, freylich etwas figürlich, an das Erträgniß solch eines Besitzes für die Dreschtenne gedacht werden. Vielleicht aber ist das Wort überhaupt nicht aus deutscher Wurzel gewachsen.

Das seltsame bislich, das (I. 164. 166. 169) in einer Lucerner Heberolle v. 1293 über Getreidegülten viermal vorkommt (I bislichs, bisligs, biselichs Vierteil) scheint schriftlich verkürzt oder überhaupt entstellt aus bi-sleht, das in Grieshabers altd. Predigten (II. 16), in Bezug auf Wassergefäße, ganz oder eben (sleht) voll bedeutet. Ein bislecht vierteil konnte als gestrichenes Maß von dem gehäuften (gegupften) als der Regel eine Ausnahme seyn.

(Schluß folgt.)

Coup-d'oeil général sur les possessions Nèerlandaises dans l'Inde Archipélagique.

(Schluß.)

V. Kapitel. Inseln, die der geographischen Gruppe von Java angehörig sind. Unter mehreren kleineren Inseln sind es besonders die drey größern: Madura, Bali und Lombok, die hier der Verf. in Betrachtung zieht.

Madura, nur durch eine Meerenge von $1\frac{1}{2}$ Meilen Breite von Java getrennt, ist gleichwohl sehr von letzterer Insel verschieden, da sein Boden steril ist. Die Bevölkerung ist für die Größe der Insel gering, da sie nur auf 300,000 Seelen geschätzt wird. Sie wird von drey Sultanen regiert, die ganz unter der Botmäßigkeit der holländischen Regierung stehen und verpflichtet sind der letzteren erforderlichen Falls Hülfstruppen zu stellen. Die Maduresen sind vortreffliche Soldaten, die im letzten javanischen Krieg mit großer Auszeichnung fochten und auf die sich die Regierung ganz verlassen kann. Sie werden daher von ihr auch sehr ausgezeichnet und die Sultane nebst ihren Söhnen bekleiden hohe Militärstellen und sind mit holländischen Orden decorirt. Die Maduresen sind Mahomedaner und verlegen sich mehr auf Viehzucht als Ackerbau. Auf Madura, so wie in den Provinzen Cheribon, Bagler und Djokjokarta auf Java wird die ungeheure Menge von Vogelnestern gesammelt, die man mit dem Namen der Salanganennester bezeichnet, obwohl die kleine Segelschwalbe, die diesen Namen trägt, nicht die einzige Art ist, die solche Nester erbaut. Es ist dieß eine sehr gesuchte Eßwaare, die man fast ausschließlich nach China transportirt und die einen beträchtlichen Gewinn abwirft für die, so im Besitz dieser sterilen Bezirke sind. Zwey Arten sehr kleiner Segelschwalben, der Cypselus esculentus und fuciphagus, gewähren durch die Eigenthümlichkeit ihrer Arbeit und vermittelst absondernder Organe, womit diese Arten versehen sind, beträchtliche Revenüen, die ohne andere Mühe als die des Abschlagens der Nester in den Höhlen, in welchen diese Vögel nisten, gewonnen werden. Dieses Einsammeln hat zweymal im Jahre statt und ist oft mit großer Gefahr verbunden. Die gesuchteste Qualität ist die, welche man vor dem Eyerlegen erhält; hernach als zweyte Qualität die nach der Brütezeit und dem Ausfliegen der Vögel abgeschlagenen Nester. Unter dieser Qualität unterscheidet man wieder zwey Sorten: die Nester, die von den derselben beraubten Vögeln seit dem ersten Einsammeln in der Eile erbaut wurden, und als geringere Qualität die alten Nester, in welchen die Jungen sich aufgehalten haben. Von der ersten Qualität gilt der Pikol 3000 bis 4000 Piaster, von der zweyten 1400 bis 1500, und von der dritten 800. Man kann annehmen, daß man zu einen Pfunde 50 bis 60 Nester braucht. Das erste Assortiment geht fast ganz nach China,

und ein Theil dient zur Consumtion im Lande. Noch ist zu bemerken, daß Madura die ergiebigsten Salinen im Archipel besitzt; sie sind ein Eigenthum der Regierung.

Bali soll 105 Quadratmeilen groß seyn und eine Bevölkerung von 800,000(?) Seelen haben, doch fehlen zur Zeit noch sichere Angaben über diese von den Europäern wenig besuchte Insel. Man kennt weder die geognostischen Verhältnisse noch die Beschaffenheit der Thier- und Pflanzenwelt; nachdem jedoch ganz neuerdings die holländische Regierung zu Militärexpeditionen sich gezwungen sah, wird es nicht lange mehr dauern, daß der europäische Einfluß zu überwiegender Geltung kommt und daß dann durch wissenschaftliche Bereisungen diese Insel genau bekannt werden wird. In ihrer gebirgigen Beschaffenheit und in der Fruchtbarkeit des Bodens kommt sie mit Java überein. Die Balinesen sind ein kräftiger Menschenschlag und als Sklaven wegen ihrer Anhänglichkeit gesucht; sie bekennen sich zum Brama- oder Siwadienste. Die Insel ist unter acht Fürsten vertheilt, die zwar die holländische Regierung anerkennen, bisher aber sich wenig um sie bekümmert hatten.

Lombok oder Lubok, durch eine Meerenge von Bali getrennt, ist 103 Quadratmeilen groß und seine Bevölkerung wird zu 20,000 Köpfen angeschlagen, über die zwey tributpflichtige Radschas das Regiment führen. Die Insel ist gebirgig und sehr fruchtbar; sie führt eine große Anzahl Büffel-Ochsen und Pferde aus. Die Einwohner sind Mahomedaner und sprechen einen andern Dialekt als die Balinesen; an den Küsten jedoch und in ihren Handelsbeziehungen ersetzt die malayische Sprache den alten Dialekt beyder Völkerschaften. Die holländische Regierung hält daselbst einen Civilbeamten, der indeß blos die Handelsinteressen zu überwachen hat.

Der Verf. bespricht zuletzt die Seeräuberey, die fortwährend noch in diesen Gewässern, trotz aller Wachsamkeit der Holländer, von den malayischen Häuptlingen betrieben oder doch unterstützt wird. Die Piraten der Philippinen, so wie die von Borneo, dem Sulu- und Papuas-Archipel besuchen die westlichen Theile Javas bey Eintritt des Ostmoussons und die östlichen bey dem entgegengesetzten Mousson; die vielen kleinen, oft schwer zugänglichen Eilande geben ihnen bequeme Schlupfwinkel. Erst seitdem die Dampfschiffe in Gang gekommen sind, darf man darauf rechnen, daß es nach und nach gelingen wird, die Seeräuberei, die jetzt noch in Menge selbst den Hauptsitz der holländischen Macht im indischen Archipel umschwärmt, auszurotten oder doch in sehr enge Gränzen einzuschränken. Mit Segelschiffen war bisher gegen die schnellsegelnden Prahen der Malayen wenig auszurichten, zumal bey den hier häufig vorkommenden Windstillen, wo die Segelschiffe den Ruderschiffen der Piraten nicht folgen konnten. Dieser Uebelstand hat sich nun seit Einführung der Dampfschiffe ganz gehoben und in diesen findet demnach die Regierung das wirksamste Mittel, um den Seeräubern mit Erfolg ihr Handwerk immer mehr zu legen. Es ist im Interesse der Humanität zu wünschen, daß ihr dieß bald vollständig gelinge, da die Piraten bey ihren Ueberfällen, wie sie selbst niemals Pardon erlangen, auch niemals Pardon geben. Denn es ist wohl zu bemerken, daß bey den Malayen es nicht blos die Lust nach Beute und Abentheuern ist, die sie zu ihren Raubzügen antreibt, sondern es kommt hiezu noch das Motiv des Fanatismus, das die mahomedanischen Häuptlinge des malayischen Archipels dazu in Bewegung setzt, indem ihnen die arabischen Priester alle Freuden des Himmels für die Niedermetzelung der Ungläubigen versprechen. Es mag dieß eine Mahnung für die Regierung seyn, mehr auf die Gesittung ihrer indischen Bevölkerung hinzuwirken als es bisher geschehen ist, und da den entsittlichenden Tendenzen des Mohamedanismus wie des Heidenthums nur durch die aus dem Christenthume hervorgehende geistige Wiedergeburt von Grund aus entgegen gewirkt und das Uebel in der Wurzel getilgt werden kann, so möge sie demselben Raum gewähren seinen beseligenden Einfluß in immer weiteren Kreisen geltend zu machen. So könnte Holland seiner großen Verpflichtung gegen den indischen Archipel, der das Fundament seines Wohlstandes ausmacht, in der dankenswerthesten Weise nachkommen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 26. Juni.

Nro. 127. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Der Geschichtsfreund. Mittheilungen des historischen Vereins der fünf Orte Lucern, Uri, Schwytz, Unterwalden und Zug.

(Schluß.)

Chuphus, (das III. 88) mit einem Fragezeichen vorkommt, würde sich, wenn eigentlich chaphus (kaph-hus, kapf-hus) zu lesen seyn sollte, als eine Art Belvedere, das vielleicht hypokoristisch, wie das ältere Sprachhus, zu nehmen wäre, erklären lassen. Das ebenfalls von einem Fragezeichen begleitete chontimur (II. 73) ist wohl co-utimur. Ebenda 112. 113 mag zergengen statt zergenzen mißdruckt seyn. Sonst ist auf das richtige Lesen und Wiedergeben Werth gelegt und Fleiß verwendet. Sogar in spätern minder wichtigen urkundlichen Stücken sind die Zeilenausgänge des Originals durch Striche angedeutet, die freylich im Abdrucke das Lesen nicht erleichtern. Ein seltsames Schwanken zwischen fast allen Vocalen in den Endsylben der Wörter gibt sich in Schwytzer Urkunden von 1287. 1324. 1331 (III. 143. 245. 248) kund, wohl ein Beweis, daß der vielleicht weniger geschulte Schreiber das schon damals vorherrschende unbestimmte End-e (ə) bald so, bald anders deuten zu müssen geglaubt habe.

Gerne werden schweizerische wie andere Leser unserm Geschichtsfreunde auch darin beystimmen, daß in seinen Bereich auch das nähere auf Beurkundetes fußende Eingehen auf das Leben von einzelnen Männern gehöre, die sich, wenn auch nicht eben durch Thaten, doch durch Wort und Schrift ein Recht auf das Andenken der Nachkommen erworben haben. In diese zum Theil literarhistorische Rubrik gehören die (II 153—160) abgedruckten Briefe des schweizerischen Geschichtsschreibers Aegidius Tschudi, das was (I. 289—303) über Niclaus von der Flüe, und (I. 304—5. III. 3—53) über Albert von Bonstetten eingerückt ist.

Von dem frommen Bruder Claus *) im Lande Unterwalden ob dem Kernwald wird sowohl im Ab-

*) Mehr als einmal ist, in verschiedener Absicht, dieses Einsiedlers Leben beschrieben worden, so von Lussi, von Weißenbach, von Göldlin und von Businger. Auch über die Schweiz hinaus muß schon früh sein Name gedrungen seyn. So schreibt Matthias von Kemnat Capellan und Geschichtschreiber Friedrichs des Siegreichen von der Pfalz in einem Excurse über Begharte oder Lolharte: Man sagt jetzunt aber von einem in Schwitz, geheissen Bruder Nicklaus, der in vil jaren nit gessen hätt. Ist es also, so muss er ein lebendig Heilig sein oder ein Deuffel, und ist kein mittel.

In einem Briefe v. 1512 an M. Hummelberg von Ravensburg bemerkt der berühmte Augsburger C. Peutinger unter anderm: *Bovilli* (sc. Caroli de Bouelles) illius viri eruditissimi nomen hactenus non audivimus. Epistolam eius mox quam ad Nicolaum Horrium de visione Nicolai Alpini eremitae dedit legimus. Quid sit cogitare potui.



druck als auch in beygefügtem Facsimile ein Brief gegeben, den derselbe, in einem leidigen Streite zwischen der Stadt Constanz und den Eidgenossen als Rathgeber und Vermittler angerufen, an Burgermeister und Rath jener Stadt am 30. Januar 1482, wenn nicht eigenhändig geschrieben, doch mit seinem Siegel bekräftigt hat, einem Siegel, das als Andenken an jenen von allen Parteyen hoch geachteten Mann auch zum Siegel des fünfortischen historischen Vereins ausersehen worden ist.

Ueber Albert von Bonstetten, Decan zu Einsiedeln, geboren um 1445, gestorben zwischen 1509 und 1513, sein Leben und seine Schriften handelt, den dritten Band eröffnend, ein eigener von dem Einsiedlischen Archivar P. Gall Morel in der Versammlung des Vereins im Herbstmonat 1845 zu Schwyz gehaltener Vortrag. Einen Anhang zu demselben bilden, aus einer St. Galler Handschrift entnommen, verschiedene Briefe, die von bedeutenden Männern Italiens und Deutschlands an Bonstetten gerichtet worden. Einer derselben, von einem Marquard vom Stein aus Pavia geschrieben, wo eben auch Grafen von Oettingen studierten, berichtet in heiterer Weise von einem Kriege, der an dieser Universität bey Gelegenheit der Wahl eines Rectors unter den Parteien, einer italischen, spanischen und deutschen, entbrannt war.

Bonstetten gab schon vor Ulrich von Hutten dem damaligen auf ganz Anderes bedachten Adel das Beyspiel, wie man seinem Stande auch durch literäre Bestrebungen Ehre machen könne. Er verfaßte mehrere kleine Werke, die indessen in der Regel nicht durch den Druck sondern blos durch Abschriften, deren manche er selber zu Geschenken besonders an hohe Häupter bestimmte, vervielfältigt wurden. Es ist daher erklärlich, daß sich nur einige derselben erhalten haben, andre aber verloren gegangen sind. Archivar Morel, der sich alle Mühe gegeben, den einen wie den andern auf die Spur zu kommen, führt diese wie jene der Reihe nach auf. Da er am Schlusse ausdrücklich den Wunsch beyfügt, Herr B. Zerleder von Steinegg möchte uns bald mit der schon vor einigen Jahren angekündigten Herausgabe der Bonstettenschen Schriften erfreuen, so dürfen wir glauben, auch von unsrer Seite etwas die Sache Förderndes zu thun, wenn wir von dem, was uns der Art in unserm Bereiche vorgekommen ist, einige Auskunft hier anschließen.

An der Spitze von Bonstettens verloren gegangenen Schriften wird eine „Vita fratris Nicolai Heremitae Underwaldensis" genannt, von welcher Albert selber in der Dedication seiner Beschreibung der Schweiz an Ludwig XI. v. Frankr. Erwähnung thut, und das er einer S. 35 angeführten Notiz v. 1488 zufolge, nicht blos lateinisch sondern auch deutsch ausgegeben zu haben scheint.

Von dieser Vita wird zweifelsohne völlig verschieden seyn das unter dem Titel: Bruder Claus im Laufe des XV. Jahrhunderts wenigstens dreymal gedruckte und mit Holzschnitten ausgestattete Werklein, welches anfängt: Da ich was in meiner ellendung und besuchet die stett der genaden und des ablas, da kam ich und fand ein menschen des namen was bruder Claus. Folgt ein Gespräch zwischen dem Besucher und dem Besuchten über gewisse Glaubensfragen so wie über die sechs Werke der christlichen Barmherzigkeit als die sechs Speichen eines mystischen Rades, welches dem Pilger von Bruder Clausen erklärt wird.

Was das zweyte unter den noch (zu Paris und Wien) im Mſ. vorhandenen Werklein Alberts betrifft, so findet es sich auch in einem Foliohefte v. 31 Bl. der Münchner Bibliothek, das früher dem schon erwähnten Augsburger Dr. Conrad Peutinger gehört hatte.

Während das Pariser Mſ. vom Verf. im J. 1481 dem König Ludwig XI. gewidmet ist, führt das zu München die Ueberschrift: superioris Germaniae confederationis urbium terrarumque situs et hominum morum perbrevis descriptio in favorem illustris et ditissimi Venetiarum dominii conpilata, stimmt also in dieser Hinsicht zu der in Wien liegenden Abschrift. Die Dedication hebt an: Illustri praeexcellentique principi ac potentissimis dominis dominis Johanni Mocenigo Duci nec non togatis incliti Venetiarum dominii Senatoribus gravissimis dominis suis gra-

tiosis Albertus de Bonstetten decanus insignis loci heremitarum etc. . . . und schließt: ex loco heremitarum V. Kldas martias MCCCCLXXVIII. Albert hatte also bey dieser Arbeit, die Johannes Müller wie an sich so auch als das allerälteste Buch von der Schweiz überhaupt merkwürdig nennt, früher jene Republik als den König im Auge. Am Ende des letzten (20.) Capitels steht: Explicit . . . descriptio compilata anno domini milesimo quadringentesimo septuagesimo nono V. Kalendas martias feliciter, wornach jene Jahresangabe am Schlusse der Dedication zu berichtigen seyn wird.

Ob was in der Münchner H.S. dem lateinischen Texte folgt auch in denen zu Wien und Paris enthalten sey, wissen wir nicht, wohl aber, daß dieses auch als schweizerisches Sprachdenkmal Beachtung verdient. Albert hat nämlich die fragliche Beschreibung, nicht blos in lateinischer sondern auch in der deutschen Muttersprache gegeben. Diese Uebersetzung ist betitelt:

Der Obertüttschheit Eidgnoſſchafft ſtett vnd lender gelägenheit vnd darin der Mentſchen ſitten vil kurcze beſchribung zu wolgefallen der durchlüchtigen vnd übermechtigen herſchafft von Venedige geſeczt. Ihr ist vorangestellt eine besondere Widmung an die „hochgeachten fürſichtigen erſamen vnd wyſen burgermeiſter, ſchultheyſſen, lantamman und rät gemeiner Eydgenoſſchafft obertütſchen landen.“

Nachdem Albert darin die Miltikeit gerühmt, mit welcher diese seine Herren auf einem Tag zu Lucern sein lateinisch und gleichfalls auch deutsch verfaßtes Werk über die burgundiſchen ſtritt und händel aufgenommen, klagt er, wie sein gegenwärtiges dictamen und gedicht die Eydgenoſsſchaft berürent allerlei ungünstig Urtheil erfahren habe.

Dies habe ihn um so mehr bestimmt, sein venedgisch gedicht von der latin zum gnouweſten in tüttſch zu transferieren, daſs der Herren jeglicher verſtan vnd begriffen muge ob er (Albert) inen, iro stetten land vnd lüten nit mer ze lob denn zu scheltung und mindrung ihrer sig triumph und titeln geneigt ſye. Unter anderm bemerkt er, wie schwer es sey, in solchen Dingen alles Allen zu Dank zu machen. Zudem, setzt er bey, habent wir die in geistlihem stande leben besunder diſs ungefelle, wie licht vnd wenig wir uns ettwan gebruchent ald tund, das nit glich einem jeglichen zu ſinem mund ſmackt, das uns dann zumal daſſelbe vil witter und höher verkert vnd darzu ſchumpferlicher geredt wurdet dann andern, die dooh ettwan zimlicher und baſs in iro handtierung begriffen mochtent werden.

Er komme auf den Entschluß zurück, den er schon nach Beschreibung der burgundischen Händel gefaßt, kein weltlich composition nümmermer under ſinem tüttel in die feder zu verfaſſen ald (oder) von im ussgan zu lassen. Gegeben ist diese Widmung zu den Einſidlen uff mentag nach dem ſuntag misericordia 1485, während am Ende des deutschen Textes selber jenes Datum gegeben ist, mit welchem der lateinische schließt, nemlich 1479 uff sant Waltburgen tag (25. Febr.). In beyden Texten sind zwischen den Capiteln Räume für Abbildungen leer gelassen, deren das Münchner Exemplar nur noch vier nach der Hand aufgeklebte bewahrt.

Wahrscheinlich war auf die für hohe Personen bestimmten Prachtabschriften eine besondere Sorgfalt verwendet worden.

Während in der Pariser H.S. (nach G. E. v. Haller's Biblioth. I. S. 114) auf die Descriptio Confoederationis ein ohne Zweifel lateinischer Text über Leben und Tod des h. Einsiedlers Meinrad und eine Geschichte des Klosters Einsiedeln folgt, schließt das Münchner Mſ. mit jener Beschreibung der Eidgenoßschaft ab.

Ob Albert, wie er, nach Morel's Vermuthung, die deutsche Herausgabe eines kurzen Lebens v. Sct. Meinhard (Nürnberg durch Hans Maier ohne Jahresangabe 4.) und eine andre lateinische der älteſten Vita Meinradi (bey Furter zu Basel 1496) besorgt haben mag, auch bey einem zu München liegenden xylographischen Unicum über St. Meinhards Leben habe betheiligt seyn können, lassen wir dahin gestellt.

Archivar Morel führt unter den Schriften Alberts als dritte der noch (in Wien und Dresden) im Ms. vorhandenen eine „Historia austriaca ab origine dominationis. usque ad Philippum Austrium Maximiliani I. filium“ an, die der Verf. im J. 1491 dem König Karl VIII. v. Frankr. gewidmet habe. Man darf fragen nicht blos mit Johannes Müller (Gesch. d. Schweiz V. 2—3), ob die Schrift: „de majoribus Maximiliani“ sondern, nach obiger Angabe, auch ob die de majoribus Friderici III., für ganz identisch zu halten sey mit der Historia austriaca.

Wahrscheinlich war wenigstens die eine weiter fortgeführt als die andere.

Unter den Incunabeln der Münchner Biblioth. findet sich ohne Angabe von Ort oder Zeit ein Druckstück von 28 Blättern in 8. betitelt Septem horae canonicae virgineae matris Mariae. Voran steht ein lat. Epigramm an die Leser nebst einer Epistola des bekannten Jacobus Locher Philomusus, welche anfängt; Horas canonicas beatissimae Virginis Mariae novo quodam et non inamabili dictamine prompsit nobilis et devotus pater Albertus de Bonstetten ex Baronum familia editus, quas studiosus quisque juvenis cuius mens et animus sacris contemplationibus divinisque meditationibus est deditus addiscere debet. etc. Der Prologus des Verfassers selbst lautet: Divo Federico Romanorum Imperatori tertio et regnatissimo semper augusto Albertus ex Bonstetten decanus insignis loci heremitarum imperatoriaeque aulae tuae humilis capellanus se dedit atque commendat. Scripsi superiori anno, maxime Caesar, maiorum tuorum res heroicas ac mire volutatas, nunc autem de iis calamum comprimo, illumque in virgineae matris Mariae laudes et septem horas eius canonicas converto, me enim maiestati tuae in nullo nempe opere magis magisque complaciturum iri posse credo etc. Ex Heremo XV. Kal. Augustas a. s. 1493. Folgt ein Holzschnitt: Maria mit dem Kinde, vor ihr kniend ein Betender in klösterlicher Tracht, der, wenn der neben ihm angebrachte Wappenschild, (drey weiße Wecken auf schwarzem Grunde) dieser Familie entspricht, wol für den Dekan Albert selber zu nehmen ist. Dieser ist also, wie das erwähnte Product zeigt, seinem in der Widmung der Beschreibung der Eidgenossenschaft an seine Landsleute eröffneten Entschlusse treu geblieben.

Wir kommen noch einmal zurück auf die der Lieferung für 1845 vorangesetzte Erinnerung der Herausgeber, durch welche sie zu bedenken geben, wie gerade in diesem Jahre über die fünf Orte, zumal den Canton Lucern, wiederholte und anhaltende Erschütterungen gekommen, und einige der thätigsten Forscher durch ihre bürgerlichen Pflichten gänzlich seyen in Anspruch genommen worden. Dennoch und gerade deswegen habe man auch dieses Jahr nicht ohne die regelmäßige Veröffentlichung dürfen vorüber gehen lassen, damit sie Zeugniß ablege von der sowohl fortwährenden, wenn auch verkümmerten als immerhin arglosen Thätigkeit des Vereins, welcher, polemischen oder politischen Tendenzen ferne, nur die Wahrheit, wie sie in den historischen Thatsachen vorliegt, im Auge habe.

Wer konnte je zweifeln, daß es auch in den fünf, wie an andern Orten immer genug klar sehende unbefangene Männer geben werde, sollten sie auch an Einfluß zurückstehen gegen Solche, die, scheu vor einer durch unabweisliche Erkenntnisse erweiterten Weltanschauung, nur durch Festhalten oder Zurückführen der beschränkten einer ältern Zeit ihr und ihrer nicht Leib- aber Geist-Eigenen Glück und Heil zu sichern, und dennoch eine bekannte neuere und fremde Genossenschaft höher stellen zu müssen glauben als der Obertütschheit altehrwürdige gemeine Eidgenoßschaft.

J. A. S.



Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Juni.

Nro. 128. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1847.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

Dr. Fr. X. Dieringer, Der heilige Karl Borromäus und die Kirchenverbesserung seiner Zeit. Köln 1846.

Fr. Raym. Lumbier, Noticia de las sesenta y cinco proposiciones nuevamente condenadas por N. SS. P. Innocencio XI. Lisboa 1683.

F. Caeyro, Opusculum morale de Bulla cruciatae Lusitana et de monitoriis. Eborae 1718.

J. Depoisier, Sur l'instruction publique dans les Etats Sardes. Paris 1846.

Dr. H. Köchly, Zur Gymnasialreform. Leipzig 1846.

Collectanea meteorologica sub auspiciis societatis scientiarum Danicae edita. Fasc. III. continens observationes in Guinea. institutas. Hauniae 1845.

Transactions of the geological Society of London. Vol. VII. p. 1. 2. London 1846.

Transactions of the Linnean society of London. Vol. XIX. p. 2 — 4. London 1845 — 46.

Nieuwe Verhandelingen der eerste klasse van het kon. Nederlandsche Instituut van Wetenschappen, Letterkunde en schoone Kunsten te Amsterdam. Vol. XII. St. 1. 2. Amsterd. 1846.

Proceedings of the zoological society of London. Part 12. 13. Lond. 1845.

— — of the Academy of natural sciences of Philadelphia. Vol. III. Philadelphia 1846.

Précis analytique des travaux de l'académie des sciences, belles lettres et arts de Rouen pendant l'année 1845. Rouen 1845.

Memorie dell' J. R. istituto Lombardo di scienze, lettere ed arti. Vol. II. Milano 1845.

Memoirs of the royal astronomical society. Vol. XV. Lond 1846.

Mémoires de la société royale des sciences, lettres et arts de Nancy. Année 1845. Nancy 1846.

— — de la société royale des sciences de l'agriculture et des arts de Lille. Année 1843. Lille.

List of the Linnean Society of London for 1845. London 1846.

K. Rosenkranz, Reden und Abhandlungen zur Literatur und Philosophie. Th. 3. Die Modificationen der Logik. Leipzig 1846.

Dr. A. Schmitt, Organismus der lateinischen Sprache oder Darstellung der Weltanschauung des römischen Volkes in seinen Sprachformen. Mainz 1846.

Vocabolario dei dialetti della città e diocesi di Como con esempi e riscontri di lingue antiche e moderne di Pietro Monti. Disp. 2. 3. ed ultima. Milano 1846.

Dr. Goldschmidt, Ueber das Plattdeutsche. Oldenburg 1846.

Dr. Lor. Diefenbach, Pragmatische deutsche Sprachlehre. Stuttgart 1847.

B. Roger, Recherches philosophiques sur la langue ouolofe, suivies d'un vocabulaire abrégé français -ouolof. Par. 1829.

Confucius et Mencius. Les quatre livres de philosophie morale et politique de la Chine, traduits du Chinois par Pauthier. Par. 1846.

Biographical notices of persian poets, with critical et explanatory remarks by Sir Gore Ouse-

ley. With a memoir of the author by J. Reynolds. Lond. 1846.

P. Wilhelm von Löwenstein, Ausflug von Lissabon nach Andalusien in den Norden von Marokko im Frühjahr 1845. Dresden 1846.

M. Koch, Reise in Tyrol in landschaftlicher und staatlicher Beziehung. Karlsruhe 1846.

Dr. K. Koch, Wanderungen im Oriente während der Jahre 1843 und 1844. Bd. 1. 2. Weimar 1846.

Kendall, Travels in the northern parts of the united states in the years 1807 and 1808. Vol. 1 — 3. New York 1809.

Rich. Howitt, Impressions of Australia Felix. London 1845.

Will. Rich. Holmes, Sketches on the shores of the Caspian descriptive and pictorial. London 1845.

Ridley H. Herschell, Besuch in meinem Vaterland. A. d. Engl. Basel 1846.

Ed. Combes, Voyage en Egypte, en Nubie dans lés déserts de Bejouda, des Bicharys et sur les cotes de la mer rouge. Vol. 1. 2. Par. 1846.

St. Bellanger, Le Kéroutza. Voyage en Moldo-Valachie. Vol. 1. 2. Par. 1846.

J. Barrow, Voyagés of discovery and research within the arctic regions from 1818 to the present time. Lond. 1846.

Alcide D. D'Orbigny, Voyage dans l'Amérique Méridionale. Livr. 71 — 86. Par. 1846.

Phil. Invernizi, De publicis et criminalibus judiciis Romanorum libri III. Lips. 1846.

Otto Jahn, Die hellenische Kunst. Greifswald 1846.

Le congrès archéologique de France à Trèves 8 et 9 Juin 1846. Trèves 1846.

Domenico Lo Faso Pietrasanta Duca di Serradifalco, Le antichitá della Sicilia. Vol. V. Antichitá di Catana. Palermo 1842.

Monumenti inediti publicati dall' instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1845. Roma.

Dr. E. H. Tölken, Ueber die Darstellung der Vorsehung und der Ewigkeit auf römischen Kaisermünzen. Berlin 1844.

W. Wachsmuth, Das Zeitalter der Revolution. Bd. 2. Leipzig 1846.

P. Giannone, Storia civile del Regno di Napoli. Vol. 4. Milano 1846.

Archivio storico italiano. Disp. XX. Cronache Volterrane. Cronichetta anonima (1362 — 1478). Seconda calamità Volterrana del canonico Giovanni Parelli (1530).

C. de Tocqueville, Histoire philosophique du règne de Louis XV. Vol. 1. 2. Par. 1846.

Capefigue, Diplomatie de la France et de l'Espagne depuis l'avénement de la maison de Bourbon. 1698 — 1846. Par. 1846.

Recherches sur l'origine, l'etymologie et la signification primitive de quelques noms de lieux de Normandie. Traduits du Danois par M. de la Roquette. Par. 1835.

Journal de Guillaume et de Michel Leriche, Avocats du roi à Saint-Maixent, de 1534 à 1586, publié par A. de la Fontenelle de Vaudore. Saint-Maixent 1846.

L. Dubois, Histoire de Lisieux. T. 1. 2. Lisieux 1845.

M. Ang. Cassany-Mazet, Annales de Villeneuve-sur-Lot et de son Arrondissement. Agen 1846.

Ad. Michel, L'ancienne Auvergne et le Velay. Livr. 15 — 27. Moulins 1846.

Lettres autographes de Mad. Roland. Brux. 1846.

A. Gabourd, Histoire de la révolution et de l'empire. Vol. 1. 2. Par. 1846.

Appert, Erinnerungen aus meinen Erlebnissen am Hofe Ludwig Philipp's, aus den Zeiten des Kaiserreichs und der Restauration. Bd. 1 — 3. Berlin 1846.

J. G. A. Wirth, Geschichte der Deutschen. 2. verb. Aufl. Bd. 3. 4. Schluß. Stuttg. 1846.

K. von Spruner und G. Hänle, Tabellen zur Geschichte der deutschen Staaten. Lief. 2. 3. Gotha 1846.

G. W. Leibnitz, Gesammelte Werke, herausg. von G. H. Pertz. I. Folge. Geschichte. Bd. 3. Hannover 1846.

Alex. Weill, La guerre des paysans. Par. 1847.

Chr. Wilhelm Schmidt, Die Grabmäler des Hauses Nassau-Saarbrücken zu St. Arnual, Saarbrücken und Ottweiler. Trier 1846.

Dr. K. G. Neumann, Kurzer Abriß der Geschichte der südwestlichen Staaten Deutschlands. Bd. 1. Trier 1847.

Dr. H. A. Erhard, Regesta historiae Westfaliae. Accedit codex diplomaticus. Bd. 1. von den ältesten geschichtlichen Nachrichten bis zum J. 1125. Münster 1847.

Ch. Fr. Stälin, Wirtembergische Geschichte. Th. 2. Schwaben und Südfranken. Hohenstaufenzeit. 1080 — 1268. Stuttg. 1847.

H. v. Bose, Handbuch der Geographie, Statistik und Topographie des Königreiches Sachsen. Dresden 1847.

A. Schnetzler, Badisches Sagenbuch. Bd. 2. Von der Ortenau bis zur Maingegend. Karlsruhe 1846.

Fr. Tschischka, Geschichte der Stadt Wien. Lief. 10 — 24. Stuttg. 1846.

K. Schönwälder, Geschichtliche Ortsnachrichten von Brieg und seinen Umgebungen. Th. 1. Brieg 1846.

P. L. Schafarik, Namen und Lage der Stadt Wineta, auch Jumin, Julin, Jomsburg. Leipzig 1846.

J. G. L. Kosegarten, Nachrichten von der Entstehung und ersten Beschaffenheit der Stadt Greifswald. Greifswald 1846.

G. Köhler, Der Bund der Sechsstädte der Oberlausitz. Görlitz 1846.

Der Feldzug der Züricher nach der Grafschaft Baden, Belagerung der Grafschaft Baden und deren Uebergabe im Jahre 1712. Baden 1846.

St. Prioux, Histoire de Braine et de ses environs. Paris 1846.

A. Perreau, Recherches sur la ville de Maestricht et sur ses monnaies. Bruxelles 1846.

H. Conscience, Geschichte von Belgien. A. d. Flämischen von O. L. B. Wolff. Leipzig 1847.

Ed. J. Wakefield, Adventures in New-Zealand from 1839 — 1844. Vol. 1. 2. Lond. 1845.

G. Br. Wilkinson, London und dessen günstiger Gesundheitszustand. Berlin 1846.

Ch. Griffith, The present state and prospects of the port Philipp District of New South Wales. Dublin 1845.

Th. H. Braim, A history of New South Wales. Vol. 1. 2. London 1846.

J. O. Balfour, A sketch of New South Wales. London 1845.

J. J. Worsaae, Zur Alterthumskunde des Nordens. Leipzig 1846.

H. Wuttke, Polen und Deutsche. Schkeuditz 1846.

Leynadier et Clausel, Histoire de l'Algérie française. T. 1. 2. Paris 1846.

Shahamat Ali, The Sikhs and Afghans in connexion with India and Persia, immediately before and after the death of Ranjeet Singh. London 1847.

D. Ehrmann, Beyträge zu einer Geschichte der Schulen und der Cultur unter den Juden. Von der Rückkehr aus dem babylonischen Exil bis zum Schluße des Talmuds. Prag 1846.

Dr. B. Reber, Felix Hemmerlin von Zürich. Zürich 1846.

Dr. A. Neander, Ueber das Leben des Jos. Blanco White. Berlin 1846.

J. Horárik, Kampf mit Hierarchie und Kirche in den Jahren 1841 — 1845. Leipzig 1846.

C. M. von Aretin, Wallenstein. München 1845.

J. Carstaires, Letters and Correspondence, ed. by W. Ferrie. Edinb. 1846.

F. Delbrück, Zum Gedächtnisse K. D. Hüllmann's. Berlin 1846.

J. Czynski, Kopernik et ses travaux. Paris 1847.

Dr. Currie, The life of Rob. Burns. Lond. 1846.

Dr. C. F. Unger, Erinnerung an Bessels Leben und Wirken. Danzig 1846.

Bibliothek des literarischen Vereines in Stuttgart. XIV. Urkunden zur Geschichte des Schwäbischen Bundes (1488 — 1533). Th. 1. 1488 — 1506. Stuttg. 1846. XV. Cancioneiro geral. Altportugiesische Liedersammlung des Edlen Garcia de Resende. Bd. 1. Stuttgart 1846.

C. G. J. Jacobi, Mathematische Werke. Bd. 1. Berlin 1846.

Dr. Ch. G. Tröbst, Tafel der Sinus, Tangenten und Secanten mit dem Opus Palatinum verglichen und nach den Differenzen geprüft. Jena 1846.

L'Abbé Moigno, Repertoire d'optique moderne ou analyse complète des travaux modernes relatifs aux phénomènes de la lumière. P. I. Paris 1847.

Chr. Doppler, Drey Abhandlungen aus dem Gebiete der Wellenlehre nebst Anwendungen auf Akustik, Optik und Astronomie. Prag 1846.

O. Ortmann, Die Statik des Sandes mit Anwendungen auf die Baukunst. Th. 1. Leipzig 1847.

F. W. Horn, System des neugermanischen Baustyls. Potsdam 1847.

Dr. K. Dilthey, Die Ludwigssäule als architektonisches Kunstwerk. Darmstadt 1845.

F. Redtenbacher, Theorie und Bau der Wasser-Räder. Mannheim 1846.

Chr. Doppler, Beyträge zur Fixsternenkunde. Prag. 1846.

W. Derblich, Ueber den Werth und die Bedeutung der Himmelskunde und deren Einfluß auf die menschliche Gesellschaft. Breslau 1846.

Dr. J. H. Mädler, Astronomische Briefe. Lief. 3. Mietau 1846.

R. Kysäus, Ueber die Axendrehung der Sonne. Siegen 1846.

G. A. Jahn, Die Central-Sonne, der neue Planet jenseits des Uranus. Leipzig 1846.

Dr. Fr. Petrinna, Neue Theorie des Elektrophors und ein neues Harzkuchen-Elektroskop. Prag 1846.

K. Kreil, Magnetische und meteorologische Beobachtungen in Prag. VI. Jahrgang, vom 1. Jan. bis 31. Decbr. 1845. Prag 1846.

Dr. G. C. Wittstein, Vollst. etymologisch-chemisches Handwörterbuch mit Berücksichtigung der Geschichte und Literatur der Chemie. München 1846.

Dr. Ad. v. Planta-Reichenau, Das Verhalten der wichtigsten Alkaloide gegen Reagentien. Heidelberg 1846.

Dr. G. Karsten, Untersuchungen über das Verhalten der Auflösungen des reinen Kochsalzes in Wasser. Berlin 1846.

A. Schrötter, Die Chemie nach ihrem gegenwärtigen Zustande. Heft 2. 3. Wien 1846.

H. B. Waterkeyn, Kosmos Hieros, d. i. das Werk der Schöpfung nach der Wissenschaft und nach dem Glauben. Grimma 1846.

Verhandelingen over de natuurlijke Geschiedenis der Nederlandsche overzeesche Bezittingen. Aflev. 25. 26. Land- en Volkenkunde. No. 8. 9. Leiden 1846.

Dr. A. B. Reichenbach, Naturgeschichte der den Menschen unmittelbar schädlichen oder ihn doch sehr belästigenden Thiere. Leipzig 1846.

Dr. E. Harleß, Monographie über den Einfluß der Gase auf die Form der Blutkörperchen von Rana temporaria. Erlangen 1846.

Dr. H. C. L. Barkow, Der Winterschlaf nach seinen Erscheinungen im Thierreich dargestellt. Berlin 1846.

Dr. J. J. v. Tschudi, Untersuchungen über die Fauna Peruana. Lief. 9 — 12. St. Gallen 1846.

M. E. Mulsant, Histoire naturelle des coléoptères de France. Sulcicolles - Sécuripalpes. Paris 1846.

Nic. Lund, Conspectus hymenomycetum circa Holmiam crescentium Christianiae 1846.

Dr. L. Rabenhorst, Deutschlands Kryptogamen-Flora. Bd. II. Abth. 2. Algen. Leipzig 1847.

Plantae Preissianae sive enumeratio plantarum quas in Australasia occidentali annis 1838 — 1841 collegit L. Preis. Vol. II. 1. Hamb. 1846.

Dr. H. F. Link, Jahresbericht über die Arbeiten für physiologische Botanik in den Jahren 1844 und 1845. Berlin 1846.

E. R. von Warnsdorff, Einige Bemerkungen über die Granite von Karlsbad. Stuttgart 1846.

Dr. G. Fr. Jäger, Beobachtungen und Untersuchungen über die regelmäßigen Formen der Gebirgsarten. Stuttgart 1846.

Dr. W. Fuchs, Beyträge zur Lehre von den Erzlagerstätten. Wien 1846.

Dr. E. Eichwald, Einige vergleichende Bemerkungen zur Geognosie Scandinaviens und der westlichen Provinzen Rußlands. Moskau 1846.

B. Cotta, Winke über Aufsuchung von Stein- und Braunkohlen. Freiberg 1846.

Fr. A. Quenstedt, Petrefaktenkunde Deutschlands mit besonderer Rücksicht auf Würtemberg. Heft 2. Tübingen 1848.

K. C. v. Leonhard, Taschenbuch für Freunde der Geologie. Jahrg. II. Stuttg. 1846.

Dr. Zeller, Der Wiesenbau im Großherzogthum Hessen. Darmstadt 1846.

Dr. Cl. Petersen, Ueber den Einfluß der Waldungen auf die Witterungsverhältnisse und das Klima. Altona 1846.

Dr. J. G. Krünitz, Oekonomisch-technologische Encyklopädie. Th. 190. Türkei — Turniß. Berlin 1846.

Dr. C. J. B. Karsten, Lehrbuch der Salinenkunde. Th. 1. Ueber das Vorkommen und die Gewinnung des Kochsalzes auf der Oberfläche der Erde. Berlin 1846.

A. Burat, Etudes sur les gites calaminaires et sur l'industrie du zinc en Belgique. Par. 1846.

E. J. Braunsdorf, Abbildung nnd Beschreibung eines Instrumentes zum Markscheiden mit dem Compasse. Freiberg 1846.

J. C. Glaser, Die englische Tarifreform nach ihrer Bedeutung. Leipzig 1846.

Statistische Uebersichten über Waaren-Verkehr und Zoll-Ertrag im deutschen Zollvereine für das Jahr 1845. Abth. 1. Berlin 1846.

Dr. G. Klemm, Allg. Culturgeschichte der Menschheit. Bd. 5. Die Staaten von Anahuac und das alte Aegypten. Leipzig 1847.

P. H. Clias, Callisthénie ou somascétique naturelle appropriée à l'éducation physique des jeunes filles. Besançon 1843.

A. Trendelenburg, Historische Beyträge zur Philosophie. Bd. 1. Geschichte der Kategorienlehre. Berlin 1846.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Juni.

Nro. 129. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Erstes Quartal. Januar — März 1847.

(Schluß.)

Giesebrecht, De litterarum studiis apud Italos, primis medii aevi saeculis. Berol. 1845. — Archivio stor. ital. Append. No. 15.

Targioni-Tozzetti, Opera manoscritta sulla storia delle scienze fisiche in Toscana. — Ebendaselbst.

Helbig, Notice sur les descendants de Pierre Schoeffer, qui exercèrent l'imprimerie à Bois-le-Duc. — Messager des scienc. hist. de Belgique. 1846. Livr. 4.

Van der Meersch, Recherches sur la vie et les travaux de quelques imprimeurs belges, établis à l'étranger pendant les XV et XVI siècles. — V. H. Naarden. VI. P. Leenen. VII. Jean de Tournai. — Ebendaf. — Livr. 1.

Garcin de Tassy, La Rhétorique des nations musulmanes, d'après le traité Persan intitulé: Hadayik Ulbalagat. — Journ. as. 1846. Août—Sept.

Bargès, Note sur une inscription bilingue trouvée à Lella-Maghrnia, dans le courant de l'année 1846. — Journ. as. 1847. Mars.

Fresnel, Réponse à la lettre de M. A. Judas, sur les inscriptions trilingues de Leptis Magna. (Journ. as. 1846. Oct.) — Ebendaf.

Gonçalves, Arte china. Macao, 1829. Diccionario china-portuguez. Mac. 1831—33. Lexicon magnum latino-sinicum. Macao 1841. etc. — Nouv. Rev. encyclop. 1847. T. III. No. 3.

Judas, Etude démonstrative de langue phénicienne et de la langue libyque. Paris, 1847. 4. — Rev. de Philolog. T. II. No. 4.

Raynouard, Lexique roman, ou dictionnaire de la langue des troubadours T. 1—6. Par. 1836 —1844. 4. — Nouv. Rev. encyclop. 1847. T. III. No. 3.

Piccolos, Observations sur l'Anthologie grecque. — Revue de Philologie T. II. No. 4.

Gerlach, Horatiana. — Ebendaf.

Vincent, Note relative à la nouvelle édition du commentaire de Proclus sur le Timée de Platon (par C. E. Chr. Schneider.) — Ebendaselbst.

Ariel, Tiruvalluvar tcharitra. Extrait concernant Aovaé et sa généalogie. — Journ. as. 1847. Janv.

Prospectus d'une édition du Rigvêda, accompagnée du commentaire de Sâganâchârya et d'une traduction par Max. Müller. — Ebendaf.

Des khalifes abbassides Al-Ouâciq, Al-Moutewakkel et Al-Mountasir, trad. par Cherbonneau. — Ebendaf. Févr.

Mirkhond, Histoire des Samanides; texte persan, trad. et accomp. de notes etc. par Defrémery. Par. 1845. — Journ. des Sav. 1847. Mars.

Julien (Stan.), Notices sur les pays et les peuples étrangers, tirées des géographies et des annales chinoises. (Suite.) — Journ. as. 1847. Mars.

Description de l'archipel d'Asie, par Ibn-Bathoutha, traduite de l'arabe par Ed. Dulaurier. (Suite.) — Ebendaf. Févr. et Mars.

Santarem, Liste des principaux mémoires itinéraires, relations de voyages etc. qu'on trouve

dans les six premiers volumes des transactions de l'Institut hist. et géographique du Brésil, intitulé: Revista trimensal. — Bull. de la Soc. de Géogr. 1847. Mars.

Di un frammento inedito di Marco Foscarini intorno ai viaggiatori Veneziani etc. — Arch. stor. ital. Append. No. 16.

Hye, Notice sur les voyages faits en Belgique par des étrangers à différentes époques. — Messag. des scienc. hist. de Belgique. 1847. Livr. I.

Marion, Notes d'un voyage archéologique dans le sudouest de la France. (Saintes, Cognac, Angoulême.) 1. Art. — Bibl. de l'école des chartes T. III. Livr. 3. Janv.—Févr. 1847.

Instruction pour le voyage de Prax dans le Sahara septentrional (redigée par Jomard.) — Bull. de la Soc. de Géogr. 1847. Mars.

Virgilii (P. de'), L'Oriente. Lettere a F. Lattari. Lett. V. — Progresso delle Scienze, Lettere e Arti. 1846. Vol. VIII. Quad. 15.

Spratt and Forbes, Travels in Lycia, Milyas and the Cibyratis, in company with the late Rev. E. T. Daniell. — Dublin Rev. 1847. March.

Brougham (William), The tombs of the De Brougham family, with an account of some remarkable discoveries recently made in their burialplace in the church of Brougham. — Archaeol. Journ. 1847. March.

Carinci, Saggio di relazione dell' archivio della casa dei princi Caetani. — Saggiatore Vol. V. Quad. 6. — Vol. VI. Quad. 1 e 2.

Cauchy, Du duel considéré dans ses origines et dans l'état actuel des moeurs. — Rev. de droit franç. T. IV. Livr. 4.

Du Noyer, On the classification of bronze celts. Archaeolog. Journ. 1847. March.

Minervini, Novelle dilucidazioni sopra un antico chiodo magico presentato al VII congresso italiano dal Prof. Orioli, con la notizia e la illustrazione di altri simili arnési. — Progresso delle Scienze etc. 1846. Vol. VIII. Quad. 15.

Inscription latine découverte à Tenez (Algérie.) — Rev. de Philolog. T. II. No. 4.

Longpérier, Notice sur une inscription inédite trouvée à Sens. — Ebendas.

Ulrichs, Il tempio di Ergane sull' Acropoli d' Atene. — Saggiatore Vol. V. Quad. 6.

Birch (Sam.), On the reading of the coins of Cunobelin. — Archaeol. Journ. 1847. March.

Chaix, (Paul.) Mémoire sur les progrés imprimés à la géographie ancienne par les travaux récents de quelques voyageurs. — Bull. de la Soc. de Géogr. 1847. Janv.

Jolibois, Dissertation sur l'Atlantide. — Ebendas.

Wallon, De l'esclavage aux temps héroïques de la Grèce. — Revue de Philologie etc. T. II. No. 4.

Edicta regum Langobardorum, edita studio Caroli Baudii a Vesme. Aug. Taur. 1846. — Arch. stor. ital. Append. No. 15.

Prescott, Storia del regno di Ferdinando e Isabella, sovrani cattolici di Spagna. Londra. 3 ed. — Ebendas. No. 16.

Salva et Sainz de Baranda, Coleccion de documentos ineditos para la historia de España. T. V—VIII. Madrid. 1844—46. — Nouv. Rev. encyclop. 1847. T. III. No. 3.

Spain and the Spaniards. (1. Quinet, Mes vacances en Espagne. 2. Gatherings from Spain. 3. Hughes, An overland journey to Lisbon.) — Engl. Rev. 1847. March.

Della Torre (Gian Raff.), Congiura di Giulio Cesare Vacchero. — Arch. stor. ital. Append. No. 15.

Tosti, Storia della badia di Montecassino. Vol. 3. Nap. 1842—43. — Arch. stor. ital. Append. No. 15.

Sereno, Commentarii della guerra di Cipro e della lega dè principi cristiani contra il Turco. — Ebendaselbst.

Frammenti di testi arabi per servire alla storia della Sicilia Musulmana tradotti e illustrati da M. Amari. — Ebendas. No. 16.

La Farina, Storia d'Italia. Fir. 1846. Vol. 1. 2. — Ebendaselbst.

Morbio, Storia de' municipj italiani. Vol. VII. Mil. 1846. — Ebendas.

Dei sussidii storici procacciati dalla reale accademia delle scienze di Torino cogli otto volumi della seconda serie de' suoi Atti. — Ebendas.

Corcia, Storia delle due Sicilie. Napoli. 1846. — Progresso delle Scienze etc. 1846. Vol. VIII. Quad. 15.

Serafini, Assedio dell' Aquila per Braccio da Montone. (Contin.) — Ebendas.

Mas-Latrie, Documents sur le commerce maritime du midi de la France, extraits de quelques archives d'Italie. — Bibl. de l'école des chartes. T. III. Livr. 3. Janv.—Févr. 1847.

Lettre sur la bataille de Castillon en Périgord, 19. Juillet 1453. — Bibl. de l'école des chartes. T. III. Livr. 3. Janv.—Févr. 1847.

D'Héricourt (Achmet), Manuel de l'histoire de France. T. 1. 2. Paris, 1844—1846. — Nouv. Rev. encyclop. 1847. T. III. No. 3.

Quicherat, Chronique liégeoise pour les années 1117—1119. — Bibl. de l'école des chartes. T. III. Livr. 3. Janv. — Févr. 1847.

Barthelémy (Anatole), Priviléges de l'église et de la ville de Tréguier. — Ebendas.

Les manuscrits de Philippe Le Geyt, sur la constitution, les lois et les usages de l'île de Jersey. T. I. Jersey 1846. — Nouv. Rev. encyclop. 1847. T. III. No. 3.

Belloguet, (Roget de), Questions Bourguignonnes. Dijon 1846. — Ebendaselbst.

Courcy (Alfred de), Les historiens de la Révolution. — Correspondant T. XVIII. Livr. 7.

Thiers, Histoire du Consulat et de l'Empire. T. 1—6. — Nouv. Rev. encyclop. 1847. T. III. No. 3.

Eglises d'Afsné et de Westrem (Saint-Denis.) — Messager des scienc. hist. de Belgique. 1847. Livr. 1.

Louis XIV. et la Belgique. — Rev. nationale de Belg. T. XVI. Livr. 1. T. XVI. Livr. 2.

Philippe-Auguste et Agnès de Méranie. — Ebendas.

Borgnet, Des corps de métiers et des serments de la ville de Namur, depuis leur origine jusqu' à l'avénement de Philippe le Bon, 1429. — Messag. des scienc. hist. de Belg. 1847. Livr. 1.

Van der Meersch, Esquisses historiques sur la ville d'Audenarde. 1482—1486. — Ebendaselbst.

Joly, Antiquités celto-germaniques et gallo-romaines, trouvées sur le territoire de Renaix et dans les communes environnantes. (5. Art.) — Ebendas. Livr. 4.

Van der Meersch, De l'ancienne abbaye de Saint-Pierre à Gand, et des actes administratifs qui ont précédé sa démolition. — Ebendaselbst.

On the building called the king's house and other architectural remains in the town of Southampton. — Arch. Journ. 1847. March.

Plumptre, Some account of the parish church of Bakewell in Derbyshire, and of the early gravestones and other remains discovered during the recent repairs. — Ebendas.

McCabe, A catholic history of England. Lond. 1847. — Dublin Rev. 1847. March.

French (Nicholas), Historical works. Dublin 1847. — Dublin Rev. 1847. March.

Swedish diplomata. (Diplomatarium Suecan. ed. Liljegren et Hildebrand. Holm. 1829 — 1842. Diplomatarium Dalekarlicum ed. Kröningssvärd.) — Archaeol. Journ. 1847 March.

Mas Latrie, Notice sur la situation actuelle de l'île de Chypre. — Bull. de la Soc. de Géogr. 1847. Févr.

Defrémery, Recherches sur quatre princes d'Hamadan. — Journ. as. 1847. Févr.

The banks of the Bhagirathi. (Rennel's Atlas; Tassins' Bengal Atlas.) — Calcutta Rev. 1846. Dec.

Napier, The conquest of Sindh 1845. Outram. The conquest of Sindh, a commentary. 1846. — Ebendas.

Julien, Notices sur les pays et les peuples étrangers, tirées des géographies et des annales chinoises. (Suite.) — Journ. as. 1846. Août — Sept. 1847 Janv.

Daussy, Sur la configuration de l'île de Ténériffe. (Extrait du journal du voyage de Borda aux Canaries.) — Bull. de Soc. de Géogr. 1847. Févr.

Squier, Observations on the uses of the mounds (or tumuli) of the West, with an attempt of their classification. — Amer. Journ. of sc. and arts. 1847. March.

Pereiro da Silva, Plutarco Brasileiro. Vol. I. Rio de Jan. 1847. — Nouv. Rev. encyclop. 1847. T. III. No. 3.

Necrologie. Francesco Inghirami (da T. Polidori.) Conte Benedetto Giovanelli (da C. Sizzo.) Cav. Luigi Ciampolini. — Arch. stor. ital. Append. No. 15.

Jubinal (Achille), Coras et Boileau. — Bull. du Bibliophile. 1847. Janv.

Santarem, Notice sur la vie et les travaux de M. da Cunha Barbosa. — Bull. de la Soc. de Géogr. 1847. Mars.

De Haerne (D.) Denis Calvaert, peintre flamand. (XVI. S.) — Messag. des scienc. hist. de Belgique 1847. Livr. 1.

Saint-Genois (Jules de), Notice nécrologique sur Jean-François Willems. — Ebendas. Livr. 4.

Burton (J. Hill.) Life and correspondence of David Hume. Edinb. 1846. — Christ. Remembrancer 1847. Jan.

Lushington, The life and services of General Lord Harris. 2 ed. Lond. 1845. — Calcutta Rev. 1846. Dec.

Brougham's men of letters and science — D' Alembert. — Dublin Rev. 1847. March.

Boré, (Léon), Charlemagne, ami des lettres et des écoles. — Rev. de Brux. 1847. T. III. Livr. 1.

Journal inédit de Galland, 1710—1715. — Nouv. Rev. encyclop. 1847. T. III. No. 3.

Roriczer, Rules for constructing a pinnacle. 1486. — Archaeol. Journ. 1847. March.

A guide to the architectural antiquities in the neighbourhood of Oxford, by the Oxford Architectural Society. P. 3. 4. Oxford 1845—46. — Ebendaselbst.

Vitet, Monographie de l'église Notre-Dame de Noyon. Par. 1845. 4. — Journ. des Sav. 1847. Mars.

Biot, Notes complémentaires des articles relatifs au mémoire de M. Le Verrier sur la nouvelle planète. — Ebendaselbst.

Dana, Geological results of the earth's contraction in consequence of cooling. — Amer. Journ. of sc. and arts 1847. March.

Hildreth, Meteorological journal at Marietta, Ohio, for 1846. — Ebendas.

Batchelder, Observations upon the development of electricity in bands of leather. — Ebendas.

Page, (Chas. G.), Revolution of a magnet on its own axis without the use of mercurial conductors and also without visible support. — Ebendas.

Costa, Sull' aeronautica, coll occasione dell' ultimo famoso progetto del signor G. C. presentato alle primarie accademie di Europa. — Progresso delle Scienze etc. 1846. Vol. VIII. Quad. 15.

Dana, On zoöphytes. No. IV. On geographical distribution of zoophytes. — Amer. Journ. of sc. and arts. 1847. March.

Morton, Hybridity in animals, considered in reference to the question of the unity of the human species. Ebendas.

Hiram, Description of a fossil maxillary bone of a Palaeotherium from near White River. — Ebendas.

De l'influence de l'homme sur les animaux mammifères. — Rev. nat. de Belg. T. XVI. Livr. 1. T. XVI. Livr. 2.

Notes on the herbaria, gardens and botanists of Upsal, St. Peterburg etc. etc. gathered from the letters of a distinguished botanist during a continental tour. — Amer. Journ. of sc. and arts 1847. March.

Norton (John Pitkin), On the analysis of the oat. — Ebendaselbst.

Verneuil, Geology of Russia and the Ural mountains. London and Paris 1845. 2 vols. 4. — Ebendas.

Review of the New York geological reports. (Contin.) — Ebendas.

Le Conte, On Coracite, an new ore of Uranium. — Ebendas.

Frémont, Report of the exploring expedition to the Rocky Mountains in the year 1842, and to Oregon and North California in the years 1843—1844. Washington 1845. — Ebendas.

Degousée, Guide du sondeur, ou traité théorique et pratique des sondages. Paris 1847. — Nouv. Rev. encyclop. 1847. T. III. No. 3.

Joguet, Notice sur les origines, l'état primitif et l'état religieux actuel de l'Arabie. (4 art.) — Univ. cath. 1847 Avril.

Champagny, Du projet de loi sur la liberté de l'enseignement. — Corresp. T. XVIII. Livr. 8.

Cousin (Victor) Cours d'histoire de la philosophie moderne. Sér. I. Vol. 1—5. Par. 1846. — Nouv. Rev. encyclop. 1847. T. III. No. 3.

Jean Marie, évêque de Montauban, Lettres sur les conditions d'une controverse amicale entre la philosophie et la religion. — Correspond. T. XVIII. Livr. 7.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey.
Im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

